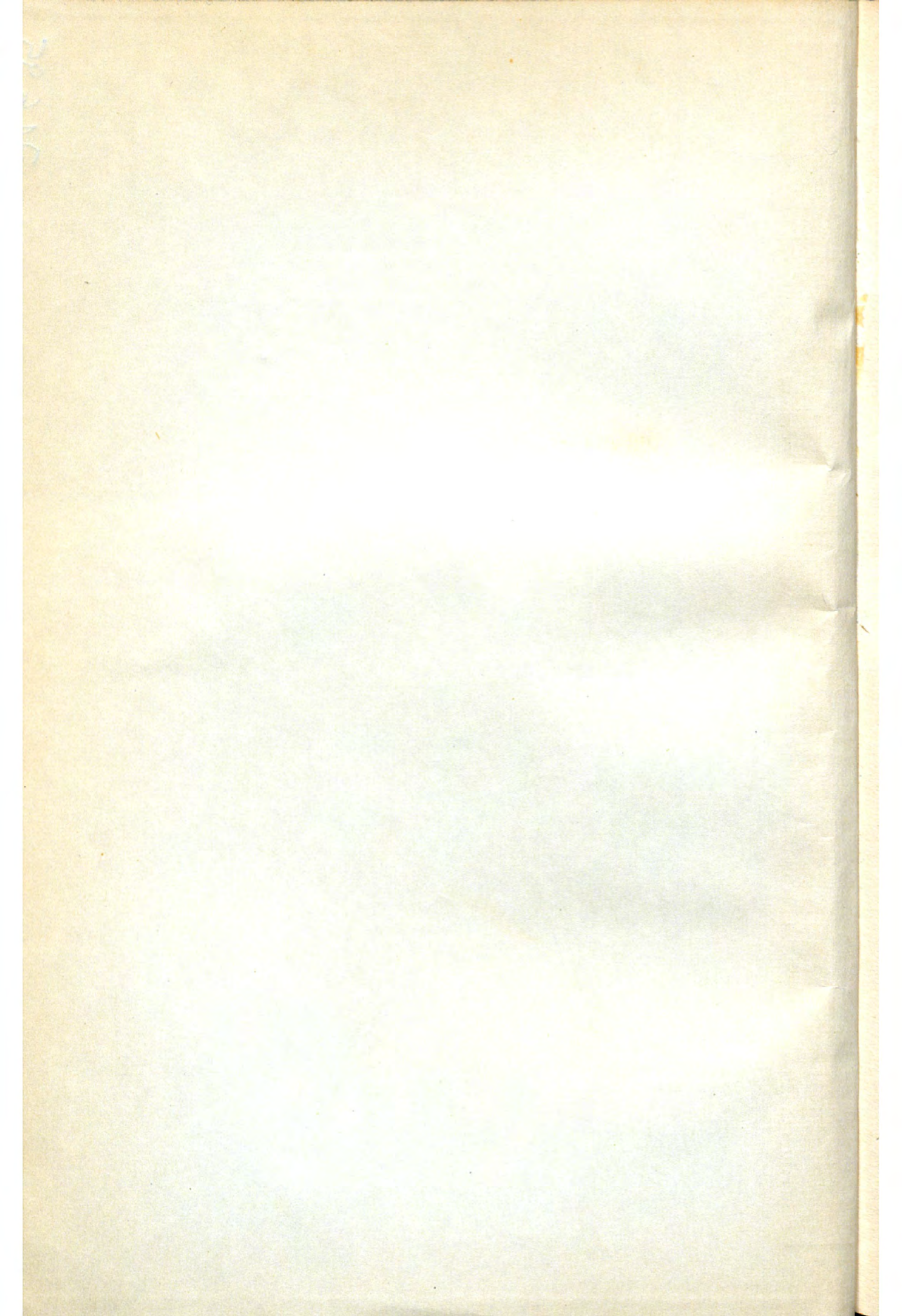
KAPLAN

EINFÜHRUNG IN DIE PSYCHOANALYSE



LEO KAPLAN

GRUNDZÜGE DER PSYCHOANALYSE

2. Aufl. 95

LEO KAPLAN

GRUNDZÜGE DER PSYCHOANALYSE

*

ZWEITE VERBESSERTE UND ERWEITERTE AUFLAGE



1929

MERLIN-VERLAG / BADEN-BADEN



Druck von Mänicke & Jahn A.-G. / Rudolstadt

Vorwort

Als ich das Manuskript der ersten Auflage des vorliegenden Werkes (erschienen Wien, Frantz Deuticke, 1914) schrieb, gab es noch keine systematische Darstellung der Psychoanalyse. Jetzt haben wir Freuds „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse", die ich als am besten geeignet für die erste Bekanntschaft mit der Psychoanalyse halte. Wenn ich mich dennoch entschlossen habe, an eine zweite umgearbeitete Auflage meines Buches heranzutreten, so geschah es aus folgenden Gründen: Die „Verdrängung", die in der Psychoanalyse eine so wichtige Rolle spielt, wurde gewöhnlich als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt, man übersah die Problematik, die in diesem Begriff steckt. In den letzten Jahren hat zwar Freud versucht, das Problem der Verdrängung in Angriff zu nehmen; die von ihm gegebenen Lösungen befriedigen mich aber nicht, in manchen Punkten scheinen sie den Tatsachen Gewalt anzutun.

Meine eigenen Überlegungen führten mich zur Einsicht, daß die Verdrängung nur auf der Grundlage einer dynamischen Auffassung der Seelentätigkeit begriffen werden kann. Außerdem zeigte mir meine Beschäftigung mit dem Problem der Magie, daß viele Momente in der Verdrängung durch die magische Denkweise (die ihrerseits vom „Narzißmus" abzuleiten ist) bedingt sind.

In diesem Sinne habe ich nun meine „Grundzüge der Psychoanalyse" gänzlich umgearbeitet: ich habe die dynamische Seite betont und die Bedeutung des Narzißstisch-Magischen stärker hervorgehoben.

Zürich, im September 1928.

Inhaltsverzeichnis

I. Psychologie und Psychoanalyse

Es ist wichtig zu betonen, daß die Psychoanalyse als Wissenschaft dasselbe will, was die Psychologie im allgemeinen: nämlich die Erforschung der menschlichen Seele. Die zwei verschiedenen Bezeichnungen für die nämliche Sache rechtfertigt sich *nur historisch*. Am Anfang der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hat S. Freud neue Wege zur Erforschung der menschlichen Psyche eingeschlagen, die weit von den ausgetretenen Wegen der Psychologie und Psychiatrie lagen, und die naturgemäß auch zu neuen und vertieften psychologischen Einsichten führten. Die Eigentümlichkeit der Methode und die Neuheit der durch sie gefundenen Tatsachen und Wahrheiten erfordern eine gesonderte Darstellung. Das rechtfertigt den Gebrauch des Ausdrucks *Psychoanalyse* (im Unterschied zur *Psychologie*). In Wahrheit aber kann die Psychoanalyse nur Psychologie geben. Wodurch sich aber Psychoanalyse *als Methode* von anderen Forschungsmethoden unterscheidet, das kann erst durch Vergleichung begriffen werden. Wir wollen darum uns kurz darüber orientieren, wie, auf welchen Wegen, d. h. mit welchen Methoden psychologische Einsichten zu erlangen seien.

Es gibt keinen anderen Weg zur wissenschaftlichen Erkenntnis, zur exakten Erforschung eines bestimmten Gebietes, als *Beobachtung* und *denkende Verarbeitung des Beobachteten*. Vorausgesetzt natürlich, daß die Beobachtungen unter *günstigen Umständen* gemacht und *vorurteilslos* verarbeitet worden sind. Von diesem Standpunkte aus müssen wir auch die psychologischen Methoden beurteilen.

Die fremde Seele scheint der unmittelbaren Beobachtung unzugänglich zu sein. Wir können den fremden Gedankengang nicht unmittelbar wahrnehmen, die Motive des fremden Handelns liegen nicht in unserer unmittelbaren Erfahrung. Man kann nur das eigene Seelenleben beobachtend verfolgen. Darum griff die ältere Psychologie zur Methode der Selbstbeobachtung als zu dem alleinigen Mittel die Seele zu erkennen. Natürlich benutzte man auch damals Aussagen Fremder; aber diese Aussagen waren nur *mitgeteilte Selbstbeobachtungen*.

Bekanntlich war der Ertrag der Selbstbeobachtungsmethode der älteren Psychologie nicht sehr ergiebig und die Resultate ziemlich unsicher. Die neueren Psychologen glaubten darum die Selbstbe-

obachtung verwerfen zu müssen. Die Kritik, die man an ihr übte, besteht im wesentlichen darin: Im Seelenleben gibt es keine festen Gebilde, alles fließt und verändert sich dort fortwährend; man kann infolgedessen kein seelisches Produkt in seiner Erstarrung erfassen, isoliert vor sich hinstellen und es beobachten. Der Beobachter ist der Erlebende selbst, durch seine Selbstbeobachtung beeinflußt er den zu beobachtenden seelischen Prozeß. Es ist somit durch Selbstbeobachtung eine wesentlich neue seelische Situation geschaffen, die sich von derjenigen, die man zu beobachten sich anschickte, unterscheidet[1]).

Diese Kritik hat nicht ganz recht. Bis zu einem gewissen Grade kann sich der Mensch in Beobachter und Erlebenden spalten: man kann sehr gut die Wirkung eines äußeren Reizes an sich beobachten, ohne den Reiz in seiner Auswirkung zu zerstören oder ungünstig zu beeinflussen. Allerdings gelingt das nicht mehr, wo heftigere Affekte in Betracht kommen. Aber in diesem Falle ist es doch noch möglich in der nachträglichen Erinnerung das Erlebnis zur Beobachtung zu bringen[2]).

Eine wirklich schwache Seite der alten Selbstbeobachtung ist ihr nur gelegentlicher, nicht systematischer Charakter. Die Beobachtung steht hier nicht im Dienste eines bestimmten Forschungszieles, ist darum nicht scharf genug, um gewisse Daten, als sozusagen in einer bestimmten gesetzmäßigen Zone liegend, zusammenzufassen[3]).

Dem wollte man abhelfen durch Einführung des Experiments, in derselben Weise, wie es in den Naturwissenschaften, in der Physik und Chemie geschieht. Das Experiment gibt nicht nur die Möglichkeit des systematischen Beobachtens, sondern erlaubt auch gewisse Umstände nach Belieben zu variieren und so den Einfluß einzelner Faktoren zu prüfen. Man ließ auf die Versuchsperson verschiedene Reize einwirken und beobachtete messend ihre Reaktionen. Das subjektive Moment der Selbstbeobachtung war hier ausgeschaltet, Beobachter und Erlebender waren zwei verschiedene Personen.

Die experimentelle Methode mit Ausschließung der Selbstbeobachtung hat aber die Erwartungen nicht reichlich belohnt. Und das ist begreiflich. Denn das der experimentellen Beobachtung zugängliche Gebiet ist im Seelischen ziemlich eng begrenzt und nähert sich beängstigend dem rein Physiologischen. In den psychologischen Laboratorien beobachtete man einen speziell präparierten Laboratoriumsmenschen, der gleichsam keine Affekte, weder Liebe noch Haß hegte, dem Leben interesselos gegenüberstand, eine Art Reflexautomat war. Eine auf diesem Wege gewonnene Psychologie konnte zu wenig über den wirklichen handelnden Menschen Aufschluß geben; von diesem Menschen, der voll Leidenschaft in Mitte des Lebens steht, wußte sie nichts![4])

Eine Ausnahme bildet die Külpesche Schule, in welcher der Versuch gemacht wurde, auf experimenteller Basis wieder der Selbstbeobachtung, als dem eigentlichen Mittel psychologische Erkennt-

nisse zu gewinnen, ihr Recht einzuräumen. Was die Külpesche Schule will, ist Selbstbeobachtung, aber systematische, wohl kontrollierbare. Die Methode, mit der diese Schule arbeitet, ist im wesentlichen die folgende: Man stellt der Versuchsperson eine bestimmte Aufgabe, wie z. B. zu dem Teil das Ganze, oder zu einem gegebenen Wort den über- oder untergeordneten Begriff zu finden, und ähnliches. Dann werden die Reizworte gegeben, die kommenden Reaktionen, sowie die Reaktionszeiten wie üblich registriert. Dann aber, — und das ist das Besondere dieses Verfahrens —, läßt man die Versuchsperson unmittelbar darauf zu Protokoll genau ihre inneren Erlebnisse während der Zeit der Erwartung (der Vorbereitung) und der Reaktion geben. Bei diesem experimentellen Verfahren ist die Selbstbeobachtung nicht ausgeschlossen, sondern im Gegenteil auf diese systematischen Zwecken dienende das Hauptgewicht gelegt. In dieser Weise gelingt es eine wirkliche Psychologie des Denkens aufzustellen, und Einsicht zu bekommen, wie die Urteilsbildung zustande komme, welche verschlungene Wege sie oft wandert[5]).

Auf Einzelheiten können wir hier leider nicht eingehen. Nur ein sehr wichtiges Moment wollen wir herausgreifen. Die Forschungen der obigen Schule haben namentlich gezeigt, daß die Aufgabestellung sehr wichtig ist für den Ablauf der psychischen Prozesse, daß die Aufgabe diesen Ablauf determiniert[6]). Die verfügbare psychische Aktivität wird durch die Aufgabestellung gleichsam auf einen bestimmten Punkt gerichtet. Oder genauer ausgedrückt: Durch die Aufgabeformulierung wird ein seelischer Bezirk gleichsam abgezirkelt und dort (durch die Bereitwilligkeit, der Aufgabe zu entsprechen) seelische Kräfte mobil gemacht. Daraus erklärt sich, wie es dazu kommt, daß die Versuchspersonen meistens im Sinne der Aufgabe reagieren. Wenn z. B. die Aufgabe einen übergeordneten Begriff fordert, so bietet die Versuchsperson ihren angehäuften Schatz von Kenntnissen auf, überschaut gleichsam in der Phantasie alle übergeordneten Beziehungen und wählt das Passende heraus: der durch die Aufgabestellung abgezirkelte Gebiet wird gleichsam abgesucht, wie man z. B. einen bestimmten Raum absucht, um dort eine verlorene Nadel zu finden.

Nun kommt es aber oft vor, daß die Versuchsperson nicht gemäß der Aufgabe reagiert. Es fragt sich, wodurch sich dann diese fehlerhaften Reaktionen erklären? In der Külpeschen Schule scheint man die Erklärung in solchen Fällen darin zu suchen, daß man annimmt, die Aufgabe sei von der Versuchsperson mißverstanden worden: die fehlerhafte Reaktion entspricht in dem Falle dem Sinne der Aufgabe, den die Versuchsperson ihr unterlegt hat, nicht aber dem Sinne, den der Versuchsleiter ihr gegeben haben will.

Damit ist zwar die fehlerhafte Reaktion im Aufgabeexperiment erklärt. Wir können aber mit Recht ferner fragen, wie es komme, daß die Versuchsperson die Aufgabe mißverstanden habe? Denn

das Mißverstehen ist keine selbstverständliche Sache, die keiner weiteren Erklärung bedarf. Insbesondere wenn man bedenkt, daß die meisten Versuchspersonen in der Külpeschen Schule Männer von höchster Bildung waren. Wenn die Aufgabe von X richtig verstanden wurde, warum sollte sie Y, der ebenso gebildet und kenntnisreich ist, mißverstehen? Es liegt auf der Hand, daß das Mißverstehen einer Sache, dort wo das Verstehen als das Normale angenommen werden muß, durch irgendwelche innere Störungen (Hindernisse, Hemmungen) verursacht sein muß. Vielleicht paßt die Aufgabe irgendwie nicht in die seelische Verfassung der Versuchsperson hinein, vielleicht weckt sie in ihrer Seele irgendwelche Affekte, die sie von dem klaren Sinn der Aufgabe ablenken und zu einem anderen Sinn hinlenken? Auf diese Fragen gibt uns die Külpesche Schule leider keine Antwort und läßt uns darüber im ungewissen.

Der Fehler aller bisherigen Psychologie, der Külpeschen nicht ausgenommen, bestand darin, daß sie auf Methoden bedacht war, die nur die Oberfläche der Seele, das Bewußtsein, zu erfassen imstande sind. Die Külpesche Schule kann uns keine Antwort auf die zuletzt aufgeworfene Frage geben, weil die Protokolle der Versuchspersonen nur jene Oberfläche der Seele widerspiegeln. Jene Kräfte aber, die eine fehlerhafte Reaktion determinieren, liegen vermutlich in einer Tiefendimension der Seele!

Das Wesen der psychoanalytischen Methode besteht nun darin, in jene Tiefendimension hineinzudringen. Daß das möglich sei, wollen wir jetzt zeigen.

Ein junges Mädchen, kaum 17 Jahre alt, beklagt sich, daß „dumme Fragen" sie fortwährend belästigen. Z. B., warum gehen Menschen auf der Straße herum? warum gibt es viele verschiedene Sprachen? warum steht gerade hier ein Baum? warum ist die Welt eben so und nicht anders? Und sie gesteht selbst, daß die meisten Fragen dumm seien und keinen Sinn haben; und auch die mehr vernünftigen Fragen, wenn man sie ihr beantworten würde, nur neue Fragen nach sich ziehen würden. Und dieser Zwang, immer zu fragen, ist ihr lästig, quält sie.

Wir sehen, hier ist ein Mensch innerlich gezwungen etwas zu tun, was nach seiner eigenen Auffassung sinnlos ist und was ihm auch ziemlich peinlich ist[7]).

Man wird vielleicht versucht sein, dem betreffenden Menschen den wohlgemeinten Rat zu erteilen, sich zusammenzunehmen und das zu lassen, was nach seiner eigenen Meinung doch dumm sei! Es muß aber einleuchten, daß, wenn das möglich wäre, es nicht zu jenem lästigen Zwang gekommen wäre. Wenn ein Mensch sich vornimmt, etwas nicht zu tun, weil es sinnlos oder häßlich sei, und es dennoch tut, so ist das als eine fehlerhafte Reaktion (analog wie es auch solche im Aufgabeexperiment gibt) zu bewerten. Die Auf-

gabe, nicht Sinnloses zu tun, ist wohlverstanden; woher also die „fehlerhafte“ Reaktion, dies Tun im Konflikt mit der sich selbst gestellten Aufgabe?

Wenn man sich die Sache reiflich überlegt, wird es klar, daß nicht intellektuelle Momente hier das unangenehme sinnlose Tun bestimmen. Also können es nur Momente affektiver Natur sein.

Um der Sache auf die Spur zu kommen, sage ich dem Mädchen (wir wollen es Frl. B. nennen): Alle die Fragen, die Sie gewöhnlich stellen, die sich Ihnen aufdrängen, sind Ihnen gar nicht wichtig, nicht interessant. Wahrscheinlich gibt es eine Frage, die Sie einmal stark beschäftigt hat, die Ihnen wichtig genug war; Sie konnten sich aber nie entschließen, diese Frage direkt zu stellen. Nun meint das Mädchen, sie wüßte nichts von so einer Frage. „Gewiß, das glaube ich Ihnen. Sie wissen es nicht, weil aus irgendeinem Grund, den wir eben zu erforschen haben, diese wichtige Frage vergessen worden ist, vergessen werden mußte. Versuchen Sie nun mir alles zu erzählen, was Ihnen nur durch den Kopf geht, ganz gleich, ob es Ihnen als wichtig oder nicht wichtig scheint, ob es etwas Schönes oder Häßliches sei. Sie müssen jede innere Kritik, die sich gegen Ihre Einfälle oder Erinnerungen richtet, im Keime unterdrücken. Dann hoffe ich, daß wir den Grund Ihrer Zwangsfragen ausfindig machen werden.“

In der nächsten Stunde erfuhr ich dann von ihr, daß schon in der frühen Kindheit sich ihr die Frage aufdrängte, warum die Menschen sterben, woher der Tod komme? Ich lasse sie mir ihre Kindheit schildern. Unter anderem erfuhr ich folgendes: Sie schlief bis zu ihrem vierten Jahre im Schlafzimmer der Eltern; dann schickte man sie in die obere Stube (die über dem Elterngemach lag), wo sie zusammen mit einer älteren Schwester schlafen mußte. In der Nacht erwachte sie öfters mit Angst mit dem Gedanken, vielleicht ist die Mutter da unten gestorben!

Ich erkläre ihr ganz vorsichtig, daß das kleine Kind die Verbannung aus dem Elternzimmer als Unrecht empfunden haben muß, und wollte sich an der Mutter rächen. Denn das kleine Mädchen möchte gerne den Vater für sich allein haben. Die Angst und der Gedanke, die Mutter sei vielleicht gestorben, ist nur der Ausdruck eines uneingestandenen kindlichen Wunsches. Insbesondere ist noch darauf zu achten, daß Kinder den Tod gar nicht so ernst nehmen wie wir Erwachsenen, er bedeute ihnen nur das nicht hiersein, die Abwesenheit.

Ich erkläre ihr ferner, daß das Kind öfters vom Tode spricht und meint damit vielleicht das Leben. Denn wie der Lebende von dannen verschwindet, man weiß nicht wohin, nicht mehr wiederkommt, und das ist der Tod; so kommt er von irgendwo her, man weiß nicht woher, in das Leben. So erscheint möglicherweise dem kindlichen Bewußtsein der Tod als derjenige Ort, wohin die Menschen ver-

schwinden, woher sie aber auch in das Leben hineintreten. Hinter der Frage über den Tod steckt vielleicht die andere Frage: woher kommt das Leben?

Und nun fällt ihr ein, daß zu jener Zeit, als gerade bei den Nachbarn ein Kindlein zur Welt kam, sie die Mutter fragte, woher die Kinder kommen? Die Mutter hat ihr die Storchgeschichte aufgetischt. Die Kleine wollte aber daran nicht glauben, und fragte weiter. Sie wurde darob geschimpft und erhielt die strenge Weisung, so was nicht zu fragen. Sie war gegen die Mutter erbittert, und glaubte überhaupt, man kann von den Erwachsenen nie eine richtige Antwort bekommen. Auch später in der Schule, als der Lehrer Naturkunde vortrug und über die Einrichtungen des menschlichen Körpers sprach, hörte sie ohne Interesse zu und dachte sich: Das ist doch nur oberflächliches Zeug, die Wahrheit bekommt man doch nicht zu hören![8])

Jetzt wird uns klar, woher jener Zwang, alles mögliche zu fragen, kommt. Es steckt dahinter die für das Kind so natürliche und zugleich wichtige Frage: Woher kommt das Leben, woher kommen die Kinder, woher komme ich?[9]) Da man dem Kinde verboten hat, diese wichtige Frage zu stellen, so hat es das Fragen unterdrückt, aber nur scheinbar. Denn in Wirklichkeit läßt sich das stark Affektbetonte, Lebenswichtige nie aus der Seele ausrotten. Durch das Verbot wird nur das Fragen sozusagen zu einem illegalen Dasein verurteilt. Es wird, wie wir sagen, unbewußt, und äußert sich dann nur in Andeutungen, Anspielungen, in allgemeiner vager Art: statt die brennende Frage direkt zu stellen, fragt das Kind über alle möglichen Dinge.

Ich sagte der Analysandin, sie soll das Fragen nicht mehr gewaltsam zu unterdrücken suchen, im Gegenteil sich in dieser Hinsicht die Freiheit nehmen, alles was ihr nur beliebt zu fragen. Denn was ist denn Schlechtes dabei? Einige Tage später erklärte sie dann, daß seitdem sie das Fragen nicht mehr als etwas Verbotenes weiß, sie kein so starkes Bedürfnis mehr zu fragen hat. — Damit war es klar, daß das sinnlose Fragen zugleich auch der Versuch war, die Erwachsenen zu verhöhnen. Durch alle möglichen und unmöglichen Fragen will das Kind die Erwachsenen gewissermaßen in die Enge treiben, ihnen zeigen, daß es Fragen gibt, die sie wirklich nicht imstande sind zu beantworten. — — —

Unsere kleine Analyse, bei aller ihrer Unvollständigkeit, erlaubt uns einige wichtige Folgerungen zu ziehen:

1. Fehlerhafte Reaktionen kommen zustande nicht nur weil eine Aufgabe nicht richtig begriffen wurde; vielmehr wirkt sich in solchem Falle ein positiver Faktor aus: das Nichtwollen gemäß der Aufgabe zu reagieren oder zu handeln. Die bewußte Aufgabe steht in Konflikt mit einer unbewußten Tendenz; aus dem Streit der beiden kontradiktorischen Tendenzen entsteht irgendein Mischgebilde, eine Verstümmelung der Aufgabe gemäßen Reaktion.

2. Die unbewußte Absicht war einmal bewußt. Sie wurde aber unterdrückt oder, wie wir in der Psychoanalyse sagen, verdrängt. Diese Verdrängung, wie noch später zu zeigen sein wird, bewirkt eben das Unbewußtwerden (quasi das Vergessen) eines Stückes aus dem Seelenleben. Das Verdrängte, wie wir sahen, behält aber ihre Aktivität (sie bleibt als eine energiebeladene Tendenz bestehen, die sich entladen will). Das führt dazu, daß der Mensch zu Handlungen gezwungen wird, deren Sinn ihm nicht begreiflich ist.

3. Die Verdrängung ist die Folge einer Kritik (moralischer, ästhetischer, religiöser oder sonstiger Natur), oder, noch präziser ausgedrückt, sie ist die energetische Seite der Kritik. Es ist darum notwendig die Kritik auszuschalten, um das Unbewußte bewußt zu machen. Versetzt man sich in diesen „kritiklosen“ Zustand, tauchen sofort Erinnerungen oder Phantasiebilder auf, die uns einen Fingerzeig geben darüber, was einmal verdrängt wurde. An Hand solcher ungezwungener frei aufsteigender „Einfälle“ sind wir imstande festzustellen, wie eine bestimmte, sonst sinnlos erscheinende Reaktion sinnvoll determiniert sei.

4. In therapeutischer Hinsicht bringt eine solche Aussprache in der Analyse Erleichterung. Denn die verdrängte Tendenz will doch zu ihrem Rechte kommen und drückt einen, wie eine unerfüllte Sehnsucht. Sie führt zu fehlerhaften Reaktionen, zu fehlerhaftem Verhalten im Leben, solange sie sozusagen aus dem Hinterhalt einen überfällt, wo man sich nicht recht in Verteidigungsposition versetzen kann. In unserem Falle ist das Verdrängte außerdem etwas, was nur für das kindliche Bewußtsein noch von Bedeutung ist. Im Lichte des Bewußtseins des Erwachsenen verliert es nun seine frühere Bedeutsamkeit, und kann sich darum nicht mehr schädlich auswirken. So fällt in der Psychoanalyse Erkenntnis mit psychotherapeutischem Erfolg zusammen.

5. Wie kommt es aber, könnte man noch fragen, daß die sich zu analysierende Person, ungeachtet der Verdrängungstendenz, ihre unbewußten Geheimnisse preisgibt? Nun darauf läßt sich, gestützt auf die Ergebnisse der Külpeschen Schule, die Antwort leicht geben. Wir wissen bereits, daß die Aufgabe den Ablauf der seelischen Prozesse determiniert, weil die Stellung der Aufgabe bestimmte seelische Kräfte mobil macht. Wenn jemand beschließt irgendwohin zu gehen, so kann er unterdessen an tausend andere Dinge denken, er kommt doch richtig an sein Ziel.

Frl. B. kam in die Analyse aus eigenem selbständig gefaßten Entschluß. Sie fühlte, daß etwas bei ihr nicht in Ordnung sei, und legte ihre Hoffnung darauf, daß die Psychoanalyse (von der sie eine ungefähre Ahnung hatte) ihr helfen werde. Sie kam also mit einer gewissen Bereitschaft, sich leiten zu lassen, etwas aufzugeben, was ihr Leben ungemütlich machte. Sie hatte sich somit eine Aufgabe gestellt, obgleich nur ganz vager verschwommener Art. Der Analy-

tiker gab nun dieser Aufgabe einen konkreteren Gehalt, indem er ihr erklärte, daß etwas in ihrer Seele fortlebe, woran sie nicht denken will, woran zu denken ihr vielleicht unangenehm oder peinlich sei, was sie aus diesem Grunde von sich weist; dies unbewußt Fortlebende sucht aber, ungeachtet jener Abweisung, sich durchzusetzen, wie ein Strom, dem man das Fortfließen durch Dämme verbaut hat. Um zu erfahren, was jenes unbewußt in der Seele Fortlebende sei, sei es notwendig zuerst die innere Kritik aufzugeben, gleichsam die aufgerichteten Dämme wieder abzubauen. Nimmt die sich zu analysierende Person die so gestellte Aufgabe an, — und das muß sie, will sie sich von ihrem Übel befreien —, so muß es auch gelingen, eine Lösung der seelischen Konflikte zu finden.

Nur muß man sich nicht vorstellen, daß die analytische Arbeit so leicht vor sich geht. Gewöhnlich gibt es da mehrmalige Rückfälle, nach den ersten Aufklärungen sucht der Analysand sich zurückzuziehen, verstärkt seine Widerstände, baut neue Dämme auf. Der Analytiker muß wieder und wieder auf die gestellte Aufgabe, d. h. auf die Erfordernisse der Analyse hinweisen, muß die Widerstände rechtzeitig aufdecken und entlarven. Auf solchem mühsamen Weg, nach langwierigem Hin und Her, kommt man erst zu gefestigten Resultaten.

6. Von diesem Widerstand, der sich im Laufe der Analyse immer unangenehm bemerkbar macht, will ich noch etwas ausführlicher sprechen. Unsere Analysandin erzählte mir bereits in der ersten Sitzung spontan folgenden Traum: „Sie sei zu mir (den sie noch nicht persönlich kannte) gekommen, war munter und fröhlich; ich fand nun, sie sei vollkommen gesund und brauche keine Analyse." — Es ist der erste Versuch, der Analyse anzukneifen: Denn ist man fröhlich und munter, und übrigens der Analytiker selber es findet, man sei vollkommen gesund, so braucht man doch nicht in die Analyse! Wir sehen, wie mit dem Entschluß in die Analyse zu gehen, sofort auch der Widerstand gegen die Analyse einsetzt![10])

Nach einigen Monaten kam eine Zeit, wo die Analyse zu stocken anfing: die Stunde verlief meistens ohne merklichen Gewinn, die Analysandin behauptete, sie fühle sich jetzt sehr wohl und lebensfroh, und meinte, man dürfte vielleicht die Analyse als beendet erklären. Nun war aber die Sache so: Die Zwangsfragen haben sie in Ruhe gelassen, die Menschenscheu, die sie vorher hatte, hat sie nun abgelegt, in der Schule ging es vortrefflich mit ihr, von den letzten Schülerinnen ist sie eine der besten geworden. Mit diesen Resultaten konnte ich zufrieden sein. Aber außer Zwangsfragen bestand von Anfang an bei ihr ein ziemlich starker Hang, sich zu isolieren, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen („Introversion"). Im Laufe der Analyse hat dieser Hang zwar nachgelassen, aber nicht in dem Maße, als es mir wünschenswert erschien. Ich befürchtete, daß mit dem zu frühen Abbruch der Analyse das Mädchen sich

wieder in ihr Schneckenhaus einspinnen wird. Es geschah ab und zu, daß, wenn sie in lustiger Gesellschaft war, sie von einem Unbehagen befallen wurde, das sich auch bis zu einer Depression steigern konnte. Ich erklärte ihr darum, wie ich die Sache auffasse, daß nach meiner Meinung es verfrüht wäre die Analyse jetzt abzubrechen, wir müssen gefestigtere Resultate abwarten. In der nächsten Stunde behauptete sie nun, es sei alles wieder, wie vor der Analyse, die Zwangsfragen sind alle wieder da.

Um diese schlimme Wendung vollkommen zu begreifen, ist es notwendig noch folgendes zu wissen. Die Analysandin wohnte zu zweit mit ihrem Bruder, ferne vom Elternhause, und besorgte auch zum Teil die Haushaltung des Bruders. In letzter Zeit machte sich bei ihr eine (erotisch gefärbte) Neigung zum Bruder bemerkbar. Wenn der Bruder für einen Tag weg sein mußte, war sie ganz unglücklich. Ob der Bruder mit ihr zufrieden war oder nicht, dagegen war sie nicht unempfindlich. Nun stellte sich heraus, daß der Bruder ihr seinen Unwillen zeigte, daß die Analyse sich in die Länge zieht, und machte ihr Vorwürfe darüber.

Jetzt war mir die Sache klar: Der Unwille des geliebten Bruders hat natürlich den Widerstand gegen die Analyse verstärkt. Um die Analyse so schnell als möglich zu Ende zu führen, täuschte die Analysandin (unbewußt) ein übertriebenes Wohlsein vor. Als das nicht das gewünschte Resultat bei mir erzielen konnte (gegen Behauptungen solcher Art während der Analyse muß man immer skeptisch sein), so reagierte sie in gegensätzlicher Art: nun ist alles so wie vor der Analyse, die Analyse hat also nichts geholfen, ist ein ganz nutzloses Geschäft! Als ich nämlich im Laufe der Stunde Frl. B. sagte, ich merke, daß sie in letzter Zeit der Analyse feindlich gesinnt sei, gibt sie das zu und fügt dem bei: „Ich weiß auch warum!" „Warum?" „Weil die Analyse mir gar nichts geholfen hat, es ist doch alles so wie früher!" [11]) — — —

Das Kranksein, wie das Sichwohlbefinden, beide stellen sich in den Dienst des Widerstandes, und man muß sie rechtzeitig bloßstellen, will man nicht, daß die Analyse in eine Sackgasse verläuft[12]). — — —

Freud sagt, daß sehr viele Patienten in der Analyse sich nichts von dem Vergessenen und Verdrängten e r i n n e r n, sondern es a g i e r e n. D. h. der Patient reproduziert das Vergessene „nicht als Erinnerung, sondern als Tat, er w i e d e r h o l t es, ohne natürlich zu wissen, daß er es wiederholt.

„Zum Beispiel: Der Analysierte erzählt nicht, er erinnere sich, daß er trotzig und ungläubig gegen die Autoritäten der Eltern gewesen sei, sondern er benimmt sich in solcher Weise gegen den Arzt[13])."

Die ungläubige Einstellung unserer Analysandin ist auch als ein solches „Wiederholen" aufzufassen: wie sie sich früher gegen die Eltern, wie auch dem Lehrer, ungläubig und trotzig benommen

hat, in der Voraussetzung, daß diese ihr doch nicht helfen wollen, so tut sie das auch gegenüber der Psychoanalyse, von der sie nichts mehr erwartet.

Indem ich nicht darauf eingehen wollte, der Analysandin nachzugeben und sie als der Analyse nicht mehr bedürftig zu erklären, erschien ich ihr als eine Macht, die sie zu etwas zwingen wolle, wozu sie keine Lust mehr hat. Dadurch geriet ich erst recht in die Position einer jener Autoritäten, gegen welche die Trotzaffekte gerichtet sind. Ich erklärte der Analysandin, ich sei doch weder ihr Vater noch ihr Lehrer, habe absolut kein Verlangen noch irgendwelches Interesse ihr etwas aufzudrängen. Meine Aufgabe bestehe bloß darin, ihr zu verhelfen, sich selbst zu erkennen und mit sich fertig zu werden. Gegen ihren Willen vermag ich natürlich nichts auszurichten, ich kann sie nicht zwingen gesund zu werden, das ist ihre eigene Sache. Wenn ich anderer Meinung bin in betreff der Fortsetzung der Analyse, so liegt das daran, daß sie Widerstände hat, die ihre Macht in ihr auswirken; ich dagegen als objektiver Beobachter bin davon frei und kann darum die Sachlage viel besser überschauen. (Niemand kann Richter sein in eigener Sache.) Die Wirkung dieser Aufklärung äußerte sich in der nächsten Stunde in der merklichen Abnahme des Widerstandes, und die Analyse bekam wieder einen mehr ruhigen Gang.

Die geschilderte Dynamik bestätigte sich nächstens durch den folgenden „nachhinkenden" Traum[14]):

> Eine Freundin von ihr (sie weiß nicht, wer das ist) hat einen entzwei gespaltenen Kopf, so daß man ins Gehirn hineinschauen kann. Das macht ihr Angst und Grauen, sie ist in Verzweiflung und fängt an zu heulen. Da sagt man ihr, statt zu heulen, soll sie lieber Hilfe leisten. Sie nimmt Papierfetzen und beklebt damit den gespaltenen Kopf. —

Dieser Traum ist nur die bildliche Darstellung der Situation in der Analyse. Durch diese wird dem Menschen gleichsam der Kopf entzwei gespalten, so daß man einen Einblick bekommt, was im Innern des Menschen vorgeht. Das macht der Analysandin Angst, d. h. sie sträubt sich dagegen (Widerstand). Aber sie ist sich anderseits bewußt, daß mit der Verzweiflung nichts ausgerichtet sei, statt zu heulen, muß man am Heilwerk der Analyse mithelfen. Bestätigend fügt noch B. hinzu, der Kopf, den sie mit Papierfetzen zu reparieren suchte, ihr eigener Kopf war. Wir sehen, wie *mit dem Nachlassen des Widerstandes, die von der Analyse gestellte Aufgabe angenommen wird.* Auch merken wir die interessante Tatsache, daß *mit dem Schwinden des Widerstandes ein* (beim Erzählen des Traumes) *unterschlagenes Stück zum Vorschein kommt* (spontan erinnert wird). Mit dieser Eigentümlichkeit werden wir noch im Laufe unserer Darstellung in Berührung kommen. — — —

In einer späteren Analysestunde erfolgte eine Bestätigung der Vermutung über die Beziehungen der B. zu ihrem Bruder. Es ging ihr immer noch schlecht, sie befand sich in einem Zustande der Unruhe, konnte fast gar nicht schlafen. Ich frage sie, ob sie in der Nacht träume. Zuerst sagt sie nein, sie träume nichts; und dann heißt es wieder, in den letzten Tagen habe sie immer denselben Traum. Und dieser Traum lautet: „Sie ist in die Ferien gegangen, blieb dort zulange aus, so daß man sie aus der Schule gewiesen hat. Nun ist der Bruder gekommen, er ist bös, und sagt ihr, sie muß sofort nach Z. (wo sie mit dem Bruder wohnt) zurück, da das Begräbnis stattfinden muß. Wer gestorben sei, weiß sie nicht."

Zum Verständnis dieses Traumes sei noch bemerkt, daß B. wirklich vor einiger Zeit in den Ferien war, blieb dort aber nicht länger, als die Schulferien dauerten.

Ich fordere B. auf, mir schnell zu sagen, wer im Traume gestorben sei. „Frau N. N. oder Lisa." Frau N. N. war eine ältere mürrische Person, bei der B. früher wohnte, die sie öfters verschiedentlich schikanierte. Lisa war die Braut ihres Bruders. Ich sage nun zu B.: „Daß Sie Frau N. N. sterben lassen, ist begreiflich: sie ist eine böse Person und hat Ihnen viele Unannehmlichkeiten bereitet; was haben Sie aber gegen Lisa, sie hat doch Ihnen nichts Böses getan?" Darauf B.: „Ich war oft eifersüchtig auf sie!"

Die Verschlimmerung des Zustandes der B. hing also wirklich mit ihren Gefühlen für den Bruder zusammen. Sie konnte dem Bruder nicht verzeihen, daß er für Lisa mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit zeigte als für die Schwester. Da ihr die Situation peinlich war, wünschte sie dieser fernzubleiben, darum die zu langen Ferien im Traume. Daraus erklärt sich auch die Verstärkung des Widerstandes gegen die Analyse. Denn sie ist überhaupt nach Z. gekommen, um bei mir in die Analyse zu gehen, dadurch kam sie dem Bruder zu nahe. Gibt sie aber die Analyse auf, so kann sie wieder dem Bruder fern bleiben.

Interessant ist auch der Todeswunsch gegen die Rivalin, der im Traume versteckt liegt. Es ist wiederum die „Wiederholung" des Todeswunsches aus der infantilen Situation: damals war er gegen die Mutter gerichtet, weil sie dem Mädchen den geliebten Vater abspenstig machte, jetzt ist er gegen die Braut des Bruders gerichtet.

Die ersten erotischen Gefühle des erwachenden Kindes spielen sich innerhalb der engen Grenzen der Familie ab. Sie sind in erster Linie auf Vater und Mutter gerichtet, dann lösen sie sich durch die Geschwisterliebe ab. Erst später überschreiten sie die Schwelle des elterlichen Hauses.

Das Kind ist rücksichtslos und begehrt das Geliebte nur für sich, verwünscht den Rivalen zum Tode. Und das kann auch nicht anders sein. Erst allmählich entwickelt sich eine ethische Instanz, die das Kind lehrt zu verzichten. Ein Stück nach dem anderen des infantilen

Lebens wird dann verdrängt, wirkt sich aber oft neurotisch aus (das Mißlingen der Funktion der Verdrängung). — — —

7. Wir können unsere bisherigen Ergebnisse kurz zusammenfassen: Der „Widerstand“ ist diejenige Funktion in uns, die der psychischen Realität ein Aussehen gibt, das ihrem wahren Wesen nicht entspricht. Um also exakte, der Wahrheit gemäße Ergebnisse in der psychologischen Forschung zu erzielen, muß man vorerst den Widerstand niederkämpfen, d. h. bloßstellen. Weil die ältere Psychologie, wie diejenige, die auf der Selbstbeobachtungsmethode basierte, so auch diejenige, die mit den experimentellen Methoden arbeitete, das nicht eingesehen hat, blieben ihre Resultate nicht tief genug und darum auch ziemlich unsicher. — — —

Anhang. Zum Schluß möchten wir noch auf einen merkwürdigen Versuch, die „Subjektivität“ der Psychologie zu umgehen, aufmerksam machen. Wir meinen die „objektive Psychologie“ oder, wie sie neuerdings heißt, die „Reflexologie“ Bechterews.

„Die Reflexologie als neue Disziplin ist die Wissenschaft von der menschlichen Persönlichkeit, die von einem streng objektiven, biosozialen Gesichtspunkte erforscht wird.“

Um in bezug auf den Menschen einen streng objektiven Standpunkt zu erreichen, sei es nach Bechterew notwendig, sich in die Lage eines Wesens aus einer anderen Welt zu versetzen, das zu uns herabgestiegen sei und sich an das Studium des lebendigen Menschen mache. Dieses Wesen aus einer anderen Welt wird das menschliche Tun und Verhalten als ein rein äußeres Geschehen beobachten. Es wird bald merken, daß der Mensch erstens auf einen äußeren Reiz in bestimmter Weise reagiert in Form der einfachen Reflexe. Es wird aber bald auch merken, daß der Mensch auch in einer mehr komplizierten Weise handelt. So sammelt der Mensch beim Suchen von Nahrungsmitteln nicht nur Beeren und Früchte wild wachsender Bäume, sondern er bearbeitet auch „auf Grund früherer Erfahrung“ den Boden, züchtet Gemüse und Obstbäume, sät eßbares Getreide usw. „Um sich diese seine Arbeit zu erleichtern, verwendet er neuerdings, von seiner früheren Erfahrung ausgehend, in besonderen Fabriken angefertigte landwirtschaftliche Geräte usw.[15]).“

Man darf Bechterew nun billig darauf hinweisen, daß vom Standpunkte einer „streng objektiven“ Methode sich nur behaupten läßt, der Mensch wühle die Erde auf; daß er aber den Boden bearbeite „auf Grund früherer Erfahrung“, ist eine unerlaubte Erschleichung. Denn Erfahrung macht nur ein psychisches Wesen (das doch für den reflexologischen Standpunkt nicht in Betracht kommt). Erfahrung ist die Einheit der Erlebnisse in einem Ich, eine Einheit, die also nur von „innen aus“ gesehen werden kann. Ebenso ist es eine Erschleichung vom Standpunkt der Reflexologie anzunehmen, der Mensch gebrauche Maschinen, um sich die Arbeit zu erleichtern.

Denn Motive der Handlungen der lebenden Wesen liegen außerhalb des Beobachtungsgebietes einer Reflexologie, die doch nur ein System von Bewegungen vor sich haben kann; was darüber hinaus behauptet werden kann, ist „sogenannte Psychologie".

Bechterew führt noch folgendes gegen die „subjektive Analyse" ins Feld. „Logische Operationen", sagt er, „sind auch mechanisch reproduzierbar, wie es der theoretische Aufbau einer logischen Maschine von Thomson zeigt, welche von Chrustew realisiert wurde.

„Wenn es aber so ist, dann erscheint auch die Unvermeidlichkeit des subjektiven Prozesses bei der Herstellung unserer Beziehungen zur umgebenden Welt in unseren Urteilen und in unserem Verhalten als unsere eigene Illusion[16])."

Was hier Bechterew von der „logischen Maschine" sagt, trifft erst recht auf die Rechenmaschine zu. Rechnungen sind mechanisch reproduzierbar, folglich sei es bloße Illusion anzunehmen, dahinter stecke etwas mehr als die Mechanik eines Räderwerks!

Nur sollte man nicht vergessen, daß die Rechenmaschine zuerst von einem denkenden Mechaniker konstruiert werden muß, ehe sie den denkenden Mathematiker ersetzen kann. Die Maschine kann nur gewisse Denkschablonen fixieren, keinesfalls aber sie erfinden. Wenn der Mensch mit Hilfe der Axt Bäume fällt, so arbeitet der Mensch, nicht die Axt. Nicht anders ist es auch bei der Rechenmaschine: es rechnet der Mensch mit Hilfe der Maschine, in der er seine früheren Denkakte durch Modelle fixiert hat. Und um die Arbeitsweise der Rechenmaschine zu begreifen, muß man vorher die Denkakte des Rechnens überschauen. Die Reflexologie mag also an und für sich eine sehr schöne und nützliche Disziplin sein, die Psychologie aber kann sie noch darum nicht überflüssig machen.

In der Lage jenes hypothetischen Wesens aus einer anderen Welt, wie es die Reflexologie fordert, befindet sich der Mensch, wenn er Tiere beobachtet. Über die inneren Motive der tierischen Handlung kann sich der beobachtende Mensch keine genaue Vorstellung machen; hier sind wir gezwungen, wenn wir exakt sein wollen, nur Reflexologie zu treiben. Warum sollen wir uns aber beim Menschen, mit dem wir uns unmittelbar verständigen können, den Weg zu den Motiven, zu dem inneren Sinn seines Tuns, verbauen? Gewiß gibt es auf diesem Wege viele Fehlerquellen, wenn man leichtsinnig zum Werke geht. Wir sahen aber, daß es möglich ist, die Fehlerquellen (zwar nicht ohne Mühe) auszuschalten.

In seinem Feldzug gegen die „subjektive Methode" der Psychologie stützt sich Bechterew auf die Philosophen, die da meinen, das fremde Ich sei unerkennbar, sei nur geglaubt. „Wenn das fremde ‚Ich' nur ein Gegenstand des Glaubens ist," fragt Bechterew, „wenn ich mich nicht einmal von der Existenz des fremden ‚Ich' zu überzeugen vermag, wenn ich es auf keinerlei Art beweisen kann, wie kann man dann noch von mittelbarer Selbstbeobachtung, d. h. von Beobachtung dessen reden, was man in Wirklichkeit nicht beweisen

kann, von dessen Existenz man sich nicht überzeugen kann, und was nur Gegenstand des Glaubens bildet, also die Möglichkeit eines Zweifels an seiner Existenz offen läßt?"[17]) „Man wird einwenden," fügt er hinzu, „daß uns die Sprache zu Gebote steht, die aus uns bekannten Worten — als Symbole — besteht, denen wir eine bestimmte Bedeutung bezüglich der subjektiven Erlebnisse verleihen. Aber das Wort als Symbol ist nur ein Hinweis auf das, was den Gegenstand des Erlebens bildete oder bildet. Das Erleben selbst, sein Charakter und seine Eigentümlichkeiten, hängen von vielen hinzutretenden Bedingungen . . . ab. Deshalb kann man in den Worten — als Symbolen — nur eine einfache Andeutung der Erlebnisse einer anderen Person sehen, die ihrem Wesen nach den analogen Erlebnissen unseres ‚Ich' bei weitem nicht gleich, sondern nur ähnlich sieht[18])."

Gerade dieser Behauptung wird der Psychoanalytiker am schärfsten widersprechen müssen. Denn wie sollen wir den Widerstand, den wir von seiten des Analysanden während der Analyse verspüren, anders auffassen, als die Manifestation eines ‚Ich'? Und wir sind imstande, wenn auch nicht ausnahmslos, auf dieses fremde Ich mit Worten einzuwirken, es aufzuklären, überzeugen, es zu einem Verhalten zu veranlassen, das unseren Erwartungen entspricht. Mehr kann auch eine naturwissenschaftliche Hypothese nicht ausrichten, als uns ein Bild der Geschehnisse zu geben, das unseren Erwartungen nicht widerspricht.

Bekanntlich will ein konsequenter Solipsismus das eigene Ich als die einzige Realität betrachten: alles andere, die Dinge wie die Menschen, ist bloß meine Vorstellung. Obgleich Bechterew gegen den Solipsismus wettert, ist sein eigener Standpunkt nur ein verhüllter Solipsismus: unter dem Deckmantel eines „streng objektiven" Gesichtspunktes will er uns das (wissenschaftliche) Recht nehmen, den Mitmenschen als psychisches Wesen zu betrachten; das läuft doch auf nichts anderes aus, als darauf, nur mir selbst psychische Qualitäten beizulegen.

Zugegeben, daß die Sprache kein vollkommenes Mittel zum Eindringen in die fremde Seele sei. Aber auch unsere Sinne, mit deren Hilfe wir die äußere Natur erkennen wollen, sind keine vollkommenen Werkzeuge, sind mit tausend Mängeln behaftet, tragen in die Erkenntnis der Natur ein subjektives Moment hinein. Und dennoch sind wir gezwungen den Weg der sinnlichen Wahrnehmung zu wandern, wollen wir überhaupt zu Naturerkenntnis gelangen. *Es gibt schlechterdings keine andere Erkenntnis, als die unvollkommene!* — — —

Bechterews „Reflexologie" ist nur der konsequente Ausfluß des Mißtrauens gegen die Psychologie, das schon mit der älteren experimentellen Psychologie eingesetzt hat. Man nimmt eben an, daß nur die naturwissenschaftliche Methode im Gegensatz zu den Methoden der Geisteswissenschaften streng objektiv sei und exakte Resultate

liefern kann. Woher nun diese Überschätzung der Naturwissenschaft oder Unterschätzung der Geisteswissenschaft?

Die Überschätzung der Naturwissenschaften gegenüber der Psychologie läßt sich kulturpsychologisch unschwer begreifen. Das Mittelalter ist charakterisiert durch das Vorherrschen einer Naturalwirtschaft mit einer traditionalen Arbeitsweise und niedriger Arbeitsergiebigkeit; in ideologischer Sphäre herrscht die auf Tradition fußende christliche Kirche mit ihren rein theologischen Denkweisen. Die neue Zeit stellt sich nun praktische Ziele, sie will verbesserte Produktionsmittel, d. h. erhöhte Produktivität der Arbeit, was nur auf dem Wege des Versuchs, der Rechnung, der Entdeckung und Erfindung zu erreichen ist. Die neue Zeit (im Unterschied zu der vorhergehenden Epoche) legt Wert nicht auf das „Geistige", sondern ihr Trachten geht „auf eine unbeschränkte Vergrößerung der Produktivität aus: es soll massenhaft und billig produziert werden. Die Quantität wird über die Qualität gestellt, die ganze Kultur gründet sich auf Technik, Naturwissenschaft und Mathematik. Das 17. Jahrhundert, wo die Grundzüge der kapitalistischen Epoche immer kräftiger sich durchsetzen, ist zugleich die Zeit der Entstehung der neuen Naturwissenschaft, der Differential- und Integralrechnung, der analytischen Mechanik und analytischen Geometrie. Die Psychologie führt ein kümmerliches Dasein, um am Ende (zu unserer Zeit) als ‚Wissenschaft' in Technik und Zahlentabellen aufzugeben".[19])

Die neue Kulturepoche steht eben im Zeichen einer naturwissenschaftlich fundierten Technik, das Begreifen des Menschen aber kann in ihr nicht recht gedeihen. Das hat schon ein älterer Schriftsteller eingesehen, der sagt: „— und wie der, welcher in einer tobenden Brandung schwimmt und alle Sinne anspannen muß, um das rettende Ufer zu erreichen, in dem Augenblicke an gar nichts anderes denken kann, indem ihm nun unwillkürlich alle Vorstellungen weit zurückgedrängt werden, die ihm sonst wohl die wichtigsten waren, so finden sich jetzt eine Menge von Menschen dergestalt in das brausende Treiben industrieller, kommerzieller, statistischer, ökonomischer und politischer Interessen eingezwängt und festgehalten, daß irgendein ruhiges Schauen in sich, irgendein tieferes Nachdenken über das, was der Seele zuletzt doch die wichtigsten Fragen sein müßten, fortan ihnen fast zur Unmöglichkeit wird[20])."

Ein anderer Grund für die Nichtschätzung, ja sogar Mißachtung der Psychologie ist im Infantilen zu suchen. Die Naturwissenschaft hat zum Objekt die äußere Welt; dagegen will die Psychologie das innerliche Leben des Menschen erfassen, und muß sich dabei auf die Aussagen der Menschen verlassen. Zwischen den Menschen und den übrigen Objekten ist aber ein großer Unterschied, denn „die anderen Objekte (lügen) niemals; irrt man sich in dieser oder

jener Eigenschaft eines Objekts, so stellt sich am Ende immer heraus, daß der Fehler an uns lag. Das Kind behandelt die Worte zunächst wie Gegenstände, d. h. es glaubt ihnen, es nimmt sie nicht nur wahr, sondern auch für wahr. Während es aber seinen Irrtum in bezug auf andere Objekte allmählich korrigieren lernt, wird ihm diese Möglichkeit bezüglich der Aussagen der Eltern benommen; (nicht nur, weil diese ihm derart imponieren, daß es an ihnen nicht zu zweifeln wagt, sondern auch) weil es ihm oft unter Androhung von Strafen und Entziehung der Liebe verboten wird, sich von der Richtigkeit der Aussagen der Erwachsenen zu überzeugen".

„Die übertriebene und oft ungerechtfertigte Hochachtung vor technisch-mathematischen Beweisverfahren und die große Skepsis besonders psychologischen Dingen, z. B. den psychoanalytischen Lehren gegenüber wird jetzt verständlicher.

„Es scheint sich das alte Sprichwort zu bewahrheiten: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht. Die Enttäuschung, die man in gewissen psychologischen (sexuellen und religiösen) Dingen bezüglich der Wahrheitsliebe der Eltern und Lehrer erfahren hat, machte die Menschen psychologischen Aussagen gegenüber übermäßig skeptisch; darum fordern sie besondere Sicherheiten, um nicht nochmals getäuscht zu werden.

„Diese Forderung ist nur zu gerechtfertigt; unlogisch wird sie nur, wenn diejenigen, die die Forderung nach der ‚Evidenz' erheben, der einzigen Möglichkeit, sie zu holen, aus dem Wege gehen.

„Diese einzige Möglichkeit ist — in psychischen Dingen — das eigene Erleben[21])."

II. Zur Genesis der Psychoanalyse

Man hat schon sehr früh erkannt, in einer sozusagen „vorwissenschaftlichen“ Phase, daß Krankheiten nicht nur auf organischer Grundlage entstehen, sondern auch „eingebildet“ sein können, und in dem Falle eine andere Behandlungsweise wie die organisch bedingten erfordern. So sagt z. B. Paracelsus: „Es gibt viel solcher Stücke, die, wenn sie getragen werden, große Wirkung zeigen und das alles außerhalb der irdischen Kraft, sondern es wird ihnen magisch vom Himmel eingegossen. Solche Kräfte sind aber nicht an jeglichen Menschen hilflich, sondern allein, wo die Vergleichung gefunden und gefügt wird: denn nicht jegliche Krankheit ist vom Himmel, sondern kann auch irdisch sein. Wo nur irdische Krankheiten sind, die müssen irdische Arznei haben.“ Es gibt also Krankheiten „irdischer“ Herkunft, und die müssen mit „irdischen“ Mitteln, d. h. mit natürlichen, chemisch-physikalisch wirkenden Arzneien behandelt werden. Die anderen, nicht irdischen Krankheiten lassen sich mit „magischen Stücken“ (Amuletten) beeinflussen: ihre Wirkung liegt außerhalb der „irdischen Kraft“, d. h. sie wirken nicht auf physikalisch-chemischem Wege, sondern irgendwie anders.

Zu den „magischen Stücken“ gehörte im 18. Jahrhundert insbesondere auch der Magnet, mit dessen Hilfe (durch Bestreichen) man Krankheiten zu heilen vermeinte. Auch der Wiener Arzt Anton Mesmer (1734—1815) trieb solche Magnetotherapie. Er merkte aber bald, daß er dieselben Resultate mit seiner bloßen Hand erreichen kann. Er legte sich diese Beobachtung so zurecht, daß er annahm, die Wirkung sei in diesem Falle derjenigen analog, die ein Magnet auf Eisen ausübt: wie es möglich ist, durch den Magnet im Eisen eine Bewegung hervorzurufen, ebenso beeinflußt der menschliche Körper den Körper des Mitmenschen. Diese Eigenschaft des menschlichen Körpers nennt Mesmer den *tierischen Magnetismus*.

Was Mesmer behauptet, läßt sich auf den Satz zurückführen: „*Die Menschen üben einen Einfluß aufeinander aus.*“ Er stellte sich diese Beeinflussung vermittelt durch ein „magnetisches Fluidum“ vor. Der Hand des „Magnetiseurs“ entströmt ein (zwar unsichtbares, aber) materielles Fluidum. Indem dieses Fluidum in den fremden Organismus (in den Organismus des Kranken) überfließt, beeinflußt es ihn in wohltätiger Weise.

Diese naiv-materialistische Auffassung der heilsamen Beeinflus-

sung hat Mesmer dazu verleitet, seine „magnetische Kraft“ auch auf unbelebte Dinge zu übertragen, und dann die in dieser Weise hergestellten Kondensatoren auf seine Patienten einwirken zu lassen. Die Berührung solcher magnetischer Sachen mußte, wie man sich dachte, heilbringend wirken. So „magnetisierte“ man auch hölzerne Zuber (Baquet), gefüllt mit Wasser und zerbrochenen Flaschen, und ließ die Patienten um diese sitzen, um den dort kondensierten Magnetismus auf sie einwirken zu lassen.

Die Mesmerische Auffassung des Wesens des „tierischen Magnetismus“ schrieb den äußeren Manipulationen die Hauptrolle bei der Beeinflussung der Kranken zu. Die Behandlungsweise mußte allmählich zu einem Formalismus ausarten, bei dem der Magnetiseur selbst seelisch (und bei der Behandlung mittels des Baquet auch wohl physisch) abwesend sein konnte. Das mußte die Patienten, die die volle ungeteilte Anteilnahme des Arztes beanspruchen, unangenehm berühren und sie unzufrieden machen. Diese Unzufriedenheit mußte den heilsamen Einfluß der „magnetischen“ Heilmethode aufheben. Auf dieser Grundlage entwickelt sich eine vom Mesmerismus abweichende Auffassung des tierischen Magnetismus der Franzosen. Sie fordern vom Magnetiseur, sich mit der ganzen Kraft seiner Aufmerksamkeit und des herzlichen Wohlwollens auf jeden einzelnen Kranken zu fixieren. Der Magnetiseur — glaubt man — drückt durch den auf das Beste des leidenden Menschen gerichteten Willensakt, dem Fluidum, das von ihm ausströmt, das Vermögen auf, die Genesung einzuleiten und glücklich zu vollenden. Später gab man das magnetische Fluidum auch auf, und legte das Gewicht ausschließlich auf den Willensakt des Magnetiseurs. Ein nach einem Zweck fixierter Gedanke habe die Kraft, sogar eine physische Wirkung hervorzubringen. Es ist der Standpunkt der „mentalen Suggestion“, der psychischen Fernwirkung.

Durch die „magnetische“ Behandlung verfielen die Kranken gewöhnlich in den „magnetischen Schlaf“ (später Hypnose genannt). Als in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Engländer James Braid die Tatsachen des Mesmerismus nachprüfen wollte, fand er, daß sich die Hypnose auch ohne die magnetischen Manipulationen hervorrufen lasse. Es genügt, wie Braid fand, jemanden starr und anhaltend auf irgend etwas blicken zu lassen, um bei dem Betreffenden in einigen Minuten die Hypnose herbeizuführen.

Hat Mesmer die Hypnose entdeckt (oder richtiger bloß wiederentdeckt, da sie allen primitiven Völkern gut bekannt ist), so hat Braid die A u t o hypnose entdeckt. Aber noch mehr. Braid merkte bald, daß, wenn man einem, den man beeinflussen will, das Verfahren vorzeigt, indem man in seiner Gegenwart andere in den Zustand versetzt, so hat das eine große Wirkung. In diesem Falle gelingt das hypnotische Experiment viel leichter. Man kann sogar so viel erreichen, daß die bloße Einbildung, es geschehe etwas, bei der betreffenden Versuchsperson zu einem wirklichen Erleben führt. So-

mit sind wir zu dem Phänomen der Autosuggestion gelangt.

Um das Fernere richtig begreifen zu können, müssen wir versuchen, uns darüber Rechenschaft zu geben, wie sich die Phänomene des tierischen Magnetismus oder Hypnotismus psychologisch erklären lassen. Die Reaktionen eines Lebewesens kann man generell in zwei Klassen einteilen. In die eine Klasse fallen alle jene Reaktionen, die auf adäquate Reize eintreten, d. h. durch die wesentlichen Eigenschaften des Reizes hervorgerufen werden. Wenn ich z. B. eine Rose rieche, so bekomme ich eine eigentümliche Empfindung, die die bestimmte Reaktion ist, welche durch die spezielle Einwirkung der Riechstoffe der Rose auf die spezifisch beschaffenen Nervenendungen in der Schleimhaut der Nase hervorgerufen ist. Es kann aber vorkommen, daß der Duft der Rose in mir die Erinnerung an einen lieben Freund wachruft, der mir einst eine solche Rose geschenkt hat. Diese Reaktion ist nicht mehr eine solche auf einen adäquaten Reiz. Denn an und für sich hat das Erinnerungsbild des Freundes mit den Riechstoffen der Rose nichts zu tun. Die Möglichkeit solcher Reaktionen setzt das Vorhandensein des Assoziationsapparates (= des „assoziativen Gedächtnisses" nach Loeb) voraus; der Reiz, der solche Reaktionen provoziert, spielt eine bloß symbolische, stellvertretende (auf etwas anderes hinweisende) Rolle.

Waren die Kranken Mesmers gewohnt, sich durch ihn einschläfern zu lassen, so taten sie das später auch beim Sitzen um das Baquet. Dieses wirkte in dem Fall nicht durch seine „wesentlichen" Eigenschaften, nicht adäquat; vielmehr tritt es nur als Symbol der heilwirkenden Kraft auf, sozusagen in Stellvertretung des abwesenden Magnetiseurs.

In den Experimenten James Braids wirkte sich eine andere Gesetzmäßigkeit aus. Er ließ seine Versuchspersonen einen Gegenstand andauernd anstarren, wodurch sie in die Hypnose verfielen. Bekanntlich tritt bewußte Perzeption nur dann ein, wenn der jetzige Bewußtseinszustand sich im Gegensatz zu einem früheren befindet. Das Andauernde, Gewohnte, was also nicht mehr im Gegensatz zu etwas anderem steht, wird von uns nicht mehr bemerkt. So merkt der Müller nicht das Geklapper der Mühle. Erst das Aufhören des Geklappers, die plötzlich eintretende Stille also, bringt ihm wie diese, so auch das frühere Geklapper zum Bewußtsein. Ist die Gegensätzlichkeit die Voraussetzung des bewußten Perzipierens, so ist dagegen die Monotonie die Voraussetzung des Eintritts der Hypnose. In diesem Falle wirkt eben die Monotonie als „adäquater Reiz", worauf als Reaktion die Hypnose folgt.

Bei vielen Patienten erreichte Braid die Hypnose ohne dieses adäquate Mittel, sondern auf suggestivem Wege. Das Wesen der Suggestion läßt sich so definieren: Das Bild eines Ereignisses bewirkt das wirkliche Eintreten des Ereig-

nisses; oder auch, der Suggerierte erlebt als quasi-Wirklichkeit, wovon er sich in der Phantasie ein Bild gemacht hat. Ob das Bild verbal oder sonstwie übermittelt wird, ist nicht wesentlich.

Obgleich die Wirkungen der Suggestion verblüffend sind, lassen sie sich leicht in die Gesetzmäßigkeit des psychischen Geschehens einordnen. Um das einzusehen, beachte man folgendes: Wenn man in die Mundhöhle eines Tieres eine bestimmte Speise einführt, fängt die Speicheldrüse an in bestimmter Weise zu funktionieren. Aber auch in dem Falle, wo man dem Tiere die Speise in der Ferne nur zeigt, wird die Speicheldrüse in derselben Weise in Tätigkeit treten. Hier wirkt sich das Bild der Speise ebenso aus, wie die Speise selbst, d. h. die Speicheldrüsenreaktion kann als Folge einer Suggestion begriffen werden. Die Suggestion zeigt sich aber hier unzweideutig als Reaktion auf einen symbolischen Reiz. Wie jedes Erlebnis ein Bild in der Seele hinterläßt, so läßt sich auch umgekehrt von diesem Bilde aus das Erlebnis wieder herbeiführen. (Das Gesetz der Inversion.)

Nach dieser Abschweifung ins Gebiet der Psychologie der Suggestion kehren wir zurück zur geschichtlichen Darstellung[22]). Die neuen Ansichten, zu denen die Entwicklung des Hypnotismus führte, waren auch berufen, die Auffassung der Psychoneurosen zu beeinflussen. Den Ausgangspunkt für die neue Betrachtungsweise bilden die sogenannten „traumatischen Neurosen", d. h. solche, die sich infolge eines Unfalls oft einstellen.

Eine Mutter (Patientin des berühmten Charcot) gibt ihrem siebenjährigen Knaben mit dem Handrücken eine Ohrfeige. Diese Züchtigung ruft merkwürdigerweise eine Lähmung der Hand bei der Mutter herbei. Außer der Lähmung war die Hand noch von einer eigentümlichen Störung der Sensibilität befallen. Nämlich, wenn peripherische Nervenäste erkrankt sind, findet man oft eine Anästhesie in mehr oder minder unregelmäßigen Streifen und Zonen, wie sie eben dem Ausbreitungsgebiet dieser Nerven entsprechen. Bei der Kranken verhielt sich die Sache ganz anders, die Anästhesie fiel überhaupt nicht mit dem Verbreiterungsbezirk eines Nerven zusammen, sondern die Haut war im ganzen anästhetisch, dazu noch ein Teil des Handgelenks, und die Grenze der Anästhesie gegen den Vorderarm bildete eine Kreislinie, die senkrecht auf der Längenachse des Gliedes stand, „die man als eine Amputationslinie bezeichnen kann".

Charcot zeigt nun, daß man eine Lähmung der beschriebenen Art auch in der Hypnose experimentell erzeugen kann. Zu diesem Zwecke versetzte er eine Hysterische in die Hypnose, hielt ihr die Faust vor, die er ihr als einen abscheulichen Kopf schildert, der sich über sie lustig macht und dem sie mit der linken Hand einen Schlag geben soll. Sie gibt mit dem Rücken der linken Hand diesen Schlag. Man kann dann nachweisen, daß Handgelenk und Finger ge-

lähmt sind. Ferner findet sich eine Anästhesie, welche die ganze Hand einnimmt.

Auf Grund solcher Experimente gelangt Charcot zur Ansicht, daß die natürlichen Lähmungen bei den Hysterischen und die künstlichen in der Hypnose auf denselben Mechanismus zurückzuführen sind. D. h. die hysterischen Lähmungen sind eine Art Autosuggestion. Wenn man sich die Hand an einem harten Körper angestoßen hat, so wird dieses Trauma in den meisten Fällen einen gewissen Grad von motorischer Schwäche zur Folge haben, an den sich eine leichte Anästhesie anschließen wird. Bei verschiedenen Personen fällt Dauer und Intensität dieser Folgeerscheinung verschieden aus. Nehmen wir nun an, daß wir mit einer Somnambulen oder einer Hysterischen, die infolge eines Affektes sich in einem besonderen Seelenzustand befindet, zu tun haben. In dem besonderen Geisteszustand, wegen der Abschwächung des Ich, wird sich die maßlos übertriebene Vorstellung durchsetzen, daß die vom Schock betroffenen Teile von Lähmung und Unempfindlichkeit befallen seien. So Charcot.

Kurz zusammengefaßt, besagt diese Ansicht folgendes: Befindet sich der Mensch in einem „besonderen Seelenzustand", so wird auf ihn das Trauma als eine Suggestion wirken. Der Zornausbruch der oben angeführten Patientin soll einen Zustand erhöhter Suggerierbarkeit bei ihr hervorgerufen haben, in welchem sie die schwache Lähmung infolge des Schlages fixiert hat; sonst aber besteht, wie es scheint, kein näherer intimerer Zusammenhang zwischen dem „besonderen Seelenzustand" und dem als Suggestion wirkenden Trauma. Breuer nennt diesen von Charcot angenommenen „besonderen Seelenzustand" den „Hypnoid", worunter er außer der Autohypnose noch die Zustände der habituellen Träumerei und des Schrecks versteht.

Einen neuen Einblick in den Mechanismus der hysterischen Phänomene gewann man in Wien bei Gelegenheit einer zufällig gemachten Beobachtung. Es handelt sich um die Patientin Anna O., die in Behandlung Josef Breuers stand. Sie erkrankte während der Pflege ihres Vaters an einer merkwürdigen Psychose, verbunden mit Sehstörungen, Kontrakturlähmungen, hauptsächlich der rechtsseitigen Extremitäten; statt ihrer Muttersprache (deutsch) bediente sie sich jetzt nur ausschließlich der englischen. „Juli 1880 war der Vater der Kranken auf dem Lande an einem subpleuralen Abszesse schwer erkrankt; Anna teilte sich mit der Mutter in der Pflege. Einmal wachte sie nachts in großer Angst um den hochfiebernden Kranken und in Spannung, weil von Wien ein Chirurg zur Operation erwartet wurde. Die Mutter hatte sich für einige Zeit entfernt, und Anna saß am Krankenbette, den rechten Arm über die Stuhllehne gelegt. Sie geriet in einen Zustand von Wachträumen und sah, wie von der Wand her eine schwarze Schlange sich dem Kranken näherte, um zu beißen. (Es ist sehr wahrscheinlich, daß

auf der Wiese hinter dem Hause wirklich einige Schlangen vorkamen, über die das Mädchen früher schon erschrocken war, und die nun das Material für die Halluzination abgaben.) Sie wollte das Tier abwehren, war aber wie gelähmt; der rechte Arm, über die Stuhllehne hängend, war ‚eingeschlafen', anästhetisch und paretisch geworden, und als sie ihn betrachtete, verwandelten sich die Finger in kleine Schlangen mit Totenköpfen . . . Als (die Halluzination) geschwunden war, wollte sie beten, aber jede Sprache versagte, sie konnte in keiner sprechen, bis sie endlich einen englischen Kindervers fand und nun auch in dieser Sprache fortdenken und beten konnte[23])."

Scheinbar entspricht dieser Fall den Anforderungen Charcots: Die Kranke befand sich in einem „besonderen Seelenzustand", und hielt währenddessen den rechten Arm über die Stuhllehne. Dann kommt das traumatische Erlebnis, die Schlangenhalluzination. Aus Angst kann sie sich nicht rühren. In diesem Zustande wirkt die unbeweglich ruhende Hand als Suggestion.

Mißlich ist nun in unserem Fall das, daß die Schlangenhalluzination — das Trauma — kein von außen kommender Eindruck ist, sondern eigentlich ein Ausdruck des „besonderen Seelenzustandes" selbst.

Eine Eigentümlichkeit der Kranken machte die Aufklärung des Falles möglich. Sie verfiel nämlich jeden Nachmittag in einen somnambulen Zustand, während welchem man mit ihr leicht in Rapport treten konnte. Im Somnambulismus reproduzierte sie ihre ganze Krankheitsgeschichte, von der sie im Wachen nichts wußte. Kurz zusammengefaßt läßt sich diese Krankheitsgeschichte so darstellen: In selbstaufopfernder Liebe wollte das Mädchen dem Vater alle ihre Kräfte und Zeit widmen. Aus einem Nachbarhaus tönt Tanzmusik herüber, läßt in ihr den Wunsch aufsteigen, dort zu sein, worüber sie sich Vorwürfe macht und von einem nervösen Husten befallen wird. Seitdem reagiert sie auf jede stark rhythmische Musik mit einer Tusis nervosa. Das Husten ist in diesem Zusammenhang nichts anderes als eine Selbstbestrafung.

Wir können jetzt eine Vermutung über die Bedeutung der Schlangenhalluzination aufstellen. Wäre der Vater von einer Schlange gebissen, so wäre es nicht mehr nötig, beim Kranken die Nächte hindurch zu wachen, und Anna könnte ihren Vergnügungen nachgehen. Darum findet sie auch nicht die Kraft, das Tier abzuwehren, sie ist wie gelähmt. Der herabhängende „eingeschlafene" Arm wirkt suggestiv, nicht weil er in einem „besonderen Seelenzustand" perzipiert wurde, sondern weil er einer bestimmten Sehnsucht, einem uneingestandenen Wunsch Ausdruck gab.

Obgleich Breuer die innere Bedingtheit der hysterischen Erkrankung eingesehen hat, war er noch geneigt, auch die Bedeutung des „Hypnoid" anzuerkennen. Er meint: „. . . die ideogene Entstehung somatischer Phänomene vollzieht sich auch außerhalb der hyp-

noiden Zustände . . . Aber, mit dieser Einschränkung, meine ich noch immer, (die hypnoiden Zustände) seien Ursache und Bedingung vieler, ja der meisten großen und komplizierten Hysterien[24])."

Die wiedergegebene Krankengeschichte mußte den Gedanken nahelegen, daß die hysterischen Symptome durch gewisse Erlebnisse verursacht sein müssen. Aber „in der großen Mehrzahl der Fälle gelingt es nicht, durch das einfache, wenn auch noch so eingehende Krankenexamen, diesen Ausgangspunkt (= das die Krankheit verursachende Trauma) klarzustellen, teilweise, weil es sich oft um Erlebnisse handelt, deren Besprechung dem Kranken unangenehm ist, hauptsächlich aber, weil sie sich wirklich nicht daran erinnern, oft den ursächlichen Zusammenhang des veranlassenden Vorganges und des pathologischen Phänomens nicht ahnen".[25])

Freud, dem die Heilungsgeschichte der Anna O. bekannt war, kam auf die Idee, seine hysterischen Kranken in Hypnose zu versetzen, um sie in diesem Zustande auszuforschen. Er ließ seine Patienten in der Hypnose sich in den psychischen Zustand zurückversetzen, „in welchem das (fragliche) Symptom zum erstenmal aufgetreten war. Es tauchten dann bei dem hypnotisierten Kranken Erinnerungen, Gedanken und Impulse auf, die in seinem Bewußtsein bisher ausgefallen waren".[26]) Es gelang dann leicht, jenes Symptom durch diese unbewußt gewordenen Gedanken zu determinieren. Wir illustrieren das Gesagte durch den folgenden Fall:

„Ein Angestellter, der infolge einer Mißhandlung von seiten seines Chefs hysterisch geworden ist, leidet an Anfällen, in denen er zusammenstürzt, tobt und wütet, ohne ein Wort zu sprechen oder eine Halluzination zu verraten. Der Anfall läßt sich in der Hypnose provozieren und der Kranke gibt nun an, daß er die Szene wieder durchlebe, wie der Herr ihn auf der Straße beschimpft und mit einem Stock schlägt. Wenige Tage später kommt er mit der Klage wieder, er habe denselben Anfall von neuem gehabt, und diesmal ergibt sich in der Hypnose, daß er die Szene durchlebt hat, an die sich eigentlich der Ausbruch der Krankheit knüpfte, die Szene im Gerichtssaale, als es ihm nicht gelang, Satisfaktion für die Mißhandlung zu erreichen[27])."

Mit Hilfe dieses Verfahrens (das man „Katharsis" nennt), gelang es, den hysterischen Anfall des jungen Mannes als motorische Reaktion auf eine erlittene Mißhandlung zu begreifen[28]).

Charcot bediente sich der Hypnose, um experimentell hysterische Symptome hervorzurufen. Die experimentelle Methode hat ihm verholfen aufzudecken, daß die Hysterie auf Autosuggestion beruhe. Worin aber die Macht der Suggestion sich gründet, worin ihre innere Natur besteht, darüber bekam man keine überzeugende Antwort. Breuer und Freud haben versucht, den hypnotischen Zustand dazu zu benutzen, um in der Seele des kranken Menschen selbst nach der Ätiologie der Krankheit zu forschen. Es stellte sich nun heraus, daß der Zusammenhang zwischen Reiz (Trauma) und psy-

chischer Reaktion (hysterischer Erkrankung) durch affektive Mittelglieder verkettet war. Es ist, wie auch im Falle der Speicheldrüsenreaktion: diese tritt nur dann auf „symbolischen" Reiz ein, wenn das Tier hungrig ist, sonst nicht. Der Reiz (bzw. das Trauma) ist nur der agent provocateur, die Reaktion (bzw. die hysterische Erkrankung) ist innerlich durch affektive Mittelglieder bedingt.

Die gewöhnliche hypnotische Psychotherapie verblieb auf der Oberfläche, indem sie sich nur gegen die sichtbaren Symptome richtete, ohne den Boden zu streifen, aus dem sie hervorsprießen. Anders Freud auch zu jener Zeit noch, wo er kathartisch vorging. „Ich bekämpfte," sagt Freud, „wie es in der hypnotischen Psychotherapie gebräuchlich, die vorhandenen krankhaften Vorstellungen durch Versicherung, Verbot, Einführung von Gegenvorstellungen jeder Art, begnügte mich aber nicht damit, sondern ging der Entstehungsgeschichte der einzelnen Symptome nach, um die Voraussetzungen bekämpfen zu können, auf denen die krankhaften Ideen aufgebaut waren[29])."

Aber in der kathartischen Methode waren noch andere therapeutische Momente verborgen, die abseits von einer Suggestionstherapie lagen. In Breuers Fall war das ganze Verfahren spontan von der Kranken selbst eingeführt. Die Aussprache brachte ihr Erleichterung und am Ende auch Genesung. Man hat bald bemerkt, „daß (die Kranke) in ihren Abszenzen während des Tages offenbar irgendeine Situation oder Geschichte ausbilde, über deren Beschaffenheit einzelne gemurmelte Worte Aufschluß gaben. Nun geschah es, zuerst zufällig, dann absichtlich, daß jemand von der Umgebung ein solches Stichwort fallen ließ, . . . alsbald fiel sie ein und begann eine Situation auszumalen oder eine Geschichte zu erzählen, anfangs stockend . . ., je weiter, desto fließender . . ." Später gestaltete sich die Sache in folgender Art, wie Breuer es schildert: „Ich kam damals, wenn ich sie in ihrer Hypnose wußte und nahm ihr den ganzen Vorrat von Phantasien ab, den sie seit meinem letzten Besuch angehäuft hatte. Das mußte vollständig geschehen, wenn der gute Erfolg vollständig erreicht werden sollte. Dann war sie ganz beruhigt, den nächsten Tag liebenswürdig, fügsam, fleißig, selbst heiter . . ." Für die Prozedur hatte sie „den guten, ernsthaften Namen ‚talcing cur' (Redekur) und den humoristischen ‚chimneysweeping' (Kaminfeger) erfunden". „Sie wußte, daß sie nach der Aussprache all ihre Störrigkeiten und ‚Energie' verloren haben werde[30])." Nach eineinhalb Jahren war sie vollständig gesund.

Die „Redekur" brachte die gestauten Affekte zur Abfuhr. Das Verfahren war nicht aus irgendwelcher theoretischen Voraussetzung ausgeklügelt, sondern in ganz natürlicher Weise durch das Temperament der Kranken geboten. Übrigens ist dies Verfahren seit Jahrtausenden instinktmäßig von der Menschheit gepflegt und als Beichte vor dem Geistlichen von der Kirche gefordert. Breuer hat

den Heilinstinkt seiner Patientin verstanden, und hielt es nicht unter seiner ärztlichen Würde, dabei etwas zu lernen.

Der Unterschied zwischen der Aussprache in der Psychoanalyse und der gewöhnlichen, vertraulichen Aussprache (oder sogar der Beichte) liegt aber darin, daß jene viel weiter greift, daß sie den Analysanden drängt und ihn zwingt, das zu beichten, was ihm sonst nicht bewußt ist[31]).

Freud hat das kathartische Verfahren Breuers bald verlassen müssen. Er berichtet darüber: „. . . Bei meinen Versuchen, die Breuersche Methode in größerem Umfange anzuwenden, bin ich an die Schwierigkeit geraten, daß eine Anzahl von Kranken nicht in Hypnose zu versetzen war . . . Es galt, die Hypnose zu umgehen, und doch die pathogenen Erinnerungen zu gewinnen. Dazu gelangte ich auf folgende Weise: Wenn ich bei der ersten Zusammenkunft meine Patienten fragte, ob sie sich an den ersten Anlaß des betreffenden Symptoms erinnerten, so sagten die einen, sie wüßten nichts, die anderen brachten irgend etwas bei, was sie als eine dunkle Erinnerung bezeichneten und nicht weiter verfolgen konnten. Wenn ich nun . . . dringlich wurde, beiden versicherte, sie wüßten es, sie würden sich besinnen usw., so fiel dem einen doch etwas ein, und bei den anderen griff die Erinnerung um ein Stück weiter. Nun wurde ich noch dringender, hieß die Kranken die Augen willkürlich schließen, um sich zu ‚konzentrieren' . . . und machte da die Erfahrung, daß ohne alle Hypnose neue und weiter zurückreichende Erinnerungen auftauchten, die wahrscheinlich zu unserem Thema gehörten. Durch solche Erfahrungen gewann ich den Eindruck, es würde in der Tat möglich sein, die doch sicherlich vorhandenen Vorstellungsreihen durch bloßes Drängen zum Vorschein zu bringen und da dieses Drängen mir Anstrengung kostete und mir die Deutung nahelegte, ich hätte einen Widerstand zu überwinden, so setzte ich mir den Sachverhalt ohne weiteres in die Theorie um, daß ich durch meine psychische Arbeit eine psychische Kraft bei den Patienten zu überwinden habe, die sich dem Bewußtwerden (Erinnern) der pathogenen Vorstellungen widersetze. Ein neues Verständnis schien sich mir nun zu eröffnen, als mir einfiel, dies dürfte wohl dieselbe psychische Kraft sein, die bei der Entstehung des hysterischen Symptoms mitgewirkt und damals das Bewußtwerden verhindert habe[32])." Der allgemeine Charakter solcher Vorstellungen ist der, daß sie „sämtlich peinlicher Natur (sind), geeignet, die Affekte der Scham, des Vorwurfes, des psychischen Schmerzes, der Empfindung der Beeinträchtigung hervorzurufen, sämtlich von der Art, wie man sie gerne nicht erlebt haben möchte, wie man sie am liebsten vergißt".[33])

Das Wesen der Hysterie erscheint uns jetzt in neuem Lichte: als der Konflikt untereinander unverträglicher Vorstellungen. „An das Ich des Kranken war eine Vorstellung herangetreten, die sich als

unverträglich erwies, die eine Kraft der Abstoßung von seiten des Ich wachrief, deren Zweck die Abwehr dieser unverträglichen Vorstellung war. Diese Abwehr gelang tatsächlich, die betreffende Vorstellung war aus dem Bewußtsein und aus der Erinnerung gedrängt, ihre psychische Spur war anscheinend nicht aufzufinden. Doch mußte diese Spur vorhanden sein. Wenn ich mich bemühte, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, bekam ich dieselbe Kraft als Widerstand zu spüren, die sich bei der Genese des Symptoms als Abstoßung gezeigt hatte[34])." — — —

Die analytische Methode Freuds schreitet in der Erkenntnis der Zusammenhänge nur langsam vorwärts: die „Einfälle" kommen erst allmählich zum Vorschein, der Widerstand von seiten der Verheimlichungstendenzen wird nur schrittweise überwunden. Das gewährt dem Forscher einen Einblick in das Spiel der psychischen Kräfte. „Aber der Hypnose ist vorzuwerfen, daß sie den Widerstand überdeckt", sie versetzt uns zu plötzlich in einen erweiterten Bewußtseinszustand, wo gewisse Erlebnisse nur einseitig zum Vorschein kommen[35]). Der Freudschen analytischen Methode ist gegenüber der Methode Breuers ein höherer Erkenntniswert eigen, da sie nicht nur die letzten seelischen Momente, „wie sie sind", uns zeigt, sondern sie ist auch imstande, den psychischen Mechanismus der Entstellung der Wahrheit selbst zu erfassen und zu begreifen — — —

Durch die tiefere Erkenntnis des Wesens der Hysterie mußte sich auch die Auffassung der Therapie modifizieren. Legte man in erster Zeit das Hauptgewicht auf das „Abreagieren", so wird es jetzt klar, daß noch viel wichtigere Momente hinzutreten müssen. Der Konflikt muß entwertet, der „Widerstand" gebrochen werden. In welcher Weise? „Indem man (den Kranken) aufklärt, ihm von der wundersamen Welt der psychischen Vorgänge Mitteilung macht, in die man selbst erst durch solche Analysen Einblick gewonnen hat, gewinnt man ihn selbst zum Mitarbeiter, bringt man ihn dazu, sich selbst mit dem objektiven Interesse des Forschers zu betrachten, und drängt so den auf affektiver Basis beruhenden Widerstand zurück. Endlich aber — und das bleibt der stärkste Hebel — muß man versuchen, nachdem man die Motive seiner Abwehr erraten, die Motive zu entwerten oder selbst sie durch stärkere zu ersetzen[36])." Die pathogenen Affekte verwandeln sich im Laufe der Analyse in das wissenschaftliche Interesse, wodurch dem Bewußtwerden der verdrängten Erlebnisse ungemein verholfen wird. Durch die intellektuellen Leistungen des Patienten wird wenigstens ein Teil der Energie der pathogen wirkenden Affekte absorbiert. Das übrige leistet die „psychoanalytische Absolution", d. h. die Entwertung der Motive des Widerstandes.

Hat man einmal erkannt, welche Rolle die „Abwehr" (die „Verdrängung", der „Widerstand") in der Pathogenese der Hysterie

spielt, so wird man sich sagen müssen: „Es ist ganz aussichtslos, direkt zum Kerne der pathogenen Organisation vorzudringen. Könnte man diesen selbst erraten, so würde der Kranke doch mit der ihm geschenkten Aufklärung nichts anzufangen wissen und durch sie psychisch nicht verändert werden[37]).“ Die Technik der Analyse mußte sich darum in dem Sinne ändern, daß man sich nicht mehr die Aufklärung der Symptome zum Ziele setzt, sondern man richtet die Arbeit direkt auf die Auffindung und Überwindung der Widerstände, da man mit Recht daran vertraut, daß mit der Beseitigung der Widerstände die den Symptomen zugrunde liegenden affektiven Ideenzusammenhänge (die sogenannten „Komplexe“) sich von selbst ergeben werden[38]). — — —

Jede bestimmt geartete Zeit hat ihre psychotherapeutische Methode. Wie die Manipulationen der „Medizinmänner“ in der magischen Auffassung und Denkweise primitiver Völker begründet ist, ebenso fußt die Psychoanalyse auf der Denkart und der geistigen Unabhängigkeit des Menschen einer höher entwickelten Kultur.

Es ist besonders interessant, die Verschiedenheit der analytischen Therapie von der Suggestionstherapie ins Auge zu fassen. Die Vorbedingung der erfolgreichen Suggestion ist die Ausschaltung der Kritik. Der Suggestor will imponieren, sucht durch Zureden seinen Einfluß zu bekräftigen. Dadurch erzieht man einen unselbständigen, denkfaulen, kritiklosen Menschenschlag. Der hypnotische Zustand bedeutet eine Einmengung des Bewußtseins, durch sie wird der Mensch „inneren und äußeren Wahrnehmungen gegenüber zur Blindheit erzogen“. „Wer dem hypnotisierenden Arzt blind vertraut, der glaubt bald auch an die wundertätige Maria von Lourdes (und an alle möglichen Quacksalber)[39]).“

Je selbständiger aber, „reifer, seelisch entwickelter die Menschheit wird, um so weniger Menschen kann der ärztliche Wundertäter zu folgsamen Kindlein zähmen“.[40])

„Der Suggerierende tut wie jener Hygieniker, der gegen Alkoholismus und die Tuberkulose fortwährend nur von Abstinenz und Desinfektion predigt; die Analyse aber gleicht eher dem Soziologen, der nach den gesellschaftlichen Übeln forscht, die die eigentlichen Urheber der Trunksucht und der Tuberkulose sind, er kämpft gegen diese Grundursachen an[41]).“

Die Analyse zwingt den Patienten zur aktiven Arbeit an sich selbst, zur Kritik und Forschung. Dadurch wird sie zu einer Schutzmaßregel gegen blinden Gehorsam und kritiklose Unterwerfung. Aber auch umgekehrt, weil wir jetzt in einer Zeit leben, wo autokratische Regierungsformen von uns nicht mehr geduldet werden, wo wir im Staat, in der Kirche, in der Schule nicht mehr bloß gehorchen, sondern verstehen und selbständig handeln wollen, kann und muß uns die Psychoanalyse imponieren. Sie ist ein Ausdruck des freiheitlichen, kritischen, wissenschaftlich gerichteten Sinnes des Menschen einer hochentwickelten Kultur.

„Der Mensch, und zwar der gesunde als auch der kranke Mensch, ist reif geworden, seine verborgenen Übel bewußt zu bekämpfen, und es ist übertriebene Ängstlichkeit, ihn wie ein Kind mit suggestiver Beruhigung heilen zu wollen, anstatt ihn mit der manchmal bitteren, aber immer heilsamen Pille der Wahrheit fürs Leben zu stärken[42])."

III. Die psychoanalytische Methode in erkenntnis-kritischer Beleuchtung

Die Psychoanalyse ist eine wissenschaftliche Methode, eine Methode, Erkenntnisse auf psychischem Gebiete zu erlangen. Da aber auch das Erkennen der objektiven Welt ein psychischer Akt ist, d. h. dies Erkennen von den Eigentümlichkeiten des Erkennenden abhängt, so fließen die Probleme der Selbsterkenntnis und der allgemeinen Erkenntnis ineinander über.

Das Bestreben der Physik geht darauf aus, die Wahrnehmungen des Einzelnen von den subjektiven Zutaten zu reinigen; denn eine Wahrheit gilt als solche nur, insofern ihr Inhalt von den individuellen Bedingungen des einzelnen erkennenden Menschen unabhängig ist. Wie ist diese Unabhängigkeit zu erreichen, wie das Subjekt von jenen Zutaten reinigen, die im Prozesse des Erkennens hinderlich sein können? Wir sehen, Erkenntnis, d. h. wahre Erkenntnis setzt Selbsterkenntnis voraus: der Mensch muß sich selbst kennen, um auch zur wahren Erkenntnis der Natur zu gelangen.

Verfolgen wir jetzt, wie überhaupt Erkenntnis entsteht. Die lebendigen Geschöpfe gehen von ihrem ersten Atemzuge an gar nicht darauf aus, Erkenntnisse zu erlangen. Diese kommt vielmehr unabsichtlich zustande, als Folge der Triebentfaltung. Die angestaute Energie des lebenden Organismus führt zu verschiedenen Entladungen in Form dieser oder jener Innervation. Das triebhafte Wesen kommt dadurch mit den Objekten in Berührung, stößt auf ihren Widerstand; das Erleben dieses Widerstandes macht eigentlich die innere Natur dessen aus, was wir sonst Wahrnehmung nennen. Die Erkenntnis ist also durch zwei Faktoren bedingt: durch die Entfaltung der Triebhaftigkeit und durch den Widerstand der Objekte.

Die so entstehende Erkenntnis bewegt sich in engen Grenzen, ist „praktischer" Natur. Das Trachten und Begehren des Menschen auf dieser Stufe ist auf die Gegenstände der nächsten Umgebung gerichtet. Die „Reize", die ihm diese schicken, dienen als Motive für sein Wollen: er wird sie suchen oder von ihnen fliehen, je nachdem diese Reize als angenehme oder unangenehme ihm erscheinen. Die „praktische" Erkenntnis steht im Dienste der Ich-Bejahung, der Liebe des Ich zu sich selbst („Narzißmus")[43]. In Gegensatz dazu steht die wissenschaftliche Erkenntnis, die davon absehen will und auch absehen muß, ob die erkannten Relationen zwi-

schen den Objekten irgendwie dem Wohl und Wehe des Einzelnen dienen können. Der Wissenschaftler soll sich nicht von „Absichten“ im Prozesse der Erkenntnis leiten lassen, er soll frei von „Ich-Beziehungen“ bleiben. Denn die wahre Erkenntis stellt sich die Aufgabe, „die Gegenstände zu erkennen, wie sie sind“. „Wenn ich sage, ich wolle die Dinge erkennen, wie sie sind, so schließt dies ein, daß ich ohne besondere Arbeit eine solche Erkenntnis nicht habe. Den Dingen, wie sie sind, treten also irgendwelche Spiegelungen, Abbilder, Erscheinungen oder wie man immer will der Dinge gegenüber, die erst von fremden Bestandteilen gereinigt werden müssen. Diese fremden Bestandteile können, da sie nicht den Dingen entstammen, nur irgendwelche Täuschungen unserer ersten Ansicht der Dinge sein, Idole im Sinne Bacos von Verulam. Die Fehlerquellen, die beseitigt werden müssen, liegen also irgendwie in unserem Ich. Wenn man hinzufügt, daß auch der beschränkte Umfang unseres Wissens von der besonderen Stellung des Ich zu den Dingen herrührt, so wird leicht zugegeben werden, daß sich unserer ersten Formel die erweiterte Gestalt geben läßt: Die Dinge erkennen, wie sie sind, unabhängig von den Zutaten, Verschiebungen und Weglassungen, die unser Ich an ihnen verschuldet[44]).“ Oder noch präziser ausgedrückt, das Ziel der Erkenntnis ist, „das Ereignis so darzustellen, wie es durch ein rein theoretisches Individuum, das zu jeder Phase die günstigste Stellung eingenommen und mit allseitiger Aufmerksamkeit erlebt hätte, wahrgenommen wäre“.[45])

Die „wahre“ Erkenntnis wird durch Fehlerquellen, die im Ich liegen, beeinträchtigt: das Ich, durch seine „Parteinahme“, durch affektive Verblendung, verschuldet oft an den Dingen gewisse Zutaten, Verschiebungen und Weglassungen. Denn das Ich ist triebhafter Natur, und diese greift oft entstellend in den Prozeß der Erkenntnis ein. Wie soll nun das triebhafte Ich zum erkennenden Ich gemacht werden?

Die Aufgabe des erkennenden Ich besteht in der Erkenntnis der Gegenstände. Es gibt aber viele erkennende Iche. „Und so sind immer, wenn Gegenstände von vielen gedacht werden, die denkenden Iche und die Inhalte, in denen sie (die Gegenstände) gedacht werden, viele und voneinander verschieden. Die Gegenstandswelt aber, die sie meinen, ist dieselbe oder kann dieselbe sein. Sie ist notwendig dieselbe, wenn das Denken ein gültiges Denken, oder wenn es Erkenntnis ist.

„Zugleich ist in diesem, aber auch nur in diesem Falle, auch das denkende Ich eines und dasselbe. Es ist nicht mehr dies oder jenes individuelle Ich, sondern es ist ein von der Individualität freies, ein überindividuelles, ein einziges erkennendes oder Vernunft-Ich. Indem es das von der Individualität freie ist, gibt es nichts mehr, das es in eine Mehrheit teilen könnte[46]).“

Die wahre Erkenntnis ist also diejenige, die von einem „überindividuellen Ich“ gewonnen ist. Wie auch umgekehrt das „überindi-

viduelle Ich“ dasjenige ist, das eine wahre Erkenntnis zu gewinnen imstande ist. Denn die Wahrheit muß, „sofern und soweit sie wahr ist, in ihrer Geltung und folglich auch in ihrem Inhalt von den individuellen Bedingungen des einzelnen, erkennenden Menschen unabhängig sein. Sofern und soweit ein jeder rein erkennt, erhebt er sich damit selbst auf den Standpunkt des überindividuellen Ich. Das überindividuelle Ich ist sonach ein echter Zielbegriff; er ist stets soweit verwirklicht, wie wahres Erkennen vorliegt[47]).“

Das wahre Erkennen und das überindividuelle Ich sind korrelative Begriffe. In der wahren Erkenntnis stellt sich das individuelle Ich auf den Standpunkt des überindividuellen Ich, d. h. das Ich entledigt sich seiner Triebhaftigkeit, die sonst der wahren Erkenntnis im Wege steht.

Auch die Psychoanalyse ist bestrebt, die Dinge, — in diesem Falle aber die seelischen Dinge —, so zu erkennen, wie sie sind, gereinigt von den Entstellungen, Auslassungen und Verschiebungen, die das bewußte Ich an ihnen vorgenommen. Die psychoanalytische Forschungsmethode realisiert jene Forderung der wissenschaftlichen Erkenntnis, „ein Ereignis so darzustellen, wie es durch ein rein theoretisches menschliches Individuum wahrgenommen wäre“, in vollkommener Weise: sie zwingt den Einzelnen, sich den Äußerungen des eigenen Ich gegenüber unparteiisch („kritiklos“) zu verhalten, wodurch eine höhere Stufe intellektueller Kultur erreicht wird. Darin liegt der erzieherische, pädagogische Wert der Psychoanalyse.

Wie gelingt es aber dem individuellen (also triebhaften) Ich zum überindividuellen (rein erkennenden) Ich zu werden? Zuerst wollen wir dies Problem in betreff der Objekt-Erkenntnis lösen.

Um das Objekt wahrhaft zu erkennen, muß man sich in ihm „verlieren“, die eigene Individualität quasi vergessen, nur als klarer Spiegel des Objektes bestehen. Schopenhauer drückt diese Forderung so aus, daß er sagt: Der in der bloßen Anschauung des Objektes Begriffene „ist nicht mehr Individuum: denn das Individuum hat sich eben in solche Anschauung verloren: sondern es ist reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subjekt der Erkenntnis“. „Und wie das Objekt auch hier nichts als die Vorstellung des Subjekts ist, so ist auch das Subjekt, indem es im angeschauten Gegenstand ganz aufgeht, dieser Gegenstand selbst geworden, indem das ganze Bewußtsein nichts mehr ist, als dessen deutliches Bild[48]).“

Der ursprünglich sich selbst liebende („narzißstische“) Mensch, der die Objekte der Welt nur durch „Ich-Beziehungen“ umfaßt, schlägt nun einen anderen Weg ein: er identifiziert sich (unbewußt) mit dem Objekt und kann dann in das „reine“ Anschauen des Objekts aufgehen, das nur eine umgewandelte, veredelte (sublimierte) Form der früheren „Ich-Beziehung“ darstellt. Die Reize, die vom Objekt ausgehen, dienen nicht mehr als Motive des Willens, veranlassen ihn nicht zu dieser oder jener Handlung rein praktischer Natur,

weil eben das „Schauen" selbst des Objekts, in dem der Schauende sich quasi widerspiegelt, dem Willen volle Befriedigung gibt.

In uns leben gleichsam zwei Menschen: der Eine betrachtet die Dinge der Welt in ihrer Relation zu seinem Willen, sofern sie seinen Wünschen Genüge tun, seinen Zwecken dienlich sein können; der Andere findet in der „zweckfreien" Anschauung der Objekte seine Befriedigung. Der Eine ist das individuelle Ich, der Andere — das überindividuelle Ich. Zum Standpunkt des überindividuellen Ich gelangt man durch Überwindung der Liebe des Ich zu sich selbst (Überwindung des Narzißmus): das Ich identifiziert sich mit dem Objekt, macht es sozusagen zum eigenen Doppelgänger und überträgt auf das Objekt alle jene Überwertung, die es früher nur für sich selbst hatte. Aus dieser affektiven Quelle fließt das wissenschaftliche Interesse.

Auch in der Psychoanalyse vollzieht sich die Verwandlung des individuellen triebhaften Ich in das überindividuelle erkennende Ich. Das geschieht hier mit Hilfe des Phänomens der sogenannten „Übertragung". Die Psychoanalyse zwingt den Analysanden, sich selbst unparteiisch, d. h. mit den Augen des unbeteiligten Dritten zu betrachten. Dieser unbeteiligte Beobachter ist der Analytiker. Der Analysand muß sich also gewissermaßen mit dem Analytiker identifizieren. Diese Identifikation ist nur möglich als eine Art Liebe zu der Person des Analytikers (denn alles, was aufgegeben wird, muß Ersatz haben; das Ich, das die Liebe zu sich selbst aufgibt, muß jemanden anderen lieben, mit dem es sich dann identifiziert). Dieses Phänomen nennen wir nun die „positive Übertragung".

Dagegen äußert sich der Widerstand in der Analyse als Feindseligkeit und Trotz gegen den Analytiker. Das ist die „negative Übertragung".

Als Beispiel einer negativen Übertragung kann folgendes dienen: Ein Zwangsneurotiker Dr. Ferenczis fing an Fremdwörter, die der Arzt gebrauchte, nicht zu verstehen, dann — als dieser ihm die Fremdwörter eine Weile getreulich übersetzte — behauptete er, daß er nunmehr die Muttersprache nicht verstehe. „Er gebärdete sich förmlich wie blöde." Da erklärte ihm der Arzt, daß „er mit seinem Unverständnis unbewußt seinem Unglauben Ausdruck gibt. Eigentlich wolle er die Ausführungen des Arztes verhöhnen, verdränge aber diese Neigung und stelle sich blöde, als wolle er sagen: ‚wenn ich diesen Unsinn anerkenne, bin ich ein Narr' ". „Von da an", bemerkt Ferenczi, „verstand er meine Erklärungen vorzüglich[49])."

Die Übertragung bedient sich der aus dem Unbewußten stammenden Liebe und Hasses. „Eine ganze Reihe früherer psychischer Erlebnisse wird nicht als vergangen, sondern als aktuelle Beziehung zur Person des Arztes wieder lebendig[50])." Eine Patientin Dr. Ferenczis „bringt ihre verdrängten infantil-erotischen Phantasien in

Form einer an den Arzt gerichteten Liebeserklärung zum Ausdruck und erhält als Antwort — die Aufklärung über den Übertragungscharakter dieser Gefühlsanwandlung. Unmittelbar darauf bekommt die Patientin eine merkwürdige Parästhesie auf der Zungenschleimhaut; sie ruft: ‚die Zunge ist mir plötzlich wie abgebrüht'. (Die) Erklärung, daß sie mit dem Worte ‚abgebrüht' nur ihre Enttäuschung über die abgewiesene Liebeswerbung ausdrücken wolle, will sie zunächst nicht akzeptieren, doch das plötzliche und sie höchstlich überraschende Verschwinden der Parästhesie nach der Aufklärung stimmt sie nachdenklich und sie gibt alsogleich zu, daß der Arzt mit seiner Behauptung recht behalten dürfte".[51])

Ein Musiker, der bei mir in der Analyse war, bringt eines Tages folgenden Traum:

Er ist mit mir in N. (seine Vaterstadt). Er will mich seinem Vater vorstellen, es kommt nicht dazu. Wir gehen zu einem Geigenbauer, wo er seine Geige holen will. Wir gehen an einem Geschäft vorbei, wo draußen Kinderspielzeug ausgelegt ist. Er bleibt dort stehen; als er sich umsieht, bin ich nicht mehr da. —

Mit diesem Traum hat es folgende Bewandtnis: Vor einiger Zeit hat er mir versprochen von zu Hause eine Geige zu holen, die er mir leihen wollte. Er war unterdessen zu Hause, und hat doch bezeichnenderweise vergessen, sein Versprechen zu erfüllen. Das ist natürlich als eine Unliebenswürdigkeit mir gegenüber aufzufassen, obgleich er sonst nicht so ist. Übrigens tritt (wie es im Laufe der Analyse einigemal überzeugend sich zeigte) bei unserem Musiker die Geige als Symbol der Sexualität auf. Er ist, wie in seiner Kunst, so auch in der Erotik, ziemlich gehemmt und zurückhaltend; seine Geige ist wirklich reparaturbedürftig. Das Vergessen, die versprochene Geige für mich von zu Hause mitzubringen, hat eine doppelte Bedeutung: 1. Er möchte nicht mehr seine kranke Erotik vor mir bloßstellen (Widerstand); 2. er möchte nicht seine Liebe dem Analytiker zuwenden. Der Widerstand in der Analyse erscheint also zugleich als ein negativ-erotischer Zustand (als eine Abwendung der Liebe von dem Analytiker).

Woher der Widerstand kommt, darüber berichtet uns die zweite Hälfte des Traumes: Der Träumer blieb bei dem Kinderspielzeug stehen, und als er sich umsieht, ist der Analytiker verschwunden. Der Analysand steckt noch affektiv in der Kindheit, er hat sich noch nicht in genügendem Maße von den Freuden des Zusammenseins mit Mutter und Schwestern emanzipiert. Der Analytiker sucht ihn dazu zu bringen, ganz Mann zu sein und nicht zum Teil noch in der Atmosphäre der Kinderstube zu leben. Weil aber die (zwar notwendige) Ablösung von den infantilen Abhängigkeiten schmerzhaft ist, sucht er der Aufgabe auszukneifen: der Analytiker ist darum nicht mehr da.

So sehen wir hier die negative Übertragung am Werke: der Widerstand gegen die Analyse drückt sich aus als das Unliebenswürdig-

sein mit dem Analytiker. Aber auch die positive Übertragung ist in dem Traume angedeutet: Der Träumer will mich seinem Vater vorstellen, d. h. (wie der Analysand spontan selbst angibt) gleichsam mich in die Familie einführen, zum Familienmitglied, d. h. wiederum mich zum Objekt der infantilen Liebe und Wohlwollens machen. Die Liebe zu den eigenen Familienangehörigen, zum Vater, Mutter, Geschwistern, wird auf den Analytiker übertragen. Es ist die Erscheinung, von der wir bereits im Kap. I (S. 9) sprachen, die Freud als den „Zwang zur Wiederholung" bezeichnet: Vorgänge und Beziehungen der früheren Zeit werden nicht bloß erinnert, sondern noch einmal wirklich erlebt. Als Anknüpfungspunkt wählt sich der Wiederholungszwang die Person des Analytikers, wodurch das Phänomen der Übertragung zustande kommt.

Die „Übertragung" ist das letzte Mittel, dessen sich der pathogene Komplex bedient, um seine Existenz zu behaupten. Da aber die neuen Symptome, die in der Übertragung zum Vorschein kommen, vor unseren Augen entstehen, so gelingt es, den Komplex bei frischer Tat zu ertappen und ihn bloßzustellen. „Die Übertragung, die das größte Hindernis für die Psychoanalyse zu werden bestimmt ist, wird zum mächtigsten Hilfsmittel derselben, wenn es gelingt, sie jedesmal zu erraten und dem Kranken zu übersetzen[52])." — —

Man hat sich in psychoanalytischen Kreisen gewöhnt, hervorzuheben, daß die Psychoanalyse etwas mehr sei, als „bloß" Erkenntnis. Man verkennt zwar nicht, daß die Erkenntnis in der Analyse eine große Rolle spielt, aber eine viel größere, ja ausschlaggebende Bedeutung wird der „Übertragung" beigemessen. „Denken wir", schreibt ein psychoanalytischer Arzt, „an die . . . Vorgänge, die wir als positive Übertragung bezeichneten, so müssen wir darin Vorgänge erblicken, die noch etwas anderes sind als allein Bewußtmachung von vordem Unbewußten, etwas Umfänglicheres als intellektuelle Vorgänge. Es sind vielmehr Änderungen in der Richtung und Energieverteilung von Trieben, Affekten und Interessen, also gewichtige Veränderungen, von denen aus die Wirkungsfähigkeit des psychoanalytischen Prozesses begreiflicher wird[53])."

M. E. beruht die Auseinanderhaltung der positiven Übertragung in der Analyse und der Funktion der (wahren) Erkenntnis auf einem Mißverständnis. Worin besteht denn das Phänomen der positiven Übertragung? Doch in nichts anderem als in der Überwindung der Überwertung des Ich (das für sich eingenommene Ich ist anerkanntermaßen zur positiven Übertragung unfähig), die zur Folge allerdings Änderung in der Richtung und Energieverteilung von Trieben, Affekten und Interessen haben muß. Das alles setzt aber auch der Begriff der wirklichen Erkenntnis voraus. Um wahr zu erkennen, muß man den engen Standpunkt des triebhaften Ich aufgeben und denjenigen des „überindividuellen Ich" einnehmen. Das ist aber nichts anderes als positive Übertragung, nur in der Sprache der Erkenntnistheorie ausgedrückt.

Allerdings kommt in der Übertragung der „Zwang zur Wiederholung" zum Vorschein: die früheren Ereignisse und Beziehungen werden nicht bloß erinnert, sondern (in Anknüpfung an die Person des Analytikers) wirklich erlebt. Aber auch das gehört zum Wesen wirklicher Erkenntnis. Denn solche Erkenntnis ist nicht bloß abstrakt, logisch; die Erfahrung (also das Erlebbare) ist die Seele aller Erkenntnis. Alles, was auf anderem Wege quasi erkannt wird, ist blaß, ist bloß Schatten einer Erkenntnis.

Wer begriffen hat, daß Erkenntnis soweit reicht als die Übertragungsfähigkeit des Erkennenden, der wird behaupten müssen: Die Heilwirkung der Analyse beruht auf Erkenntnis und reicht nur soweit, als der Patient imstande ist, sich vollkommen zu begreifen[54]).

Daß man manchmal in der psychoanalytischen Literatur die Sache anders betrachtet und meint, auf Erkenntnis allein kommt es nicht an, es kommt hauptsächlich auf die richtige Handhabung der Übertragung an[55]), so hängt das von zwei Momenten ab: von der falschen (auf der „vulgären Psychologie" sich stützenden) Auffassung des Wesens der Erkenntnis, und von der Vermengung der Übertragung in der Psychoanalyse mit derjenigen, die auch der Suggestion zugrunde liegt.

Damit eine Suggestion wirksam sei, ist es auch notwendig, daß der Suggestor dem zu Suggerierenden irgendwie imponiert, in ihm die Affekte der Liebe und der Furcht zugleich hervorruft. Von uns gleichgültigen Personen nehmen wir keine Suggestionen an. Die Psychoanalyse erklärt die Wirksamkeit der Suggestion zum Teil dadurch, daß es dem Suggestor gelingt, die Rolle des Vaters gegenüber dem zu Suggerierenden zu übernehmen, der seinerseits sich als kleines Kind gebärdet, das alles zu glauben und zu gehorchen hat. Auch in der Analyse sind die Patienten geneigt in diese Rolle zu verfallen, und statt Aufklärung vom Analytiker lieber suggestive Imperative begehren. Nun kämpft aber der Analytiker gegen diese Zumutung ziemlich energisch und läßt sich nicht in die Rolle des befehlenden und suggerierenden Vaters drücken. Er will nicht durch seine bloße Autorität auf den Patienten einwirken, er will ihn nur dazu bringen, sich selbst mit objektivem Auge zu betrachten, frei von leidenschaftlicher wie auch moralischer, religiöser oder sonstiger Voreingenommenheit. Was ist es denn anders, als nicht die Einstellung des wissenschaftlichen Beobachters?!

Und jetzt wenden wir uns wieder dem Problem der Erkenntnis zu. In der Erkenntnis stehen sich das Ich und das Objektive einander gegenüber. Das Ich will sich behaupten, will seinen momentanen Eingebungen folgen, will seine eigene Welt ausspinnen, will autonom sein. Das Objektive stellt aber an das Ich, sofern es als erkennend auftreten will, die Forderung, nach eigener Sachlichkeit erkannt zu werden. Das bedeutet für das Ich eine Aufgabe seiner Autonomie, denn es darf die Objekte nicht nach eige-

nem Gutdünken auffassen, sondern entsprechend ihren sachlichen Forderungen.

Auch das Unbewußte im Menschen bedeutet dem Ich gegenüber das Objektive, das sachliche Forderungen an das erkennende Ich stellt. Und die Rolle des Analytikers ist die, daß er die Aufgabe hat, das Ich des Analysanden dahinzubringen, sich selbst gegenüber sachlich zu sein.

In übertriebener Reaktion gegen einstigen verflachten Rationalismus ist man heutzutage geneigt, die Bedeutung der Erkenntnis herabzusetzen. Demgegenüber muß man entschieden betonen, daß in der Erkenntnis, wenn sie wirklich Erkenntnis ist, normalerweise immer eine verpflichtende Funktion einbegriffen ist. Das unvernünftige Kind z. B. streckt seine Hände aus und will den Mond von seiner Höhe herabholen. Der Erwachsene tut das nicht, weil er weiß, das sei unmöglich. Kein Mensch, der bei Sinnen ist, wird im Ernste versucht sein, auf dem Spiegel des Sees spazierenzugehen. Er kann so was nicht im Ernste wollen, weil das seinen Untergang bedeuten würde. Ebenso ist es auch auf sozialem Gebiet. In früheren Zeiten war es z. B. für jeden Gesellen möglich, einmal selbst Meister zu werden und bei sich wiederum Gesellen anzustellen. Jetzt unter der Macht verwickelter kapitalistischer Verhältnisse weiß jeder Arbeiter, daß ohne Dazwischentreten eines Wunders es ihm nie gelingen würde, selbst Unternehmer zu werden, und sein Los nun darin besteht, das ganze Leben hindurch Prolet zu bleiben. Weil er das erkannt hat, strebt der moderne Proletarier nicht danach, einmal Millionär zu werden, sondern er versucht durch Organisation und Klassenkampf seine Lage möglichst besser zu gestalten.

Erkenntnis bedeutet immer Einsicht in die Notwendigkeit des Geschehens. Das triebhafte Ich rebelliert gegen die Notwendigkeit, weil es sich selbst rücksichtslos durchsetzen will, aber dadurch oft in schwere Konflikte mit den Mächten der Wirklichkeit gerät. Das erkennende Ich dagegen paßt sich der Notwendigkeit an, setzt sich in Relation zu dem Objektiven.

In der wahren Erkenntnis ist ein (wenn man will „religiöses") Moment enthalten, ein Moment des Gehorsams gegen die Forderungen der Objektivität. „Gehorsam" bedeutet das Gegenteil von Eigenwille. Es ist darum zu erwarten, daß Menschen mit übergewaltigem Ich-Gefühl (Narzißten) nicht leicht eine positive Übertragung zustande bringen werden und dadurch auch gehindert sein werden, zur wahren Erkenntnis zu gelangen, wodurch auch der therapeutische Erfolg der Analyse beeinträchtigt sein muß.

Zur Illustration sei hier ein Fall angeführt. Es handelt sich um einen jungen Mann (wir wollen ihn Herr T. nennen), der darunter litt, daß er den Weg zur Frau nicht finden konnte. Er begehrte die Frauen, in der Phantasie konnte er sie besitzen, in ihrer Nähe aber war er durchaus kalt. So daß mit seinen dreißig Jahren er noch dem sexuellen Problem ziemlich unbeholfen gegenüberstand. Sonst aber

war er sehr selbstbewußt, glaubte alles erreichen zu können. Jede Begegnung aber mit der sexuellen Wirklichkeit brachte ihm nur das Gefühl der Demütigung und löste schwere Depressionen aus.

Bereits in der ersten Sitzung erklärte mir Herr T., er könnte Wunder wirken, wenn er nur wollte. Auf meine Frage, ob er dies je versucht hätte, erwiderte er, das zwar nicht, aber er weiß es. Auf die weitere Frage, ob er wirklich fest daran glaube, daß er Wunder wirken könnte, sagte er: Manchmal glaube er daran wirklich, manchmal auch nicht.

Wir sehen, daß dieser Mann eine übertriebene Bedeutung sich selbst zuschreibt, sein Ich *überwertet*. Ein Mensch, der Wunder wirken könnte, ist einem Gotte gleich; er ist durch die Gesetzmäßigkeit der Natur, die die anderen Menschen bindet, durch die Forderungen der Objektivität in keiner Weise gebunden. Es fehlt einem so gearteten (narzißstischen) Menschen der „Gehorsam". Das erklärt uns das Schicksal seiner Erotik, wie auch dasjenige seiner Analyse. Denn was den ersten Punkt anbetrifft: Jede Liebe bedeutet eine Aufgabe der absoluten Geltung nur des eigenen Ich. Wenn ich den Anderen liebe und um seine Liebe werbe, so bedeutet das, daß ich ohne ihn nicht gut bestehen kann, daß meine Herrlichkeit nicht allein die Welt ausfüllt, sondern neben mir noch etwas anderes, viel Herrlicheres besteht. Bekanntlich behaupten die Philosophen, daß Gott nichts begehren kann, denn er ist vollkommen und ihm fehlt nichts, was er begehren sollte. Unser junger Mann war gleichsam sich selbst ein Gott (oder, wie er selber manchmal sich bezeichnete, Luzifer, der dem Gotte ähnlich werden wollte). Wie sollte er nun, die eigene Vollkommenheit verkennend, nach etwas Verlangen haben? Es war zu schwer, die Selbstgenügsamkeit aufzugeben!

Aus demselben Grunde mußte auch die Analyse scheitern. Denn jede Aufklärung, die uns einen Schritt vorwärts bringen sollte, wirkte auf den jungen Mann als eine „Ich-Verletzung". Dadurch, daß der Analytiker es „besser wußte", daß er das seelische Gewebe des Analysanden durchschaute, weckte er in ihm nur Haß und Trotz und vereitelte dadurch den therapeutischen Effekt. Anders gesagt, in unserem Falle *mußte die negative Übertragung stärker sein als die positive*, und darum die Analyse negativ ausfallen.

Ein Stück ist doch der Analyse gelungen durchzusetzen, nämlich die Beziehung des Analysanden zu seinem Chef günstiger zu gestalten. Wenn unser junger Mann mit seinem Chef in Geschäftssachen zu sprechen hatte, und der alte erfahrene Mann einmal etwas „besser wußte", wirkte das wieder als Ich-Verletzung und hatte Depression zur Folge. Der Chef war eine Deckfigur für den strengen Vater, der immer was auszusetzen hatte und zu dem er nie in eine wärmere zutrauliche Beziehung kommen konnte. Die Beziehung zum Chef war eine „Wiederholung" der Beziehung zum Vater. Der Analysand lernte bald einsehen, daß sein Chef nur eine

Deckfigur sei zur Übertragung seines infantilen Trotzes. Immerhin war es für ihn eine ziemlich schwierige Aufgabe, das „Besserwissen“ des alten Herrn nicht mehr als Ich-Verletzung zu erleben. Nachdem ihm das gelungen ist, „wiederholte“ er dasselbe Spiel in verstärktem Maße mit mir, so daß es zu einem Abbruch der Analyse kommen mußte.

Unter anderem hatte der Analysand während der Stunde die folgende Vision: „Er sieht einen Strom vorbeifließen. Er steht am Ufer und sieht zu, wird aber vom Strome nicht mitgerissen.“ D. h. er sieht wohl die Notwendigkeit ein, seinen erotischen Affekten freieren Lauf zu geben; er ist aber von dieser Einsicht nicht so durchdrungen, um dem nachzuleben.

Der Analysand selbst drückte gewöhnlich seine Zwiespältigkeit in folgender Weise aus, indem er zu sagen pflegte: „Was hilft mir alle psychoanalytische Erkenntnis, wenn ich doch nicht imstande bin, sie zu realisieren?“

Diese Worte unseres Analysanden scheinen unsere Behauptung von dem Übertragungscharakter des Wissens Lügen zu strafen. Der Analysand hat die richtige Einsicht, und will doch nicht ihr entsprechend handeln: die Einsicht verpflichtet ihn zu nichts. Wie ist das zu verstehen?

Man muß sich nun Rechenschaft geben, daß in der Erkenntnis sich zwei Momente unterscheiden lassen, die nur, wenn sie beide zusammen gegeben sind, der Erkenntnis den verpflichtenden Charakter auferlegen. So sagt z. B. Ricarda Huch: „In Wirklichkeit ist Glauben die Bestätigung und Besiegelung des Wissens, nicht umgekehrt. Was wir wissen, wird uns vermittels unserer Sinne gelehrt: wir wissen z. B., daß dort ein Stuhl steht. Was hilft dir das aber, wenn du es nicht glaubst? Deine Sinne können dich ja betrügen. Im Traume kommt es dir oft so vor, als stände da ein Stuhl, wo doch nichts ist. Bevor du nicht glaubst, was du weißt, bleibt dein Wissen unsicher. Gewiß, fest, unerschütterlich, ein Fels, der nicht wankt, ist nur das, was du glaubst. Mit anderen Worten: das Wissen bezieht sich auf die Erscheinung, der Glaube auf das Sein[56]).“

Die normale wirkliche gesunde Erkenntnis ist eine Synthese von Wissen und Glauben: man erlebt einen gewissen Inhalt, den man nicht nur als ein Ich-Erlebnis betrachtet, sondern auf eine Objektivität (objektive Existenz) bezieht. Durch diese letzte Tat des „Glaubens“ tritt das Ich aus seiner Überhebung und Überwertung heraus, da es dadurch eine Macht außer sich anerkennt.

Unser Analysand behielt während der ganzen Zeit der Analyse eine skeptische, ja sogar ironische Haltung. Als hätte er sagen wollen: „Das ist ja alles (als bloße Hypothese) sehr interessant, aber was geht das schließlich mich an? Ich will von nichts überzeugt sein, lasse mich von nichts hinreißen!“ Er hörte die Botschaft, allein es fehlte ihm der Glaube, d. h. der rechte Wille.

Wirksam wird die Erkenntnis nur dann, wenn die beiden sie kon-

stituierenden Momente des Wissens und Glaubens unzertrennlich fest miteinander verbunden bleiben. In gewissen Fällen, in denen das Ich selbstherrlich sich selbst betont, spaltet sich von der Erkenntnis das Moment des Glaubens ab und sie wird zum „bloßen" (d. h. nicht verpflichtenden) Wissen. Diese Abspaltung ist die Folge des Scheiterns der positiven Übertragung.

Einige Monate später ließ Herr T. mir durch einen gemeinsamen Bekannten kund tun, es gehe ihm außerordentlich gut, er habe seinen Weg gefunden. Damit hat er nur unsere obigen Ausführungen bestätigt: aus lauter Trotz ist er gesund geworden, aber nicht während der Analyse, sondern einige Zeit später. — Die analytische Erkenntnis hat sich auch bei ihm ausgewirkt, aber nicht geradlinig, sondern zickzackartig.

IV. Zur Technik der Psychoanalyse

Bei der Untersuchung eines seelischen Tatbestandes läßt man den Analysanden alle seine „Einfälle" und Gedanken ungezwungen mitteilen. Man schärft ihm ein, alles offen auszusprechen, was ihm durch den Kopf geht. Er darf nichts durch innere Kritik unterdrücken. Denn nur diese innere Kritik bewirkt das Unbewußtwerden der psychischen Phänomene und entzieht sie so unserer Kenntnis.

Die psychoanalytische Erfahrung hat uns nun gezeigt, daß das Zusammenfügen eines Ganzen aus gesonderten Teilen im Unbewußten einen anderen Sinn haben kann, als es der Fall im Bewußtsein wäre. Das, was dem Bewußtsein als sinnvolles Ganzes erscheint, das sich nicht in Teile zerlegen läßt, ohne sinnlos zu werden, zerfällt für das Unbewußte gerade in solche sinnvolle Teilelemente, und der Sinn des Ganzen besteht dann gleichsam aus der Summe der sinnvollen Elemente. Um das Unbewußte zu begreifen, muß man vieles „umlernen".

Hier ein konkretes Beispiel. Der im vorigen Kapitel angeführte Herr T. erinnert sich aus einem Traum nur an folgendes Bruchstück:

Fall I: . . . . 32 Hypothekenschulden.

Der Analysand ist Angestellter in einem großen Bankunternehmen. Aus diesem Grunde ist ihm das Wort und der Begriff „Hypothekenschuld" etwas sehr Geläufiges. Dennoch ist es schwer einzusehen, was man mit einem Traum, der aus 32 Hypothekenschulden besteht, anfangen soll.

Nun, die Analyse geht den folgenden Weg:

a) 32 faßt der Analysand als 2 und 3 auf.
b) 2 — Mann und Frau;
   3 — Mann, Frau und Kind.
c) Hypothekenschuld = Grundschuld.

Dazu noch folgende Erläuterung: Wenn er mit Mädchen geht, ohne innerlich von ihnen hingerissen zu sein, empfindet er es als schwere Schuld. D. h. das Nichtnachgeben einer natürlichen Forderung (oder, wie aus der Analyse, die im vorigen Kapitel gegeben war, zu folgern ist, die zu starke Betonung des eigenen Ich) setzt sich beim Analysanden in Schuld um und wird ihm als solche be-

wußt. [Wenn zu 2 (Mann und Frau) die 3 (das Kind) nicht hinzukommt, so ist es eine Sünde.]

Wir sehen, wie die unbewußte Produktion in Elemente zerlegt werden und die Analyse von diesen Elementen ausgehen muß. Jedes solcher Elemente ist der Ausdruck einer unbewußten Tendenz, eines verdrängten Strebens. Die unbewußte Produktion erscheint (nach der vollzogenen Analyse) als die Synthese partieller Determinationen. Der Sinn dieser Synthese ist nicht im manifesten, sondern im verborgenen Inhalt begründet.

Zur weiteren Illustration dieser Methode noch folgender Fall II. Der Herr X. kam abends müde nach Hause. Einige Minuten saß er gedankenlos beim Tisch und starrte vor sich hin. Da flog ihm durch den Kopf das unverständliche Wort: „Dondik".

Analyse. Der Endung ik nach hat das Wort zwar die Form des in der russischen Sprache gebräuchlichen Deminitivums. Jedoch bleibt das Wort „Dondik" unverständlich und scheinbar absurd.

Zur Silbe **Don** produziert der Analysand die Einfälle: „Rostow am Don; Frl. Sch. wohnt dort, sie ist eine Freundin meiner gewesenen Frau." (Nach einer kleinen Pause.) „Frl. N. wohnt auch in Rostow am Don, sie ist buckelig; die Schwester des Frl. Y. ist auch buckelig."

Zur Silbe **dik**: „Meine Frau ist sehr dick, auch Frl. Sch. ist dick."

Auf das weitere Befragen erfahren wir, daß Frl. N. und Frl. Sch. sehr befreundet waren, man traf sie immer zusammen und sie schienen wie zwei Schwestern. Ferner müssen wir noch die Tatsache zur Kenntnis nehmen, daß der Analysand in Frl. Y. verliebt war.

Aus allen diesen Daten läßt sich der Fall leicht deuten: Die Schwester des Frl. Y. ist mit Frl. N. identisch (beide sind buckelig). Dadurch wird Frl. Y. mit Sch. identisch (beide haben eine „Schwester" mit einem Buckel). Beachten wir, daß Frl. Sch. mit der Frau des Analysanden identisch sei (beide sind dick), so folgt: Frl. Y. = Frl. Sch. = die Frau. Mit anderen Worten, „Dondik" ist die Äußerung des lang gehegten Wunsches, die geliebte Person seine Frau nennen zu dürfen.

Sehr komplizierte Gedankenverzweigungen scheinen in einem so merkwürdigen Ausdruck wie „Dondik" wie mit einem Schlage verdichtet zu sein. Das Ganze ist auch hier eine Synthese partieller Determinationen.

Zuletzt noch

Fall III. Einer erwacht mit dem Bewußtsein, etwas geträumt zu haben. Des Inhalts des Traumes kann er sich aber nicht erinnern. Nach einiger Bemühung fällt ihm plötzlich das Wort „Henech" ein.

Analyse. Der Analysand faßt das Wort „Henech" als einen

biblischen Namen auf und schreibt es mit hebräischen Buchstaben: הנך hin (also HNCh), dann hat er die folgenden Einfälle:
e o

ה (H) — Hilda.

נ (N) — Nun (der hebräische Name des N).

ח (Ch — Chaim (= Leben). (Die falsche Orthographie spielt selbstverständlich hier keine Rolle, da es nur auf das Phonetische ankommt.)

Zu „Hilda" erklärt der Analysand, er meine damit Ibsens Hilda aus „Baumeister Solneß". Vor mehr als einem Jahr unterhielt er sich mit dem Mädchen, das er liebte, über dieses Drama. Später, nach einer Liebeserklärung, äußerte er sich: „Was bleibt mir übrig (wenn Sie meine Liebe nicht erwidern wollen), als auf einen hohen Turm zu steigen und wie Baumeister Solneß —."

In der letzten Zeit fühlt sich der Analysand sehr apathisch und alles eher als lebensfreudig gestimmt. Hinter dem Einfall „Henech" verbirgt sich der Kampf mit dem Todesgedanken: „Nun, Hilda (= die Geliebte), komm doch zu mir, dann kommt neues Leben in mir, dann bin ich nicht mehr apathisch und lebensüberdrüssig." Als weitere determinierende Momente für das Zustandekommen des Einfalls sind die folgenden zu betrachten: das Mädchen hieß Nina, der Herr war, wie Solneß, viel älter als das sehr junge Mädchen, die Buchstaben Ch kommen in seinem Namen vor.

Man kann sich die Synthese des Einfalls in folgender Weise vorstellen: Der Analysand hat schon seit längerer Zeit sich mit Solneß, die Geliebte mit Hilda identifiziert. Als Stellvertreter des Namens Hilda erscheint der Buchstabe H, die Identifizierung drückt sich in der *Nebeneinanderstellung* der Buchstaben HN aus. Zwei Personen werden durch ihre Liebe zueinander *vereint*: Die Verschmelzung der HN mit Ch ergibt den Namen HNCh.
e o

Die Methode, ein dem Bewußtsein sich als Ganzes Repräsentierendes in Elemente zu zerlegen, und in der Analyse von diesen Elementen auszugehen, scheint auf den ersten Blick etwas Willkürliches an sich zu haben. In Wirklichkeit ist es nicht so. Denn dahinter steckt eigentlich eine Eigentümlichkeit primitiver psychischer Verfassung, eine Eigentümlichkeit, die aber auch auf höherer Kulturstufe sich noch kundgibt. So gibt es z. B. ein Kinderspiel, wo man nach der Bedeutung des Ausdruckes: „Dikurantebisifil" (in einem Atem auszusprechen) fragt. Die Antwort lautet: „Die Kuh rannte bis sie fiel".

In einer alten Handschrift ist diese Buchstabenzusammenfügung gegeben:

LMAIDNMBI

Was bedeutet das? Nun nur folgendes:

Lieb mich als ich dich,
Nicht mehr begehr ich[57]).

Auch in der Umgangssprache des Volkes findet sich Analoges. „Jemine!“ ist entstanden aus „Jesus mein!“ „Die Lieblingsausdrücke der Gasconer: Sandis! und Cadédis! beruhen auf Sang Dis! Blut Gottes und Cap de Dis! Haupt Gottes!“[58])

Es gibt auch Krankheitsfälle, wo die Kranken selbst solche Zerlegungen vornehmen, wie wir es in der Analyse tun. Ein Dementia-praecox-Kranker ruft beim Erscheinen des Arztes aus: „Die Soziologen!“ Auf die Frage des Arztes, was er damit meine, erklärt der Patient: „Die Sozi (= die zur Feme organisierten Gesellen, die ihn angeblich verfolgen) oh! logen[59]).“

In manchen primitiven Sprachen kann man den Sinn eines Wortes begreifen, wenn man es in einzelne Silben zerlegt. Der Tangata (Samoa) z. B. nennt Farbe l a n u. „L a bedeutet Sonne — Wärme. Das Wort n u kommt in der Sprache nur in der Verdoppelung n u n u vor, wo es ‚anhäufen‘ heißt. Es entspricht dem Sprachgefühl des Polynesiers, daß er n u verdoppelt, weil in dem Begriff ‚anhäufen‘ die Wiederholung, das Mehrfache liegt; . . . Umgekehrt bedeutet, wenn ein sonst gebräuchliches Doppelwort innerhalb eines zusammengesetzten Wortes auf den Stamm gebracht wird, daß eine ungewöhnliche Minderung oder Abschwächung des Durchschnittlichen vorliegt. N u müssen wir daher als Minderung von etwas begreifen, das im allgemeinen stärker auftritt. L a n u — Buntfarbe — bedeutet also Wärme in ungewöhnlich geringem Grade; das würde aber heißen, daß dem Tangata die Farbe ein Wärmebegriff ist . . .[59]a).“ Der Sinn des Wortes ist auch hier eine Synthese der Sinne der einzelnen das Wort konstituierenden Silben.

Die **Tendenz zur Synthese partieller Determinationen** beherrscht das psychische Geschehen auf verschiedenen Gebieten. **Die psychoanalytische Methode läßt darum das im Bewußtsein als Einheit sich Repräsentierende in Bestandteile zerfallen und erst von diesen geht die Untersuchung aus.**

Ferner stoßen wir in den oben vorgenommenen Analysen auf eine Tatsache, die von großer Wichtigkeit ist: in den Äußerungen des Unbewußten wird das Ganze durch irgendwelche Teile repräsentiert; wenigstens verfuhren wir in unserer Deutungsarbeit, als stünde jene Tatsache fest. Um zu zeigen, daß unser Verfahren nicht willkürlich ist, sondern sich auf eine gesetzmäßige Eigentümlichkeit des psychischen Lebens gründet, übergeben wir das Wort dem Philologen Kleinpaul: „Was eine ganze Gattung gut vertritt, was bei einer bestimmten Gelegenheit erscheint, was eine Sache veranlaßt, wird kurzweg für diese Sache, für diese Gelegenheit und für diese Gattung selbst gesetzt, analog den bekannten Figuren und Verschiebungen der Sprache. Es ist z. B. ein alter Aberglaube, daß einem eine schwere Krankheit, ja der Tod bevorstehe, wenn man von Fliegen träume. Natürlich, Fliegen setzen sich ja auf Leichen; sie gehören zur Höllenfauna: Fliegen sind so gut wie der Tod . . .

Wenn Kränze auf ein Leichenbegängnis deuten, so ist das gerade so, wie . . . in der Sprache Blumen und Frühling, Frucht und Herbst zusammenfallen[60])." D. h. das Ganze eines Geschehens wird im Bewußtsein durch eine Teilerscheinung vertreten; wir nennen es die „Darstellung durch ein Kleines" (Freud). Dieses Prinzip wird häufig in der magischen Denkweise und Praxis angewendet (Pars pro toto). Weitere Belege dieses Darstellungsmodus: „In Slowenien sagt man: willst du dich jemanden für immer entledigen, so lade ihn zu dir ein, bewirte ihn und, sobald er fort ist, kehre die Stube hinter ihm aus. Das ist leicht zu denken. Nämlich, sobald man einen Verstorbenen aus dem Hause hinausschafft, kehrt man nach ihm das Haus aus." „Wenn man im Traume einen nackten Menschen schaut, gibt es einen Todesfall im Hause. Tertium comparationis: einen Verstorbenen entkleidet man, um ihn zu waschen oder zu baden[61])." In Bosnien, in Herzogland und in Serbien herrscht der Aberglaube: „Es ist nicht gut, wenn ein Frauenzimmer beim Haarflechten einen Zopf nicht zu Ende flicht, weil sonst im selben Jahre jemand aus ihrem Hause sterben muß. Aufgelöstes Haar ist ein Trauerzeichen[62])." „Will jemand ein Mädchen durch sich selbst oder seine Frau von einem anderen verderben lassen, so nimm, ohne daß sie es wisse, eine Locke aus ihrem Haar und verbrenne sie vor ihrer Nase[63])." Die Locke vertritt hier das Mädchen, und was mit jener vorgenommen wird, gilt für diese. Diese „Darstellung durch ein Kleines" (pars pro toto) herrscht auch in unserem Falle, wo die Silbe **Don** die Personen, die in Rostow am Don wohnen, vertritt usw.

V. Der deterministische Standpunkt in der Psychoanalyse

Die Psychoanalyse bedeutet die konsequente Anwendung des deterministischen Standpunktes, die Auffassung, daß alles Geschehen kausal bedingt sei. „Es liegt in der Natur der Vernunft, die Dinge nicht als zufällig, sondern als notwendig zu betrachten" (Spinoza. Ethik, II, 44). Das hat bereits der alte Demokrit eingesehen, und zum Ausdruck gebracht, wenn er sagt: „Nichts geschieht von ungefähr, sondern alles aus einem notwendigen Grunde." Wo die „notwendigen Gründe" fehlen, dort hört auch die wissenschaftliche Forschung auf. Das Kausalgesetz „spricht nur die logische Forderung aus, daß es Gesetze gibt, und daß alle Erscheinungen solchen unterworfen sind".[64]) Es kann keine wissenschaftliche Forschung geben, ohne Annahme einer Kausalität. „Die Menschen haben sich zur Beschönigung für ihre eigene Unvernunft ein Trugbild des Zufalls erdichtet. Denn von Natur streitet Zufall mit Einsicht[65])."

Es kann folglich auch keine wissenschaftliche Psychologie geben, ohne daß man eine psychische Kausalität voraussetzt. Der Begründer der Psychoanalyse Freud hat wirklich die Äußerung getan: „Es gibt keinen Zufall im psychischen Leben." Dieser auf den ersten Blick so selbstverständliche Gedanke ist dennoch kein Gemeingut der Forscher. So äußert sich einer, der alle Kausalbeziehungen auf Kausalgleichungen zurückführen will: „Ob dennoch Kausalgleichungen im psychischen Gebiete vorhanden seien oder nachweisbar sein können, ist deshalb zweifelhaft, erstens weil die Erscheinungen hier augenscheinlich nicht direkt meßbar sind, und zweitens, weil es unsicher ist, ob es überhaupt unter denselben Kausalgleichungen gibt[66])." Denselben skeptischen Standpunkt vertritt Simmel, wenn er meint, es gibt keine in sich zusammenhängende Kausalität des Psychischen, denn dieses „bildet eben nur einen sehr variablen Ausschnitt aus dem Gesamtsystem des Menschen und deshalb ist der einzelne psychische Akt aus den vorangehenden psychischen Akten allein nicht zu verstehen, da diese erst im Zusammentreffen mit anderen außerpsychischen Vorgängen die zureichende Ursache jenes bilden".[67]) Dieses skeptische Bedenken fließt eigentlich aus zwei Quellen: Erstens orientiert man den Kausalbegriff ausschließlich nach den Naturwissenschaften, wo

infolge des Energieprinzips das Verhältnis von Ursache und Wirkung in Form von Kausalgleichungen ausgedrückt werden kann; zweitens aber setzt man „Psychisch" gleich „Bewußt".

Wir müssen folgendes bedenken: Außer der physikalischen Wirklichkeit, die das Objekt der Naturforschung bildet, gibt es auch noch eine solche Wirklichkeit, wie z. B. die menschliche Geschichte. Eine wissenschaftliche Geschichtsschreibung gibt es nur dann, wenn man die menschlichen Handlungen nicht als Äußerungen von unberechenbaren Willkürlichkeiten dieser oder jener Individuen ansieht, sondern wenn man auch hier das Kausalprinzip anwendet.

„Sind nun . . . die Kulturzeitalter untereinander kausal verbunden, — geht das eine aus dem vorhergehenden hervor? Die Frage muß nach den allgemeinen Vorstellungen von Ursache und Wirkung alsbald bejaht werden; es lassen sich aber auch die Gründe, warum dem so ist, noch spezifizieren, da der Verlauf der ganzen Erscheinung auf zwei der einfachsten psychologischen Gesetze zurückgeführt werden kann. Zunächst kann keine Vorstellung spurlos verschwinden; sie muß nachwirken. Es kann also auch das Vorstellungsleben einer Generation niemals erlöschen; es muß vielmehr, b e w u ß t oder u n b e w u ß t, auf die nächstfolgenden Geschlechter Einfluß haben. Zweitens aber ist alles seelische Leben Veränderung, Erwerb neuer Inhalte, im Individuum sowohl wie in einer Gesamtheit. Diese neuen Inhalte können wegen des Beharrens der alten nicht allein herrschend werden, sondern es muß sich eine Synthese des Alten und Neuen ergeben, deren Charakter bei genügend langer Wirkung der geschilderten Vorgänge der eines neuen Kulturzeitalters ist[68])."

Die psychoanalytische Methode verfährt bei der Erforschung des Menschen in derselben Weise wie die kulturhistorische, sie sucht „die Quellen eines psychischen Endgeschehens aufzudecken und die Entwicklungsphasen zu verfolgen".[69]) Die Psychoanalyse ist in diesem Sinne gewissermaßen eine „historische" Methode. Sie nimmt an, daß kein Erlebnis spurlos erlöscht, sondern (wenn nicht bewußt, so) unbewußt die späteren Erlebnisse und Verhaltungsweisen des Individuums so oder so beeinflußt.

Was die Gleichsetzung von „Psychisch" und „Bewußt" betrifft, so meinen wir, daß diese Voraussetzung nur dann für berechtigt anzusehen wäre, wenn sie sich für die Begründung einer in sich konsequenten Psychologie als zweckmäßig erwiesen hätte. Ist dies aber nicht der Fall und steht vielmehr diese Voraussetzung im Wege zum Ausbau einer wissenschaftlichen Psychologie, so müssen wir sie als unberechtigt fallen lassen.

Bekanntlich wird viel darüber gestritten, ob man Ursache und Wirkung gleichzeitig oder nacheinander wirkend aufzufassen hat, dann von welcher Art das Band zwischen Ursache und Wirkung sei. Wir gehen diesen Kontraversen aus dem Wege, indem wir nur die Abhängigkeit der psychischen Erscheinungen voneinander, i h r e

g e g e n s e i t i g e D e t e r m i n i e r u n g annehmen, ohne etwas Bindendes über die nähere Natur dieser vorauszusetzen, d. h. der Forschung selbst vorwegzunehmen. Der Determinismus ist für uns ein Postulat der Forschung, „sowohl ein i m p e r a t i v e s, als ein h e u r i s t i s c h e s Prinzip[70]).“

Der Determinismus ist das Prinzip der Gesetzmäßigkeit oder der Begründung der Veränderungen in der Natur. „Diese Veränderungen sollen als solche begriffen werden, d. h. e s s o l l a l s n o t w e n d i g e r k a n n t w e r d e n, w a r u m g e r a d e d i e s e u n d k e i n e a n d e r e Ä n d e r u n g e i n g e t r e t e n i s t[71]).“ Nur dann ist der „Zufall“ wirklich aus unserer Betrachtungsweise ausgeschaltet.

VI. Fehlleistungen und Symptomhandlungen

Zur Psychopathologie des Alltagslebens

Es gibt eine Reihe psychischer Erscheinungen, die bis jetzt von der Wissenschaft stiefmütterlich behandelt worden sind. Wir meinen die verschiedenen Fehlleistungen, wie Versprechen, Verschreiben, fehlerhaftes Erinnern, scheinbar unmotivierte plötzliche Einfälle — ein Gebiet, das Freud unter dem Namen „Psychopathologie des Alltagslebens" zusammenfaßt[72]). Es ist ein Gebiet, wo man dem „Zufall" besonders gerne Geltung einräumt. Wir wollen einige solche Fälle einer näheren Betrachtung unterziehen.

Fall IV. (Verschreiben.) Richard Wagner (Wien) erzählt, daß er beim Durchlesen eines alten Kollegienheftes fand, daß ihm in der Geschwindigkeit des Mitschreibens ein kleiner Lapsus unterlaufen war. Statt „Epithel" hatte er nämlich „Edithel" geschrieben[73]).

Wir fragen: Ist dieses Verschreiben als „zufällig" und keiner weiteren Erklärung bedürftig zu betrachten, oder vielmehr läßt es sich irgendwie streng determinieren? Die meisten werden vielleicht geneigt sein, das Verschreiben folgendermaßen zu begründen: „Der Betreffende war müde, seine Aufmerksamkeit war nicht mehr in genügendem Grade wachgehalten, das hat eben das Verschreiben verursacht." Wir müssen aber dagegen geltend machen, daß die negative Bedingung der ungenügend funktionierenden Aufmerksamkeit den positiven Inhalt des Verschreibens in keiner Weise erklärt: Warum ist statt p ein d getreten und nicht ein beliebiger anderer Buchstabe? Gemäß dem Kausalprinzip genügt es nicht zu fragen, warum eine Änderung des richtigen Sachverhaltes überhaupt, sondern warum eben diese und keine andere Änderung eingetreten ist[74]).

Wagner gibt uns darüber folgende Auskunft: „Mit Betonung der ersten Silbe gibt ‚Edithel' das Deminutivum eines Mädchennamens . . . Zur Zeit des Verschreibens war die Bekanntschaft zwischen mir und der Trägerin dieses Namens nur eine ganz oberflächliche, und erst viel später wurde daraus ein intimer Verkehr. Das Verschreiben ist also ein hübscher Beweis für den Durchbruch der

unbewußten Neigung zu einer Zeit, wo ich selbst davon noch keine Ahnung hatte, und die gewählte Form des Deminutivums charakterisiert gleichzeitig die begleitenden Gefühle." Eine aufkeimende Neigung hat sich also einer ganz oberflächlichen Klangassoziation bedient, um sich irgendwie zu äußern; das hat eben das Verschreiben von „Epithel" in „Edithel" bewirkt.

Fall V. (Verschreiben.) Einer schreibt in einem Zitat statt „zweifelhaft" — „zweifelhalb". Dasselbe wiederholt sich nach einiger Zeit wieder, obwohl er seinen Fehler damals bemerkt hatte.

Er liebt nämlich ein junges Mädchen. Er zweifelt oft, daß das Mädchen seine Liebe erwidern wird. Dann verstärkt sich bei ihm die Hoffnung, daß die Geliebte doch seinen Gefühlen entsprechen wird. Das Wort „zweifelhaft" hat seinen Zweifel zwar angeregt, aber die entgegengesetzte Stimmung der Liebeszuversicht sucht die Wucht der Zweifelsgründe zu schwächen: Sein Zweifel ist nur halb. Ein bestimmter affektiver Zustand hat sich einer äußeren Gelegenheit bedient, um in Erscheinung zu treten. Aus den beiden obigen Fällen ist es ersichtlich, daß die Verstümmelung des Wortes nur so weit geht, als es für die Äußerung des affektiven Zustandes nötig ist. Die Fehlleistung ist darum als der Ausdruck des affektiven Zustandes zu betrachten. Im Falle IV war es ein zum Bewußtsein noch nicht vorgedrungener (richtiger im Keime erst bestehender) affektbetonter Gedanke, im Falle V dagegen ein vom Bewußtsein zurückgedrängter.

Fall VI. (Vergessen.) „In einer kleinen Gesellschaft von Akademikern, in der sich auch zwei Studentinnen der Philosophie befanden, sprach man von den zahlreichen Fragen, welche der Ursprung des Christentums der Kulturgeschichte und Religionswissenschaft aufgeben. Die eine der jungen Damen, welche sich am Gespräch beteiligte, erinnerte sich, in einem englischen Roman, den sie kürzlich gelesen hatte, ein anziehendes Bild der vielen religiösen Strömungen, welche jene Zeit bewegten, gefunden zu haben. Sie fügte hinzu, in dem Roman werde das ganze Leben Christi von der Geburt bis zu seinem Tode geschildert; doch wollte ihr der Name der Dichtung nicht einfallen[75])."

Warum hat das Mädchen den Namen des englischen Romans vergessen? Nachdem man ihr, nach Schilderung des Romaninhalts, angegeben hat, der Roman heiße: „Ben Hur" von Lewis Wallace, erklärte sie sofort den Namen als richtig „und wunderte sich noch mehr, indem sie hinzufügte, sie könne sich noch genau an den Umschlag des Buches und an das typographische Bild dieses Titels darauf erinnern". Das Mädchen wollte das Vergessen in dem Falle auf Zufall zurückführen, was man nicht gelten ließ. In einer kurzen Analyse, nachdem sie einige Minuten geschwiegen hat, gibt sie

nun an: „Sie habe sich nämlich über die dumme Art der Erziehung geärgert, die man jungen Mädchen ihrer Gesellschaftsschicht zuteil werden lasse." Auf die Erkundung, „wie sie gerade in diesem Zusammenhange auf dergleichen pädagogische Fragen komme, sagte sie nach einigem Zögern: ‚Nun, das ist ja leicht zu erklären. Dadurch habe ich den Namen vergessen. Denn er enthält einen Ausdruck, den ich und jedes andere Mädchen an meiner Stelle — noch dazu in Gesellschaft junger Leute — nicht gerade gebrauchen wird . . . Und daß man gerade daran denkt, kommt eben von dem dummen Heimlichtun.' Der Titel enthält nun wirklich das Wort Hur, in dem man die volkstümliche, namentlich in Wien oft gebrauchte Bezeichnung für Prostituierte wiedererkennt. Das Mädchen wollte also als das Motiv ihres Vergessens die gesellschaftliche Schicklichkeit, die Ausdrücke dieser Art im Munde junger Damen verpönt, bezeichnen".

Im weiteren Verlaufe der Analyse, nach einer längeren Pause setzt sie mit einer Frage ein: „Muß ich das jetzt sagen, was mir eingefallen ist?" Auf die Antwort des Analytikers, daß er sie natürlich nicht zwingen kann, aber dennoch an ihre Wißbegier appelliere, fährt sie dann fort: „Nun . . . es ist mir wieder . . . ein so ordinärer Ausdruck eingefallen . . . Ich weiß gar nicht, wieso das kommt; solche Sachen kommen mir sonst nie in den Sinn. Wie ich an die drei Könige (die das Christkind besuchen) gedacht habe, die ich mir, ich weiß nicht warum, als von verschiedener Hautfarbe vorstelle, ist mir ein abscheuliches Wort eingefallen." — „Nun?" — „Es heißt . . . roter König." — „Das ist eine Bezeichnung im Wiener Volksmund für Menstruation?" — „Ja . . . ich weiß aber auch, wieso ich gerade auf das Thema komme." — „Nun?" — „Vorhin habe ich etwas nicht gesagt, weil ich mich wieder geniert habe. Es ist mir nämlich bei den drei Königen eingefallen, daß die Geburt Christi auf übernatürliche Art geschah: er wurde von einer Jungfrau geboren; er ist das Kind eines reinen Weibes . . . und ich habe schon als ganz junges Mädchen darüber nachgedacht, was das bedeutet." — „Jetzt wissen Sie es aber sicherlich. Denn Ihr Hinweis auf die Menstruation zeigt ja, daß Ihnen der Zusammenhang zwischen dem Aussetzen der Periode und der Schwangerschaft bekannt ist." — „Natürlich, aber ich glaube, es ist noch ein anderer Gedanke dabei. Nämlich es kommt mir vor, als habe ich Maria in bestimmten Zusammenhang mit . . . mit dem anderen Worte gebracht." — „Sie meinen Hur?" — „Ja, da ist aber wieder dieser Romantitel schuld." — „Wieso?" — „Nun, Ben heißt hebräisch Sohn, Kind." — „Ah, Sie haben also Ben Hur übersetzt als Kind der Hur, Hurensohn, und so Ihrem Zweifel an der Jungfräulichkeit Marias Ausdruck gegeben?"

Obgleich im Roman Ben Hur den Sohn Hurs, des Gefährten Josuas, bedeutet, behandelt das Mädchen diesen Namen, als beziehe er sich auf die Mutter. D. h. unbewußten Tendenzen folgend, igno-

riert sie die Abkunft des Kindes vom Vater und verhilft so den ursprünglichen Ansprüchen des Matriarchats zu ihrem Rechte. In dem Mädchen waren eben zwei Tendenzen rege: die eine will sie dazu drängen, selbst wie eine Dirne zu leben und ihren sexuellen Regungen freie Bahn zu lassen, die andere Tendenz verurteilt solche freie Liebesbetätigung. „Sie bemerkte im Verlaufe der Analyse auch, daß sie sich manchmal Kinder wünsche, andere Male sich aber sage, Kinder möchte ich nur haben, wenn es möglich wäre, sie zu bekommen, ohne mit einem Manne etwas zu tun zu haben."

Wir sehen, durch welche verwickelte affektive Ideengänge im Unbewußten das Vergessen eines Buchtitels bedingt sein kann!

> Fall VII. (Falsches Erinnern.) Ein Herr sollte für seine Frau Schuhe von der Größennummer 36 kaufen. Im Schuhladen angelangt, bestellt er fälschlich die Größennummer 32.

Wir wissen schon, daß Unaufmerksamkeit nicht ausreicht, um die eingefallene Zahl 32 zu erklären, denn die Unaufmerksamkeit erklärt nur das Vergessen überhaupt, keinesfalls aber das Ersetzen der richtigen Zahl 36 durch die Zahl 32. Um erinnert zu werden, dürfte die Zahl 32 von allen anderen in diesem Falle möglichen Zahlen irgendwie ausgezeichnet sein, sie dürfte sozusagen eine spezifische Disposition zum Erinnertwerden besitzen. Der Sachverhalt war in diesem Falle der folgende: Der betreffende Herr machte unlängst die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, zu dem er bald eine Neigung verspürte. Die Mutter des Mädchens nahm ihm das Versprechen ab, falls er in ihre Stadt komme, die Familie zu besuchen. Die Adresse lautete: . . . Hausnummer 64, Wohnung 23. Um die Adresse leicht im Gedächtnis zu behalten, bediente er sich des mnemotechnischen Kunstgriffs: „Die Hälfte von 64 ist 32, durch Vertauschung der Zifferstellen entsteht daraus die Zahl 23." Wir sehen, 32 ist in der Tat eine ausgezeichnete, darum zum Erinnern besonders disponierte Zahl, sie ist mit einem affektiven Zustand eng verknüpft.

Wenn wir die Fälle IV, V und VII nebeneinander stellen:

EpITHEL — ZWEIFELHaft **3**6
EdITHEL — ZWEIFELHalb **3**2

so sehen wir, daß man hier von einem Beharrungs- oder Erhaltungsgrund einerseits und anderseits von einer Veränderungstendenz zu sprechen berechtigt ist. Die Fehlleistung selbst erscheint als ein Kompromiß zwischen Beharrungsgrund und Veränderungstendenz.

Hinter jeder Fehlleistung können wir wenigstens zwei verschiedene Gedankengänge entdecken: der eine Gedankengang gehört dem richtigen Sachverhalt an, der andere gehört einem affektiven Zustande an, der mit dem ersteren irgendwie assoziativ verknüpft ist; die Fehlleistung ist ihr zu einer Einheit vermengter gemeinsamer Ausdruck. Freud nennt diesen Vorgang die Verdichtung.

Die Verdichtung spielt im psychischen Leben eine wichtige

Rolle; es äußert sich darin gewissermaßen eine *ökonomische Tendenz* (im Sinne Ernst Machs), die mit einem Schlag verschiedene, oft gegenstreitende Leistungen zustande bringt. Wir werden sie noch auf verschiedenen Gebieten antreffen. Hier noch ein Beispiel aus dem Gebiete des Witzes:

„Der Herr N. sagt: ‚Ich bin tête-à-bête mit ihm gefahren' ... Offenbar kann es nur heißen: Ich bin tête-à-tête mit ihm gefahren, und der X. ist ein *dummes* Vieh[76]." Im Ausdruck tête-à-bête, der wie eine Fehlleistung anmutet, haben sich zwei verschiedene Gedankengänge verdichtet.

Wir können den Fall IV: Epithel — Edithel, auch aus dem folgenden Gesichtspunkt betrachten: Die *Aufmerksamkeitsbesetzung*, die dem Worte „Epithel" zukommen sollte, wurde von der affekt-betonten Vorstellung „Edith" an sich gezogen. Dasselbe gilt auch für den Fall VII, wo sich die Aufmerksamkeitsbesetzung von der Zahl 36 der Zahl 32 zuwendet. Der Fall V scheint komplizierter zu sein, fügt sich jedoch auch derselben Formel: Der Betreffende sucht dem Zweifel an die Beantwortung seiner Liebe die Aufmerksamkeitsbesetzung zu entziehen, er sucht den Zweifel von sich abzuweisen, zu „verdrängen"; man soll aber seine Augen nicht vor der Wahrheit schließen, das ist die Mahnung, die sich in dieser Fehlleistung kundgibt. *Die berechtigten Gründe zum Zweifeln ziehen die Aufmerksamkeitsbesetzung an sich* und verursachen dadurch die Fehlleistung. In allen drei betrachteten Fällen zieht ein *unbewußtes psychisches Element die Aufmerksamkeitsbesetzung an sich, um so zum Bewußtsein vorzudringen. Da diesem Vorgange jedesmal eine bestimmte Tendenz* (ein Motiv zum Verbergen oder zur Ablehnung) *entgegenwirkt, so kann es nur zu einer Kompromißbildung kommen.* Den beschriebenen Vorgang bezeichnen wir als eine „*Verschiebung*": die Aufmerksamkeit verschiebt sich von den bewußten zu den unbewußten psychischen Elementen.

Aus dem Fall VI leuchtet es ein, daß auch das Vergessen ein Motiv (eine quasi unbewußte Absicht) haben kann. Das Mädchen konnte sich den Namen des englischen Romans nicht gut erinnern, weil „Ben Hur" mit Gedanken an ungehemmtem sexuellem Erleben verbunden war. Da sie sich dagegen anderseits sträubte, wurde der Titel: „Ben Hur" vergessen. D. h. die Abwehr gegen das Dirnenhafte *verschob* sich auf etwas, was den Komplex durch eine Art falscher Verknüpfung nur symbolisch repräsentierte.

Auch in dem Fall VII ist es nicht schwer, das Motiv des Vergessens der Zahl 36 zu erraten: es ist die Abkehr von der Frau zu dem jungen Mädchen. Die Zahl 36 muß vergessen werden, um der Zahl 32 (den Gedanken an das Mädchen) Platz zu machen. Die Aufmerksamkeit wird „gestört" (man ist „zerstreut"), weil ein affekt-betontes Erlebnis auf die Aufmerksamkeitsbesetzung Anspruch erhebt.

Damit soll selbstverständlich nicht geleugnet werden, daß Ermüdung oder Krankheit (wie Migräne oder ähnliches) das Vergessen begünstigen können. Die Bedeutung dieser Faktoren beim Vergessen kann man durch folgendes Gleichnis erläutern: „Nehmen wir an, ich sei so unvorsichtig gewesen, zur Nachtzeit in einer menschenleeren Gegend der Großstadt spazierenzugehen, werde überfallen und meiner Uhr und Börse beraubt. An der nächsten Polizeiwachstelle erstatte ich dann die Meldung mit den Worten: ‚Ich bin in dieser und jener Straße gewesen, dort haben Einsamkeit und Dunkelheit mir Uhr und Börse weggenommen'. Obwohl ich in diesen Worten nichts gesagt hätte, was nicht richtig wäre, liefe ich doch Gefahr, nach dem Wortlaute meiner Meldung für nicht ganz richtig im Kopfe gehalten zu werden. Der Sachverhalt kann in korrekter Weise nur so beschrieben werden, daß, von der Einsamkeit des Ortes begünstigt, unter dem Schutz der Dunkelheit unbekannte Täter mich meiner Kostbarkeiten beraubt haben. Nun denn, der Sachverhalt beim Namenvergessen braucht kein anderer zu sein; durch Ermüdung, Zirkulationsstörung und Intoxikation begünstigt, raubt mir eine unbekannte psychische Macht die Verfügung über die meinem Gedächtnis zustehenden Eigennamen, dieselbe Macht, welche in anderen Fällen dasselbe Versagen des Gedächtnisses bei voller Gesundheit und Leistungsfähigkeit zustande bringen kann[77])."

Fall VIII. (Sprachstörung.) Zwei Herren sehen auf ihrem Spaziergange eine schwarze Katze auf einem Gartenrasen schlummern. Der eine will sich über die Katze äußern: „Wie sie indifferent aussieht!" Er kann aber das Wort „indifferent" bei aller Anstrengung nicht zustande bringen. Sogar als der andere ihm das Wort aufschrieb, konnte er es nur langsam buchstabierend aussprechen.

Diese plötzliche Sprachstörung war folgendermaßen determiniert: Der Herr traf unlängst auf der Straße seine Frau, die er seit einigen Jahren verlassen hatte. Sie machte Miene, als hätte sie ihn nicht erkannt. Die Katze (so nannte er früher in bösen Momenten die Frau) sah wirklich indifferent aus. Der wirkliche oder bloß zur Schau getragene Indifferentismus war ihm dennoch unangenehm. „War ich denn die vielen Jahre, die wir zusammen verlebten, ihr so wenig wert, daß sie mich nach so kurzer Zeit nicht mehr erkennt?" So dürfte er damals gedacht haben. Die Sprachstörung ist hier eine Abwehrreaktion gegen eine unlustbetonte Vorstellung, bewerkstelligt durch eine Verschiebung von Affektbesetzung auf ein indifferentes Objekt.

Fall IX. (Negative Halluzination.) Der Autor war zum Besuch bei seinem Freunde. Dieser führte ihn zu seiner Braut hin, wo die eine Wand des Zimmers mit verschiedenen Bildern ge-

schmückt war. Er betrachtete alle Bilder an der Wand sehr aufmerksam. Die Besuche bei der Braut wiederholten sich einige Tage. Zu seinem größten Erstaunen machte er endlich die Entdeckung, daß er unter den Bildern die Reproduktion von Böcklins „Toteninsel" nicht bemerkt hatte. Und doch gehörte die „Toteninsel" zu seinen Lieblingsbildern.

Eine Reproduktion der „Toteninsel" habe ich in früheren Jahren einer mir damals nahen Person geschenkt. Diese Person hat aber dieses Zeichen der Freundschaft und Anhänglichkeit irgendwo beim Umziehen liegen gelassen, was mich damals sehr peinlich berührt hat. Später mußten unsere Beziehungen ganz abgebrochen werden, und ich suchte das Andenken an jene Vergangenheit auszumerzen. Das Nichtbemerken des Bildes (die „negative Halluzination") ist ein Ausdruck des Vertilgenwollens einer peinlichen Vergangenheit, d. h. eine Abwehrreaktion mit Affektverschiebung.

Jede Abwehrreaktion, wie das Vergessen, Nichtbemerken, Nichtaussprechenkönnen usw., hat den Charakter der Verneinung einer bestimmten Wirklichkeit. Es ist von Interesse zu erfahren, daß beim Kinde das Nein oft die Rolle einer allgemeinen Abwehrreaktion spielt. So wird uns von der kleinen Hilde Stern berichtet: „Das 2½jährige Kind kniff den kleinen Bruder als Abschluß von Zärtlichkeitsbezeugungen, so daß dieser beim Trinken laut aufschrie. Die Mutter wies H. zurecht und als sie ihr später sagte: ‚Was hat denn H. mit dem Brüderchen gemacht? sie hat ihm ja weh getan!' — da wies H. das mit den Worten ‚nein, nein' zurück, augenscheinlich unangenehm von dieser Vorstellung berührt. Auch ihr Gesichtsausdruck zeigte die Peinlichkeit, die ihr jene Erinnerung verursachte. Dies ‚nein, nein' sollte nicht etwa bedeuten, sie habe dem Brüderchen nicht wehe getan, sondern nur den abwehrenden Wunsch ausdrücken: ‚Nein, ich will nichts davon hören', so wie in analogen Fällen der Erwachsene Abwehrbewegungen macht[78])."

Auch auf psychischem Gebiete also bleibt für den Zufall kein Platz, auch hier lassen sich Gesetzmäßigkeiten formulieren, die tatsächlich gegebene Beziehungen zum Ausdruck bringen. Der Unterschied zu den Naturwissenschaften kann so ausgesprochen werden: „Jedes Naturgesetz findet seinen exakten Ausdruck in einer Kausalgleichung (die Kraft- und Energiesätze sind stets quantitativer Natur) . . .; jedes Gesetz auf geistigem Gebiet enthält ein qualitatives Abhängigkeitsverhältnis, das . . . den Charakter eines psychologischen Motivs annimmt[79])." Wir müssen nur ergänzend zufügen, daß dieses Motiv nicht immer bewußt, vielmehr meistens unbewußt ist.

Ist das Motiv einer bestimmten psychischen Äußerung ein unbewußtes (wie z. B. in den oben betrachteten Fehlleistungen), so kann man die Äußerung als „Symptomhandlung" betrachten. Die Aufgabe der Psychoanalyse ist es, den Weg von der Sym-

ptomhandlung zu dem sie determinierenden verborgenen Tatbestand zu finden.

Analog ist das Verhältnis auf kriminellem Gebiete, nur mit dem Unterschied, daß der Verbrecher den Tatbestand bewußt zurückzuhalten bestrebt ist. Oft jedoch kann er sich durch eine Symptomhandlung verraten. Zur Illustration ein

> Fall X. „. . . eine ob Kindesmord Verdächtige erzählt, sie habe ganz allein entbunden, habe das Kind noch abgenabelt und dann neben sich auf das Bett gelegt; sie habe auch wahrgenommen, wie sich hierbei eine Ecke der Bettdecke über das Gesicht des Kindes gestreift habe, so daß sie noch die Vorstellung gehabt hatte, daß dies die Atmung des Kindes behindern müsse, sie sei aber hierbei von Ohnmacht befallen worden, habe dem Kinde also nicht helfen können und so sei das Kind erstickt. Während sie das zögernd und weinend erzählte, spreizte sie die Finger der linken Hand aus und drückte mit derselben fest auf ihren Oberschenkel, etwa so, wie sie getan hätte, wenn sie dem Kinde zuerst etwas Weiches, etwa eine Ecke der Bettdecke, auf den Mund und die Nase gelegt und dann mit der Hand darauf gedrückt hätte. Diese Bewegung war überaus bezeichnend, daß sie unwillkürlich auf die Frage leitete, ob sie das Kind nicht in dieser Weise erstickt habe. Schluchzend bejahte sie dann die Frage[80]."

In der nicht zur Rede der Angeschuldigten passenden Handlung — in der Symptomhandlung — hat sich das Verborgene kundgegeben, wie in den oben von uns betrachteten Fehlleistungen. Die Fehlleistungen lassen sich als solche psychische Äußerungen (Reaktionen) charakterisieren, die mit einer bestimmten bewußten Absicht nicht in Einklang stehen; eben dadurch werden sie zu Symptomhandlungen.

Die Richter (in dem zitierten Fall X) haben natürlich die Angeschuldigte keiner Psychoanalyse unterzogen, sie kamen aber zu ihrer Überzeugung (die sich als die richtige erwies), nur weil die Bewegung der Finger der linken Hand „so bezeichnend" war. Die Idee, die „zufälligen" Bewegungen als Symptomhandlung zu betrachten, mußte den Richtern damals jedenfalls vorgeschwebt haben. Man darf nicht einwenden, daß hier keine Determinierung durch das Unbewußte vorliegt. Denn wichtig ist es in diesem Falle, daß ein affektbetontes Erlebnis sich gegen die Verheimlichungstendenz (was der „Verdrängung" entspricht) doch geäußert und eine bestimmte nicht beabsichtigte Bewegung hervorgebracht hat. Derselbe Autor, dem wir das Beispiel entnommen haben, berichtet einen zweiten solchen Fall, „in welchem einer versicherte, er habe mit seinem Nachbar stets auf das beste im Frieden gelebt

— wobei er aber die Faust ballte — letzteres entsprach seinen Gesinnungen gegen den Nachbar, sein Wort aber nicht".[81])

Den Selbstverrat durch eine Fehlleistung haben wir auch in dem folgenden Witz:

„Der Bräutigam macht mit dem Vermittler den ersten Besuch im Hause der Braut, und während sie im Salon auf das Erscheinen der Familie warten, macht der Vermittler auf einen Glasschrank aufmerksam, in welchem die schönen Silbergeräte zur Schau gestellt sind. ‚Da schauen Sie hin, an diesen Sachen können Sie sehen, wie reich diese Leute sind.' — ‚Aber', fragte der mißtrauische junge Mann, ‚wäre es denn nicht möglich, daß diese schönen Sachen nur für die Gelegenheit zusammengeborgt sind, um den Eindruck des Reichtums zu machen?' — ‚Was fällt Ihnen ein', antwortet der Vermittler abweisend, ‚wer wird denn den Leuten borgen!' "

Fassen wir diesen Witz für eine wirklich stattgehabte Begebenheit auf, so haben wir den Fall einer Fehlleistung vor uns. Wie kommt es aber, fragen wir jetzt, doch zu einem Selbstverrat, wenn alles Bestreben darauf hinzielt, einen gewissen Tatbestand zurückzuhalten? Die Antwort kann nur lauten: „. . . wir behaupten, daß zur Herstellung wie zur Erhaltung einer psychischen Hemmung ein ‚psychischer Aufwand' erfordert wird." „Jeder, der sich die Wahrheit so in einem unbewachten Moment entschlüpfen läßt, ist eigentlich froh darüber, daß er der Verstellung ledig wird . . . Wie selig muß der Mann sein, die Last der Verstellung endlich abwerfen zu können, wenn er sofort die erste Gelegenheit benutzt, um das letzte Stück der Wahrheit herauszuschreien!"[82]) Mit anderen Worten, durch die Fehlleistung wird ein „psychischer Aufwand" erspart, somit ein lustbetonter Zustand geschaffen[83]).

Der Witz unterscheidet sich von der Fehlleistung darin, daß er die (witzige) Situation in der Phantasie bloß produziert. Es ist kein Geheimnis, daß für die meisten Menschen das „Sakrament" der Ehe in eine Lüge, Heuchelei und Posse ausgeartet sei, daß hier zu oft nicht erotische Anziehungskraft, sondern rein materielle Überlegung ausschlaggebend sei. Man macht nun gute Miene zum bösen Spiel, die Verstellung kostet aber einen „psychischen Aufwand". Durch die phantasierte Fehlleistung macht sich nun auch der Unmut Luft.

Dieselbe Betrachtungsweise paßt auch auf den Witz: „Ich fuhr mit X. tête-à-bête." Man ist zu anständig, um von einem zu sagen, er sei ein dummes Vieh. Oft möchte man doch damit herausplatzen! In der von dem Witz geschaffenen Fehlleistung tut man das.

Wir haben den Witz zum Vergleich herangezogen, um die Natur der Fehlleistung besser beleuchten zu können. Der Unterschied liegt beim Witze in seiner sozialen Funktion: der Witz setzt immer ein Publikum voraus, für sich selbst macht man bekanntlich keine Witze. Er muß darum mit solchem Material arbeiten, das bei dem Anhörer sofort Anklang findet. Die Fehlleistung aber ist an eine

solche Bedingung nicht gebunden, sie erfüllt eine individual-psychologische Funktion. Darum ist es zwar möglich, einen Witz als eine Fehlleistung zu betrachten, aber nicht umgekehrt jede Fehlleistung als Witz aufzufassen.

Die Fehlleistung kann auch den Charakter eines Unfalls annehmen. Ein Musiker erzählt mir folgenden

Fall XI. Es sollte morgens um soundso viel Uhr eine Kammermusikprobe stattfinden. Einer seiner Freunde konnte wegen irgendeiner Angelegenheit unmöglich zur Probe kommen, was ein anderer beteiligter Musiker gegen ihn (die beiden standen nicht auf gutem Fuß miteinander) ausgenützt hätte. Um den Freund zu entlasten, entschloß sich unser Musiker die Sache auf sich zu nehmen. Er eilt also die Treppe hinunter, um jenen Musiker aufzusuchen und ihm irgendeine Ausrede vorzubringen, warum die Probe heute nicht stattfinden könnte. Noch in Verlegenheit, was er eigentlich sagen soll, gleitet er auf der Treppe aus, stürzt auf die linke Hand und verwundet sich dabei einen Finger. Die Probe konnte also aus plausibler Ursache wirklich nicht stattfinden.

„Dieser Unfall kam wie auf Bestellung", meinte der Musiker, als er mir dies erzählte. D. h. der Affekt der Unlust, eine Notlüge zu begehen, hat die motorische Fehlleistung, den Unfall, provoziert[84]).

Die Fehlleistungen haben wir als solche psychische Äußerungen kennengelernt, die mit einer bewußten Absicht nicht ganz im Einklang stehen. Den Grenzfall bilden die plötzlichen scheinbar unmotivierten Einfälle, die überhaupt zu keiner (bewußten) Absicht in Beziehung stehen.

Fall XII. (Zahleneinfall.) Ein Herr erklärt dem anderen, wie man ins Telephon spricht. „Man läutet an die Zentralstation und sagt: Bitte Anschluß an 9871."

Die Nummer des Telephons ist eine fingierte, der Betreffende hatte niemals mit einer solchen Telephonnummer zu tun gehabt. Warum ist ihm aber diese Zahl eingefallen?

Die Analyse zeigt folgendes: „In der . . . straße 9 wohnte eine mir teure Person. Merkwürdig ist aber, daß ich in letzter Zeit stets statt 9 fälschlich 7 erinnere." Nach kurzer Pause: „Unlängst spazierte ich abends allein. Da hatte ich die folgende Phantasie: Ich und die Dame wohnen nebeneinander, in benachbarten Häusern, unsere Wohnungen sind durch ein Haustelephon miteinander verbunden. Ich sehe ganz genau die beiden Zimmer und das sie verbindende Telephon (Apparat und Drähte)." — Frage: „Was fällt Ihnen zu 8 ein?" — Antwort: „Man muß sich in acht nehmen. Ja, es fällt mir jetzt ein Artikel von Professor Ehrenfels ein. Dort war die Ansicht ausgesprochen, der Übergang von bloß freundschaftlichen Beziehungen zwischen Mann und Frau zu den intimeren soll niemals zu schroff geschehen, nur ein allmählicher Übergang kann die Festigkeit der Beziehungen fördern."

Wir sind hier verfahren nach dem Prinzip der Zerlegung in einzelne Elemente, von denen aus die Analyse und Deutungsarbeit ausgeht. Am einfachsten ist die Zahl 9 determiniert: dort wohnt eben die geliebte Person. Da er in ihrer Nachbarschaft wohnen möchte, so ist 7 seine eigene Hausnummer (diese Zahl ist noch dadurch ausgezeichnet, da sie in die Hausnummer der Dame in ihrer Heimat eingeht). Der Übergang von bloß freundschaftlichen Beziehungen zu den intimeren soll allmählich vor sich gehen, nicht sprunghaft. In der Sprache der Zahlen übersetzt, kann der allmähliche Übergang von 9 zu 7 nur durch 8 geschehen. Wie man vermuten kann, begehrt er in der Hausnummer 9 der einzige zu sein, darum die 1. Damit ist der Zahlenkomplex durch einen bestimmten affektiven Zustand völlig determiniert.

Nun hat man die Determinierung von Zahleneinfällen zu verdächtigen gesucht. Ein Autor meint: „In mir entstand Verdacht, es schien mir, als komme unter Umständen der Zahl erweckende Bedeutung zu, als sei der Zusammenhang häufig ein nachträglicher, und ich fahre fort: so daß nicht das Unbewußte die Zahl, sondern die Zahl das Unbewußte ruft. Ich frage mich: Wie aber, wenn es gar keine Zahl gibt, zu der sich nicht bei der Untersuchung (besonders nach Zerlegung) Zusammenhänge einstellen? Ich hatte bei mancher Analyse die Empfindung, als strebe die Versuchsperson Verbindungen an, die zwar unzweifelhaft vorhanden waren, wobei es aber fraglich blieb, ob die Zahl aus diesen Verbindungen heraus entstanden war[85])."

Um seinen Verdacht auf seine Berechtigung zu prüfen, nimmt unser Kritiker ein Geschichtswerk, blättert darin und stoßt dort auf die erste beste Zahl: 1183. Er richtet seine Aufmerksamkeit auf diese Zahl, und es fällt ihm sofort ein: 8, 3, bedeuten Tag und Monat seiner Geburt. Am 8. 3. ist er geboren. Er wendet sich nun dem vorderen Teil der Zahl zu, 11 (1911), dies ist das Jahr seiner „Wiedergeburt" und darum seine Glückszahl; denn da wurde er von dem ihm lästigen Militärdienst befreit, was er damals tatsächlich als eine Art Wiedergeburt aufgefaßt hatte. — Auf Grund dieses und ähnlicher Experimente glaubt sich der Autor für berechtigt, gegen die Freudsche Theorie den Einwand zu erheben: „Die Zahlenanalyse (Analyse des Zahleneinfalls) kann nicht als Beweis dafür angesehen werden, daß die Zahl, die in mir auftaucht, psychisch determiniert und motiviert ist. Der Beweis wäre nur dann geglückt, wenn lediglich die aufgetauchte Zahl einer analytischen Untersuchung fähig wäre. Es läßt sich aber auch zu Zahlen, die abgelesen oder vorgesagt werden, eine Analyse herstellen, so daß die Vermutung naheliegt, das Psychische besitze zu Zahlen dieselbe Assoziationsmöglichkeiten wie zu Begriffen."

Bei Lichte betrachtet besagt dieser Einwand sehr wenig. Es ist zuzugeben, daß Zahlen „das Unbewußte rufen", d. h. sehr leicht das im Unbewußten Schlummernde zu aktivem Leben erwecken.

Das ist aber noch kein Einwand gegen die Determiniertheit der spontan auftauchenden Zahlen. Es ist z. B. in der Ordnung der Dinge, daß wenn ich vor einer Gefahr stehe, ich Angst verspüre. Aber auch umgekehrt, wenn ich in einem neurotischen Zustand der Angst gerate, ich mich allerlei Gefahrsituationen in der Phantasie ausmalen werde. Das psychische Leben ist nämlich von dem Gesetz der Inversion beherrscht, das folgendes besagt: „Das Bedingende und das Bedingte vertauschen ihre Stellen." Ist z. B. das Kunstwerk ein Ausdruck des inneren Lebens des Künstlers, so regt es anderseits im Kunstgenießer ähnliche oder verwandte Affekte an. D. h. das Kunstwerk ist Ausdruck (für den Künstler) und Eindruck (was im Kunstgenießer Affekte provoziert) zugleich. Ist A eine Wirkung von B, so kann auch umgekehrt B bewirken, daß A da sei. Die psychischen Zusammenhänge sind umkehrbar. Diese Umkehrbarkeit gründet sich auf das Gesetz der Assoziation: „Ist A mit B assoziiert, so ist auch B mit A assoziiert[86])."

Man muß immer im klaren sein, daß entweder das psychische Leben vom Kausalgesetz ohne Ausnahme beherrscht sei, oder es herrscht hier überhaupt Willkür, Chaos. Will jemand behaupten, daß es im psychischen Leben manches gibt, was der Kausalität nicht unterstellt sei, so darf man billig ihn fragen, wo ist da die Grenze zu ziehen? „Wenn jemand so den natürlichen Determinismus an einer einzigen Stelle durchbricht, hat er die ganze wissenschaftliche Weltanschauung über den Haufen geworfen. Man darf ihm dann vorhalten, um wie vieles konsequenter sich selbst die religiöse Weltanschauung benimmt, wenn sie nachdrücklich versichert, es falle kein Sperling vom Dach ohne Gottes besonderen Willen[87])."

> Fall XIII. (Spontanes Auftauchen eines Namens.) An einem hellen Sommertage lag ich auf dem Sofa. Da geht mir plötzlich durch den Kopf der Name: „Paßkewitsch". Dabei schwebt vor meinen Augen mit fast halluzinatorischer Deutlichkeit ein Kinderschuh.

Paßkewitsch war ein Schuhmacher in meiner Heimat, bei dem einmal die Mutter mir, als ich kaum sechs Jahre alt gewesen sein dürfte, ein Paar Schuhe gekauft. Seit jener Zeit (es sind über 25 Jahre verflossen) habe ich von einem Schuhmacher Paßkewitsch nie etwas gehört, auch sonst an ihn nicht gedacht, überhaupt mich in keiner Weise mit ihm beschäftigt. Wodurch ist das plötzliche Auftauchen seines Namens hervorgerufen worden?

Ich saß vorher am Balkon und schwelgte in verschiedenen Kindheitserinnerungen; es schien mir, daß damals in der Kindheit alles so schön war und daß es damals nur sonnige Tage gegeben hat, ganz im Gegensatz zur Gegenwart, die voll von verschiedenen Sorgen ist. Als ich so da lag, betrachtete ich meine Schuhe, die in einen defekten Zustand gekommen waren. Da tauchte der Schuhmacher Paßkewitsch auf, der mich in die sorgenlose Kindheit zurückversetzte.

Also, auch die plötzlichen Einfälle sind durch affektbetonte Erlebnisse determiniert, sie erscheinen gerade als Ersatz für diese Erlebnisse. Es sei noch bemerkt, daß das „spontane" Auftauchen des Namens Paßkewitsch ohne Zweifel erst durch den Anblick der defekten Schuhe provoziert worden war. Ohne diesen Anblick (= Agent provocateur) hätte der affektive Zustand, wenn es überhaupt zu seiner Äußerung kommen sollte, sich eines anderen Ersatzes bedienen müssen. Dasselbe muß auch für den Fall XII (Einfall der Telephonnummer 9871) angenommen werden: ohne das Gespräch über das Telephonwesen hätte sich jener affektive Zustand in der beschriebenen Form nicht äußern können. Die beiden letzt beschriebenen Fälle sind durch innere affektive Zustände determinierte Reaktionen auf von außen kommende Reize. Eine gefühlsbetonte Vorstellungsmasse, die wir als psychische Einheit auffassen können, nennen wir einen Komplex[88]); in der Reaktion auf den äußeren Reiz kommt der Komplex zum Vorschein.

Es ist nützlich, für die Psychologie der Fehlleistung das Problem umzukehren und den Fall in Betracht zu ziehen, wo wir einen Fehler wieder gutmachen, ohne ihn zu merken, so wenn wir z. B. beim Lesen einen Druckfehler übersehen. „Wir lesen z. B. über die Druckfehler eines Buches nicht bloß deshalb hinweg, weil wir die falschen Buchstaben nicht bemerken, sondern vor allem deshalb, weil wir statt ihrer die richtigen sehen[89])." Unser Wahrnehmen ist nie eine rein passive Perzeption eines objektiven Tatbestandes, sondern eine zum großen Teil umwandelnde Konstruktion vom Standpunkte eines dominierenden Vorstellungszusammenhanges. Das unbewußte Richtigstellen eines Druckfehlers ist eigentlich als Fehlleistung zu bewerten. Beim Richtigstellen wirken die dominierenden Vorstellungen durch ihre „Wahrheitsqualität"; dadurch wird eine Störung des subjektiven Erfahrungszusammenhanges vermieden und der Entwicklung von Unlust entgegengesteuert. Analog aber ist auch die Sachlage bei jeder Fehlleistung, wo der „Komplex" durch den an ihm haftenden starken Affekt die bestimmte „fehlerhafte" Reaktion bewirkt. Die „Psychopathologie des Alltagslebens" beruht auf denselben Gesetzen, nach denen auch die alltäglichen „normalen" psychischen Funktionen ablaufen[90]).

Die hier entwickelte Psychologie der Fehlleistungen und Symptomhandlungen beruht gewissermaßen auf einer Assoziationspsychologie. Weil z. B. die Zahlen 7 und 9 mit dem Telephon im Unbewußten assoziativ verknüpft waren, traten sie in der eingefallenen Telephonnummer wieder auf (Fall XII). William James macht nun darauf aufmerksam, daß eigentlich jeder psychische Prozeß sich unvermeidlich zu verschiedenen Zeiten in Verbindung mit vielen anderen Prozessen befunden habe; „es erhebt sich deshalb die Frage, welcher von diesen anderen Prozessen erregt werden wird. Wird durch das jetzt gegebene a, b oder c hervorge-

rufen werden?" „Gerade so wie sich unsere Aufmerksamkeit in der ursprünglichen sinnlichen Erfahrung auf wenige Eindrücke der vor uns befindlichen Szenen konzentriert, zeigt sich bei der Reproduktion jener (der assoziativ verknüpften) Eindrücke eine gleiche Parteilichkeit, und es werden einige Bestandteile stärker als alle übrigen betont[91])." Was diese Parteilichkeit verursacht, haben wir kennengelernt: es ist die Übermacht gefühlsbetonter Vorstellungsmassen. James drückt es mit den Worten aus, daß „die überlegenen Bestandteile diejenigen seien, welche unser Interesse am meisten erwecken". Damit erhalten die scheinbar unmotivierten Einfälle den Charakter gerichteter psychischer Prozesse. Wir können „nur auf die uns bekannten Zielvorstellungen verzichten", „mit dem Aufhören dieser (kommen) sofort unbekannte . . . Zielvorstellungen zur Macht, die jetzt den Ablauf der ungewollten Vorstellungen determiniert halten".[92]) Es ist klar, die psychische Kausalität steht und fällt mit der Erweiterung des Begriffs „Psyche" über die Grenzen des „Bewußten". Setzt man Psychisch = Bewußt, so verliert man das Recht, eine psychische Kausalität anzunehmen. Es ist merkwürdig, daß viele Forscher, wie z. B. auch Wundt, diese Konsequenz nicht bemerkt haben; sie möchten auch auf dem Gebiete des Psychischen dem Kausalitätsprinzip sein Recht lassen, wollen aber das „Unbewußte" um keinen Preis anerkennen.

Gegen die assoziationspsychologische Grundlage der Psychoanalyse sucht ein Autor einzuwenden: „Das psychoanalytische Assoziationsgesetz, nach dem Richtung und Auswahl der möglichen Assoziationen durch eine immanente Affektspannung bestimmt wird, die ihrerseits wieder von verdächtigen Komplexen gespeist wird, erscheint mir als Grundlage einer Psychologie ebensowenig gesichert wie die Gesetze der alten Assoziationspsychologie. Jedes Dogma setzt als solches determinierende Tendenzen, die Auswahl und Richtung der assoziativen Verbindungen beeinflussen[93])."

Darauf ist zu erwidern: 1. Es ist nicht richtig zu behaupten, die Gesetze der alten Assoziationspsychologie seien nicht gesichert. Daß alles Assoziieren nach Ähnlichkeit oder nach Berührung in Raum und Zeit geschehe, wußten schon Plato und Aristoteles, und das kann man auch heute nicht ernstlich bestreiten. Die alten Assoziationsgesetze sind bloß zu allgemein, erfassen nicht den kausalen Ablauf des psychischen Geschehens, sind mehr Klassifikationsprinzipien als „Gesetze" im eigentlichen Sinne, erfassen das Bewegende in der Mannigfaltigkeit der psychischen Erscheinungen nicht. 2. In Gegensatz zu dieser alten Assoziationspsychologie, die eigentlich die Psyche atomisierte und vollkommen unabhängige Elemente in Verbindung miteinander treten ließ, verfährt die neuere Psychologie, die den Ablauf der Assoziationen, die hier unzweifelhaft stattfindende Auswahl durch „determinierende Tendenzen" erklären will. Für die Psychoanalyse sind die Glieder einer Asso-

ziation nur unterschiedbare Teile eines Gesamterlebnisses, Momente einer Totalität, Phasen eines psychischen Prozesses. Das Ausschlaggebende aber, was den Ablauf des psychischen Prozesses in bestimmter Richtung determiniert, ist die Macht des vorherrschenden Affektes. Ein Autor erzählt z. B. folgendes: „Ich diskutiere mit einem Freunde und wollte zeigen, daß alle Reaktionen assoziativ bedingt seien; er solle nur auf ein zugerufenes Wort das ihm zunächst einfallende nennen. Der Versuch gestaltet sich ‚Tisch?' — ‚Schafskopf!'" Der Autor bemerkt dazu: „Es war mir schwierig, hier die assoziative Beziehung glaubhaft zu machen[94])." In Wirklichkeit dürfte der Vorgang der folgende gewesen sein: „Der skeptische Freund reagierte auf die Zumutung hin, in allen seinen ‚zufälligen' Äußerungen einen ‚Sinn' zu finden, mit dem kräftigen Schimpfwort. Es ist ein Verhalten, das auch für die meisten ‚Kritiker' der Psychoanalyse eigentümlich ist. Das Bestreben, das seelische Geschehen möglichst vollkommen kausal aufzufassen, ruft bei den meisten einen Unwillen hervor: man will die illusorische ‚Freiheit' in ganz kindischer Weise nicht so leicht aufgeben. Die Reaktion: ‚Tisch — Schafskopf' ist also durch eine bestimmte Gemütslage determiniert[95])." Die Richtigkeit solcher Aufstellungen wird von unserem Kritiker nur in der Weise zu erschüttern gesucht, daß er sagt: „mir erscheint es wenig gesichert". Es gibt aber nichts in der Welt, was nicht in so vager Form angezweifelt werden könnte! (Das grundsätzliche Anzweifeln ist bekanntlich ein zwangsneurotisches Symptom.) 3. Allerdings meint noch unser Kritiker, daß das Dogma der Psychoanalyse die Auswahl und Richtung der assoziativen Verbindungen bei dem Analysierten determiniert. Hier wird also dem Analytiker die Rolle des Suggestors aufgebunden! Wir wisssen aber, daß der Analytiker den Patienten sich ruhig aussprechen läßt, ohne ihm sein „Dogma" im voraus zu verraten. Und dann ist das Phänomen des „Widerstandes" doch die beste Garantie gegen alle suggestive Einschleichungen. Übrigens sagt unser Kritiker: „Daß abgesehen von der endogenen Erbanlage die Wurzeln der Persönlichkeitsentwicklung in der frühen Kindheit zu suchen sind, erscheint auch unzweifelhaft, wenn man die Ergebnisse der Psychoanalyse im einzelnen nicht anerkennt." Das bedeutet doch nichts anderes, als daß das heutige Verhalten des Individuums im Leben durch eine Vorgeschichte bedingt sei. Diese also unzweifelhafte Vorgeschichte sucht nun die Psychoanalyse aufzuhellen. Daß man auf diesem Wege manchmal diesen oder jenen Fehler begeht, ist möglich, spricht nicht gegen das Prinzip selbst. Jede Methode schließt im Einzelfalle die Möglichkeit des Irrtums ein: Irren ist menschlich. —

Daß Fehlleistungen und Symptomhandlungen einen Sinn haben, ist nicht nur die Meinung der Psychoanalytiker, „sondern es ist die allgemeine Auffassung der Menschen, der sie im Leben alle anhängen, die sie erst in der Theorie verleugnen. Der Gönner, der sich

vor seinem Schützling entschuldigt, er habe dessen Bitte vergessen, ist vor ihm nicht gerechtfertigt. Der Schützling denkt sofort: Dem liegt nichts daran; er hat es zwar versprochen, aber er will es eigentlich nicht tun. In gewissen Beziehungen ist daher auch im Leben das Vergessen verpönt, die Differenz zwischen der populären und der psychoanalytischen Auffassung dieser Fehlleistungen scheint aufgehoben. Stellen Sie sich eine Hausfrau vor, die den Gast mit den Worten empfängt: Was, heute kommen Sie? Ich habe ja ganz vergessen, daß ich Sie für heute eingeladen hatte. Oder den jungen Mann, welcher der Geliebten gestehen sollte, daß er vergessen hatte, das letztbesprochene Rendezvous einzuhalten. Er wird gewiß nicht gestehen, lieber aus dem Stegreife die unwahrscheinlichsten Hindernisse erfinden, die ihn damals abgehalten haben zu kommen, und es ihm seither unmöglich gemacht haben, davon Nachricht zu geben. Daß in militärischen Dingen die Entschuldigung, etwas vergessen zu haben, nichts nützt und vor keiner Strafe schützt, wissen wir alle und müssen es berechtigt finden. Hier sind mit einem Male alle Menschen darin einig, daß eine bestimmte Fehlhandlung sinnreich ist, und welchen Sinn sie hat[96]).

Merkwürdig ist es aber, daß auch mancher sogenannter Aberglaube auf dem unformulierten Begriff der Symptomhandlung fußt. „In der windischen Steiermark scheuen sich die Hausleute, im Leichenzuge das Kreuz, das Weihwasser oder gar den Toten zu tragen oder sonst eine Vorrichtung zu übernehmen; denn man sagt, eine solche Teilnahme käme einer Schadenfreude über den Todfall gleich, und der Betreffende müßte selber bald nachsterben. Verwandt ist damit im Grunde genommen der Glaube der christlichen Bošnjaken, daß man ein totes Kind nicht mit Blumen schmücken dürfe, sonst schmückte sich der Friedhof mit Kindern[97]).“ Ebenso scheint der Begriff der Symptomhandlung hinter folgendem Glauben aus Südtirol zu stehen: „Wenn ein Liebhaber seiner Geliebten ein Messer schenkt, so erzürnen sie sich später und heiraten einander nicht, denn das Messer schneidet[98]).“ Das Volk faßt das Schenken eines Messers als Symptomhandlung auf, hinter der sich eine unbewußte Feindseligkeit verbirgt. Denn dasselbe Volk meint auch: „Wenn die Geliebte ein Rosenkränzlein dem Geliebten schenkt, so halten sie einander immer lieber und heiraten bald einander, denn der Rosenkranz bindet[99]).“

In Schlesien gelten folgende Vorsichtsmaßnahmen oder Verbote beim Hochzeitszeremoniell, hinter die wiederum der Begriff der Symptomhandlung steht. „Auf dem Wege zur Kirche darf sich die Braut nicht umsehen.“ „Beim Aufstehen dürfen sich (Braut und Bräutigam) nicht den Rücken drehen, sonst wird die Ehe unglücklich.“ „Bei der Rückkehr vom Altar darf die züchtige Braut sich in der Kirche nicht um-, ja nicht einmal aufschauen, wenn

sie nicht den Vorwurf hören will, schon nach anderen Männern Umschau zu halten[100])." Sieht sich die Braut um, so hängt sie noch zu stark an ihrer Familie, sie tritt also in die Ehe mit einer Hemmung, was nicht gut auf die Gestaltung der Ehe sich auswirken muß. Ebenso dreht man jemanden den Rücken, wenn man ihn nicht gern hat.

Fernere Symptomhandlungen sind z. B. noch folgende: „Wer eine Schnitte mehr schneidet, als Leute bei Tisch sind, der hat einen hungrigen Freund in der Ferne." Ebenso: „Wenn jemand ausgeht, so darf er nach dem Verlassen des Hauses nicht mehr umkehren, sonst hat er Unglück[101])." Das ist klar: Wer sich umsieht, hat irgendwelche Bedenken, ist also nicht ganz frei von Hemmung, darum kann das Unternehmen, das er vorhat, ihm nicht glücken!

Auf Island „verbietet man wohl Kindern . . . sich so unter eine Tür zu stellen, daß sie die beiden Hände an die beiden Türpfosten anlegen und damit durch ihre Arme den Eingang sperren; man sagt ihnen, daß so zu tun den Tod eines im Zimmer Befindlichen herbeiwünschen heiße. Oder man untersagt ihnen hinter sich zu gehen, und nennt dies . . . seine Mutter lebendig in die Erde hinuntergehen".[102]) Die beiden verpönten Handlungen sind nicht schwer zu begreifen: Den Eingang sperren, wenn jemand im Zimmer sich befindet, bedeutet so viel, als ihn nicht mehr aus dem Zimmer gehen lassen, quasi ihn dort für ewig einmauern. Hinter der Mutter gehen wird aufgefaßt, als hinter ihrem Leichenzug gehen!

Es ist aber auffallend, daß, besonders auf Island, den Symptomhandlungen vom Volke eine viel weitergehendere Bedeutung beigelegt wird, als wir es in der Psychologie tun. Für uns ist die Symptomhandlung etwas, was auf einen gewissen seelischen Zustand hindeutet. Das Volk scheint in der Symptomhandlung eine m a g i s c h e T a t zu erblicken, die imstande ist, in der objektiven Wirklichkeit Wirkungen auszuüben. Es ist in manchen Fällen schwer zu unterscheiden, ob hinter einer Symptomhandlung bloß S y m b o l i s c h e s, oder vielmehr m a g i s c h e A b s i c h t steckt. Z. B. erzählt Freud folgendes:

„Ein mit Sorgen überbürdeter und gelegentlich Verstimmungen unterworfener Mann versicherte mir, daß er regelmäßig am Morgen seine Uhr abgelaufen finde, wenn ihm am Abend vorher das Leben gar zu hart und unfreundlich erschienen sei. Er drückt also durch die Unterlassung, die Uhr aufzuziehen, symbolisch aus, daß ihm nichts daran gelegen sei, den nächsten Tag zu erleben[103])."

Nun kann aber in der beschriebenen Unterlassung nicht bloß ein symbolischer, sondern auch ein magischer Sinn liegen: der Mann drückt dadurch nicht nur seine Gleichgültigkeit aus, am nächsten Tag zu erwachen, sondern sucht (unbewußt in alte Verfahrungsweisen verfallend) d e n T o d d a d u r c h h e r b e i z u r u f e n. Um das zu begreifen, muß man sich darüber Rechenschaft ver-

schaffen, welche Bedeutung die Uhr im Volksglauben bekommen hat. In Mähren z. B. läßt man die Uhr stehen, wenn jemand stirbt, „denn des Verstorbenen Lebensuhr ist abgelaufen".[104]) In Dithmarschen dagegen: „Liegt jemand im Sterben, so läßt man die Uhr stehen[105])." Ursprünglicher dürfte der letztere Brauch sein. Durch Abstellung der Uhr wollte man den Eintritt des Todes beschleunigen, um dadurch die Todesqualen zu verkürzen. Jedenfalls ist so viel klar, daß die Uhr die „Lebensuhr" bedeutet, und das Abstellen der Uhr (bzw. das Unterlassen sie aufzuziehen) eine magische Tat sein kann, die die Absicht hat, den Tod zu bewirken.

Aus dem Gesagten folgt, daß die große Bedeutung, die das Volksbewußtsein den Symptomhandlungen beilegt, in Zusammenhang stehen dürfte mit den Resten magischen Glaubens. Wie es scheint, haben die Kulturschichten mit Abstreifung des magischen Glaubens auch das Verständnis für das Psychologische zum Teil verloren. Wir werden später sehen, wie das miteinander zusammenhängt.

Jedenfalls benimmt sich der Abergläubische (richtiger der magisch Denkende) so, als ob er hinter jeder „zufälligen" Handlung eine Absicht gewittert hätte. Nach magischer Auffassung hat diese durch Tat manifestierte Absicht gleichsam die Macht in der objektiven Welt etwas zu bewirken. Hier noch ein Beispiel: N. Ossipow „hatte in einer kleinen russischen Provinzstadt geheiratet und fuhr unmittelbar nachher mit seiner jungen Frau nach Moskau. Auf einer Station, zwei Stunden vor dem Ziel, kam ihm der Wunsch, zum Ausgang des Bahnhofes zu gehen und einen Blick auf die Stadt zu werfen. Der Zug sollte nach seiner Erwartung genügend lange verweilen, aber als er nach wenigen Minuten zurückkam, war der Zug mit seiner jungen Frau bereits abgefahren. Als seine alte Njanja zu Hause von diesem Zufall erfuhr, äußerte sie kopfschüttelnd: ‚Aus dieser Ehe wird nichts Ordentliches'. Ossipow lachte damals über diese Prophezeiung. Da er aber fünf Monate später von seiner Frau geschieden war, kann er nicht umhin, sein Verlassen des Zuges nachträglich als einen ‚unbewußten Protest' gegen seine Eheschließung zu verstehen".[106]) Die alte Njanja hatte also recht: Die Fehlleistung, die Symptomhandlung Ossipows war innerlich determiniert, dahinter steckte der unbewußte Impuls, die junge Frau zu verlassen. Die innerliche Motivierung der Handlung wird nur vom magisch Denkenden nach außen projiziert und als eine äußerliche Kausalität begriffen. „Die dunkle Erkenntnis (sozusagen endopsychische Wahrnehmung) psychischer Faktoren und Verhältnisse des Unbewußten spiegelt sich ... in der Konstruktion einer übersinnlichen Realität, welche von der Wissenschaft in Psychologie des Unbewußten zurückverwandelt werden soll[107])." —

Es ist mit der Psychoanalyse eine eigene Sache. Der Widerstand gegen die Erkenntnisse, die sie übermittelt, ist so stark, daß man

immer bestrebt ist, ihre gesichertsten Ergebnisse anzuzweifeln. Wo die sachlichen Gründe fehlen, greift die „Kritik“ zu irgendeiner Wortweisheit.

Die Psychoanalyse geht vom Grundsatz aus: „Es gibt keinen Zufall im psychischen Leben.“ Keine Wissenschaft kann im Ernst die Kausalität auf irgendeinem Gebiete aufgeben. Am Beispiel der Fehlleistungen und Symptomhandlungen haben wir gesehen, wie alle diese kleinen „Zufälligkeiten“ des Alltags sich durch unbewußte Tendenzen determinieren lassen.

Da sich der Grundsatz von der durchgängigen Determinierung auch auf psychischem Gebiet nicht leicht umbringen läßt, so wird zuletzt der Versuch gemacht, seine Bedeutung wenigstens zu vermindern. Zu diesem Zwecke führt z. B. Karl Jaspers die „verständlichen Zusammenhänge“ ins Feld, die er der echten Kausalität, die nur auf naturwissenschaftlichem Gebiet Geltung haben soll, entgegenhält.

Jaspers sagt: „Durch Hineinversetzen in Seelisches verstehen wir genetisch, wie Seelisches aus Seelischem hervorgeht. Durch objektive Verknüpfung mehrerer Elemente zu Regelmäßigkeiten auf Grund wiederholter Erfahrungen erklären wir kausal.“ „Seelisches ‚geht‘ aus Seelischem in einer für uns verständlichen Weise ‚hervor‘. Der Angegriffene wird zornig und macht Abwehrhandlungen, der Betrogene wird mißtrauisch usw. Dieses Auseinanderhervorgehen des Seelischen aus Seelischem verstehen wir genetisch.“ „Alles Verstehen einzelner wirklicher Vorgänge bleibt daher mehr oder weniger ein Deuten, das nur in seltenen Fällen relativ hohe Grade der Vollständigkeit erreichen kann. Wir verstehen, soweit uns die objektiven Daten der Ausdrucksbewegungen, Handlungen, sprachlichen Äußerungen, Selbstschilderungen usw. im einzelnen Fall dies Verstehen mehr oder weniger nahelegen . . . Kausalregeln sind eben Regeln, sind induktiv gewonnen, gipfeln in Theorien, die etwas der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit zugrunde Liegendes denken. Unter sie wird ein Fall subsumiert. Genetisch verständliche Zusammenhänge sind idealtypische Zusammenhänge, sind in sich evident (nicht induktiv gewonnen), führen nicht zu Theorien, sondern sind ein Maßstab, an dem einzelne wirkliche Vorgänge gemessen und als mehr oder weniger verständlich erkannt worden[108]).“

Die ausgeklügelte Unterscheidung zwischen „genetisch verständlichem Zusammenhang“ und Kausalität ist ein gutes Beispiel „gelehrter“ Wichtigtuerei. Daß der Stein auf die Erde fällt, ist ein induktiver Satz. Wir machen jeden Tag diese Erfahrung. Daß der Angegriffene zornig wird und Abwehrhandlungen macht, wissen wir ebenso aus der alltäglichen Erfahrung. Das eine ist ebensoviel oder vielmehr ebensowenig verständlich wie das andere! Daß wir zornig werden und uns nicht „unterkriegen“ lassen, ist ebenso eine sich wie-

derholende Tatsache, als diejenige, daß der Stein auf die Erde fällt. Daß man manchmal einen Zug verpaßt, weil man unbewußt mit seiner jungen Frau nicht zufrieden ist, ist nicht „in sich evident“, sondern durch Erfahrung kommen wir auf diesen Zusammenhang.

Wie wenig die Unterscheidung von „genetisch verständlich“ und „kausal“ sich rechtfertigen läßt, ersieht man aus folgendem. Man spricht z. B. in der Physik vom „Widerstand“, den ein Körper dem anderen leistet. Nun ist der „Widerstand“ keine Tatsache, welche unter unsere Sinne fällt, wie Wärme, Schall, Licht, Bewegung; wir können den betreffenden Widerstand fühlen, „wenn wir selbst uns unter gleichen Umständen zu bewegen streben“. Wir setzen also den Widerstand fest, indem wir den von uns unter ähnlichen Umständen gefühlten Widerstand in das physikalische System gewissermaßen hineinlegen, hineindenken[109]). Die physikalische Kausalität unterscheidet sich in dem Falle in nichts von einem „verständlich genetischen Zusammenhang“. Kausalität ist eben Kausalität. Daß sie in einem Falle uns vertrauter, geläufiger, intimer mit uns selbst verbunden ist, als in einem anderen Falle, ändert an der Sache nichts[110]).

Jaspers sagt ferner: „Von jeher war es die Aufgabe aller Psychologie, Unbemerktes ins Bewußtsein zu erheben. Die Evidenz solcher Einsichten erhielt sich immer dadurch, daß jeder andere dasselbe als wirklich erlebt unter günstigen Umständen ebenfalls bemerken konnte. Nun gibt es eine Reihe von Tatsachen, die wir nicht aus nachträglich zu bemerkenden wirklich erlebten Vorgängen verstehen können, die wir aber doch zu verstehen meinen. Zum Beispiel ist von Charcot und Möbius das Zusammentreffen der Ausbreitung hysterischer Sensibilitäts- und Motilitätsstörungen mit den groben physiologisch-anatomischen Vorstellungen des befallenen Kranken betont und daraus verstanden worden. Man konnte aber nicht als Ausgangspunkt der Störung eine solche Vorstellung wirklich nachweisen — abgesehen vom Fall der Suggestion —, sondern verstand die Störung, als ob sie durch einen bewußten Vorgang bedingt wäre. Ob es sich in diesen Fällen nun wirklich um diese Genese handelt, wenngleich die Aufklärung unbemerkter, aber wirklicher seelischer Vorgänge ausbleibt, oder ob es sich nur um eine treffende Charakteristik bestimmter Symptome durch eine Fiktion handelt, das steht dahin. Freud, der solche ‚als ob verstandene‘ Phänomene in großer Menge beschrieben hat, vergleicht seine Tätigkeit mit der eines Archäologen, der aus einer Reihe von Bruchstücken aus vergangenen Zeiten menschliche Geistestätigkeit deutet. Der große Unterschied ist nur der, daß der Archäologe deutet, was einmal wirklich da war, während bei dem ‚als ob Verstehen‘ das wirkliche Dasein des Verstandenen gänzlich dahingestellt bleibt[111]).“

Man möchte wirklich staunen! Woher wissen wir denn so sicher, daß der Archäologe deutet, „was einmal wirklich da war“? Um das ganz sicher wissen zu können, müßten wir imstande sein, unser

Leben rückgängig zu machen und uns in jene prähistorische Zeit versetzen. So lange das unmöglich ist, kann man an der Richtigkeit der Deutung des Archäologen zweifeln, wenn man Lust dazu hat. Für Jaspers ist die prähistorische Zeit in der Geschichte, die er doch nicht mehr „wirklich" erleben kann, eine Realität, mit der er rechnet. Dagegen ist ihm die prähistorische Zeit im psychischen Leben nur Fiktion, Unwirkliches! Dagegen läßt sich mit logischen Gründen nicht mehr streiten!

VII. Die Verschiebung und ihre dynamische Grundlage

1. Oben haben wir das Phänomen der Verschiebung eines Affektes längs der Assoziationslinien kennengelernt. So z. B. im Falle IX (S. 53 f.): Ich bemerke nicht das Bild, weil ich an die Person nicht denken will, der ich einmal dieses Bild geschenkt habe.

Das Phänomen der Verschiebung ist durch das Vorhandensein von Hindernissen, die einer adäquaten Reaktion im Wege stehen, bedingt. So ist die Situation bei der negativen Halluzination im Falle IX: das Hindernis für die adäquate Affektäußerung besteht in der Abwesenheit der Person, deren Andenken ich vertilgen will, gegen die sich also der Affekt richten könnte: die Abwehrreaktion verschiebt sich von dieser Person auf das Bild, das einmal ihr Eigen war. Die nämliche Sachlage ist offenbar auch im Falle VIII (S. 53) der Sprachstörung: Die Abwehrreaktion (das Nichtaussprechenkönnen des Wortes, mit dem ein Unlustaffekt verknüpft war) hat sich von der Frau auf die indifferente Katze verschoben, weil die Frau doch in jenem Augenblicke nicht dagewesen war. Im Falle VI (49 f.) vergißt das Mädchen den Titel des englischen Romans „Ben Hur", weil sie gewisse Gedanken aus sexueller Sphäre verleugnen möchte. Die negative Einstellung zur Sexualität verschiebt sich hier auf ein harmloses Wort. Das gelingt dadurch, daß das Wort hier selbst sexualisiert wurde. *Eine Verschiebung findet dann statt, wenn ein Affekt in seinem Streben, sich zu äußern, auf Hindernisse innerer oder äußerer Natur stößt.*

Die Affektverschiebung kennt jeder zur Genüge aus der alltäglichen Erfahrung. „Jeder Mensch, wenn er auch nicht von besonders lebhaftem Temperament ist, kennt Fälle, wo er in ganz unerklärliche Wut gegen einen leblosen Gegenstand gekommen ist, . . . und wie man durch Wegschleudern, Zertrümmern oder Zerknittern sich eine wesentliche Erleichterung verschaffen kann. Ich besaß als Student ein uraltes, lateinisches Lexikon . . . in hartem, mit Schweinsleder überzogenem Holze gebunden; dies ehrwürdige Buch flog bei jedem Ärger seines Herrn einige Male zum Boden, was nie verfehlte, den Ingrimm wesentlich zu mildern[112])."

Die Verschiebung kann unter Umständen weniger harmlos ausfallen und sogar zu kriminellen Taten führen. „Bekannt ist das erst in jüngster Zeit wieder vorgekommene Beispiel eines Dorfschul-

meisters, der mit seiner schlecht bezahlten, seine Nerven zerrüttenden Stellung so unzufrieden ist, daß er zu wiederholten Malen den Versuch macht, sein Schulhaus in Flammen zu stecken, bis er damit schließlich den gewünschten Erfolg hat . . . Man muß also annehmen, daß ihn die Unzufriedenheit im Berufe . . . mit einem derart tiefgehenden Haß gegen die Stätte seiner Arbeit erfüllt hat, daß er, vielleicht sogar in vollem Bewußtsein seiner Ohnmacht, durch diese Brandstiftung seine Zukunft zu bessern, zum Verbrecher wird[113])." Der Haß gegen das Schulhaus ist eine Verschiebung des Hasses gegen den Beruf. Je ohnmächtiger der arme Dorfschulmeister gegen seinen Beruf ist, den er unter den gegebenen Umständen weiter auszuüben gezwungen ist, desto stärker der Haß gegen das Schulhaus.

2. Das Verschiebungsphänomen äußert sich auf verschiedenen Gebieten des Seelenlebens. Besonders auch in der Magie. Wenn man z. B. einem Feinde Schaden antun will, so verschafft man sich einen Atzmann. Das ist „eine Statuette aus Wachs oder aus Ton, aus irgendeinem bildsamen Stoffe . . . eine plastische Nachbildung . . . Die Statuette wird dann zum Überflusse noch auf den Namen des Individuums getauft und durch geheime Praktiken magisch mit ihm verbunden . . . Dann hat man einen Atzmann oder Vultus zur Verfügung, und diesem kann man in Muße alles erdenkliche Herzeleid antun . . . je nachdem man das Figürchen kränkt und peinigt, köpft, ersticht, ersäuft oder bei langsamem Feuer brät, kränkt und peinigt man den Unglücklichen selbst, der durch fortgesetzte Bearbeitung allmählich siech wird und zum mindesten die Auszehrung bekommt[114])." Oder: „Der Aberglaube ist weit verbreitet, daß man einen Entfernten durchprügeln könne, wenn man auf ein Kleidungsstück oder einen Lappen, indem man an den Gemeinten denkt oder seinen Namen nennt, mit einer einjährigen Haselgerte schlägt[115])." Der wirklich gehaßte Feind ist nicht immer erreichbar, nicht immer kann man sich erlauben, ihm zu nahe zu treten, vielleicht ist er zu mächtig. Der Haß will sich aber ausleben, die Rachegefühle müssen sich austoben. Da schafft die Rachephantasie den Ausweg: den Ersatz, auf den sich jene Gefühle verschieben. Durch denselben Verschiebungsmechanismus sind auch die folgenden magischen Handlungen zu erklären: „Man schreibt den Namen des Mannes, den man aus der Welt schaffen will, auf ein Stück Seife und wirft die Seife in ein offenes Wasser oder vergräbt es in die Erde, worauf der Mann erkrankt und sich auflöst, gleichwie sich die Seife auflöst (Bulgarien)[116])." „Schlägt man in eine in die Erde eingedrückte Fußstapfe einen Nagel, so wird die Person, der diese Fußspur angehört, lahm (Mecklenburg). Derselbe Zweck wird erreicht, wenn man die Erde, in welche sich die Fußspur eines Mannes eingedrückt hat, mit einem Grabscheit herausholt und in eine frisch gegrabene Gruft wirft. Hängt man die Erde in den Rauch, so verdorrt der Fuß[117])." „Wird dem Kroaten ein Kind unwohl, so

wirft er eine glühende Kohle in einen Eimer Wasser und spricht dabei: ‚Mögen die Augen, die mir das Kind verdorben haben, auslöschen wie diese Kohle!'"[118]) Die beschriebenen magischen Handlungen knüpfen sich an Ähnlichkeitsassoziationen und bedienen sich ihrer, um einen bestimmten Affekt durch Verschiebung zur Abfuhr zu bringen.

3. Die Tatsache der Affektverschiebung zwingt uns, den Affekten den Charakter energetischer Prozesse zuzuschreiben. Was wir in der Physik Energie nennen, ist ein Etwas, das sich von einem „Angriffspunkt" auf einen anderen verschieben läßt. Wenn z. B. eine sich bewegende Billardkugel eine Reihe anderer Kugeln trifft, so bleibt sie ruhig stehen, aber die letzte Kugel der Reihe setzt ihre Bewegung fort. Hier verschiebt sich der energetische Zustand der ersten Kugel auf die letzte Kugel der Reihe. Ebenso betrachten wir die Wärmemenge, die beim Anprallen einer herabfallenden Last auf die Erde entsteht, als die Leistung, die hervorgerufen ist durch den Aufwand der Bewegungsenergie jener herabfallenden Last. Auch hier wird ein Etwas, das wir Energie nennen, verschoben.

Das Gesetz der Erhaltung der Energie läßt sich auf die folgende kurze Formel bringen: *Es gibt keine Leistung ohne äquivalenten Aufwand. Es gibt aber auch keinen Aufwand ohne äquivalente Leistung (Wirkung).* Oder auch so: *Aufwand ist quantitativ unzerstörbar und qualitativ wandelbar.* Das macht aber auch das Wesen der Affektverschiebung aus: der Haß des Dorfschullehrers kann vom Beruf auf das Schulhaus verschoben werden, quantitativ ist es derselbe Haß geblieben, qualitativ scheint er verschieden zu sein, inwiefern er mit einem anderen Objekt verknüpft ist.

Wenn ein Mensch im Zorn gegen jemand mit der Faust kräftig auf den Tisch schlägt oder in Wut einen Gegenstand zu Boden schleudert, so löst er gleichsam den Affekt von dem einen Objekt und verschiebt ihn (ohne den Affekt quantitativ zu verändern) auf ein anderes Objekt.

Die Vorstellungen sind unzerstörbar, d. h. ineinander nicht verwandelbar. Sie bilden die „Angriffspunkte" für die Affekte, die sich längs der „Assoziationslinien", die die Vorstellungen miteinander verbinden, verschieben lassen.

Die Verschiebung des Affektes hat eine teleologische Bedeutung: Solange nämlich der Affekt mit einer verdrängten Vorstellung verbunden ist, ist er unzerstörbar (wie jede Energie); gelingt ihm aber, auf die motorische Sphäre überzugreifen, so wird er dadurch abreagiert.

4. In der Affektverschiebung, wie sie sich uns auch in der Fehlleistung kundgibt, liegt die Tendenz zur Affektentladung. Diese ursprüngliche (unbewußte) Tendenz kann sich im Laufe der Zeit modifizieren und eine andere werden. Die Fehlleistungen z. B. sind Symptomhandlungen: sie deuten auf bestimmte Seelenzustände

hin. Für den Kundigen werden die Fehlleistungen somit zu Zeichen für diese Seelenzustände. Unter Umständen kann sich eine unabsichtliche Symptomhandlung zu einem absichtlichen Zeichen, zu einer „Ausdrucksbewegung“ umwandeln.

Das Ausspeien dient als Zeichen der Verachtung. Warum? Die verachtete Person ruft in uns den Ekel hervor. „Beim Gefühle des Ekels läuft einem unwillkürlich der Speichel im Munde zusammen; es ist daher natürlich, ihn auszuwerfen. Diese natürliche Funktion wird zum Zeichen der Verachtung absichtlich reproduziert[119]).“ Die unwillkürliche Affektentladung wird zum Zeichen der Verachtung; sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen Symptomhandlung dadurch, daß ihr die Absicht der Mitteilung beigemengt ist.

Die Entwicklung der unabsichtlichen Affektentladung, die sich Selbstzweck ist, zum Mittel der absichtlichen Mitteilung kann man als Affektverschiebung mit Bedeutungswandel auffassen. Was ursprünglich Zweck war, wird jetzt Mittel für andere Zwecke.

Eine gute Illustration des Gesagten gibt uns die Entstehung der Deutebewegung aus der Greifbewegung. Darüber gibt uns Wundt folgende Aufklärung: „Die Arme und Hände sind von der frühesten tierischen Entwicklung des Menschen an als die Organe tätig, mit denen er die Gegenstände ergreift und bewältigt. Aus dieser offenbar ursprünglichen Verwendung als Greiforgane . . . führt aber eine jener stufenweisen Veränderungen, die zunächst eigentlich regressiver Art sind, in ihrer Wirkung jedoch wichtige Bestandteile einer fortschreitenden Entwicklung bilden, zur ersten primitiven Form pantomimischer Bewegung: zur hinweisenden Gebärde. Sie ist, genetisch betrachtet, nichts anderes als die bis zur Andeutung abgeschwächte Greifbewegung.“ Man kann noch jetzt beim Kinde diese Entwicklung verfolgen: „Dieses greift auch nach solchen Gegenständen, die es, weil sie zu fern sind, nicht erreichen kann. Dann geht aber die Greifbewegung unmittelbar in die Deutebewegung über. Nach oft wiederholten vergeblichen Versuchen, die Gegenstände zu ergreifen, verselbständigt sich die Deutebewegung als solche[120]).“ Somit ist die Deutebewegung ursprünglich nur der Ausdruck eines affektiven Zustandes, nämlich des primitiven Triebes, sich alles anzueignen.

Es ist nicht schwer sich zu überzeugen, daß die hier beschriebene Affektverschiebung nach dem allgemeinen Gesetz erfolgt, wonach eine solche nur dann eintritt, wenn der Affekt (oder allgemein gesprochen, der Impuls) auf Hemmungen stößt. Weil das Kind die wahrgenommenen Gegenstände nicht ergreifen kann, entsteht aus der Greifbewegung die Deutebewegung. Gerne möchten wir die von uns verachtete, in uns Ekel erregende Person irgendwie aus der Welt schaffen; wir dürfen es aber nicht und machen der Verachtung durch Ausspeien Luft. Der Bedeutungswandel aber, der

mit der Affektverschiebung (bzw. Affektentladung) später Hand in Hand geht, hängt davon ab, daß durch die Verschiebung neue Möglichkeiten gegeben werden, die vorher nicht da waren. Insbesondere geht aber dieser Bedeutungswandel unter dem Einfluß des Milieus vor sich. Wir sehen es am besten bei der Deutebewegung. Diese kann sich darum aus der Greifbewegung des Kindes entwikkeln, weil seine Umgebung ihm, dem Hilflosen, entgegenkommt und oft das, was es vergebens zu ergreifen sich abmüht, wirklich reicht.

Diesen Zusammenhang sehen wir auch bei einer anderen Gelegenheit. Das Kind schreit und zappelt, wenn es hungrig oder unzufrieden ist. Das ist ursprünglich unabsichtliche Affektentladung. Da aber die Umgebung auf dieses Schreien reagiert und die Unzufriedenheit des Kindes so oder so abzustellen sucht, so wird allmählich das Kind lernen, absichtlich zu schreien. Der Bedeutungswandel der kindlichen Reaktion ist eine Folge der bestimmten Gegenreaktion seiner Umgebung.

5. Das Charakteristische bei der Verschiebung ist der Umstand, daß der Affekt von seinem ursprünglichen Ziele abgelöst und einem leichter zu erreichenden zugeführt wird. Es ist selbstverständlich leichter und ungefährlicher das dicke Buch hinzuschleudern als irgendwas Ähnliches mit der Person vorzunehmen, die unseren Zorn hervorgerufen hat. Dasselbe gilt von den verschiedenen magischen Praktiken, die wir oben beschrieben. Wenn man den *echten* Blauen Vogel nicht finden kann, so begnügt man sich mit demjenigen der alten Nachbarin (Maeterlink). Kurz gesagt, die *Affektverschiebung strebt einem Surrogate zu.* Im Falle, wo das Surrogat uns wertvoller erscheint als der ursprüngliche affektbesetzte Gegenstand, sprechen wir von *Sublimierung.*

Wir sehen diese Erscheinung auch auf sozialpsychologischem Gebiet. Ist z. B. der einzelne Proletarier mit seinem Lohn und seinen Lebensverhältnissen unzufrieden, so ist er doch seinem Arbeitgeber gegenüber ohnmächtig. Wenn sich aber die unzufriedenen Proletarier koalieren, so werden sie zu einer Macht, die gewisse Veränderung durchzusetzen imstande ist. Beim isolierten Lohnarbeiter konnte sich die egoistische Unzufriedenheit nur gegen die Person des einzelnen Unternehmers richten. Die koalierten Arbeiter aber verschieben ihre Unzufriedenheit und ihre Angriffe von der Person des einzelnen Kapitalisten auf das gesellschaftliche System des Kapitalismus. *Der Affekt des Individuums stellt sich, infolge von angetroffenen Hindernissen, in den Dienst der Allgemeinheit.* Es ist das Phänomen der Affektverschiebung mit Bedeutungswandel, das zugleich als Sublimierung angesprochen werden muß.

VIII. Die Verdichtung

Wir haben oben bereits erfahren, daß in der Fehlleistung sich das Phänomen der Verdichtung kundgibt: zwei verschiedene Tendenzen, der richtige Sachverhalt und ein affektiver verdrängter Zustand, beide kommen sie in der Fehlleistung verdichtet zu dem gemeinsamen Ausdruck.

Auch im Witz, der den Charakter einer „als ob" Fehlleistung hat, spielt die Verdichtung eine Rolle: auch hier kommt irgendein sonst verpönter, „nicht salonfähiger" Gedanke mit einem harmloseren zur gemeinsamen Darstellung. So z. B. in diesem Witz: „Hans war mit seinen Eltern in Venedig gewesen und mußte über die Reise einen Aufsatz machen, in welchem er schrieb: ‚In Venedig pflanzen sich die Leute vermittelst Kähnen fort'." Den Ausdruck „sich fortpflanzen" gebraucht der Knabe naiv im Sinne der räumlichen Vorwärtsbewegung; wir aber wittern dahinter die Fortpflanzung im biologischen Sinne.

Ebenso kommen zwei verschiedene Gedanken zur gemeinsamen Darstellung im folgenden Gespräch: „Sie sind ja so schrecklich aufgeregt, gnädige Frau!" — „Das macht, weil ich heute eine Tochter erwarte, Herr Doktor!" — „Woher wissen Sie denn schon, daß es ein Mädchen wird?" Natürlich spricht die Frau von der erwachsenen Tochter, die nach langer Abwesenheit endlich nach Hause kommt. Der Arzt aber bezieht in seiner „Zerstreutheit" die Worte der Frau auf das Kindchen, das erst kommen soll. Auch im folgenden wird im Gespräch zwischen Arzt und Patienten der psychologische Sinn der Klage des Patienten „mißverstanden": „Was fehlt Ihnen?" — „Ach, Herr Doktor, ich habe solchen unbestimmten dunkeln Drang . . ." — „Essen Sie Schlämmkreide, dann wird er heller!"[121])

In der Analyse im Kapitel I waren die Zwangsfragen des Frl. B. einerseits der Ausdruck der Wißbegierde, woher die Kinder kommen, woher das Leben kommt. Anderseits steckte dahinter auch die infantile Bosheit, den Erwachsenen solche Fragen zu stellen, auf die sie keine Antwort geben können, um sie in dieser Weise zu verhöhnen.

Ebenso ist die Verdichtung am Werke in dem Traumfragment des Herrn T. (S. 40): „. . . 32 Hypothekenschulden". Das ist der gemeinsame Ausdruck für das Verlangen nach dem Weib, das Verlangen nach dem Kind und das Schuldbewußtsein, warum er mit Mäd-

chen „geht“, wenn er kalt für sie fühlt. Wir sehen hier klar die Tendenz zutage treten, mit möglichst wenig Ausdrucksmitteln möglichst viel zu sagen. Oder, mathematisch ausgedrückt, mit einem Minimum von Aufwand ein Maximum von Leistung zu erreichen.

Diese Tendenz, mit wenig Ausdrucksmitteln viel zu sagen (Prinzip der Ökonomie), sehen wir schlagend z. B. in folgender witziger Charakteristik, die Daniel Spitzer („Wiener Spaziergänge“) für einen sozialen Typus, der zur Zeit des Gründertums blühte, fand: „Eiserne Stirne — eiserne Kasse — eiserne Krone“ (letzteres ein Orden, mit dessen Verleihung der Adelstand verknüpft war). Dazu bemerkt Freud: „Welch außerordentliche Ersparnis gegen eine Ausführung des Gedankens, in welcher der Ausdruck das ‚eisern‘ nicht gefunden hätte! ‚Mit der nötigen Frechheit und Gewissenlosigkeit ist es nicht schwer, ein großes Vermögen zu erwerben, und zur Belohnung für solche Verdienste bleibt natürlich der Adel nicht aus[122]).‘ “ Im Worte „eisern“ sind die drei Qualitäten: Frechheit, Reichtum und Adel, verdichtet.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß das Problem, bei einem gewissen Minimum ein gewisses Maximum zu erreichen, nur Sinn haben kann, wenn man im Minimum und im Maximum mit verschiedenen Qualitäten operiert. So lehrt z. B. die Geometrie, daß der größte Hohlraum mit der kleinsten Oberfläche die Sphäre sei. Darum nimmt auch die tropfende Flüssigkeit sphärische Form an: ein Maximum von Flüssigkeit wird hier unter die kleinste Oberfläche gebracht. Aber rein quantitativ betrachtet ist ein bestimmter Raum eben nur dieser Raum, nicht mehr und nicht weniger. Ebenso ist es im ökonomischen Leben: Der Mensch sucht zwar mit einem Minimum von „Aufwand“ möglichst viel zu erreichen. Das bedeutet aber bloß, daß er durch Aufzehrung einer bestimmten Qualität möglichst viel von einer anderen Qualität bekommen will. Die physikalisch-chemischen Prozesse, mit deren Hilfe das Ökonomische realisiert wird, unterstehen aber dem Energiegesetz, nach dem doch nur gleiche Energiemengen ineinander verwandelt werden können. Quantitativ sind Aufwand und Leistung immer einander gleich. Die Ökonomie besteht eben nicht in einem Gewinn von Leistung aus Nichts, sondern bloß in einer vorteilhaften Verteilung der Energie.

Das wird besonders klar, wenn man berücksichtigt, daß in dem Ausdruck für die Energie immer zwei Größen vorkommen, dessen Produkt das Maß der Energie liefert. Z. B. Fallhöhe $\times$ Gewicht, oder Maße $\times$ (Quadrat der) Geschwindigkeit usw. Das Produkt bleibt nach dem Energiegesetz immer konstant. Innerhalb dieser Konstanz kann man aber bestrebt sein, die einzelnen Faktoren so zu kombinieren, daß der Effekt in bestimmter Hinsicht am vorteilhaftesten ausfalle.

Auch auf psychischem Gebiete herrscht das Prinzip der Ökonomie,

das aber nur innerhalb der Forderungen des Energiegesetzes zur Geltung kommen kann: die Verdichtung bewirkt nur, daß bereit liegende affektive Mengen in Anknüpfung an wenige Ausdrucksmittel zur Abfuhr gelangen. In dem Phänomen der Verschiebung kommt die Gleichheit von Aufwand und Leistung in quantitativer Hinsicht zum Ausdruck: der Affekt verschiebt sich von der unbewußten Vorstellung auf eine bewußte; dadurch werden aber zwei verschiedene Vorstellungen durch denselben Akt verbunden, was uns dann als Verdichtung anmutet. — — —

Vom Standpunkt der Determiniertheit des psychischen Geschehens stellt sich uns das Phänomen der Verdichtung dar als die Tatsache der mehrfachen Determiniertheit oder kürzer ausgedrückt als die Überdeterminiertheit. In jedem symbolischen Ausdruck kreuzen sich gleichsam verschiedene Kausalreihen. So haben wir z. B. früher die Blindheit für psychologische Tatsachen sozialpsychologisch aus der Einseitigkeit des technisch-wirtschaftlich eingestellten Menschen der neueren Zeit zu erklären versucht. Zugleich mußten wir einsehen, daß diese Blindheit auch aus der infantilen Enttäuschung gegenüber den Aussagen der Eltern und überhaupt der Erwachsenen hervorgegangen sein kann. Und zuletzt fanden wir noch, daß diese Blindheit auch durch die Verdrängung der Magie (durch den Kampf gegen die magische Gläubigkeit des Primitiven) mitbedingt sei. Man muß auf psychischem Gebiet bedacht sein, daß jede Erscheinung der Kreuzungspunkt verschiedener Kausalreihen sei. Hier kann die eine Erklärung sehr gut neben einer zweiten bestehen, ohne sie auszuschließen.

IX. Das Bewußtsein, das Unbewußte und die Verdrängung

(Zur dynamischen Auffassung des psychischen Geschehens)

1. Die bisherigen Betrachtungen haben uns den dynamischen Hintergrund des psychischen Geschehens ein wenig enthüllt. Wir wollen nun das Grundphänomen des psychischen Lebens, das Bewußtsein, in dynamischer Hinsicht näher ins Auge fassen.

Für die naive Betrachtungsweise ist das Bewußtsein gleichsam ein ruhiger Spiegel, in dem sich die Ereignisse der Außenwelt reflektieren. Oder, wie es ein Locke meinte, eine tabula rasa, in welche die Reize der objektiven Welt sich gleichsam eingraben. Solche naive Auffassungen des Bewußtseins können uns heute nicht mehr befriedigen: wir ahnen, daß das Bewußtsein nicht ein Ding, sondern ein Geschehen sei.

Unter welchen Voraussetzungen — so fragen wir jetzt — entsteht Bewußtsein? Darauf wird man antworten: Bewußtsein entsteht, wenn ein objektiver „Reiz" gegeben sei. Wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß ein objektiver „Reiz" in einem lebenden Wesen Bewußtsein hervorruft, so muß man damit auch folgende unbestreitbare Tatsache zusammenhalten: Wenn ein Reiz lange andauert, verschwindet seine Wirkung allmählich aus dem Bewußtsein. So merkt der Müller bald nicht mehr das Geklapper seiner Mühle, und erst wenn die Mühle stehenbleibt, kommt ihm die Stille wie das vorherige Geklapper zum Bewußtsein. „Durchaus stetige und einförmige Eindrücke und Zustände kommen nicht zu unserem Bewußtsein, sind mit keinen Empfindungen verbunden[123])."

Wir können uns das Gesagte nur so erklären: Der objektive Reiz bringt eine momentane Störung des Gleichgewichts des psychischen Apparats zustande; von subjektiver Seite aus gesehen ist diese Störung Bewußtsein. Nachdem das vorher gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt ist, ist die Bewußtheitsqualität der vom Reiz gesetzten Wirkung wieder aufgehoben.

Der seelische Mechanismus hat also die Tendenz, in dem obwaltenden Zustande des Gleichgewichts zu beharren, obgleich er durch Angriffe der Außenwelt immer wieder aus dem Gleichgewicht gerissen wird.

Mit dieser Beharrungstendenz wirkt sich aber eine zweite, der ersteren entgegengesetzte aus: eine Tendenz zur

Entladung gestauter Energien. Diese äußert sich z. B. in den unwillkürlichen Bewegungen und Innervationen verschiedener Muskelgruppen, wie auch in dem Drang, sich in dieser oder jener Weise „auszutoben".

2. Die aufgestellten zwei Grundtendenzen beherrschen das Leben: alles Lebendige sucht sich entweder in Bewegungen auszutoben, oder gleichsam sich in einen Punkt zusammenzuziehen. Besonders augenscheinlich geben sich die beiden Tendenzen kund in Momenten erhöhter Gefahr. „Kommt ein schwimmendes Infusor einer Zone erhitzten Wassers nahe, so reagiert es mit einer Überproduktion lebhafter Bewegungen, die andauern, bis eine der Bewegungen es der bedrohlichen Zone entführt, worauf es ruhig weiter schwimmt." Diesen „Bewegungssturm" finden wir als Reaktionsweise auch beim Menschen. „Zunächst in der Panik . . . Eine Volksmenge bei einer Erdbebenkatastrophe benimmt sich genau so wie der eingesperrte Vogel. Es tritt unter anderem ein Sturm von ‚kopflosen' Hyperkinesen auf: Schreien, Zittern, Krämpfe, Zukkungen, Kreuz- und Querrennen." Auch bei Kindern findet der Bewegungssturm noch vermehrte Verwendung, bei denen oft das ‚ungebärdige' Zappeln, Stoßen, Schreien, Umsichschlagen als Reaktion auf Unlustreize tritt.

Dem „Bewegungssturm" steht zur Seite der „Totstellreflex" (Immobilisationsreflex). „Er zeigt alle Übergänge vom einfachen Sichverstecken, Einkeilen des Körpers zwischen Steine, Kriechen in den Sand bis zum eigentlichen Hypnoiden. So beschreibt Babak, der viele Untersuchungen mit Fischen angestellt hat, den Vorgang folgendermaßen: In der Natur aufgescheucht, ändert das Tier fast momentan seine Farbe von schwarz zu weißlich oder rötlich, bewegt rasch seine Brustflossen und statt zu fliehen, wirft es sich auf eine Seite und verharrt längere Zeit in dieser Lage. Es tritt dabei eine gewisse motorische Erstarrung ein, die Flossen sind gespreizt, die Kiemenatembewegungen bleiben längere Zeit aus . . ." „Sehr schöne motorische Erstarrungen, Stuporen, finden wir beim Menschen als akute Schreckwirkung . . . Neben dem Stupor steht bei der menschlichen Schreckpsychose . . . gleich häufig der Dämmerzustand, der mit oder ohne gleichzeitige motorische Gebundenheit hauptsächlich die sensorische Seite des ‚Totstellreflexes', die Absperrung gegen Außenreize körperlicher und psychischer Art . . . verkörpert . . .[124])." — Alle diese Schreckreaktionen geschehen entweder nach dem Prinzip der energetischen Entladung, oder nach demjenigen der Beharrung.

3. Bewußtsein bedeutet Gleichgewichtstörung, was als Energieverlust zu bewerten ist. Nehmen wir irgendeine Manipulation, wie z. B. diejenige des Spielens eines musikalischen Instruments. Anfänglich geht die Sache langsam vor sich, weil man sich doch fortwährend über jeden Handgriff, den man auszuführen hat, Rechenschaft geben muß. Je mehr die Schwierigkeiten bewältigt sind, ist

man immer mehr imstande auch im rasenden Tempo zu spielen, ohne über die Einzelheiten nachdenken zu müssen. Das Spielen ist also solange ein bewußter Prozeß, solange es einem noch Schwierigkeiten bereitet. Ist der Spieler durch Übung seiner Sache Herr geworden, läuft der ganze Prozeß ohne Bewußtsein ab. Die Voraussetzung des Bewußtseins ist das Vorhandensein von Widerständen. Durch die Überwindung der Widerstände, im Kampfe mit ihnen, wird Bewußtsein geboren.

Daraus leuchtet es ein, daß Bewußtsein Energieverlust bedeutet.

Und darum ist Erkenntnis immer mit der energischen Entladungstendenz eng verbunden. Indem das lebende Wesen dem Bewegungsdrang nachgibt, kommt es in Berührung mit der Welt der Dinge, setzt sich ihren Angriffen und Einflüssen aus und lernt sie kennen. Dagegen entzieht sich das lebende Wesen durch die Beharrungstendenz der Einwirkung, und dadurch auch der Kenntnis der Welt.

4. Aus der dynamischen Natur des Bewußtseins erklärt sich leicht auch das Vergessen (wohl gemerkt das ‚normale', nicht tendenziöse Vergessen). Da das bewußte Erleben Energieverlust bedeutet, so muß jede Sensation nach einiger Zeit abklingen, d. h. aus dem Bewußtsein schwinden.

Man kann das nämliche auch aus einem anderen Standpunkt betrachten: Es stürmen auf uns gleichzeitig viele Eindrücke ein, die alle Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit erheben. Nun ist die uns zur Verfügung stehende Aufmerksamkeitskraft beschränkt, d. h. die Aufnahmefähigkeit des Bewußtseins ist eine begrenzte. Die Konkurrenz der fortwährend neu auftauchenden Sensationen bewirkt, daß der größte Teil bald das Feld räumen muß.

Die Tatsache des Erinnerns zeigt aber, daß die aus dem Bewußtsein ausscheidende Sensation nicht spurlos verschwindet, sondern meistens die Fähigkeit stiftet, den Inhalt eines früheren Erlebnisses neu zu beleben. Wir sprechen darum von „Gedächtnisspuren", die die Tendenz zum Erinnertwerden bedeuten. Die Gesamtheit der Gedächtnisspuren, der latenten oder möglichen Vorstellungen, nennen wir das Unbewußte.

Daß das Vergessen kein absolutes Vertilgen von Erlebnissen sei, folgt aus solchen Tatsachen, wie diese: „So berichtet Colridge, daß eine junge Bauernfrau im Fieberparoxismus Stellen aus syrischen, chaldeischen und hebräischen Schriften deklamierte, von denen sie sonst keine Ahnung hatte. Sie war als Kind im Hause eines Pastors aufgezogen worden, der die Gewohnheit hatte, zu bestimmten Stunden des Tages auf einem langen Gange auf und ab gehend mit lauter Stimme und großem Pathos aus seinen in jenen Sprachen geschriebenen Lieblingsschriftstellern vorzulesen. Ähnlich zitierte im Fieber ein Bauer längst vergessene griechische Verse, die er in seiner frühen Jugend gelernt hatte, und ein Metzgerbursche

lange Stellen aus Racines Phädra, die er einmal hatte spielen sehen[125])." Ebenso erzählt auch Freud: „Ein Patient träumte in einem längeren Zusammenhange, daß er sich in einem Kaffeehause eine ‚Kontuszówka' geben lasse, fragte aber nach der Erzählung, was das wohl sei; er habe den Namen nie gehört. Ich konnte antworten, Kontuszówka sei ein polnischer Schnaps, den er im Traume nicht erfunden haben könne, da mir der Name von Plakaten her schon lange bekannt sei. Der Mann wollte mir zuerst keinen Glauben schenken. Einige Tage später, nachdem er seinen Traum im Kaffeehause hatte zur Wirklichkeit werden lassen, bemerkte er den Namen auf einem Plakat, und zwar an einer Straßenecke, welche er seit Monaten wenigstens zweimal am Tage hatte passieren müssen[126])."

Wie sollen wir solchen Tatsachen gerecht werden? Dürfen wir annehmen, daß einzelne psychische Erlebnisse im Flusse der Erscheinungen zunichte werden, um dann in bestimmten Momenten wieder aus nichts neu zu entstehen? Man sucht sich aus dieser Schwierigkeit herauszuhelfen, indem man z. B. in folgender Weise räsonniert: „Irgendein aus dem Bewußtsein verschwindendes Element wird aber insofern von uns als unbewußt bezeichnet, als wir dabei die Möglichkeit seiner Erneuerung, d. h. seines Wiedereintritts in den aktuellen Zusammenhang der psychischen Vorgänge, voraussetzen. Auf mehr als auf diese Möglichkeit der Erneuerung bezieht sich unsere Kenntnis der unbewußt gewordenen Elemente nicht. Sie bilden daher im psychologischen Sinne lediglich *Anlagen* oder *Dispositionen* zur Entstehung künftiger Bestandteile des psychischen Geschehens, die an früher vorhandene anknüpfen[127])." Mit dem nebelhaften Begriff der Anlage oder Disposition ist uns wenig geholfen. Denn die „Anlage" ist etwas ganz Allgemeines — eine vage Form, in die viele mögliche Gehalte hineinpassen können. Aber das einmal dagewesene Erlebnis, das jetzt aus dem Bewußtsein verschwunden ist, um dann in einem späteren geeigneten Moment wieder erinnert zu werden, ist etwas inhaltlich ganz Bestimmtes. Man sagt zwar gewöhnlich, das einmal dagewesene Erlebnis wirkt im Sinne der *Erleichterung der Funktion* wie jede Übung. Wir wissen zwar herzlich wenig über den Mechanismus, der diese Erleichterung zustande bringt. Die Hauptsache ist aber, daß diese Ansicht, die auch Wundt teilt, mit den psychologischen Tatsachen nicht immer übereinstimmt. Es sollte scheinen, daß, je häufiger etwas erlebt wurde, desto leichter es erinnert werden muß. Das trifft auch in vielen Fällen zu. Jedoch ist dem nicht immer so. Stern erzählt von seinem Töchterchen (das damals 2 Jahre alt war) folgendes: „Hilde gewöhnte sich in Berlin überraschend schnell an die fremde Umgebung, bewies aber ... in keiner Weise, daß irgendwelche Erinnerungen an die Breslauer Verhältnisse vorhanden waren. Etwas anders verhielt sie sich nach ihrer Rückkehr in Breslau. Hier tauchten Berliner Erinnerungen

spontan auf, wenn auch nur sporadisch; zuweilen klangen in ihren Plaudereien Worte wie ‚Omama' (Großmama), ‚Tante W. . . .', ‚Onkel E. . . .' an . . . Diese Verschiedenheit des Verhaltens scheint zu zeigen, daß nicht die Häufigkeit und Dauerhaftigkeit eines Eindruckes, sondern seine Außergewöhnlichkeit das Haften in der Erinnerung begünstigt; der zweijährige Aufenthalt in Breslauer Umgebung hatte geringeren Spontaneitätserfolg für die Erinnerung als die fünf Wochen des Berliner Ereignisses. Bei unserem Kinde haben wir Entsprechendes auf und nach allen späteren Reisen beobachtet[128])." Diese Tatsache, in Übereinstimmung mit den früher von uns vorgebrachten, besagt: es ist der Inhalt des Erlebnisses, der es mehr oder weniger geeignet macht, wieder erinnert zu werden. Der Inhalt ist aber etwas mehr als bloße Disposition, er ist eine Realität in demselben Sinne wie die Dinge der Außenwelt, die auch nur in geeigneten Momenten von uns wahrgenommen werden[129]).

Im Widerspruch mit sich selbst sagt Wundt auch folgendes: „Da sich jedes psychische Gebilde aus einer Vielheit elementarer Vorgänge zusammensetzt, die weder sämtlich genau im selben Moment zu beginnen noch aufzuhören pflegen, so reicht der Zusammenhang, der die Elemente zu einem Ganzen verbindet, im allgemeinen stets über dieses hinaus, so daß verschiedene gleichzeitige wie sukzessive Gebilde selbst wieder, wenn auch loser, untereinander verbunden sind. Diesen weiteren Zusammenhang der psychischen Vorgänge nennen wir das Bewußtsein[130])." Richtig verstanden, besagt das: Der Zusammenhang der seelischen Erscheinungen reicht weiter als das momentane Bewußtsein, oder, anders ausgedrückt, die Begriffe Psyche und Bewußtsein (im engeren Sinne) decken sich nicht.

Die Kontinuität des psychischen Lebens ist ohne die Voraussetzung eines „Unbewußten" nicht zu begreifen. Dennoch sucht man dem „Unbewußten" aus dem Wege zu gehen mit Hilfe verschiedener Worte, die man fälschlich für neue Begriffe nimmt. Hier ein Beispiel: W. v. Bechterew teilt die Perzeptionen in aktive und passive ein. „Im ersten Falle beteiligt sich notwendig das Ich des Subjektes, welches je nach unserem Gedankengang und je nach den äußeren Umständen die Aufmerksamkeit auf diese oder jene Gegenstände hinlenkt, die nun, indem sie unter Beteiligung der Aufmerksamkeit in die Psyche eintreten und durch Nachdenken und Überlegung verbreitet werden, schließlich zum dauernden Besitz des persönlichen Bewußtseins oder unseres Ich sich gestalten." „Von dieser aktiven Perzeption abgesehen, nehmen wir vieles aus der Umgebung passiv auf ohne jede Beteiligung des Ich, wenn unsere Aufmerksamkeit mit irgend etwas beschäftigt ist . . . oder wenn sie aus diesen oder jenen Gründen herabgesetzt ist . . . In beiden Fällen tritt der Gegenstand der Perzeption nicht in das

Bewußtsein ein, sondern gelangt in andere Gebiete unserer Psyche, die wir als Gemeinbewußtsein bezeichnen können. Letzteres erscheint hinreichend unabhängig von dem persönlichen Bewußtsein, so zwar, daß alles, was in das Allgemeinbewußtsein gelangt, von uns nicht nach Belieben dem persönlichen Bewußtsein überliefert werden kann[131]).“ Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Eben nur der: Das psychische Leben umfaßt ein weiteres Gebiet von Tatsachen als die Gesamtheit der „bewußten“ Erlebnisse, d. h. außer dem Bewußtsein müssen wir auch ein Unbewußtes annehmen. Ob wir das Wort „Unbewußt“ noch so ängstlich zu vermeiden suchen und an seiner Statt neue Worte, wie „Allgemeinbewußtsein“ oder ähnliches prägen, an der Tatsache selbst ändert es sehr wenig: wir sind gezwungen, psychische Prozesse, denen nur die Bewußtheitsqualität fehlt, anzuerkennen, wenn wir allen Tatsachen des seelischen Lebens gerecht werden wollen.

W. v. Bechterews Auseinandersetzungen haftet aber der große Fehler an, daß sie die Psyche dualistisch in zwei prinzipiell voneinander unabhängige Gebiete spaltet. Der Mensch besteht gleichsam aus zwei Seelen, die eine ist mit einem persönlichen Bewußtsein ausgestattet und hängt eng mit dem Ich zusammen, die andere aber scheint vom Ich ganz unabhängig zu sein. Diese Auffassung ist für uns unannehmbar; die bisherigen Untersuchungen haben uns gezeigt, wie das Unbewußte in das Bewußtsein eingreift und auch umgekehrt, wie das Bewußtsein die unbewußten Prozesse modifiziert. In jedem seelischen Erlebnis kann man die Einflüsse bewußter und unbewußter Faktoren finden, die sich mannigfaltig miteinander verweben. Es gibt also nur eine einzige „Seele“, wo sich die unbewußten und bewußten Geschehnisse abspielen. Man darf darum nicht von verschiedenen Gebieten der Psyche reden (höchstens vielleicht im bildlichen Sinne), sondern von psychischen Prozessen, deren einzelne Momente bewußt werden. „Die an sich unbewußten Tätigkeiten oder Vorgänge . . . hemmen sich, begünstigen sich, schließen sich aus und unterhalten so den seelischen Mechanismus, und das schließliche Hervorgehen eines Bewußtseinsinhaltes aus den Vorgängen hat, zwar nicht an sich, wohl aber für das Zustandekommen dieser Beziehungen und den Fortgang dieses Mechanismus keine andere Bedeutung, als eines tatsächlichen Nebenerfolges[132]).“

Wir sind gezwungen, das Unbewußte anzuerkennen, „wenn wir das bewußte psychische Geschehen nicht als bloßes Nach- und Nebeneinander von Erlebnissen gelten lassen, sondern in einen inneren Zusammenhang bringen wollen, wie wir ja auch die mit den Stunden zunehmenden Schläge der Uhr innerlich verbinden durch das Wissen, daß sie regelmäßige Wirkungen eines nach gewissen Gesetzen gebauten und wirkenden, unserer Wahrnehmung zumeist entzogenen Mechanismus sind[133]).“

5. Erfahrungsgemäß wissen wir also, daß Vorstellungen aus dem Bewußtsein verschwinden. Zu nichts sind sie nicht geworden; denn dies hätte der Tatsache der Reproduktion widersprochen. Die einmal dagewesene Vorstellung, die aus dem Bewußtsein verschwunden war, ist wieder da, nicht als eine ganz neue, sondern als eine, von der wir wissen, daß sie schon einmal da war. Die Vorstellung war also immer da, aber nicht als bewußte Vorstellung, sondern bloß als die Möglichkeit, die nur auf die Umstände der Realisierung wartete.

Alles Vergessene, da es die Reproduktionsmöglichkeit involviert (da es ein Streben erinnert zu werden bedeutet), hat den Charakter potentieller Energie. Diese realisiert sich im Akte des Bewußtwerdens. Wir müssen darum annehmen, daß das energetische Niveau im Unbewußten höher ist als im Bewußtsein, da doch Energie nur von einem höheren Niveau zu einem niedrigeren normalerweise fließen kann. Nur ist der energetische Niveauunterschied zwischen Unbewußt und Bewußt beim normalen Vergessen unbedeutend, gleichsam wie in einem seichten Wasser, wo nur sehr schwache Bewegungen stattfinden können.

Wir haben oben ausgeführt, daß Bewußtsein aus der Überwindung von Widerstand entsteht; es bedeutet also Arbeitsleistung, Energieverlust. Die „Beharrungstendenz" erzeugt darum einen Widerstand gegen das bewußte Erleben. Das Unbewußte aber bedeutet seinerseits eine Erhöhung des energetischen Niveaus. Dadurch bestimmt sich die entgegengesetzte Tendenz in der Richtung vom Unbewußten zum Bewußtsein (die energetische Entladungstendenz). D. h. jedes Erlebnis will vergessen werden, alles Vergessene aber will erinnert werden.

6. Außer dem normalen sozusagen harmlosen Vergessen gibt es auch ein gewaltsames tendenziöses Vergessen. Schon im gewöhnlichen alltäglichen Vergessen läßt sich eine gewisse Tendenz nicht ganz leugnen. „Für den praktischen Gebrauch unseres Intellektes ist das Vergessen eine ebenso wichtige Funktion, wie das Erinnern . . . Wenn wir uns an alles erinnern würden, würden wir in den meisten Fällen ebenso schlimm daran sein, wie wenn wir uns an gar nichts erinnerten. Wir würden ebensolange brauchen, um einen Zeitraum in der Erinnerung zu überblicken, wie die betreffende Zeit brauchte, um zu fließen, und würden mit unserem Denken niemals vorwärts kommen[134])." Im Vergessen drückt sich die ökonomische Tendenz des psychischen Lebens aus: das Bewußtsein von allem unnötigen Ballast freizuhalten und dort nur das Notwendigste zu lassen. Die nämliche ökonomische Tendenz ist aber auch in derjenigen Erscheinung, die wir früher als „Verdrängung" bezeichnet hatten, nicht zu verkennen. „Die Unterdrückung von psychischen Elementen dient dazu, das Geistesleben von Strebungen, die zu Unfruchtbarkeit verurteilt oder schädlich sind, freizuhalten[135])."

Es scheint hier mehr als eine bloße Analogie vorzuliegen. An den

mehr oder weniger pathologischen Fällen von Vergessen ist dies ohne weiteres klar. Freud stellt für das Vergessen von Namen den Satz auf: „Unter den Motiven dieser Störung leuchtet die Absicht hervor, die Erweckung von Unlust durch Erinnern zu vermeiden[136].)"

Vor vielen Jahren ist mir ein merkwürdiger Fall von Namenvergessen vorgekommen. Ich sollte nach der Stadt L. fahren, um dort eine Prüfung abzulegen. An dem Fahrkartenschalter angelangt, sage ich: „Bitte eine Fahrkarte nach —." Zu meiner größten Bestürzung habe ich aber den Namen der Stadt L. vollständig vergessen. Ein ganz äußerlicher Zufall, der uns hier nicht weiter zu interessieren braucht, hat mir aus der tragikomischen Situation herausgeholfen. In jener Prüfung bin ich aber durchgefallen, darin liegt die Erklärung des Falles. Ich war, wie es scheint, nicht ganz sicher, ob ich zum Examen genügend vorbereitet sei, und wollte mir das doch nicht offen eingestehen. Unter solchen Umständen war die Vorstellung von einer Stadt L. unlustbetont. Es erfolgte eine Verdrängung der unlustbetonten Vorstellung, sie war vergessen.

Das Vergessen in dem obigen Falle ist durch eine unlustbetonte Vorstellung bedingt. Das harmlose Vergessen geschieht derart, daß den betreffenden psychischen Elementen die Aufmerksamkeitsbesetzung entzogen wird, weil wir kein genügendes Interesse haben, uns mit ihnen abzugeben. Die Aufmerksamkeitseinstellung auf uninteressante Dinge ist gewöhnlich unangenehm, unlustbetont, für längere Zeit sogar peinlich. Somit ist auch das gewöhnliche Vergessen gegen die Entwicklung von Unlust gerichtet. —

Wir teilen die unbewußten seelischen Vorgänge in zwei Arten ein: in solche, die „vergessen" sind wegen ihrer „Uninteressantheit", und solche, die „verdrängt" wurden wegen ihres „peinlichen" oder auch „anstößigen" Charakters. Die psychischen Vorgänge erster Art, zu denen auch noch alle unerledigten oder nicht bis zu Ende gedachten Gedanken gehören, sind zwar „unbewußt", sie können aber leicht „bewußt" werden, sie sind „bewußtseinsfähig". Diejenigen der zweiten Art sind im stärkerem Grade unbewußt, sie sollen „bewußtseinsunfähig" heißen. Freud teilt aus diesem Grunde das Unbewußte in das „Vorbewußte" und das eigentliche „Unbewußte" ein. Der Begriff „bewußtseinsunfähig" ist selbstverständlich ein relativer und bezeichnet nur die Art und Weise, wie etwas erlebt wurde; die Aufgabe der Psychoanalyse ist es aber, die bewußtseinsunfähigen Vorgänge zum Bewußtsein zu bringen[137])."

7. Die Tatsache des Unbewußten besagt, daß die Menschen unter der Macht von Triebfedern stehen, die im Dunkeln ihr Wesen treiben, sie schieben aber in quasi heuchlerischer Weise ihren Handlungen Motive unter, die nur Scheinmotive sind. Wenn der Jungvermählte den Zug verläßt, weil er Lust hat, sich die Stadt anzusehen, dann auf den Zug zu spät zurückkehrt, so zeigt das baldige

Scheitern dieser Ehe, daß schon von Anfang an ein Fluchtversuch aus dieser Ehe vorliegt. Dem Betreffenden ist aber diese seine Stimmung noch nicht klar, die Unzufriedenheit mit der Ehe steckt im Unbewußten, und wirkt sich dennoch aus[138]).

Es ist also klar: a) Die wirkenden Impulse unserer Handlungen sind nicht immer Motive bewußter Natur. b) Die Motive, die die Menschen für ihre Handlungen vorschieben, brauchen nicht die wirklichen zu sein.

Aus welchem Grund sind nun die Menschen quasi heuchlerisch? Warum schieben sie angebliche Motive statt wirklicher vor? Nun, weil der Mensch ein zwiespältiges Wesen ist: Es sitzt in ihm eine Bestie, die das Niederträchtige, grob Egoistische vom ganzen Herzen will; zugleich aber hat sich im Menschen im Laufe der Zeit auch ein edlerer Kern herauskristallisiert, eine hemmende Tendenz, die das Bestialische in ihm im Zaume zu halten bedacht ist. So muß die Bestialität im Menschen oft Masken anlegen, um durchdringen zu können.

Die Zwiespältigkeit im Menschen heißt, allgemein gesprochen, Trieb und Triebhemmung (innerer Drang und moralische Instanz). Insofern mit dem Trieb Vorstellungen verbunden sind, die durch die Triebhemmung vom Bewußtwerden abgehalten werden, sprechen wir von Verdrängung. Gedanken und Vorstellungen bleiben unbewußt, weil und solange sie verdrängt sind. Verdrängt werden sie aber, weil eine gewisse moralische oder, allgemeiner gesprochen, eine kritisierende Instanz in uns sich gegen jene Gedanken und Vorstellungen sträubt.

Diese kritisierende Instanz nennt Freud die „Zensur". Darunter kann man das System der psychischen Hemmungen verstehen.

Kein Wunsch, keine Regung kann zur Geltung kommen, ohne von der „Zensur" genehmigt worden zu sein. Es gibt aber einen Ausweg, man kann nämlich die Zensur irreführen. „In ähnlicher Lage befindet sich der politische Schriftsteller, der den Machthabern unangenehme Wahrheiten zu sagen hat. Wenn er sie unverhohlen sagt, wird der Machthaber seine Äußerung unterdrücken, nachträglich, wenn es sich um mündliche Äußerungen handelt, präventiv, wenn sie auf dem Wege des Druckes kundgegeben werden soll. Der Schriftsteller hat die Zensur zu fürchten, er ermäßigt und entstellt darum den Ausdruck seiner Meinung. Je nach der Stärke und Empfindlichkeit dieser Zensur sieht er sich genötigt, entweder bloß gewisse Formen des Angriffes einzuhalten oder in Anspielungen anstatt in direkten Beziehungen zu reden oder er muß seine anstößige Mitteilung hinter einer harmlos erscheinenden Verkleidung verbergen, er darf z. B. von Vorfällen zwischen zwei Mandarinen im Reiche der Mitte erzählen, während er die Beamten des Vaterlandes im Auge hat. Je strenger die Zensur waltet, desto weitgehender wird die

Verkleidung, desto witziger oft die Mittel, welche den Leser doch auf die Spur der eigentlichen Bedeutung leiten[139])."

Die Zensur ist jene Instanz, die die „Verdrängung" bewirkt. Stellen wir uns das Unbewußte und das Vorbewußte bildlich als zwei Lokalitäten vor, so dürfen wir die Zensur an der Grenze dieser beiden Lokalitäten setzen. Durch genügende Entstellung und Verkleidung gelingt es den unbewußten Strebungen in das Vorbewußte durchzuschlüpfen. In strengerer Ausdrucksweise müssen wir sagen: Die Zensur bewirkt eine Erniedrigung des Grades der Bewußtseinsfähigkeit des Komplexes; durch die Entstellung gelingt es dem Komplex, diesen Grad wieder zu erhöhen.

8. Den Zensur-Begriff kann man gelten lassen, solange es nur darauf ankommt, schwierige Verhältnisse einer verwickelten psychischen Mechanik durch ein einfaches Bild zu erläutern. Eine wirkliche kausale Erklärung des Hemmungsvorganges ist damit nicht gegeben.

Die Frage ist, ob Trieb und Triebhemmung zwei aufeinander irreduzible Größen wären, oder vielmehr ob eine aus der anderen gesetzmäßig gefolgert werden kann?

Der Trieb ist eine dynamische Größe. Für das dynamische Gebiet hat das Gesetz Geltung, daß jede Tendenz, indem sie sich verwirklicht (indem sie agiert), sich selbst verzehrt. Hier einige Illustrationen physikalischer Natur: Ein gehobenes Gewicht repräsentiert ein bestimmtes Quantum Distanzenergie, eigentlich das Streben in Bewegung überzugehen. Wird das gehobene Gewicht freigelassen, so realisiert sich jenes Streben, aber in jedem Zeitelement, in dem die kinetische Energie anwächst, vermindert sich die Distanzenergie, bis beim Anlangen des gehobenen Gewichtes an die Erdoberfläche, sie völlig erschöpft ist, das „Streben sich zu bewegen" gleichsam sich selbst aufgezehrt hat. Freie Wärme fließt von der Stelle höherer Temperatur zu einer solchen niederer Temperatur. Der Wärmefluß bewirkt aber eine allmähliche Verringerung der ursprünglichen Temperaturdifferenz, was gleichbedeutend ist mit der Setzung einer Tendenz, die gegen die weitere Existenz des Wärmeflusses gerichtet ist. Kurz gesagt: Indem irgendein Geschehen stattfindet, entsteht dadurch eine Gegenwirkung, eine Erschöpfung der Möglichkeit des weiteren Geschehens in derselben Weise. Diese Gegenwirkung ist das Phänomen der Verdrängung.

Daß das Gesagte auch auf biologischem Gebiet Geltung hat, ersieht man z. B. aus folgendem. Der französische Gelehrte Georges Bohn erzählt: „Die reifen Eier eines Frosches setzte ich einige Stunden lang einer sehr intensiven Sonnenbestrahlung aus. Die aus diesen Eiern ausschlüpfenden Kaulquappen zeigten nach einigen Wochen eine von dem Gebaren normaler Kaulquappen abweichendes Verhalten: sie flohen das Sonnenlicht und waren ausgesprochen

negativ phototropisch. Die lebende Substanz dieser Tiere hatte zuerst offenbar zu viel Licht abbekommen, jetzt mußte sie es meiden[140])."

„Lassen wir einen konstanten galvanischen Strom von mittlerer Stärke durch ein Aktinosphärium fließen, so beginnen im Moment der Schließung an der Anode starke Kontraktionsbewegungen aufzutreten. Das Protoplasma der Pseudopodien fließt zentripetal, bis die Pseudopodien angezogen sind; dann zerplatzen die Vakuolen, und es erfolgt ein körniger Zerfall des Protoplasmas, der von der Kathode her während der Dauer des Stromes immer weiter vorrückt. Allein dieser Zerfall, der zuerst mit großer Energie begann, wird, je länger der Strom schon hindurchfließt, um so langsamer und geringer, bis er nach einiger Zeit ganz still steht. Die lebendige Substanz des Aktinosphäriums nimmt also im Laufe der andauernden Reizung an Erregbarkeit ab, so daß der anfangs heftige Kontraktion hervorrufende Reiz schließlich gar keinen Reizerfolg mehr hat[141])."

Wir sehen, daß auch auf biologischem Gebiete „der Erfolg einer Veränderung dieser Veränderung entgegen(wirkt)". Manchmal wird dieser ganze Prozeß in die Länge gezogen und seine verschiedenen Phasen auf verschiedene Generationen verteilt. So veranstaltete z. B. F. Houssay, Professor an der Sorbonne, „mit Erfolg einen sehr eigenartigen Versuch einer experimentellen Umwandlung. Er untersuchte nämlich den Einfluß reiner Fleischdiät bei Hühnern. In der ersten Hühnergeneration treten als Folge der ungewohnten Kost sehr deutliche Veränderungen bei den Tieren hervor. In erster Linie erscheinen davon der Verdauungskanal und die Nieren betroffen, der chemische Zustand der Gewebe erscheint deutlich verändert, man gewinnt überhaupt den Eindruck ‚einer tiefgreifenden, organischen Umwälzung'. Von der zweiten Generation ab sind die Abänderungen schon erheblich geringer und nehmen in den folgenden Generationen ständig ab, bis sie endlich gänzlich verschwinden. Mit anderen Worten, man ersieht daraus, daß bestimmte Veränderungen bei längerer Dauer der sie hervorrufenden Reize ihre Richtung wechseln und zum Anfangsstadium zurückkehren können[142])." „Alle diese Tatsachen sind höchst auffallend, es scheint, als würde der Organismus in der ersten Generation gewissermaßen überrascht, so daß er passiv den morphogenen Einwirkungen der neuen Diät unterliegt. Von der zweiten Generation ab paßt er sich aber den veränderten Bedingungen an, und versucht sich ihren Einflüssen wieder zu entziehen. Hier äußert sich das allgemeine Prinzip der Wirkung und Gegenwirkung. Jede Wirkung, die eine Veränderung des Organismus herbeizuführen sucht, ruft die Gegenwirkung hervor, welche dieser Veränderung widerstrebt[143])." Wir sehen also, wie der Organismus sich immer weniger empfindlich für eine ständig wirkende Reizung zeigt, wie, mit einem Worte, die Beharrungstendenz ihre Macht ausübt.

Wie auf physikalischem, so auch auf biologischem Gebiet entsteht aus jeder Wirkung eine Gegenwirkung, die die Wirkung aufzuheben bestrebt ist. Daß diese Gegenwirkung auf Rechnung der Wirkung agiert, ersieht man leicht aus folgender physikalischer Illustration: Stellen wir uns ein Wasserrad vor, „das an einem Seil inmitten des reißenden Stromes befestigt ist. So lange das Seil lose ist, treibt der Strom das Rad abwärts. Von dem Momente aber, wo das Seil stramm angezogen ist, kann das Rad gegen den Strom schwimmen, wenn die Einrichtung so getroffen ist, daß das Rad das Seil aufwickeln kann. Betrachten wir die Bewegung des Wasserrades stromaufwärts als eine der Verdrängung analoge Erscheinung, so geschieht sie jedenfalls mit Hilfe und auf Rechnung des abwärts fließenden Stromes". D. h. die Verdrängung des Triebes entsteht aus dem Trieb selbst, und ist nur eine andere Daseinsform des Triebes[144]).

Die ursprünglich physikalisch bedingte Verdrängung erleidet auf psychischem Gebiet durch das Dazwischentreten des Assoziationsmechanismus eine folgenschwere Modifikation. Wir wissen, daß wenn irgendein Erlebnis E mit der Folgeerscheinung F verknüpft ist und anderseits E mit E' assoziiert ist, so kann F auch unmittelbar dem E' folgen. Die Konsequenz für die Verdrängung ist nun die folgende: Die Verdrängung, die ursprünglich nur dem wirklichen Erlebnis auf den Fersen folgt, kann unter Umständen schon auf die bloße Vorstellung (Erwartung) hin in Funktion treten und dadurch das Erlebnis selbst vereiteln. Der Assoziationsmechanismus erteilt der Verdrängung ihren präventiven Charakter.

Das Gesagte läßt sich am besten in sexueller Sphäre am autoerotischen Trieb illustrieren. Man macht in der Analyse oft die Erfahrung, daß sich mit der Onanie schon sehr früh und oft vor aller Drohung und Mahnung der Erziehungspersonen Versündigungsgefühle geltend machen. Die Verdrängungstendenz gegen die Onanie äußert ihre Wirksamkeit, und sie muß nicht erst aus äußeren Einflüssen herstammen.

Das hat in folgendem seinen Erklärungsgrund: Die autoerotische Betätigung bringt ursprünglich dem Individuum große Befriedigung, wird häufig gesucht und führt zu einer Art Rauschzustand. Die autoerotische Wonne, weil sie so leicht zugänglich ist, führt, besonders in jugendlichem Alter, zu Erschöpfungszuständen. Erschöpfung ist nämlich nur der Zustand der zu weit getriebenen Befriedigung. Regt sich dann wiederum einmal der autoerotische Trieb, so wird dadurch auch die Vorstellung von der Befriedigungshandlung rege. Mit dieser aber ist die Erschöpfung assoziiert. Das Unbehagen des Erschöpfungszustandes tritt in Funktion und verhindert die Tat. D. h. die Verdrängung wird präventiv, als würde die autoerotische Handlung vollzogen und das Unbehagen der zu weit gehenden Befriedigung begründet gewesen sein.

Der Autoerotiker ist unabhängig vom Willen des Anderen, er steht sich selbst immer zu Diensten. Darin schon liegt für den Menschen die Versuchung begründet, im Autoerotismus steckenzubleiben. Was zwingt ihn dennoch dazu, diesen Hang zu überwinden? Nun, darauf gibt uns die Dynamik die richtige Antwort. Jeder Reiz, wenn er andauert, verliert allmählich seine Wirksamkeit. Jede Sensation hat die Tendenz allmählich zu verklingen. Das bedeutet, daß Sensation nur dort und nur in dem Maße entsteht, als ein Gegensatz zum vorherigen Zustande gegeben ist. Fehlt der Gegensatz, kann es nicht zu Sensation kommen. Die andauernde Sensation steht nicht mehr in Gegensatz zu sich selbst, und verschwindet bald. Nur was sich von uns unterscheidet, kann als Reiz auf uns wirken. Etwas in absolutem Sinne uns Identisches könnte nie als Reiz für uns dienen. Nun muß es einleuchten, daß der Autoerotiker, der sich selber zugewendet ist, auf eine Reizquelle angewiesen ist, die bald versiegen muß. „Der Mensch, der sich selber liebkost, sich selber liebevoll berührt, sich selber in jedem Moment zu Diensten steht, steht nicht in Gegensatz zu sich selbst und hört darum bald auf, sich selber ein Reiz zu sein." „Man kann den eigenen Mund nicht küssen, nicht sich selbst bewundernd in die Augen schauen. Die Notwendigkeit, die erotische Sensation auf der Höhe zu erhalten, oder, was dasselbe besagen will, den sexuellen Reiz zu steigern, führt aus dem Autoerotismus zum Objekterotismus[145])."

Daß die Verdrängung des Triebes nur eine andere Daseinsform des Triebes sei, ersehen wir bei dem Phänomen der Scham. Sie richtet sich ursprünglich gegen die Schau- und Exhibitionslust, ist also die Verdrängungsform dieser Lust. Die Schamröte, die einen überfällt, und die Verlegenheit, wenn das Schamgefühl verletzt wird, tragen an sich deutlich die Merkmale eines Ersatzes für die sexuelle Aufregung. Statt auf die sexuelle Zumutung erotisch zu reagieren, schämt man sich. D. h. das erotische Verlangen verwandelt sich in Schamgefühl: Die Verdrängung arbeitet auf Rechnung des verdrängten Triebes.

9. Die Autoerotik bedeutet die Lust am eigenen Körper, sie ist noch objektlos. Die Notwendigkeit, den sexuellen Reiz zu steigern, führt aus dem Autoerotismus zum Objekterotismus. Dazwischen liegt aber die Phase des Narzißmus, wo das Subjekt sich selbst quasi in ein Objekt verwandelt, und auf dieses seine erotischen Gefühle (die „Libido") richtet. D. h. das Ich projiziert sich nach außen und wählt es zum Sexualobjekt.

Eine bekannte griechische Sage erzählt:

Narkissos, ein schöner Jüngling, erblickt im Wasser sein Bild, verliebt sich in dasselbe und schwindet in unbefriedigter Sehnsucht dahin; an seiner Stelle läßt die Erde eine nach ihm benannte Blume aufsprießen[146]).

Nach einer kamtschadalischen Erzählung spielt die Maus dem Gotte Kutka den Streich, „daß sie ihm im Schlafe das Gesicht wie

eine Frau anmalt und er nun, als er sich im Wasser erblickt, sich in sich selbst verliebt".[147])

Da der Narzißmus eine Zwischenphase ist auf dem Wege vom Autoerotismus zum Objekterotismus und normalerweise das „Objekt" dem anderen Geschlecht angehört, so vereinigt der Narzißt in sich gleichsam die beiden Geschlechter: er ist quasi bisexuell. Das spricht die Kamtschadalische Sage unumwunden aus: der Gott Kutka ist wie eine Frau bemalt, und in diese vermeintliche Frau, die er im Wasser erblickt, verliebt er sich. Dieser Zug fehlt auch der antiken Sage nicht. In einer Variente der Narkissossage heißt es:

> Narkissos hatte eine ihm an Aussehen und Kleidung völlig ähnliche Zwillingsschwester, die er sehr liebte und mit der er auf die Jagd zu gehen pflegte. Als diese gestorben, erblickte er im Bilde der Quelle ihr Ebenbild in seiner Gestalt. Obwohl er gewußt, daß er seinen eigenen Schatten sehe, sei es ihm doch eine Erleichterung gewesen, zu wähnen, daß er ihr Bild schaue[148]).

D. h. der in sich selbst verliebte Narkissos erblickt in der von ihm geliebten Frau sich selbst, d. h. wiederum er identifiziert die Frau mit sich und sich mit der Frau.

Einer meiner Analysanden, ein junger Mann mit stark gehemmter Erotik, erzählt in der Analyse, es habe ihm etwas geträumt, er weiß nicht mehr was, nur ein Bruchstück habe er behalten: „Er war eine Frau." Ich frage ihn, ob er schon so etwas früher einmal geträumt hätte. Ja, es sei schon früher in seinen Träumen vorgekommen, er sei eine Frau. Aber auch in Wachphantasien übernahm er öfters die Rolle der Frau, um sich dadurch in erotische Stimmung zu versetzen. Besonders, wenn ihm eine Frau gefällt und er sie besitzen möchte, stellt er sich vor, wie sie da liegen würde, übernimmt dann ihre Rolle selbst, d. h. denkt sich selbst als diese Frau, und (ohne den Widerspruch zu merken oder darauf zu achten) liebkost er als Mann die Frau[149]). — Wir sehen also, der Mann ist da Mann und Frau zugleich, also bisexuell. Und weil er die Rolle der Frau selbst zu spielen übernimmt, braucht er sie nicht in der Wirklichkeit. So entsteht aus der bisexuellen Anlage des Narzißmus die Sexualhemmung.

Eine andere Form des Ausweichens vor der normalen Sexualforderung ist die Homosexualität. Auch diese hängt mit dem Narzißmus aufs engste zusammen: der narzißstische Mensch wählt das Sexualobjekt mit denselben Geschlechtsmerkmalen, die er selber besitzt. „Der Narzißt bleibt auf der Suche nach dem Liebesobjekt dort hängen, wo das Objekt ihm am ähnlichsten ausschaut, das ist aber naturgemäß leicht ein Mensch von gleichem Geschlecht, der dieselben Geschlechtsorgane besitzt wie der in sich selbst verliebte Narziß[150]."

10. Der reine Autoerotismus ist grob sinnlich. Dagegen richtet sich die Libido des Narzißten auf ein Schattenhaftes, auf eine Imago, er ist seiner inneren Natur nach auf das Übersinnliche, also „Unsinn-

liche" eingestellt. Es ist dem Narzißmus quasi eine asketische Note aufgeprägt. D. h. im Narzißmus ist eine Tendenz zur Verdrängung der sinnlichen Wirklichkeit verborgen.

Diese Tendenz realisiert sich vornehmlich durch die magische Idee, die mit dem Narzißmus eng verbunden ist. Wie das geschieht, wollen wir nun verfolgen.

Der Narzißt richtet seine Gefühle auf das eigene Spiegelbild: er macht keinen wesentlichen Unterschied zwischen Bild und Abgebildetem. Daraus entwickelt sich leicht die Idee der Bildermagie: alles, was man mit dem Bilde eines Menschen vornimmt, muß auch dem Original zustoßen. In weiterer Verallgemeinerung ergibt sich daraus die imitative Magie (= der „Analogiezauber"): jede Bewegung, die ich vormache, jedes Geschehen, das ich dramatisch veranschauliche, muß sich in der Wirklichkeit realisieren. Wenn der Primitive in den Krieg zieht, veranstaltet er vorher pantomimische Tänze, in denen der Sieg über den Feind antizipiert wird. Das hat den Sinn, den Sieg zauberisch zu sichern. Ebenso veranstaltet man vor einer großen Jagd Jagdtänze, die den erwarteten Jagderfolg in pantomimischer Darstellung vorwegnehmen. Das hat wiederum den Sinn, den Jagderfolg magisch zu sichern[151]).

Mit der Idee des Analogie-Zaubers sind viele, richtiger gesagt die meisten abergläubischen Befürchtungen in Verbindung zu bringen. Nur ein Beispiel für viele: „Zwischen 11—12 Uhr findet die kirchliche Trauung statt. An dieser Stunde hängt unser Landvolk mit der größten Zähigkeit, denn wie nur der zunehmende Mond, so kann auch nur die zunehmende Stunde dem Paar Gedeihen bringen. (Mahnungen des Pfarrers, von dem Aberglauben abzulassen, fruchten nichts.) Da muß schließlich der Pfarrer nachgeben und durch Rückstellung der Kirchenuhr die bösen Geister von dem jungen Paar fernhalten . . . Die Bauern wissen . . . auch selbst, daß die Kirchenuhr nachgestellt wird, aber das ist ihnen einerlei: wenn es nur nicht zwölf schlägt, solange sie noch in der Kirche bei der Trauung sind[152])." D. h. der Gang der Uhr von 12 bis 1 Uhr wird als ein Abnehmen der Zeit betrachtet. Die abnehmende Bewegung aber übt einen üblen Zauber aus, wie umgekehrt die zunehmende Bewegung einen guten Zauber (= Gedeihen) ausübt.

Der Narzißt, der sich selbst liebt, nur von sich selbst eingenommen ist, begreift am besten nur sich selbst. Er ist geneigt, alles andere aus dem eigenen Wesen heraus zu begreifen. Darum ist seine Naturauffassung antropomorphisch. Das Untergehen und Aufgehen der Sonne denkt er sich als Tod und Wiedergeburt des Sonnengottes. In der Dunkelheit scheint ihm der Vater-Himmel auf der Mutter-Erde zu liegen. Aus der ehelichen Verbindung dieser kosmischen Ur-Eltern wird jeden Morgen das Licht geboren. Das Licht ist aber für die Fruchtbarkeit auf Erden ein wichtiger Faktor. Um

die Fruchtbarkeitswirkung der ehelichen Vereinigung der kosmischen Ur-Eltern zu verstärken, greift der Primitive zu einer zauberischen Analogie-Handlung: zum menschlichen Koitus. Bei fast allen primitiven Völkern wird zu gewissen Zeiten der Koitus öffentlich ausgeübt zum Zwecke, zauberisch auf die Fruchtbarkeit der erschöpften Natur einzuwirken. Hier nur einige wenige Illustrationen: „An vielen mexikanischen Festen wurde die Fürsorge der Götter für das Wachstum in der Natur dadurch zum Ausdruck gebracht, daß Menschen in deren Tracht auftraten und den zum Gedeihen der Pflanzenwelt notwendigen Koitus durch allerhand Gesten und obszöne Bewegungen ausführten. Auf diese Weise sollte ein Zauber auf den wirklichen Hergang in der Natur ausgeübt werden[153]).“ Ebenso bei den alten Peruanern. Das Fest fand im Dezember, zur Zeit der Ernte, statt. Männer und Frauen begannen auf ein gegebenes Zeichen hin einen Wettlauf. „Ein jeder Mann, der während des Wettlaufs ein Weib erreichte, übte auf der Stelle den Beischlaf mit ihm aus. Dieses Fest dauerte sechs Tage und sechs Nächte[154]).“ Bei den Algonkinstämmen tanzt man durch die Felder, „und ein junges Mädchen pflanzt ein paar Körner eines vollkommenen Maiskolben. Diesem Mädchen wurde früher ein Gatte mit ins Feld gegeben . . .“[155]) „Auf Leti, der Sermata und Luanagruppe wird beim porĕka-Feste die Befruchtung der Erde mimisch durch Ausübung des Koitus in der Öffentlichkeit dargestellt[156]).“

In der Weise bekommt der Koitus den Charakter einer magischen Handlung. Die Feste der Fruchtbarkeit arteten zwar, wie viele Beobachter bezeugen, in sexuelle Orgien aus. Aber gerade die magische Auffassung des Koitus führt leicht zur asketischen Enthaltsamkeit. „Solche Ackerbauriten können dahin führen, daß, wie es bei den Tarahumara im nördlichen Mexiko der Fall ist, nur im Zusammenhang mit der rituellen Trunkenheit an den Ackerbaufesten der Beischlaf zur Vermehrung der Rasse vollzogen wird[157]).“ Etwas so Wertvolles wie die magische Kraft, die mit dem Koitus verbunden ist, und die so wichtig ist zum Unterhalten des Lebens, darf nicht vergeudet, muß konserviert werden.

Wir haben bereits oben in der Analyse des Herrn T. (S. 36 f.) aufgezeigt, wie die Überwertung des eigenen Ich einen verhindert, den Weg zum Liebesobjekt zu finden. In jeder Liebe ist das Moment der Überwertung enthalten: das geliebte Objekt erscheint uns vollkommen, weil begehrenswert. Nun der Narzißt, der sich selbst liebt, muß sich selbst überwerten und sich die höchste Vollkommenheit beilegen. Daraus entspringt die Idee der Allmacht, die auch dem magischen Tun zugrunde liegt. Es ist kein Zufall, daß gerade der Spiegel, dies narzißstische Werkzeug, eine bedeutende Rolle bei verschiedenen magischen Praktiken spielt. Im Kanton Zürich z. B. erzählte man sich von dem Bezirksrichter X., er „kann sterben lassen, wer ihm das Geringste stiehlt. Indem er in einen Zauberspiegel blickt, sieht er den Täter“.[158]) In dem „Großen Pariser

Zauberpapyros" gibt ein gewisser Nephotes dem König Psammetich das Rezept zur Totenbeschwörung: man soll nach allerlei Vorbereitungen ein ehernes Gefäß mit Quellwasser auf den Knien halten, und, indem man sich bückt, in das Gefäß einen gewissen Zauberspruch hineinsagen; so wird der angerufene Tote erscheinen und auf alle Dinge, worüber man ihn befragt, Antwort geben[159]). D. h. wenn man in den Spiegel schaut, sich in die narzißstische Stimmung versetzt, wird man zauberkräftig[160]).

Ein allmächtiges vollkommenes Wesen kann nichts begehren, weil es in diesem Falle nicht mehr vollkommen sein würde. Das Verlangen nach dem Weibe droht also dem Allmachtgefühl des Narzißten mit Unheil, das Weib kann ihm Schaden zufügen, indem es ihn von seinem hohen Thron auf die arme Erde herabzieht, ihm seine magische Kraft entzieht. Und wirklich, in einem indischen Märchen wird folgendes erzählt: In einer Stadt wurde in einem Tempel ein hohes Fest gefeiert, welches mit einer Prozession verbunden war. Ein junger Weber schlenderte gerade mit seinem Freunde, als eine schöne Königstochter auf einer Elefantenkuh herangeritten kam. „Ihr Anblick wirkte auf den Weber, als hätte ihn ein böser Dämon gepackt (d. h. wie Krankheit, die man Dämonen zuschrieb) oder als ob er unter den qualvollen Folgen genossenen Giftes stände; denn er stürzte plötzlich nieder. Was ihn aber gefällt hatte, das waren die Pfeile, mit denen ihn der Gott der Liebe getroffen hatte[161])." In orientalischen Märchen kommt häufig der Zug vor, „daß der Held beim Erblicken der schönen Jungfrau oder bloß ihres Bildes in Ohnmacht fällt".[162])

Die narzißstisch-magische Einstellung des Mannes führt ihn dahin, in der Frau eine dämonische Gefahr zu erblicken: durch sie wird er magisch untüchtig.

Die Frau droht also dem Manne mit Unheil; um sich gegen dieses Unheil zu schützen, erklärt der Mann die sexuelle Tat für Sünde. Da man dieser Sünde nicht ganz aus dem Wege gehen kann, so sucht man durch verschiedene Kulthandlungen, die mit der Eheschließung verknüpft sind, das Unheil, das dem Geschlechtlichen anhaftet, sozusagen zu neutralisieren. Von diesem Standpunkte ist es begreiflich, warum der freie sexuelle Verkehr (d. h. der nicht von der Kirche magisch unschädlich gemachte) verpönt ist: an ihm haftet noch die Angst vor der dämonischen Gefahr, die von seiten der Frau dem Manne droht[163]).

In einem chinesischen Märchen vermählt sich ein junger Mann, namens Lu, mit einer einsam in der Wildnis lebenden Frau. Die näht ihm aus Bananenblättern ein Kleid, das sich in köstliche grüne Seide verwandelt. Einmal kam zum Besuch eine sehr schöne Frau. Als er sich beugte, um eine ihm entglittene Frucht vom Boden aufzuheben, faßte er heimlich den Fuß der Frau. Diese „lächelte mit

fernen Augen, als ob sie nichts verspürte. Als er erregt und seiner Sinne unmächtig den Blick auf sein Kleid senkte, gewahrte er, daß es nimmer Seide, sondern welkes Laub war, das um seine Glieder hing. Entsetzt faßte er sich zur Ruhe und saß still da. Bald wurde das Kleid wieder wie vordem Seide, und er freute sich, daß die Damen von der doppelten Verwandlung nichts bemerkt haben. Später jedoch, indes sie weitertranken, berührte er streichelnd (der Frau) feine Handfläche . . . Lus Herz schlug gewaltig, da sah er wieder das Kleid in dürre Baumblätter verwandelt. Nach einer Weile verwandelte es sich in Seide zurück . . .“.[164]) — In diesem Märchen sehen wir klar, wie der sündige Gedanke sofort Unheil zur Folge hat. D. h. ursprünglich war „Sünde“ das, was magisch Unheil nach sich zog[165]). Die Angst vor dem magischen Unheil wirkt als Triebhemmung; erst auf einer späteren Stufe, wo der magische Zusammenhang vergessen wird, bekommt diese Angst den Charakter einer ethischen Forderung. — —

Daß die erotische Sphäre dem Menschen mit Unheil droht, dieser zentrale Gedanke der magischen Auffassung läßt sich noch beim Menschen späterer Zeiten in Spuren auffinden. Sogar ein Dichter, wie Heinrich Heine, steht diesem Gedanken nicht ganz fern. In einem Gedicht, zwar in einem scherzhaften Ton gehalten, heißt es:

Wenn junge Herzen brechen,
So lachen drob die Sterne,
Sie lachen und sie sprechen
Herab aus der blauen Ferne:

„Die armen Menschen lieben
Sich zwar mit vollen Seelen
Und müssen sich doch betrüben
Und gar zu Tode quälen.

Wir haben nie empfunden
Die Liebe, die so verderblich
Den armen Menschen drunten;
Drum sind wir auch unsterblich.“

Die Sterne sind unsterblich, weil sie die Liebe nicht kennen! Der arme Mensch aber geht an der Liebe zugrunde!

Dieser Gedanke, daß die Frau des Mannes böses Geschick bedeutet, ist in einem anderen Gedicht von Heine viel aufdringlicher zum Ausdruck gebracht. In einem düsteren Gedicht erzählt er: Ein Traum, gar seltsam schauerlich, „ergötzte und erschreckte“ ihn. In einem wunderschönen Garten stand ein Marmorbrunnen.

Da schaut’ ich eine schöne Maid,
Die emsig wusch ein weißes Kleid.

Er geht hin und fragt die schöne Maid, für wen sie das weiße Kleid wäscht?

Da sprach sie schnell: „Sei bald bereit,
Ich wasche dir dein Totenkleid!“
Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum.

Bald befindet sich der Träumer in einem düsteren Wald. Dort steht ein Eichenbaum, den die schöne Maid mit dem Beil umhaut. Er fragt sie, für wen sie den Eichenschrein zimmert?

Da sprach sie schnell: „Die Zeit ist karg,
Ich zimmere deinen Totensarg!“
Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum.

Nun befindet er sich auf kahler Heide. Hier findet er wieder die schöne Maid, wie sie mit dem Grabscheit die Erde aufwühlt. Er richtet wieder die Frage an sie, was diese Grube bedeuten soll?

Da sprach sie schnell: „Sei still, ich hab'
Geschaufelt dir ein kühles Grab.“
Und als so sprach die schöne Maid,
Da öffnet' sich die Grube weit.

Und als ich in die Grube schaut',
Ein kalter Schauer mich durchgraut;
Und in die dunkle Grabesnacht
Stürzt' ich hinein — und bin erwacht.

Die schöne Maid, der er im Traume fortwährend nachläuft, ist zugleich das Unheil, das ihm droht!

11. Die Frau als böses dämonisches Wesen, das dem Mann Unheil bringt, liegt auch zugrunde einer grotesk-phantastischen Geschichte, die Hanns Heinz Ewers erzählt. Die Geschichte ist betitelt: „Die Spinne“.[166])

Der Inhalt dieser Groteske ist, kurz zusammengefaßt, der: In dem kleinen Hotel Stevens, im Zimmer Nr. 7, ging Merkwürdiges zu. An einem Freitag fand man den dort wohnenden Schweizer Handlungsreisenden an einem starken Haken am Fensterkreuz aufgehängt. Anscheinend lag ein Selbstmord vor. Eine Woche später tat dasselbe im selben Zimmer der Artist Karl Krause. Die beiden Selbstmorde waren rätselhaft, weil dazu keine vernünftigen Gründe vorzuliegen schienen. Dann bezog das Zimmer der Schutzmann Charles Maria Chaumié, um eventuell Aufklärung über das dunkle „gespenstische“ Treiben im Zimmer Nr. 7 der Polizei zu verschaffen.

Eine Woche später fand man den Polizisten ebenso auf dem Fensterkreuz hängen.

Nun bot sich der Student der Medizin Richard Bracquemont an, das geheimnisvolle Zimmer zu beziehen. Aus dem Tagebuch, das er hinterlassen hat, erfahren wir folgendes: In der ersten Zeit geschah nichts, der Student studierte fleißig und ließ sich von der Hotelbesitzerin gut füttern. Auf der anderen Seite der sehr schmalen Straße, seinem Fenster gegenüber, schien ihm eine schöne Frau zu wohnen. Er gab ihr den Namen Clarimonde. Sie sitzt hinter den Vorhängen, und beobachtet ihn oft. Und ihn zieht es an das Fenster, aber gewiß nicht, wie er meint, um sich aufzuhängen.

Bald entwickelt sich zwischen den beiden folgendes Spiel. Der Student schildert das in seinem Tagebuch:

> Wir haben ein seltsames Spiel gefunden, Clarimonde und ich; wir spielen es den ganzen Tag lang. Ich grüße sie, sogleich grüßt sie zurück. Dann trommle ich mit der Hand gegen die Scheiben, sie sieht es kaum und schon beginnt sie auch zu trommeln. Ich winke ihr zu, sie winkt wieder; ich bewege die Lippen, als ob ich zu ihr spreche und sie tut dasselbe. Dann streiche ich von der Schläfe mein Haar zurück und schon ist auch ihre Hand an der Stirne. Ein richtiges Kinderspiel, und wir lachen beide darüber . . .
>
> Übrigens ist das alles nicht ganz so dumm, wie es den Anschein hat. Es ist nicht nur ein reines Nachmachen, ich glaube, das würden wir beide bald leid werden; es muß wohl eine gewisse Gedankenübertragung dabei eine Rolle spielen. Denn Clarimonde folgt meinen Bewegungen in dem kleinsten Bruchteil einer Sekunde, sie hat kaum Zeit, sie zu sehen und führt sie schon selbst aus; manchmal scheint es mir, als ob es gleichzeitig wäre . . .

Es ist bereits klar, Clarimonde ist ein Geschöpf der erotischen Phantasie des Studenten; sie existiert in Wirklichkeit nicht, er hat sie dort sich gegenüber hingesetzt und läßt sie alle Bewegungen ausführen, die er ihr vormacht. *Sie ist im Grunde nur ein Spiegelbild von ihm selbst, eine Ausgeburt seiner narzißstischen Phantasie.*

Unser Student bekennt ferner: „Clarimonde — ja, ich fühle mich zu ihr hingezogen. Aber da hinein mischt sich ein anderes Gefühl, so, als ob ich mich fürchte. Fürchte? Nein, das ist es auch nicht, es ist eher eine Scheu, eine leise Angst vor irgend etwas, das ich nicht weiß. *Und gerade diese Angst ist es, die etwas seltsam bezwingendes merkwürdig wollüstiges hat, die mich von ihr abhält und doch näher zu ihr hinzieht.* Mir ist, als liefe ich in großem Kreise weit um sie herum, käme hier ein wenig näher, zöge mich wieder zurück, liefe weiter, ginge an einer anderen Stelle vor und dann schnell wieder zurück. Bis ich endlich — und das weiß ich ganz gewiß — doch einmal hin muß zu ihr.“ — Hier ist der Kampf von Trieb und Trieb-

hemmung geschildert: Er fühlt sich zu Clarimonde hingezogen, ist aber zugleich durch die Angst, die sich seinem Gefühl beimischt, wie gelähmt.

Woher diese Angst? Der Student sagt: „Ja, ja, es muß etwas passieren heute. — Ich sage mir vor — ganz laut spreche ich zu mir, um meine Stimme zu hören, daß ich ja deshalb hier sei. Aber das Schlimme ist: ich habe Angst. Und diese Angst, daß mir etwas Ähnliches zustoßen könne, wie meinen Vorgängern in diesem Raume, mischt sich seltsam in die andere Angst: die vor Clarimonde. Ich kann sie kaum auseinanderhalten.“ — Die Frau ist ein dämonisches Wesen, von dem dem Manne nur Unheil kommen kann. Dieser Gedanke ist es, der der Angst (richtiger gesagt der Angstneurose) zugrunde liegt.

Und wirklich, wir finden in dem Tagebuche des Studenten eine Stelle, wo es heißt:

Heute morgen habe ich ein kleines Schauspiel gesehen. Ich ging im Korridor auf und ab, während der Hausknecht mein Zimmer in Ordnung brachte. Vor dem kleinen Hoffenster hängt ein Spinnweb, eine dicke Kreuzspinne sitzt darin . . . Da sah ich, wie eine andere, viel kleinere Spinne vorsichtig um das Netz herumlief, ein Männchen. Behutsam ging es ein wenig auf dem schwankenden Faden der Mitte zu, aber sowie das Weibchen sich nur rührte, zog es sich schleunigst zurück. Lief an ein anderes Ende und versuchte von neuem sich zu nähern. Endlich schien das starke Weibchen in der Mitte seinen Werbungen Gehör zu schenken, es rührte sich nicht mehr. Das Männchen zupfte erst leise, dann stärker an einem Faden, so daß das ganze Netz zitterte; aber seine Angebetete blieb ruhig. Da kam es schnell, aber unendlich vorsichtig näher heran. Das Weibchen empfing es still und ließ sich ruhig, ganz hingebend, seine zärtliche Umarmung gefallen; unbeweglich hingen sie beide minutenlang mitten in dem großen Netz.

Dann sah ich, wie das Männchen langsam sich löste, ein Bein ums andere; es war, als wolle es sich still zurückziehen und die Gefährtin allein lassen in dem Liebestraum. Plötzlich ließ es ganz los, und lief, so schnell es nur konnte, hinaus aus dem Netz. Aber in demselben Augenblicke kam ein wildes Leben in das Weibchen, rasch jagte es nach. Das schwache Männchen ließ sich an einem Faden herab, gleich machte die Geliebte das Kunststück nach. Beide fielen auf das Fensterbrett, mit dem Aufgebot all seiner Kräfte suchte das Männchen zu entkommen. Zu spät, schon faßte es mit starkem Griff die Gefährtin und trug es wieder hinauf in das Netz, gerade in die Mitte. Und dieser selbe Platz, der eben als Bett gedient hatte für wollüstige Begierde, sah nun ein anderes Bild. Vergeblich zappelte der Liebhaber, streckte immer wieder die schwachen Beinchen aus, suchte sich zu entwinden aus dieser wilden Umarmung: die Geliebte gab ihn

nicht mehr frei. In wenigen Minuten spann sie ihn ein, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Dann schlug sie die scharfen Zangen in seinen Leib und sog in vollen Zügen das junge Blut des Geliebten. Ich sah noch, wie sie endlich das jämmerliche, unkenntliche Klümpchen . . . loslöste und verächtlich hinauswarf aus dem Netz . . .

Halten wir damit eine andere Stelle des Tagebuches zusammen:

Clarimonde sitzt am Fenster und spinnt. Fäden, lange, dünne, unendlich feine Fäden. Sie macht ein Gewebe daraus, ich weiß nicht, was es werden soll. Und ich kann nicht begreifen, wie sie dies Netz machen kann, ohne immer wieder die zarten Fäden zu verwirren und zu zerreißen . . .

D. h. also, die Frau ist gleichsam eine Spinne, die ihre Netze ausbreitet, um das dumme Männchen darin einzufangen und ihm dann den Garaus zu machen.

Da jede magische Idee sich realisieren muß, — das fordert das Allmachtbewußtsein des Narzißten —, so kann auch unser „Held" seinem Verhängnis nicht entrinnen. Die geisterhafte Frau, die Ausgeburt seiner Phantasie, eigentlich sein eigener Doppelgänger, suggeriert ihm den Selbstmord. Er steht am Fenster. Sein (imaginäres) Gegenüber geht zur Gardine, nimmt die Schnur ab — rot ist sie, genau so wie auf seinem Fenster, — macht eine Schlinge, hängt die Schnur oben an den Haken des Fensterkreuzes . . . Dann findet man unseren Helden aufgehängt. — Die Polizei stellt fest, daß im gegenüberliegenden Hause die entsprechende Etage seit Monaten leer steht und unbewohnt ist.

12. Freud vermutet, „es dürfte sich (bei der Angstneurose) um eine Anhäufung von Erregung handeln". Nach ihm ist „der Mechanismus der Angstneurose in der Ablenkung der somatischen Sexualerregung vom Psychischen und einer dadurch verursachten abnormen Verwendung dieser Erregung zu suchen".[167]) Ferner sagt er noch: „Die Psyche gerät in den Affekt der Angst, wenn sie sich unfähig fühlt, eine von außen nahende Aufgabe (Gefahr) durch entsprechende Reaktion zu erledigen, sie gerät in die Neurose der Angst, wenn sie sich unfähig merkt, die endogen entstandene (Sexual-)Erregung auszugleichen. Sie benimmt sich also, als projiziere sie diese Erregung nach außen." „Das Nervensystem reagiert in der Neurose gegen eine innere Erregungsquelle wie in dem entsprechenden Affekt gegen eine analoge äußere[168])."

Die Freudsche Lehre, so wie wir sie bis jetzt entwickelt haben, betrachtet die Neurose als verursacht durch einen psychischen Konflikt. Darum spricht Freud von den Psycho-Neurosen. Im Unterschied zu diesen stellt er aber die Aktual-Neurose, die durch Schädlichkeiten somatischer Natur entstünde. Zu den Aktual-Neurosen soll auch die Angstneurose gehören.

Stekel und sein Kreis bestreiten nun diesen Charakter der Angstneurose und nehmen an, daß hinter jedem Angstzustand ein psychischer Konflikt liege. Wittels z. B. sagt: „Die Angst ist in alles Lebendige gelegt. Die Angst vor wirklichen Gefahren nennt Freud Realangst. Die unmotivierte Angst nennt er neurotisch. Es gibt aber keine unmotivierte Angst. Jede Angst ist Realangst, nur daß der Neurotiker nicht zu wissen beliebt, wovor er Angst hat. Die Motive liegen im Unbewußten."

„Beispiel: Eine Tochter ist in Liebe an ihren Vater fixiert. Sie weiß nichts davon, denn sie hat die blutschänderischen Triebe aus moralischen Gründen ins Unbewußte verdrängt. Sie leidet an Angstzuständen." Wie ist das zu erklären? „Die Tochter hat Angst vor sich selber, vor der Gewalt ihrer Triebe, die sie zu Abscheulichem drängen. Im Konflikt zwischen Moral und Trieb, der unterirdisch ausgefochten wird, steigt Angst auf[169])."

Das Problem ist so aber nicht endgültig gelöst. Denn Freud kann darauf antworten (wie er auch in Wirklichkeit getan), daß es zwei Arten von Angst gibt: eine, die durch den inneren Konflikt bedingt sei, und eine zweite, die sich als Aktualneurose erklären läßt.

Aber in beiden Lehren, in der Stekelschen und der Freudschen, wird die Verdrängung der Libido einfach *vorausgesetzt, nicht erklärt*. Nach Stekel ist die Angst sozusagen *Gewissensangst*, nach Freud eine *Umwandlung des Triebes* selbst.

Zur Lösung des Problems der Verdrängung müssen wir die Freudsche Behauptung umkehren und ihr die folgende Gestalt geben: *Nicht die Verdrängung verursacht primär die Angst, sondern die Angst verursacht die Verdrängung*, d. h. *sie wirkt sich als Verdrängung, als Sexualhemmung* aus. *Die Angst vor dem Sexualobjekt ist vom Standpunkt einer narzißstisch-magischen Wirklichkeit als Realangst zu bewerten. Denn das Sexualobjekt bedroht die Integrität des Narzißmus, die Objekt-Libido ist der Ich-Libido feindlich gesinnt* (wie auch umgekehrt). *Energetisch bedeutet dann die Angst wirklich eine Umwandlungsform der Libido, eine andere Daseinsform des Triebes*[170]).

Die geschilderten Verhältnisse sind beim Manne durchsichtiger, sie haben aber auch für die Frau Gültigkeit. Der Unwille und die daraus resultierende Angst, die narzißstische Persönlichkeit aufgeben zu müssen, wirkt sich bei der Frau ebenso aus wie bei dem Manne. Auch sie fürchtet gleichsam durch die Liebe zum anderen in der Liebe zu sich selbst zu kurz zu kommen.

Es steckt somit im Narzißmus eine Art Geiz: man gibt nicht gern etwas von sich der Objektwelt weg, weder Materie noch

Energie. Beim Manne kann sich das bis zur „Furcht vor Spermaverlust“ steigern. Die narzißstische Frau aber betrachtet ihren Körper als eine Domäne, wohin kein Fremder sich hineinwagen darf.

Eine solche Narzißtin meiner Beobachtung, „wenn sie sich eines Tages ihrem Manne ganz ungehemmt und ungebunden hingab und überglücklich darob war, war am nächsten Tag in seinen Umarmungen kalt und verschlossen. Eines Tages fragte sie mich sogar in vollem Ernst, ob sie nicht bereits häßlich und alt zu werden beginne, sie merke es mit Schrecken jeden Tag im Spiegel. Dabei ist sie nur 21 Jahre alt und eine viel bewunderte Schönheit! Diese hypochondrischen Gedanken waren, wie sich dann herausstellte, ein Ausfluß ihres Sexualwiderstandes: auch sie empfand das sexuelle Erlebnis als Verlust an Lebenskraft[171]).“ — — —

Aus der primären Angst des Narzißten resultiert der Verdrängungsmechanismus. Auf Grund aber des *Gesetzes der Inversion* (S. 59) kann sich dies Verhältnis umkehren: auf dieser Weise entsteht dann *sekundär* die *neurotische Angst* (im Sinne Freuds). D. h. auch wenn die erotische Entsagung durch äußere Umstände aufgezwungen wird, kann es doch, wie man öfters beobachtet, zur Entwicklung von Angst kommen.

Der Zusammenhang zwischen unbefriedigter Liebessehnsucht und „Entbehrungs“-Angst ist durch ein infantiles Moment mitbestimmt. Das Kind ruft die Hilfe der geliebten Personen an, sobald es irgendwie in Gefahr gerät. Es entsteht im Laufe der Zeit (schon auf sehr früher Stufe) eine feste Assoziation zwischen Angst und dem Verlangen nach den geliebten Personen. Später läuft diese feste Assoziation in umgekehrter Richtung ab: die unbefriedigte Liebessehnsucht frischt die infantile Angst auf. *In der neurotischen Angst rekonstruieren wir die infantile Situation (die Gefahr), um das Recht zu haben, bei den geliebten Personen Zuflucht zu nehmen.*

Zum Thema Angst und Liebessehnsucht will ich noch folgendes anführen. Das Söhnchen des Autors (damals $2^1/_2$ Jahre alt) hatte die Gewohnheit, allnächtlich zu erwachen und laut zu fordern, ins Bett zum Papa genommen zu werden. Ich suchte ihn davon abzubringen, und der Knabe mußte sich endlich darin schicken. Einmal erwachte er wieder in der Nacht schreiend: „Fürchte! fürchte! zum Papa!“ Ich beruhigte ihn und bald schlief er wieder. Am anderen Morgen fragte ich ihn vorsichtig, was er in der Nacht gesehen, und der Kleine erzählte: „Onkel und Tante bewurfen mit Schneeballen Bubi; Bubi verlor die Mütze.“ Wirklich, am Tage vorher ging ich mit dem Kleinen spazieren, es war frischer Schnee gefallen. Wir sahen zu, wie ein „Onkel“ und eine „Tante“ lachend und scherzend einander mit Schnee bewurfen. Das Schauspiel machte dem Knaben viel Vergnügen, und er lachte herzlich. In der Nacht beeilt er sich nun das Gesehene auf sich selbst zu beziehen und daraus eine Angstsituation zu schaffen. Da er in Gefahr ist, so

hat er natürlich das Recht, den Vater zu wecken und wieder den Anspruch zu erheben, zu ihm ins Bett genommen zu werden. Hier ist wirklich die innere Erregung, die Sehnsucht, nach außen projiziert und in Angst umgewandelt.

13. Oben sind wir zum Ergebnis gekommen, daß der Verdrängungsmechanismus aus der primären Angst des Narzißten herstamme. Diese Angst basiert nun auf der magischen Auffassung, die aus der sexuellen Hingabe Unheil erwartet und dies vermeiden will. Später, wo der magische Zusammenhang vergessen ist, bekommt die (aus dem Narzißmus stammende) Angst den Charakter einer ethischen Forderung. Dazwischen liegt die religiöse Phase, wo das magische Unheil sich in „Sünde" verwandelt.

Wie kommt es nun, daß das magische Unheil zur Sünde wird? Warum wird die magische Einstellung durch die religiöse abgelöst?

Auf einer bestimmten Stufe der Kulturentwicklung ist die Magie keinesfalls nur ein Phantasieprodukt erhitzter Köpfe, sondern etwas ziemlich Reales. „Stellen wir uns nämlich eine Gesellschaft vor, in der jedes einzelne Mitglied an die Realität der magischen Erscheinungen glaubt: In einem solchen Milieu muß jeder magische Akt als eine Suggestion wirken. Wenn jemand z. B. das Bild seines Nächsten durchsticht, so suggeriert er dadurch diesem den Schmerz: die suggerierte Idee realisiert sich dann als wirklicher Schmerz, den der unglückliche ‚Bezauberte' erlebt. Und er kann gar nicht anders, als die durch den magischen Akt ihm suggerierte Idee realisieren, weil er doch keinen Augenblick an der Realität der Magie zweifelt: Zugrunde der Magie liegt nicht nur die Suggestion, sondern (was den Tatbestand noch richtiger zum Ausdruck bringt) die Autosuggestion[172])."

„In der Gesellschaft magisch denkender Menschen muß sich jeder vor etwas fürchten. Jeder Schritt, jede Bewegung, jedes Wort kann gefährlich werden, wie für uns selbst, so auch für unsere Mitmenschen. Auf diesem Boden muß es zum Widerstand gegen die Magie kommen, muß die Tendenz entstehen, die Magie aus dem alltäglichen Verkehr auszuschalten, den Mißbrauch mit ihr unmöglich zu machen. Von nun an macht man den Unterschied zwischen ‚weißer' und ‚schwarzer' Magie, zwischen solcher, die dem Wohle des Menschen dient, und solcher, die bestrebt ist, ihm zu schaden. Die letztere Art Magie wird als schweres Verbrechen betrachtet und unter Strafe gestellt. Die gutartige Magie, die ‚medizinischen' sowie auch kultischen Zwecken dient, wird zwar nicht unter absolutes Verbot gestellt, aber der Kreis der Personen, denen das Recht, solcher Art Magie auszuüben, überlassen wird, wird sehr eng gezogen (die Absonderung der Priesterkaste). Die Magie verwandelt sich allmählich in eine ‚Geheimwissenschaft' ...."

„Den hier geschilderten Weg der Ausschaltung der Magie aus

dem alltäglichen Verkehr nenne ich den Prozeß der Verdrängung der Magie. Er führt dahin, daß die ‚magischen Fähigkeiten‘ (d. h. die Empfänglichkeit für magische Einwirkungen) entarten (Prozeß der Herabsetzung der Suggestibilität). In dem die Magie der Öffentlichkeit entzogen wird, muß sie verkümmern[173]).“

Der Prozeß der Verdrängung der Magie bedeutet die Aufgabe der Allmacht durch den Menschen, d. h. die historische Form der Überwindung des Narzißmus. Die nächstliegende Wirkung dieser Überwindung ist dann die: An Stelle des selbstherrlichen Individuums wird ein allmächtiger Gott gesetzt. „Im religiösen Glauben entsagt also das Individuum seiner Selbstherrlichkeit zugunsten des Gottes[174]).“ Von diesem Momente an vereinigen sich alle magischen Gefahren, die man vorher zu fürchten hatte, zu der einen einzigen, die jetzt der Zorn Gottes heißt.

In der magischen Phase drohen dem Menschen verschiedene magische Gefahren. Um sich gegen diese zu schützen, stellt er verschiedene Schutzmaßregeln auf, die man tabu nennt. „Wenn sich aber die verschiedenen magischen Potenzen zu einem Gott vereinigen, verwandelt sich das Tabu zu einem Verbot Gottes und die Übertretung des Tabu ist dann Sünde. In der rein magischen Auffassung droht die Übertretung eines Tabu mit Unheil: die Übertretung ist noch keine Sünde im späteren Sinne des Wortes, und das Unheil keine Strafe. Erst als Tabu zu einem Verbote Gottes wird, wird das Unheil, das aus seiner Übertretung resultiert, als Strafe Gottes verstanden, und dadurch die Übertretung selbst zu Sünde gestempelt[175]).“

„Erst später lernt der Mensch die Sünde als verabscheuungswürdig, nicht wegen der gleichsam auf ihren Fersen hängenden Strafe Gottes zu betrachten, sondern aus Motiven innerer Verurteilung der sündigen Tat. Der Gott, der Verbote dekretiert und ihre Übertretung bestraft, dieser Gott wird dann zum inneren Gesetzgeber und Richter des Menschen[176]).“ D. h. der Gott außer uns wird zum Gott in uns.

Wenn ein Mensch „schlecht“ handelt, bereut er es bald; der Aufstand des Moralischen in uns gegen unsere impulsive Natur ruft einen schmerzhaften Zustand hervor, der gleichsam als Strafe für unsere Sündhaftigkeit erscheint. Die Übertretung des moralischen Gebotes bestraft sich selbst, bewirkt Unheil, ganz entsprechend der Tabuvorstellung. — — —

Wir sehen hier eine gewaltige Verschiebung (psychischer Akzente) vor sich gehen: die ursprünglich narzißstische Angst vor Unheil erscheint dem Religiösen als Sünde, der ethischen Instanz als moralisch Verpöntes. Durch die Verdrängung der Magie verliert der Mensch das Verständnis für die Motive seiner Handlungen: er hat die Motive in den Mund von Mächten gelegt, die ihm

nun als fremd erscheinen, obgleich sie nur Maske für ihn selbst sind. Es ist doch klar, daß Gott nicht gut die Funktion übernehmen könnte, den menschlichen Narzißmus (den Allmachtgedanken, den Größenwahn) zu verschlingen, wenn er nicht als objektiv existierend geglaubt würde. Durch die Verdrängung der Magie verschiebt sich die Motivierung der Handlungen aus der menschlichen (wohl zu begreifenden) Sphäre in die übersinnliche; d. h. eigentlich durch die Verdrängung der Magie (welche eine Verschiebung psychischer Akzente zur Folge hat) werden die Motive unbewußt. Der Mensch wird z. B. asketisch, meidet, die Frau zu berühren. Er wähnt, er tue das, um Gott gefällig zu sein, um sich zu „heiligen". Das wirkliche Motiv, das im Unbewußten wirksam ist, ist die narzißstische Fixierung, das nicht Aufgehenwollen in dem anderen, der Geiz mit seiner Libido[177]).

14. Jeder Trieb, jeder Drang, der in uns lebt, sucht sich durchzusetzen. Es läßt sich leicht eine solche primitive psychische Verfassung denken, wo jeder Augenblick noch in keinem Verhältnis steht zu den anderen Augenblicken, wo die Erinnerung und die Rücksicht auf die Gesamtpersönlichkeit noch geringe Bedeutung hat. Bei solcher Verfassung steht der einzelne Augenblick „den anderen Augenblicken als absoluter Egoist gegenüber, will von seiner Befriedigung gar nichts zu ihren Gunsten aufgeben". In der Geschichte der Ethik ist der Augenblicksstandpunkt z. B. durch Aristipos repräsentiert, der das Prinzip der Souveränität des Augenblicks behauptete[178]).

Aber das ungebundene Ausleben von Trieben trägt in sich selbst, wie oben ausgeführt, hemmende Momente. Die Erinnerung an den Ekel und die Leiden, die mit Ausschweifungen verbunden sind, ruft das Bestreben wach, solche Leiden in Zukunft zu vermeiden. Durch die Erinnerung verbinden sich die einzelnen „Augenblicke" zu einer Lebenstotalität, die „Souveränität des Augenblicks" fällt weg, weil die Isolation der Augenblicke gar nicht mehr besteht.

Wollen wir eine „mythologische" Ausdrucksweise ihrer Bildlichkeit wegen behalten und von einer „Zensur" sprechen, so dürfen wir jetzt sagen: Die „Zensur" ist eigentlich jene Kraft, die die Einheit des Seelenlebens herstellt und unterhält. Die „Zensur" vertritt ursprünglich die gemeinsamen Interessen der Gesamtheit der Komplexe, deren Zusammenleben die bestimmte psychische Individualität ausmacht. Oder, auch anders ausgedrückt, die Zensur ist in erster Linie ein Ausfluß des Selbsterhaltungstriebes des Individuums gegenüber den Übergriffen und schädlichen Sonderbestrebungen der einzelnen Komplexe.

Die „Souveränität des Augenblicks" ist dadurch überwunden, daß auf die Interessen der Lebenstotalität Rücksicht genommen wird.

„Soll ein (noch) höherer Standpunkt als der Individualismus zu finden sein, so muß es Gefühle geben, die, indem sie sich in dem einzelnen Individuum regen, dieses an eine mehr umfassende Totalität knüpfen, ähnlicherweise wie die einzelnen Augenblicke und Antriebe in ihm an die individuelle Lebenstotalität geknüpft sind. Es muß eine Macht geben, welche die einzelnen Individuen untereinander vereinigt und ihre Isolation aufhebt[179])."

Es gibt wirklich eine solche Macht, die die Isolation zwischen den Individuen aufhebt: sie hängt mit einer Eigentümlichkeit des Narzißmus zusammen, die im Effekt einer Überwindung des Narzißmus gleichkommt. Wir sagten oben, der Narzißt betrachte die Welt nach dem eigenen Ebenbilde, er macht sich selbst zum Maße aller Dinge. Man könnte auch sagen, er sieht überall nur sich selbst. In einem altindischen Mythos z. B. heißt es: „Am Anfang war diese Welt allein der Âtman (= das Selbst), in Gestalt eines Menschen. Der blickte um sich: da sah er nichts anderes als sich selbst. Da rief er zum Anfang: ‚Das bin ich!' . . ." D. h. der (narzißstische) Mensch projiziert sich in die Welt hinein und identifiziert die Welt mit sich. Das läßt sich aber umkehren (Gesetz der Inversion), d. h. der Mensch identifiziert sich mit allen Dingen der Welt. Alles, was er sieht, das ist er. In dieser Phase zerfließt der Mensch gleichsam im Kosmos[180]).

Diese Fähigkeit, sich mit den Dingen zu identifizieren, finden wir z. B. in einem kalmückischen Märchen geschildert. Ein junger Mann, in ein Pferd verwandelt, fällt in die Hände böser Zauberer. Sie führen es hin, um zu töten. Während des Ganges dachte das Pferd: „Ach, . . . jetzt bin ich in die Hände dieser Zauberer geraten; möchte doch, um meine Verwandlung bewerkstelligen zu lassen, irgendwas immer für ein lebendes Wesen erscheinen! Kaum hatte das Pferd das gedacht, als es einen Fisch im Wasser daherkommen sah, und sich in diesen verwandelte. Die Zauberer wurden Möwen, und als sie beim Verfolgen nahe daran waren, den Fisch zu erreichen, sah er eine Taube am Himmel herauffliegen und verwandelte sich in diese . . .[181])." — Wir sehen, wie der junge Mann ein Wesen sehen muß, um sich in dasselbe verwandeln zu können. Es ist eine Konsequenz der Bildmagie: das, was er sieht, zu dem wird er.

Der Narzißt liebt ursprünglich nur sich selbst. Da er aber immer dazu verdammt ist, in dem Anderen sich selbst zu erblicken, so muß er am Ende den lieben. Aus der narzißstischen Identifikation resultiert die Überwindung des Narzißmus. Der Andere hört auf, für mich etwas absolut Fremdes zu bedeuten, ich finde mich in ihm wieder, seine Erlebnisse werden auch die meinen, ich fühle mit ihm mit, leide mit ihm mit. „Mitleid haben" bedeutete ja ursprünglich Mitleiden im buchstäblichen Sinne des Wortes.

Die Macht also, die die Isolation zwischen den Individuen aufhebt, ist die narzißstische Identifikation. Der Narzißmus in seiner Entfaltung hebt sich selbst auf.

Das illustriert uns schön eine buddhistische Sage, wo es von einem König, der die Lehre angenommen hat, heißt: „Dann ist jener König, der große Herrliche, aus der großen Empfangshalle hervorgeschritten, hat den goldenen Söller betreten, auf der silbernen Ruhestatt Platz genommen und mit liebevollem Gemüt nach einer Richtung strahlend verweilt, dann nach einer zweiten, dann nach einer dritten, dann nach einer vierten, ebenso nach oben und unten: überall in allem sich wiedererkennend, hat er die ganze Welt mit liebevollem Gemüte, mit weitem, tiefem, unbeschränktem, von Grimm und Groll geklärtem, durchstrahlt . . .[182]).“

15. Es ist begreiflich, daß, inwiefern der Mensch den Narzißmus und damit die eigene Überwertung überwunden hat, er nicht ganz frei von Milieueinflüssen bleiben kann. Es ist aber falsch, Milieu und Individuum in dem Sinne einander gegenüberzustellen, daß man jenes immer als das Beeinflussende, dieses aber als das stets Beeinflußte betrachtet. Jedes Individuum gehört irgendeinem Milieu an auf Grund gemeinsamer Interessen, Neigungen und sonstigen affektiven Einstellungen. Das Individuum geht in das Milieu als mitbestimmender Faktor ein. Die Forderungen der Gruppe, der man angehört, sind nicht etwas Fremdes, von außen bloß Kommendes; sie sind eigentlich meine eigenen Forderungen, nur von außen her gesehen. Denn niemand hört doch auf die Forderungen einer Gruppe, der er nicht angehört. Konflikte sind hier möglich. Sie entstehen aber in der Weise, daß jemand sich noch zu einem Milieu zählt, wohin er hineingeboren ist, ohne dahin mehr, infolge veränderter Umstände, äußerlicher oder innerer Natur, zu gehören. Mit fortschreitendem Bewußtwerden dieser Situation löst er sich von seinem Milieu ab.

Das erste Milieu, wohin der Mensch hineingeboren wird, ist die Familie. Die Liebesbeziehungen, die Fürsorge und Zärtlichkeiten, die in der Familie herrschen, fügen sie zu einer festen Einheit; dagegen die unvermeidlichen Reibungen, die darin begründet sind, rufen Kräfte wach, die auf eine Lockerung der Familienbande hinarbeiten.

Die Hilflosigkeit des Kindes und die Überschätzung der Eltern durch das Kind, macht sie besonders geeignet, als Autorität zu erscheinen. Die Liebe des Kindes zu den Eltern macht es bis zu einem gewissen Grade gefügig, ihre Imperative aufzunehmen. Dadurch werden die Eltern allmählich zur verkörperten Zensur. Später, wenn die Autorität der Eltern zu schwanken anfängt, übernimmt die Funktion der Eltern die Gottheit. Dieser Übergang wird von den Eltern selbst unterstützt. So wird von den Eweern (Afrika) erzählt: „Wenn ein Sohn seinem Vater ungehorsam gewesen war, so ermahnt er den-

selben wohl mit den Worten: ‚Als dich Gott in diese Welt sandte, hat er dir gesagt, du sollst ungehorsam sein?' "[183]) Seine wankende Autorität sucht der Vater durch Berufung auf die Autorität des himmlischen Vaters wieder zu befestigen.

Die Zensur hat ihren Vorsteher auch auf Erden, nämlich in der Gestalt des Königs, der bekanntlich geschichtlich und psychologisch in direkter Beziehung zur Vatergewalt steht. Auf manchen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung ist es schwer zu erkennen, wo die große Familie aufhört und der Staat anfängt, und der russische Bauer nannte noch vor gar nicht langer Zeit den Kaiser: Zar-Batjuschka (= Väterchen). Auch die Könige sind geneigt, ihre irdische Autorität durch Berufung auf die Autorität des Gottes zu unterstützen. Zu diesem Zwecke werden die Könige oft in genealogische Beziehung zu dieser oder jener Gottheit gebracht. So z. B. bei den alten Germanen. „In Gedichten wurde der Adel der Ingväonen gepriesen, die Könige und Stämme dieses Bundes rühmten sich gemeinsamen Ursprunges. Tiuz in Menschengestalt war herabgestiegen, Ingvio war sein Sohn und erster König, das Königstum ist vom höchsten Gotte eingesetzt[184])." Ebenso noch fast in unseren Tagen. Vor einigen Jahren bei der Beeidigung des Erzbischofs von Köln, Dr. Felix v. Hartmann, sagte Wilhelm II.: „Ihre bisherige Amtsführung gibt mir Zuversicht, daß Sie auch in Ihrer neuen Würde Ihre Geistlichen und Gemeinden lehren und anhalten werden, mit der Anhänglichkeit an Ihre Kirche zu verbinden, treue Ergebenheit gegen mich und mein Haus, warme Liebe zum deutschen Vaterland und Gehorsam gegen die von Gott verordnete Obrigkeit." (Nach Zeitungsberichten.) „Könige sind fast immer fromm gewesen. Es ist ja so natürlich, daß der König das Prinzip der Autorität anbetet, da er selbst nur bestehen kann, wenn das Prinzip besteht[185])."

In einer weiteren Phase der Entwicklung, wenn sich die Menschheit vom Vaterprinzip emanzipiert, geht die Ausübung der Zensur in die Hände der Gemeinschaft selbst über und tritt uns dann als eine bestimmte Rechtsordnung entgegen[186]). Zwar ist mancher Rechtsgelehrte geneigt, die psychologische Natur der Rechtsnorm zu verkennen und das Hauptgewicht auf die hinter sie stehende Staatsgewalt zu legen. Man bedenke aber folgendes: Die Gewalt steht auch der religiösen Norm zur Seite, in Person des zürnenden und strafenden Gottes, ebenso im Leben des Kindes in der Person des strafenden Vaters. Die Gewalt ist kein spezifisches Merkmal der Rechtsnorm, weil jede Norm notwendigerweise den Zwang voraussetzt. Ob man sich diesen Zwang physisch oder mystisch vorstellt, ändert an dem real-psychologischen Charakter dieses Zwanges nichts. Anderseits, und das ist die Hauptsache, wird ein Rechtssatz zur wirklichen Rechtsnorm erst durch unsere Bereitwilligkeit ihn anzuerkennen, andernfalls haben wir eine bloße Gewaltäußerung vor uns. Staatsanwalt Erich Wulffen (Dresden) sagt sehr treffend:

„Es gibt . . . Verbrechen . . ., bei deren Verübung der Täter sich des Kriminellen seiner Handlung zwar bewußt ist und bleibt, gleichwohl aber sich als Verbrecher nicht fühlt . . . Hierher gehören die wegen Zweikampfes, Kartelltragens usw. Verurteilten . . . Auch die Verurteilung wegen Tötung im Zweikampf wird nicht als eine kriminelle empfunden . . . Ebenso Beleidigung, leichte und gefährliche Verletzungen, Hausfriedensbruch, Sachbeschädigung, Anlauf, Widerstand gegen Staatsgewalt, . . . unbefugtes Jagen[187])." Daß die Staatsgewalt selbst sich am Ende genötigt fühlt, dem Nicht-Anerkennenwollen eines Rechtssatzes Rechnung zu tragen, ist aus folgendem ersichtlich. Die Motive zu dem neuen sächsischen Forststrafgesetze führen folgendes an: „Der Grund für die mildere Behandlung des Forstdiebstahls wird in erster Linie auf geschichtlichem Boden zu suchen sein. Der Wald war in Deutschland lange Zeit Gemeingut oder doch Gegenstand des Gemeingenusses. Dies ist seit Jahrhunderten anders geworden. Gleichwohl ist aber bei gewissen, in waldreichen Gegenden wohnenden Bevölkerungskreisen der Eigentumsbegriff hinsichtlich des Waldes noch heute nicht zur vollen Anerkennung gelangt. Der Glaube an die Daseinsberechtigung althergebrachter Eingriffe in den Waldfrieden ist nicht erschüttert. Man sieht in der Aneignung fremder Walderzeugnisse keine entehrende Handlung, keine Entwendung, die mit dem gemeinen Diebstahl an Schwere vergleichbar sei . . . Der Gesetzgeber kann an dieser Tatsache nicht vorübergehen. Verfahre er anders, so würde die Strafe nicht als Sühne, sondern als etwas Gehässiges empfunden werden und ihre Wirkung verfehlen[188])." Man sieht, das Gesetz wird zur Rechtsnorm erst mit der Anerkennung seitens der (in der organisierten Gesellschaft lebenden) Individuen. Damit ist aber die psychologische Natur der Rechtsnormen geoffenbart[189]).

Die verschiedenen „Zensuren" unterscheiden sich hauptsächlich durch die Autoritäten, auf die wir sie beziehen. Da die verschiedenen Autoritäten nicht nur nacheinander entstehen, sondern auch oft nebeneinander bestehen bleiben, so existiert darum in jedem Individuum nicht eine einzige zensurierende Instanz, vielmehr einige solche Instanzen, deren Grundsätze manchmal miteinander in Widerspruch geraten. So können die religiösen Normen mit den Geboten des Königs in Konflikt kommen. Dadurch tritt eine gewisse Unsicherheit im Verhalten des Individuums ein, was sich das Unbewußte zum Nutzen macht.

Die Norm tritt uns auch in Form der „Sitte" entgegen. Die Sitte unterscheidet sich von den übrigen Normen nur dadurch, daß hier keine stellvertretende Autorität in Erscheinung tritt. Im übrigen unterscheidet sich die Sitte von den religiösen und rechtlichen Normen nicht: derselbe Zwang auf die einzelne Persönlichkeit und die

Bestrafung in Form von Verachtung, wenn die Norm übertreten wird. Hier fällt noch mehr die innerliche Natur der Norm ins Auge. Denn die Verachtung kann nur den als Strafe treffen, der die Berechtigung dieses Aktes anerkennt.

In der letzten Phase ihrer fortschreitenden Entwicklung wird die Norm auf die Autorität des individuellen Ich zurückbezogen; dann haben wir die ethische Norm vor uns. Nicht weil Gott, der König, der Staat (das Gesetz) oder die Sitte es fordert, handle ich so oder so, sondern weil mein Ich nicht anders will und kann, so lautet die ethische Formel[190]). Es ist die vermeintliche Freiheit der moralischen Individualität. Jedenfalls bedeutet sie die Ablösung des Individuums vom Vaterprinzip, d. h. vom Infantilen. Erst dadurch wird das Individuum zum Erwachsenen.

Auch die Übertretung der ethischen Grundsätze zieht Bestrafung nach sich: Gewissensbisse, Tragik, Neurose. Der Strafrichter ist das nach außen projizierte Gewissen; umgekehrt ist das Gewissen als der im Inneren des Individuums sitzende Richter aufzufassen. Die kritisierende und richtende Instanz kann von zwei verschiedenen Seiten her betrachtet werden — psychologisch und soziologisch —, weil sie mit einer Fläche dem Inneren des Individuums, mit der anderen der Gemeinschaft zugekehrt ist. Die beiden Betrachtungsweisen ergänzen einander.

16. Es tritt an uns jetzt die Frage heran, wie es komme, daß Verdrängung Erlebnisse unbewußt macht? Solange wir mit dem mythologischen Bilde der „Zensur" arbeiten, scheint die Sache ziemlich einfach zu sein: Natürlich sind gewisse seelische Regungen zu einem „unterirdischen" Dasein verurteilt, weil die strenge „Zensur", die Wache an der Pforte des Bewußtseins hält, sie nicht akzeptiert, ihnen also den Durchgang durch jene Pforte nicht gestattet. Die verpönten Regungen müssen darum oft Maskerade spielen, um unerkannt von der Zensur einmal ins Bewußtsein durchzuschlüpfen.

Mit dieser Mythologie können wir uns aber nicht befreunden und müssen sie durch etwas Exakteres ersetzen. Wir haben oben den Versuch gemacht, die Verdrängung dynamisch zu begreifen, sie zum Teil auf die Gegenwirkung, die aus der Dauer der Wirkung selbst resultiert, und zum Teil auf die narzißstische Fixierung zurückzuführen. Auf diese Weise entstehen im Individuum Gegentendenzen, die zusammen mit den primären Tendenzen das Wesen der Psyche ausmachen.

Es gilt zwar bei vielen Psychologen als ein ausgemachter Satz, daß angenehme Erlebnisse eine stärkere Tendenz zum Erinnertwerden besitzen als unangenehme. Wenn das auch in gewissen Grenzen richtig sein mag, so zeigt doch eine sorgsamere Beobachtung, daß die Sache nicht ganz so einfach sei und durch manches kompliziert wird. Die Resultate der Beobachtung werden auf diesem Gebiete durch eine Fehlerquelle stark beeinträchtigt, die da heißt:

„Erinnerungsoptimismus". Er besteht nun darin, „daß wir unsere früheren Erfahrungen für angenehmer halten, als sie wirklich waren, und nicht darin, daß dieselben besser behalten worden sind. Statt daher . . . zu sagen, daß wir uns besser (d. h. klarer und deutlicher) unserer angenehmen Eindrücke erinnern, würde ich betonen, daß wir die Neigung haben, uns in der Erinnerung einen früheren Eindruck angenehmer vorzustellen".[191])

Die ersten peinlichen Erlebnisse beim Kinde sind wahrscheinlich diejenigen, wo es an etwas Hartes oder Spitziges anstoßt oder einen heißen Gegenstand anfaßt. Diese unbedingt unangenehmen schmerzhaften Erlebnisse werden nicht vergessen und ihre Nachwirkung ist so groß, daß es oft große Mühe kostet ein Kind dazu zu bewegen, einen Gegenstand wieder zu berühren, an dem es sich einmal verletzt hat. Ein peinliches Erlebnis ruft also zwar Abwehrreaktionen hervor, braucht aber nicht unbedingt „vergessen" zu werden, ins Unbewußte zu versinken. Im Gegenteil, die Erinnerung an manche peinliche Erlebnisse dient uns als Schutz, als Warnung, macht uns den möglichen Gefahren des Lebens gegenüber besser gewappnet.

Daß die Verdrängung in vielen Fällen, ja in den meisten Fällen zum Unbewußtwerden von Erlebnissen führt, wird erst begreiflich, wenn man die Verdrängung in ihrer Beziehung zur Verschiebung in Betracht zieht.

Um die Untersuchung dieser Frage klarer zu gestalten, wollen wir uns an ein konkretes Beispiel halten. Wir wählen zu diesem Zwecke den Fall von Frl. B. (Kap. I). Bei den Nachbarn war ein Kindchen zur Welt gekommen. Die Kleine wollte nun gerne wissen, woher die Kinder kommen, und wendet sich mit ihrer Frage an die Mutter. Statt eine vernünftige und ihre Neugierde beruhigende Antwort zu bekommen, erntet sie nur Schimpf und strengen Verweis. Hier stoßt die Wißbegierde des Kindes auf eine äußere Schranke, auf eine gewisse Schwierigkeit. Da die Lust zu fragen dadurch nicht gebrochen ist, eher noch der Trotz zu fragen geweckt ist, die äußere Schranke aber unüberwindlich ist, so verschiebt sich die Fragelust von der verpönten Frage auf harmlose. Jahrelang ist eine gewisse Affektivität von dem ursprünglichen Vorstellungskreis abgelenkt und an verschiedene andere Vorstellungen geknüpft. Die Vorstellungen sind aber nur Anknüpfungspunkte für die Affekte. Sie sind gleichsam nur Schatten der Unterwelt, die vom Blute der Affekte trinken müssen, um lebendig zu werden. Durch die Verschiebung der psychischen Akzente, der Bedeutsamkeiten der Dinge, bekommen die Dinge ein anderes Aussehen für uns. In mythologischer Ausdrucksweise sagen wir dann, die unbewußten Regungen haben sich maskiert, um in der entstellten Form die „Zensur" umgehen zu können. Wir schreiben ungerechterweise den Regungen intelligentes absichtliches Tun zu, was in Wirklichkeit nur die Folge ist der Verschiebung der „Ge-

wichte": die mit Akzent beladenen Vorstellungen schnellen in die Höhe und werden bewußt, die anderen dagegen bleiben durch denselben Vorgang unbewußt[192]).

In unserem Falle ging die Verschiebung noch ein Stück weiter, indem sich die Fragelust nach dem Prinzip des Gegensatzes (Polarität) verschoben hat: Es drängte sich ihr in der Kindheit, wie wir hörten, die Frage auf, warum die Menschen sterben, woher der Tod kommt. Tod und Leben sind Gegensätze, die einander voraussetzen. Das primitive Denken vereinigt diese Gegensätze zu einer festen Einheit. Hier einige Illustrationen: Eine schizofrene Patientin Spielreins erklärt: „Novozoon — aus einer Art von Wasserstoff — ist ein Präparat von Totenstoff." In der Sprache dieser Patientin bedeutete Novozoon das lebenerzeugende Sperma. Dieselbe Patientin erzählt ferner: „Ich war in einer Zelle . . . da war eine Schlange . . . sie ist eine Kinderfreundin. Sie würde diejenigen Kinder retten, die zur Erhaltung des Menschengeschlechts notwendig sind." Auf die Frage, wie rettet die Schlange, gibt die Patientin die Antwort: „Sie kann nützlich sein, kann aber auch Gift geben, das tötet[193])." Die Schlange (= Phallos) ist die Lebensretterin, zur selben Zeit aber bringt sie den Tod. Das Schlangengift erscheint als Sperma (= lebenspendender Stoff) und als Totenstoff. Dieselbe Denkweise ist auch im Volke erhalten, wie der folgende Brauch zeigt: „Der tote Bauer wird in der Kammer auf dem Leichenbette aufgebahrt und sauber angezogen. Gewöhnlich benutzt man zu diesem Zwecke das Hochzeitskleid[194])." Tod und Leben sind im Denken eng miteinander verknüpft, und so läßt sich leicht die Fragelust von dem einen auf das andere, und auch umgekehrt, verschieben. Dadurch wird aber der ursprüngliche Sinn und Grund des Fragens unkenntlich gemacht.

Die oben beleuchtete Polarität von Leben und Tod ist nur ein Spezialfall einer allgemeineren Gegensinnigkeit aller psychischen Urphänomene. Sehr häufig treffen wir diese Gegensinnigkeit in der Sprache an. So z. B. in den Worten wider und wi (e) der. In der russischen Sprache bedeutet Nikto Niemand und Nekto Jemand. Beide Worte bestehen aber aus Kto Wer und Ni oder Ne Nein. — Manchmal werden zwei polare Sinne auf zwei verwandte Sprachen verteilt. So z. B. bedeutet polnisch zapomnieć vergessen, dagegen russisch zapomnit' im Gedächtnis behalten.

Das Wort Gehen zeigt eine ganze Reihe polarer Bedeutungen auf, die ich dem „Wörterbuch der deutschen Sprache" der Brüder Grimm entnehme. Gehen heißt einerseits fortgehen (z. B. ich gehe und überlasse dich dir selbst), anderseits aber hat es die Bedeutung von kommen, so z. B. in der mittelalterlichen Formel der Eheschließung:

gê her und nim si ze rechte ê

Ferner: in die Ewigkeit gehen = sterben; dem steht gegenüber: in die werlt gên = zur Welt kommen. Auch wird das Wort Gehen

für S t e h e n gebraucht: g e h t mir die Locke? = s t e h t mir diese Locke an? Endlich werden die gegensinnigen G e h e n und S t e h e n zusammen zur Bezeichnung eines und desselben Zustandes genommen. So sagt ein mittelalterlicher Schriftsteller: „amor sui, liebe zu im selbs, also das ain mensch ganz gericht würt auf sich selbs . . . in Klaidungen, in g o n und s t o n . . ."

Auch die Wahrnehmungen können polaren Charakter annehmen. So beschreibt z. B. Strindberg („Die Beichte eines Toren"), wie sein Held Axel an einem kalten Herbsttage ein Seebad nimmt: „Der Wind war rauh, und in diesem Monat Oktober konnte das Wasser nur wenige Grade über Null haben. Nach einem Lauf über die Felsen stürzte ich mich kopfüber ins Wasser . . . I c h h a t t e d e n E i n d r u c k, a l s s e i i c h i n g l ü h e n d e L a v a g e f a l l e n." — Auch mein Söhnchen schrie gewöhnlich, wenn es in einem kalten Zimmer entkleidet wurde: „Heiß, heiß!" — Ebenso heißt es bei Nietzsche: „So kalt, so eisig, daß man sich an ihm die Finger verbrennt! Jede Hand erschrickt, die ihn anfaßt! — Und gerade darum halten manche ihn für glühend" („Jenseits von Gut und Böse", Aphor. 91).

Das Wort „oder" scheint gewöhnlich etwas auszuschließen, vom logischen Standpunkte aber hat dieses Wort auch den Sinn von „und". Wenn ich z. B. sage: „Max o d e r Moritz hat diesen Streich verübt," so hat dies zugleich die Bedeutung von: „Max u n d Moritz könnten möglicherweise diesen Streich verübt haben." Durch die ausschließende Relation: „A oder B" wird die Zusammengehörigkeit von A und B zur selben Klasse der Möglichkeiten behauptet[195]).

Wenn zwei Dinge in einer Relation zueinander stehen, so ist das eine ohne das andere nicht zu denken. Die Gegensinnigkeit ist aber eine bestimmte Relation, wie jede andere. Wenn wir vom Leben sprechen, so ist damit der zugehörige Gedanke vom Tod wenigstens leise angeschlagen. Man kann nichts bejahen, ohne die Möglichkeit des Verneinens dabei vorauszusetzen. Die Gegensinnigkeit (die Polarität) ist darum ein Urphänomen[196]). Erst allmählich lernen wir die einzelnen Glieder des Gegensatzpaares aus der Relation herauszuheben und in mehr absolutem Sinne zu gebrauchen.

Die psychische Polarität besteht also darin, daß eine bestimmte Reaktion zwei entgegengesetzte Tendenzen zum Ausdruck bringt, oder irgendeinem Ausdruck entgegengesetzter Sinn beigelegt wird.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserem Fall zurück. Die Verschiebung auf das Todesproblem wird hier noch dadurch erleichtert, weil hier der Todeswunsch gegen die Mutter anziehend wirkte. Dieser Todeswunsch bleibt jedoch der Analysandin u n b e w u ß t, w i r d n i c h t a l s s o l c h e r e r i n n e r t. Wir sahen aber, daß sie auch später den Todeswunsch gegen eine andere Rivalin, die Braut des Bruders, offen eingesteht. Die Situation ist diesmal die nämliche, wie damals in der Kindheit: Eine Rivalin zieht die Sorgfalt und die Aufmerksamkeit des Liebesobjektes an sich, weckt

dadurch die Eifersucht des Kindes und wird von ihm in Haß zum Tode verwünscht. In dem späteren Fall wird der Todeswunsch leicht zum Bewußtsein gebracht, dagegen bleibt der frühere Todeswunsch gegen die Mutter dauernd unbewußt. Man muß aber bedenken, daß die Braut des Bruders von Anfang an ein Eindringling, eine Fremde ist, die sozusagen noch nicht den Schutz des Hausherdes genießt. Dagegen gehört die Mutter von Anfang an zu uns, die Wirklichkeit läßt sich ohne sie nicht denken: sie war „immer" da. Sie ist „meine" Mutter, also quasi ein Stück von mir selbst. Der Todeswunsch gegen die Mutter berührt nicht nur sie allein (wie im Falle der Fremden), sondern in erster Linie „mich" selbst, „ich" werde sie entbehren müssen. Es leuchtet ein, daß aus dem Todeswunsch gegen die Mutter eine ziemlich starke Gegentendenz resultieren muß, d. h. *der Haß gegen die Mutter gebiert aus sich selbst eine heftige Liebe zu ihr.* Das bedeutet wiederum eine *Verschiebung des Affektes von dem negativen Pol auf den positiven.* Diese neuerliche Verschiebung bewirkt das Unbewußtwerden des ursprünglichen Gedankens[197]).

Das Gesagte läßt sich nun auch etwas anders fassen: Haß und Todeswunsch gegen Personen, die uns nahe stehen, die in unser Ich-Gefühl hineinbezogen sind, richtet sich gewissermaßen gegen uns selbst. Durch solche Haßgefühle kommt das Ich in Widerspruch mit sich selbst. Nun haben wir oben gesehen, daß das Ich durch die Überwindung der „Souveränität des Augenblickes" zur Geltung kommt. D. h. also *zur Natur des Ich gehört notwendig eine synthetische (vereinheitlichende) Funktion, das Ich verträgt keinen Widerspruch.*

Wir haben oben ausgeführt, daß Bewußtsein aus der Überwindung des Widerstandes, den die Objekte der Welt uns leisten, entsteht. Nun steht das Ich im Gegensatz zum Nicht-Ich, dieser Gegensatz wird eben in der Überwindung jenes Widerstandes miterlebt. Das Nicht-Ich ist das, was dem Ich, in seinem Bestreben sich zu entfalten, zu agieren, Widerstand leistet. Es leuchtet also ein, daß in jedes Bewußtsein-Erlebnis zugleich Ich-Bewußtsein eingeht und eingehen muß. Daraus folgt aber ferner, daß Bewußtsein, um zu bestehen, sich den Forderungen des Ich unterwerfen muß. D. h. *alles, was von der synthetischen Funktion des Ich nicht erfaßt werden kann, unbewußt bleibt; was das Ich nicht verträgt, kann nicht bewußt werden.*

Wohl gemerkt: alles, was zum Ich in *keiner* Weise gehört, ist auch unbewußt nicht da. Nur *das, was man eigentlich will und doch nicht will* zugleich, ist unbewußt. Das Unbewußtwerden kommt auf Grundlage der Polarität zustande. Weil z. B. der Haß die Liebe polar voraussetzt, kann er sich als Liebe gebärden. Durch diese polare Verschiebung (Affektverwandlung) wird der Haß unbewußt. — —

Wir wollen noch ein Beispiel einer theoretischen Analyse unterziehen, und zwar aus dem Gebiete der Unfallneurose. Ein Arzt erzählt: „Im Halbdunkel, umgeben von allerlei phantastischem Gerät, liegt ein alter Hysteriker in meinem Heilzimmer auf dem Behandlungstisch. Vorgestern abend war er angekommen, ein früherer Offiziersbursche mit guten Manieren und einem offenen, anständigen Gesicht. Das heißt: er schleppte sich auf zwei Stöcken hängend, zitternd, mit steifen, verkreuzten Beinen in unbeschreiblich grotesken Gangfiguren. Er wollte sich gern heilen lassen, er bat darum, und es war ihm Ernst damit. Wie dieser Mann nun auf dem Behandlungstisch liegt und ich nehme die schmerzlose Elektrode zur Hand — eben hatte er noch ganz gelassen und freundlich mit mir gesprochen —, da geschieht etwas Unbegreifliches. Er verwandelt sich unter meinen Augen in einen anderen — plötzlich, so wie wenn man an einer sacht laufenden Maschine den Hebel drückt und es fällt unversehens ein brausendes Räderwerk ein. Ein steifer Blick, ein verzerrtes Gesicht, die Muskeln wie Stricke angespannt, fortstrebend, dagegenstrebend und zusammengekrümmt über etwas Unsichtbarem, was man ihm entreißen will. Man spricht ihm freundlich und beruhigend zu — es ist, als ob man gegen ein zischendes Mühlenrad redete. Und mit dem blinden Sträuben und Drängen läuft gleich noch ein zweiter Gang an: ein Zittern, Keuchen und Zucken — die Zähne klappern, die Haare sträuben sich, der Schweiß tritt auf das blaß gewordene Gesicht. Was noch durch diesen Tumult hindurchdringt, das sind kurze, scharfe Zurufe, festes Anfassen, rascher, kräftiger Schmerz. Und unter diesen Reizen tritt, wieder mit einem plötzlichen Ruck, eine zweite Verwandlung ein. Man hat ein fast körperliches Gefühl davon; so als ob ein ausgedrehtes Gelenk einschnappte. Auf einmal ist der Wille glatt und gerade und die Muskeln folgen beruhigt, willig seinem Antrieb[198])."

Wie erklärt sich der Arzt diesen merkwürdigen Zwiespalt, dieses Nicht-Wollen der Heilung eines Patienten, dem es Ernst ist gesund zu werden? Der Arzt sagt: „In der Tat: dieser Mann hat zwei Willen. Er hat einen, der die Heilung sucht — er ist ehrlich gemeint und wirklich vorhanden, aber oberflächlich und kraftlos — und einen zweiten Willen, der der Heilung widerstrebt — er ist äußerst spannkräftig und beherrscht souverän die Körpermotilität[199])."

Ferner: „Betrachten wir uns den Mann, so wie er auf die Behandlungsstation kam. Er hatte sich lange und mühsam mit seiner Gangstörung herumgeschleppt und wie nun der Gestellungsbefehl zur Behandlung kam, da hatte er sich zweifellos das Für und Wider klargemacht. Er wußte, daß er durch einen therapeutischen Erfolg seine Rente verlieren werde. Anderseits mußte ihn die Aussicht locken, dann wieder nicht als Krüppel, sondern als junger, gesunder Mann in bequemer, natürlicher Körperhaltung seiner Arbeit und seinem Vergnügen nachgehen zu können. In dieser Konkurrenz der

Motive hatte sein gesundes Gefühl sich stärker gezeigt und so kam er bereits — was die Oberfläche seiner Seele betraf — mit dem fertigen Entschluß angereist, sich gutwillig heilen zu lassen. Dieser Entschluß prägte sich in seinen Mienen und dem Ton seiner Sprache aus, er ließ sich auch in ärztlicher Unterredung mit vernünftigen Argumenten und Beweisgründen beeinflussen und verstärken. Mit einem Wort: entsprach dem normalen Zweckwillen, der aus Motiven entsprungen ist.

„Ganz anders die zweite Willenskomponente, wie sie während der Behandlungsszene hervortrat. Dieser Wille wirkt wie ein Fremdkörper gegenüber der Gesamtpersönlichkeit, er ist blind, ohne Erinnerung für ihre Vergangenheit und ohne Fenster für ihre Zukunft, punktförmig auf die aktuelle Sekunde zusammengezogen und seine Reaktionsweise wird durch nichts bestimmt als durch den Eindruck dieser Sekunde, gleichgültig, ob er der vorausgehenden oder nachfolgenden widerspricht[200])."

Was hier geschieht, kann folgendermaßen begriffen werden: Die synthetische Funktion des Ich, die darauf hinausgeht die Souveränität der Augenblicke auszuschalten, ist nie eine endgültig abgeschlossene, sie muß fortwährend arbeiten, da das Ich ein nie fertiges, sondern fortwährend sich bildendes Gebilde ist. Weil das Ich nicht etwas endgültig Fertiges ist, sondern Werdendes, so kommen hier auch Momente auf, über die das Ich noch im unklaren ist, die auch Gefahren für es bergen. Es gehört zwar zum Wesen des Ich gesund und tüchtig sein zu wollen. Aber ebenso gehört es zu seinem Wesen, ohne viel Mühe sich erhalten zu wollen (mit der „energetischen Entladungstendenz" ist im Ich auch eine „Beharrungstendenz" gegeben). Ein Willen zum Parasitismus ist in jedem Ich vorhanden. Jeder hofft einmal das große Los zu gewinnen. Der arme Patient will ehrlich gesund werden. Aber ebenso will er die Rente weiterbeziehen. Warum nicht? um so mehr, als sehr reiche Leute doch nichts anderes tun als von ihrer Rente leben, und niemand macht ihnen einen Vorwurf daraus! Was kann der arme Patient dafür, daß man ihm die Rente nur unter der Bedingung seines Krankseins belassen will?! Wir sehen wiederum, wie das Ich, indem es einem in ihm begründeten Trieb (in unserem Falle der Habsucht, dem Trieb zum Parasitismus) nachgibt, unter Umständen mit sich selbst in Widerspruch kommen muß. In dem hier geschilderten Falle sehen wir, wie die Souveränität des Augenblickes sich durchsetzen will, wird aber noch zeitig in die Schranken verwiesen.

Ein Mädchen ist in den letzten paar Jahren öfters und andauernd krank, fühlt sich müde und arbeitsunfähig. Hatte etwas mit der Lunge zu tun, die Ärzte fanden nichts Ernstes heraus, zwangen sie dennoch zu einer längeren Liegekur. Dann bekam sie die Grippe. Zuletzt zog sie sich einen Unfall herbei: Beim Aussteigen aus dem Omnibus blieb sie irgendwie mit einem Fuß hängen, rutschte dem fahrenden Omnibus nach und verletzte sich dabei ein Knie, und

war wieder längere Zeit krank. Vom letzten Unfall meint das Mädchen selbst, sie sei irgendwie daran mitbeteiligt, sie kann sich nur nicht Rechenschaft geben, wie. Nun, in der Analyse stellt sich folgendes heraus: Sie hat ihre Eltern im Alter von kaum acht Jahren verloren; zuerst starb ihre Mutter, dann einige Wochen später folgte ihr freiwillig der Vater. Die Kleine kam zu Verwandten, wanderte von einer Tante zur anderen, fühlte sich überall fremd und ungemütlich. Auf dieser Grundlage entwickelte sich ein starkes Zärtlichkeitsbedürfnis. Im Kranksein fand sie (unbewußt) das Mittel, ihre Umgebung zu zwingen, sich mit ihr stärker abzugeben, ihr mehr Aufmerksamkeit und Wärme zu widmen. Auch hier steht der Krankheitswille im Dienste einer unbewußten egoistischen Tendenz: die Umgebung soll gezwungen werden, ihr mehr Liebe, als sonst, zu widmen.

Aus den angeführten Beispielen leuchtet es ein: 1. Das von der Ich-Synthese nicht Erfaßte bleibt unbewußt. 2. Das Unbewußte tendiert dazu, die Souveränität des Augenblickes durchzusetzen, und dadurch das Ich mit sich selbst in Widerspruch zu bringen. 3. Um das Ich von diesem Schicksal zu bewahren, muß man das Unbewußte bewußt machen, d. h. das Ich zwingen, sich mit der von ihm nicht assimilierten Tendenz auseinanderzusetzen.

17. Der dynamische Charakter der Beziehungen von bewußt und unbewußt läßt sich leicht einsehen, wenn man die Zeit zum Ausgangspunkt der Betrachtungen nimmt.

Bekanntlich schreiben wir der Zeit die grundlegende Eigenschaft der Nicht-Umkehrbarkeit zu. Eine bloße Konsequenz dieser Grundeigenschaft ist dann der absolute Charakter der Gleichzeitigkeit: Zwei Ereignisse E und E' sind entweder gleichzeitig oder nicht gleichzeitig.

Unter einer gewissen Voraussetzung wäre jedoch die Zeit (oder, genauer gesagt, die Ereignisse in der Zeit) umkehrbar, nämlich wenn es für uns eine sogenannte „Überlichtgeschwindigkeit“ (d. h. eine solche, die größer als die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes ist) geben könnte.

Um den Beweis für diese Behauptung liefern zu können, nehmen wir an, wir haben eine Strecke AB, die in n Teile eingeteilt ist. An den Enden aller Teilstrecken sind Spiegel angebracht, um Lichtsignale aus A aufzufangen. Nun wird in A eine Reihe Lichtsignale abgegeben in den sukzessiven Zeitmomenten t_0, t_1, t_2, . . . t_n. Die Fortpflanzung des Lichtes wollen wir mit c bezeichnen. Wir nehmen ferner an, im letzten Moment t geht von A ein Beobachter ab in der Richtung nach B, mit der Geschwindigkeit $v > c$. Dieser Beobachter wird die früher ausgeschickten Signale sukzessive einholen und für ihn werden sich die Signale in umgekehrter Zeitordnung t_n, t_{n-1},

. . . t_2, t_1, t_0 abspielen. Für einen Beobachter mit Überlichtgeschwindigkeit ist die zeitliche Ordnung der Ereignisse in der sichtbaren Welt umkehrbar.

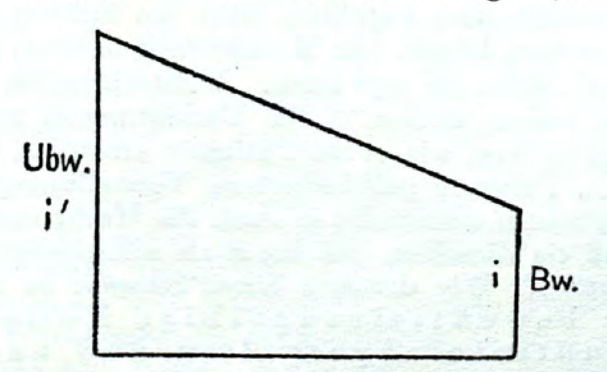
Diesem hypothetischen Beobachter entspricht aber vollkommen das Unbewußte, was sich am einfachsten durch die sogenannten „Weckträume" beweisen läßt. Ihre Besonderheit besteht darin, daß sie irgendeinen Reiz, der zum Erwachen bringt, in die Traumbegebenheit hineinarbeiten, wo dann dieser Reiz als Final erscheint. So z. B. folgender Traum, den Volkelt mitteilt: „Einem Komponisten träumte einmal, er halte Schule und wolle eben seinen Schülern etwas klarmachen. Schon ist er damit fertig und wendet sich an einen Knaben mit der Frage: ‚Hast du mich verstanden?' Dieser schreit wie ein Besessener: ‚O ja!' Ungehalten hierüber verweist er ihm das Schreien. Doch schon schreit die ganze Klasse: ‚Orja!' Hierauf: ‚Eurjo!' Und endlich ‚Feuerjo!' Und nun erwacht er von wirklichem Feuerjogeschrei auf der Straße[201])." Offenbar hat das Feuerjogeschrei auf der Straße den Traum ausgelöst, dieser Traumerreger kommt aber im Traume selbst erst am Ende vor. Es geschieht hier also eine Umkehrung der zeitlichen Ordnung.

Ein finalgerichteter Wecktraum ist auch der folgende: „Cajus dreht sich in seinem Bette um und stößt seine Nase an (was bei Leuten, die eine lange Nase haben, sehr leicht geschehen kann), der Schmerz bringt ihn auf den Gedanken, daß er von jemand ins Angesicht geschlagen wird. Er sieht denselben, wird böse und wirft ihn zu Boden. Sein Gegner liegt regungslos, er glaubt, daß er tot sei; er hält sich für seinen Mörder und in demselben Augenblick erscheinen die Schutzleute. Er beginnt zu laufen, man faßt ihn und erhängt ihn. Seine tödliche Angst macht ihn erwachen. Er ist in Schweiß gebadet und löst seine Halsbinde, weil diese ihn fast erstickt . . .[202])." Auch hier erscheint der Traumerreger (die zu eng gewordene Halsbinde) im Finale des Traumes.

Wie ist es aber möglich, daß ein Ereignis, der den Traum auslöst, im Traume selbst als den Traum abschließendes Ereignis wiedererscheint? Die Erklärung liegt nun darin, daß der Traumerreger unbewußt früher perzipiert worden war, als er dem Träumenden zum Bewußtsein kam. Oder auch anders ausgedrückt: Die Ordnung des Ablaufes der Geschehnisse, wie sie dem Bewußtsein erscheinen, wird für das unbewußte Perzipieren umgekehrt. Diese Umkehrung ist aber nur unter der Voraussetzung möglich, daß die Reaktionsgeschwindigkeit im Unbewußten eine viel größere ist als die Geschwindigkeit der bewußten psychischen Prozesse[203]).

Das Bewußtwerden des vorher Unbewußten bedeutet also eine Verlangsamung der Reaktionsgeschwindigkeit. Diese Verlangsamung der Reaktionsgeschwindigkeit kann nur begriffen werden als Überwin-

dung von Widerstand. D. h. *das Unbewußte steht auf einem höheren energetischen Niveau als das Bewußte, beim Übergang des Unbewußten ins Bewußtsein erniedrigt sich das energetische Niveau* (d. h. der unbewußte Trieb wird abreagiert).



Das kann man sich so vergegenwärtigen: Jede Energie fließt von Stellen mit höherem Niveau zu solchen mit niedrigerem Niveau. Um diesen Fluß zu verhindern, muß Widerstand geleistet werden. Diesen Widerstand nennen wir in der Psychoanalyse Verdrängung. Das Bewußtwerden (die Wiederkehr des Verdrängten aus der Verdrängung) bedeutet nun Überwindung des Widerstandes.

Beim Übergang eines Strebens aus dem Zustande der Verdrängung in denjenigen der Freiheit vermindert sich die Energie von i' auf i. Was ist mit der Differenz $I = i' - i$ geschehen? Diese Energiemenge ist für die Überwindung des Widerstandes der verdrängenden Mächte verbraucht.

Da im Unbewußten ein höheres energetisches Niveau vorherrscht als im Bewußtsein, so bedeutet das Übergehen eines psychischen Vorganges in den Zustand der Verdrängung eine Leistung, die gegen den ungezwungenen freien Energieablauf gerichtet ist. Diese Leistung steht in Analogie zu dem Fall, wo z. B. eine Menge Q Wärme von niederer Temperatur auf eine höhere überführt (d. h. die Wärmemenge Q gewonnen) werden soll. Das ist bekanntlich nur möglich durch den Verbrauch einer äquivalenten Menge Arbeit. Dasselbe geschieht auch im Falle der Verdrängung. Denn ist die Energie des bewußten Erlebnisses i, des unbewußten (verdrängten) i', wobei nach dem oben ausgeführten $i < i'$ sei, so ist dieser Gewinn $I = i' - i$ nur durch die Verdrängungsarbeit selbst geleistet. Die Verdrängung ist selbst ein energetischer Prozeß, eine dynamische Größe.

Daraus folgt ferner, daß die Verdrängung im Laufe der Verdrängungsarbeit sich selbst verzehren und dadurch dem verdrängten Trieb den Durchbruch erleichtern muß. Der ewige Kampf zwischen Verdrängung und Verdrängtem bildet die Rhythmik des psychischen Geschehens.

18. Das Unbewußte ist (als etwas Wirksames in uns) nicht dem Unrealen, Nichtexistierenden, gleichzusetzen. Um so mehr, als es Zustände gibt, wo die bewußtseinsunfähigen Komplexe sich dem Bewußtsein aufdrängen, nur ihrer Zugehörigkeit zum Ich entkleidet. Eine Dementia-praecox-Kranke ärgert sich über schlechte „Vermutungen", welche man angeblich über sie äußert; dabei meint sie, „die Vermutung könnte zur Wirklichkeit werden, um ihre Existenz darzutun". Oder sie sagt auch: „Wahrscheinlich hat die Vermutung recht haben wollen." „Die Vermutungen, welche andere Personen öfter äußern, wie es der Patientin erscheint, sind, wie wir hier sehen, . . . immer gefühlsbetonte Vorstellungsgruppen, also Komplexe. Patientin empfindet so stark die Macht ihrer Komplexe über sich, daß sie dieselben gleichsam als selbständig lebende Wesen betrachtet[204])." Wir drücken diese Tatsache so aus, daß wir sagen: **Der bewußtseinsunfähige Komplex wird vom Bewußtsein abgespalten und nach außen projiziert.**

Ein Dementia-praecox-Kranker sagt: „Es wurde von meinen Feinden behauptet, daß meine Knaben einen syphilistischen Ausschlag am After und an den Augen haben, um auf diese Weise wahrscheinlich zu machen, ich hätte sie mißbraucht[205])." Die „Behauptungen" drücken hier die vom Bewußtsein abgespaltenen, nach außen projizierten (zu einer gewissen Zeit verdrängten) homosexuellen Gelüste aus. Dasselbe gilt von der folgenden Erzählung der oben angeführten Patientin: „Die Frau hat meine Kinder bestochen, daß sie an ihr Onanie treiben. Das hätten wir nie an unserer Mama tun müssen." (Hier halluziniert sie plötzlich die Stimmen ihrer Kinder.) „Das Frauenzimmer befahl den Kindern, ihr den Finger in das Sexualsystem zu stecken und sich an ihr onanistisch zu belustigen." Auf die Frage: „Wie heißt das Frauenzimmer?" erwidert sie: „Sie hat meinen Namen X. angenommen[206])." Das „Frauenzimmer" ist somit nur die Projektion des Ich der Patientin. In solchen Fällen sprechen wir auch von einer „**Auseinanderlegung**" des Ich, was aber bloß bildlich, nicht im Sinne einer „Zweiseelentheorie" verstanden werden soll. „Wünsche und Befürchtungen ordnen unabhängig von der bewußten Person die Ideen in ihrem Sinne und schließen sie zu einem kompakten Komplex zusammen, dessen Äußerungen als Halluzinationen auftauchen und so konsequent und überlegt erscheinen, daß sie eine fremde Person vortäuschen . . . Dennoch ist (der Fremde) nichts als ein abgetrenntes Stück der Persönlichkeit, er repräsentiert Strebungen derselben, die sonst irgendwie unterdrückt wurden[207])."

Die **Abspaltungen** treten, wie wir sahen, als **Ich-Spaltungen**, die eigentlich zugleich **Ich-Verdoppelungen** sind, auf. Der Zusammenhang dieser Art Verdrängung mit den bisher geschilderten dynamischen Mechanismen ist durch die

Natur des Bewußtseins begründet. Aus der Überwindung der Widerstände der Objektwelt entsteht die einzelne Wahrnehmung; damit zugleich ist auch Ich-Bewußtsein gegeben. Die Kraftäußerungen des Menschen bringen ihn mit den äußeren Objekten, die ihm widerstehen, in Konflikt. Die Objektwelt charakterisiert sich als Abgrenzung des Ich, das Ich erscheint als das von der Objektwelt Verdrängte. Auf Grund dieser objektiven Urverdrängung entwickelt sich die sekundäre, vom Ich ausgehende Verdrängung: alles, was dem Ich unannehmbar erscheint, was das Ich nicht assimilieren kann, wird von ihm verdrängt, d. h. das Ich grenzt sich davon ab. Diese Abgrenzung kann von zweierlei Art sein: entweder wird das Verdrängte unbewußt gemacht oder in eine Scheinwelt hineinprojiziert und von dort halluzinatorisch wahrgenommen[208]).

Die Abspaltungen und Auseinanderlegungen spielen eine große Rolle in der Psychologie der Mythebildung. So ist z. B. der Teufel eine Abspaltung des „Bösen", das in uns selbst noch lebt. „Wir sind unsere eigenen Teufel, wir vertreiben uns aus unserem Paradiese", so schrieb einst Goethe an Behrisch. Unter diesem Gesichtspunkte sind alle die bunten Figuren von Sage und Mythos aufzufassen.

Durch die Methode der Abspaltung wird der Komplex der Merkmale seiner Zugehörigkeit zum Ich beraubt, dadurch wird ihm das Bewußtwerden ermöglicht. Diese Methode wurzelt in unserer Kindheit. So erzählt Stern von der kleinen Hilde: „Einmal, als sie ermahnt wurde, im Garten nicht Blätter abzureißen, antwortete sie: Puppe hat die Blätter abderissen, kriegste Haue[209])."

Es gibt, wie es scheint, eine Art Vorstufe zu der Projektion nach außen: man hat das Gefühl der Fremdartigkeit des eigenen Ich. Eine Patientin Wernickes schildert diesen Zustand folgendermaßen: „Ich bin mir meiner selbst nicht bewußt, muß mir immer sagen, wer ich bin, wie ich heiße. Auch mein äußerer Mensch ist mir völlig fremd und unbewußt. Ebenso geht es mit der Vergangenheit. Ich weiß wohl alles darin mir Geschehene, das von mir Erlebte, es ist mir aber, als müßte das ein anderer mir fremder Mensch erlebt haben[210])." Wir sehen hier das Bestreben, vom eigenen Ich fortzukommen, ein anderer Mensch zu werden. In der Projektion nach außen realisiert sich dieses Bestreben in vollkommener Weise: es ist wirklich ein „anderer" Mensch, der die „bewußtseinsunfähigen" Strebungen in (phantasierte) Handlungen umwandelt.

19. Es gibt noch eine zweite Methode, der sich das Unbewußte bedient, um bewußtseinsfähig zu werden: es ist die Methode der Umdeutung ins Harmlose. Man durfte z. B. nach der Prozeßordnung der Inquisitionsgerichte den Verdächtigen nur einmal foltern. Wollte aber der fromme Richter die Folter ein zweites Mal in Anwendung bringen, so hatte er nur diese zweite Folterung als bloße Fortsetzung der ersten zu bezeichnen! — Nach den

biblischen Vorschriften darf man für geliehenes Geld keine Zinsen erheben. Der fromme Darleiher umgeht aber sehr leicht dieses Verbot, indem er mit dem Schuldner einen Scheinvertrag abschließt, in welchem die Wucherzinsen als Gewinnanteil an einem bestimmten Unternehmen umschrieben sind. So wird die Sache durch Umdeutung vor Gott gerechtfertigt!

Im Mittelalter z. B. ward das Einhorn als Symbol der Keuschheit betrachtet. Die wahre Natur des Einhorns als Symbol folgt aber aus dem folgenden: „Es gibt ein altes deutsches Bild, das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sehr populär gewesen ist. Es stellt die Verkündigung Maria unter dem Bilde einer Treibjagd dar. Der Erzengel Gabriel bläst den Englischen Gruß auf einem Jagdhorn: ein Einhorn flüchtet, von den Spürhunden gehetzt, zu Maria, der reinen Magd, und stößt ihr, die andächtig dasitzt und die Hände kreuzweise über die Brust legt, sein Horn in den Schoß, während Gott-Vater droben seinen Segen dazugibt — ein unzweideutiges Bild der mystischen Befruchtung, auf welchem der heidnische Phallus in ein Horn verwandelt ist[211])." Das Phallussymbol wird zum Symbol der Keuschheit umgedeutet, und die sonst anstößigen Vorstellungen können jetzt ruhig bewußt werden.

Gibt es etwas Unschuldigeres als eine Blume, die man einer Freundin schenkt? Dennoch haben wir es auch hier mit einer Umdeutung ins Harmlose zu tun. „Im alten Rom mußte sich die Braut am Hochzeitstage auf das Glied des Priapus, des in diesem Falle sogenannten Mutunus setzen, bei uns wird sie mit einem Myrtenkranz geschmückt: beide Sitten, so verschieden sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, haben ganz denselben Sinn. Die Blumen sind bekanntlich als die Geschlechtsorgane der Pflanzen zu betrachten . . . Wenn der Myrtenkranz das Zeichen der Braut an ihrem Hochzeitstage ist, so soll derselbe nicht etwa die Jungfernschaft oder Keuschheit der Braut anzeigen. Umgekehrt, die Blume der Venus soll bedeuten, daß das junge Weib bereit ist, auf dem Altar der Liebesgöttin die Jungfernschaft zu opfern . . ." So ist die Rose der Venus geweiht; „nicht umsonst reicht das Mädchen dem geliebten Jüngling eine Rose; und wenn sie zugleich ein Symbol der Verschwiegenheit abgibt, das zum Zeichen, daß nicht weitergesagt werden soll, auf die Tafel niedergehängt und an Beichtstühlen abgebildet wird, so ist die Verschwiegenheit der Liebenden gemeint . . ." „Unsere jungen Damen fühlen diese Symbolik, durchdringen sie aber nicht, und so gelingt es ihnen durch die Blume Dinge zu sagen, die, gerade herausgesagt, gelindes Entsetzen bereiten müßten[212])." Beim Schenken von Blumen haben wir es noch mit einer Verschiebung zu tun: der erotische Affekt verschiebt sich hier auf eine harmlose Handlung, weil der adäquaten Handlung noch Hindernisse im Wege stehen.

Die Methode der Umdeutung ins Harmlose ist für den Komplex sehr vorteilhaft, denn es gelingt ihm dadurch den Weg zur Hand-

lung zu finden. Das Verbrechen z. B. ist von Gott verdammt. Ist aber der verbrecherische Hang sehr stark, so kann man die verbrecherische Tat in eine von Gott selbst gewollte, als Strafe für die Sünden den Menschen geschickte umdeuten. „Hessel, ein berüchtigter Räuber, sagte zu seinen Richtern: Wir sind notwendig, Gott schickte uns auf die Erde, um die Geizhälse zu strafen; wir sind eine Art von Gottesgeißel." „Ähnlich wie Hessel sagte auch der Räuber Starviere: Nicht wir sind es, welche Rache üben, sondern die Hand Gottes ist es; denn Gott bedient sich oft wenig würdiger Menschen, um seinen göttlichen Willen auszuführen[213])." Das Phänomen der Umdeutung spielt besonders im sozialen Leben eine wichtige Rolle: durch solche Schlagworte wie Patriotismus, das allgemeine Wohl usw., werden sehr oft verschiedene Verbrechen gegen einzelne Gruppen und Klassen von Menschen bemäntelt.

Auch in der Projektion ist ein Element von Umdeutung vorhanden; nur ist die Umdeutung nicht auf die Tat, sondern auf die Person gerichtet: die „böse" Tat bleibt als solche gekennzeichnet, sie wird nur von einer anderen Person ausgeführt. „Nicht ich, sondern die Puppe hat die Blätter abgerissen," „Nicht ich, sondern das ‚Frauenzimmer' sucht meine Kinder zu verführen" — so verfährt die Projektionsmethode. Bei der Umdeutung ins Harmlose bleibt die Zugehörigkeit des Komplexes zum Ich nicht beeinträchtigt. Die beiden Methoden werden oft auch miteinander kombiniert. So wird z. B. im hysterischen Verfolgungswahn das Mädchen angeblich von Männern verfolgt, die ihr auf Tritt und Schritt nachstellen. Die verdrängte sexuelle Begierde des Mädchens wird nach außen projiziert und umgedeutet: nicht das Mädchen begehrt die Männer, sondern diese laufen ihr nach, was kann sie dafür! Derselbe Mechanismus liegt oft auch der übertriebenen Eifersucht zugrunde: Die Frau will insgeheim ihrem Manne untreu werden, statt dessen verdächtigt sie ihn ständig: es ist die umgedeutete Projektion ihrer eigenen verdrängten Untreue[213]a).

Das Unbewußte bedeutet den Naturmenschen in uns, dieser aber „bedeutet die Bestie im Menschen; der Kulturmensch ist der, in dem die Bestie gezähmt und gebändigt ist. Aber auch in ihm ist sie noch nicht getötet, sie lebt, und es bedarf oft nur eines geringen Anstoßes, um sie, wenn auch nur für kurze Zeit, selbst im entwickeltsten Kulturmenschen in ihrer ganzen Wildheit hervorbrechen zu lassen".[214]) Das Unbewußte besteht aus den während der Kulturentwicklung unterdrückten Urtrieben. Beim einzelnen Individuum vollzieht sich die Unterdrückung der Urtriebe im Prozesse des Reifwerdens. Vom individual-psychologischen Standpunkt ist das Unbewußte darum soviel als das Infantile[215]). Das Kind erlernt erst allmählich seinen Wünschen und Strebungen Grenzen zu ziehen, es will und kann noch nicht fremde Rechte anerkennen, wie überhaupt irgendwelche Rücksichten walten lassen. Das Kind ist, wie das Unbewußte der Erwachsenen, amoralisch oder „polymorph krimi-

nell". „Das Kind repräsentiert mir jene Stufe der Menschheit, da das Verbrechen noch nicht Verbrechen, sondern eine Form des Selbsterhaltungstriebes war [216])." Ebenso müssen wir das Unbewußte beurteilen. Das Unbewußte kennt kein „Verbrechen", weil es ein Überbleibsel einer geschichtlichen Periode der generellen und individuellen Entwicklung darstellt, wo das Verbrechen als solches noch nicht existiert hat.

20. Das Unbewußte, Urprimitive, Infantile wird durch die Verdrängung in Schranken gehalten. Bildlich und „mythologisch" sprechen wir von einer Zensur oder kritisierenden Instanz. Ist diese kritisierende Instanz ausgeschaltet, so wird jedes Begehren rücksichtslos seiner vollen Befriedigung zustreben. Der eine Weg zu dieser Befriedigung ist die Tat, die physiologisch als eine bestimmte Innervation aufzufassen ist. Das Kind z. B. sieht das Spielzeug eines anderen Kindes, begehrt es, streckt die Hand aus, um es zu fassen. Die kritisierende Instanz (des Erwachsenen) unterbindet die Motilität, die sie erst dann freigibt, wenn die hinter ihr stehenden Strebungen sich befriedigend legitimieren können.

Das Kind will oft auch solche Gegenstände fassen, die außerhalb seiner Machtsphäre liegen. Erst die Erfahrung belehrt es, was im Bereiche der Möglichkeit sich befindet und was außerhalb desselben. So entwickelt sich allmählich ein „Wirklichkeitssinn", der zur Unterlassung von manchen Innervationen wegen ihrer Unzweckmäßigkeit zwingt. Der „Wirklichkeitssinn" gehört somit auch zu der kritisierenden Instanz. Und in gewissem Sinne bedeutet auch die Psychoanalyse eine Erziehung des (mangelhaften) Wirklichkeitssinnes, indem sie den Analysanden von Infantilismen zu befreien bestrebt ist.

Dem primitiven psychischen Apparat müssen wir die folgende Eigenschaft zuschreiben: Jede Wahrnehmung (jeder Reiz) weckt irgendeinen Wunsch, der in dieser oder jener Innervation ausläuft. Diesen Weg vom Reiz zur Innervation nennt Freud den progredienten.

Der Begriff der Erfahrung setzt das Vorhandensein von Erinnerungsspuren voraus: jede stattgehabte Wahrnehmung überläßt eine oder mehrere Erinnerungsspuren (je nach den verschiedenen Qualitäten, aus denen sich die Wahrnehmung zusammensetzt); die mit den Erinnerungsspuren zusammenhängende Funktion ist das Gedächtnis. Die Tatsache des Gedächtnisses bringt für die Realisierungstendenz der Wünsche (der „wunscherfüllenden Instanz") eine neue Möglichkeit. Da das Befriedigungserlebnis, wie jede andere Wahrnehmung, eine Erinnerungsspur in der Psyche hinterläßt, so kann die Wunscherfüllung, vom Reiz angeregt, den langen Weg über die Motilität (d. h. die „Wirklichkeit") meidend, die Erinnerungsspur besetzen und so halluzinatorisch die Wahrnehmung (des Befriedigungserlebnisses) hervorrufen. Ein Herr N. N. hat

eines Tages die traurige Nachricht vom Selbstmorde seines Freundes X. bekommen. Tagsüber wollte er über diese Trauerbotschaft nicht denken. Als er nachts zu Bette ging, sah er an der gegenüberliegenden Ecke des Zimmers seinen Freund X. stehen. Die unterdrückte Sehnsucht nach dem Freunde hatte die Erinnerungsspur angeregt, die Erregung pflanzte sich dann bis in die entsprechende Wahrnehmung fort. Die Wahrnehmung A und ihre Erinnerungsspur A' sind Momente eines psychischen Prozesses, der sich auch in umgekehrter Richtung abwickeln kann. Den Weg von dem Wunsch über die Erinnerungsspur direkt zur Wahrnehmung (Halluzination) nennt Freud den regredienten.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß der regrediente Weg besonders für das Kind charakteristisch ist. So berichtet z. B. über die kleine Hilde Stern die Mutter: „Auf einem Februarspaziergang, dessen Ziel ein öffentlicher Park war, sprach ich mit H. viel von den dort im See lebenden Schwänen und wir waren beide sehr neugierig, ob wir sie zu Gesicht bekommen würden. Es waren aber keine Schwäne draußen, da noch eine dünne Eisschicht den Teich bedeckte. Wir unterhielten uns noch längere Zeit darüber, ob sie wohl in dem kleinen Schwanenhäuschen im Wasser steckten und wie es in dem Häuschen wohl aussehen möge. Dann, während wir den Weg zur elektrischen Bahn antraten, kamen andere Gespräche auf. In der Bahn fragte ich H.: ‚Was wirst du nun dem Vater erzählen?' Sie antwortet prompt: ‚Daß wir die Schwäne gesehen haben.' Ich: ‚Haben wir wirklich Schwäne gesehen?' H. (sich besinnend): ‚Nein, die waren im Häuschen drin.' Mit welcher Sicherheit hat H. erst das Sehen der Schwäne geäußert! Ein Beweis, wie leicht dort, wo das Interesse sehr stark erregt worden, sein Inhalt selbst bei fehlender sinnlicher Wahrnehmung so wirken kann, als sei er tatsächlich erlebt worden[217])." Das Interesse ist ein Affekt; darin unterscheidet sich aber das Kind vom Erwachsenen, daß er ganz unter der Macht seiner jeweiligen Affekte steht, ohne sie hemmen zu wollen und zu können; ebenso der Neurotiker.

Ein weiteres Beispiel, wie das primitive Bewußtsein, Gedanken in Realitäten verwandelt: „Ein fünfjähriger Knabe schreit sein Kindermädchen an: ‚Gehen Sie mir aus dem Wege, sonst werde ich Sie überfahren.' Später erzählt er dem Vater triumphierend: ‚Heute habe ich die Anna überfahren, sie ist ganz entzwei und mausetot[218]).' "

Der primäre Weg der Wunscherfüllung ist die Tat. Auch das Kind greift ursprünglich zur Herbeiführung einer Wunscherfüllung zur Tat, in seiner Weise natürlich: es weint, schreit und zappelt. Diese kindliche Tat hat aber zur Wirkung, daß die Erwachsenen dadurch auf das Kind aufmerksam werden und ihm zu helfen suchen. Das unabsichtliche Schreien und Zappeln des Kindes verwandelt sich dadurch im Laufe der Zeit in eine absichtliche Handlung.

Unter den Taten der Erwachsenen auf primitiver Kulturstufe befinden sich auch solche, die wir als m a g i s c h e charakterisieren. Ihre Besonderheit besteht darin, daß sie den Erfolg nicht auf Grund physikalischer Gesetzmäßigkeit erringen, sondern sich erst durch die bestimmte Reaktion des Milieus realisieren können. Für den Zaubernden selbst ist seine magische Handlung eine Tat, wie jede andere, durch die er gewisse Veränderungen in der Umgebung zu erwirken bestrebt ist. Aber die magische Handlung des Zauberers weckt im Gegenüber gewisse Vorstellungen, Erwartungen, Befürchtungen, die dann in Wahrnehmungen übergehen. Wir sehen also, daß es der n a r z i ß s t i s c h e A l l m a c h t g e d a n k e ist, der die Regression zustande bringt. Die Möglichkeit, den Weg von der Vorstellung zur Wahrnehmung (Halluzination) zu gehen, muß natürlich im Organismus vorgebildet sein. Aber daß dieser Weg wirklich gegangen wird, ist durch die narzißstische Einstellung bedingt.

21. Wir haben oben gesehen, daß die Psyche unter der Macht zweier Tendenzen steht: der Beharrungstendenz und derjenigen der energetischen Entladung. Diese beiden Tendenzen lassen sich auch unter einen anderen Gesichtspunkt bringen.

Freud hat uns nämlich gelehrt, daß die menschliche Sexualität gewisse Entwicklungsstufen durchläuft: ursprünglich richtet sich die Libido (= das sexuelle Begehren) an das Individuum selbst, ist a u t o e r o t i s c h, erst später wendet sich die Libido v o m S u b j e k t a u f d a s O b j e k t. Die Überwindung des Autoerotismus braucht dabei keine absolute zu sein, es kommt nur auf ein mehr oder weniger an.

Je mehr der Mensch objekterotisch wird, je weniger er also von sich selbst und nur von sich selbst eingenommen ist, desto mehr Freude hat er an der objektiven Welt, steht er mit offenen Augen, voll Interesse ihr gegenüber. Diese Gemütslage nennen wir E x t r a - v e r s i o n.

Dagegen ist der Autoerotiker nur auf sich selbst eingestellt, seine Interessen und Affekte sind von der Welt der Objekte abgewendet, er ist, wie wir sagen, i n t r o v e r t i e r t[219]).

Der Introvertierte gibt sich nicht gern der Welt hin, er steht also unter der Macht der Beharrungstendenz, die nur der physikalische Ausdruck für die Introversion ist. Der Extravertierte aber, der sich gern der Welt hingibt, der nicht fürchtet Energien an die Objektwelt zu verlieren, unterliegt der Macht der energetischen Entladungstendenz.

Extraversion und Introversion sind nicht nur für einzelne Individuen charakteristische Gemütslagen. Ganze Völkerschaften können vielmehr unter dem Zeichen der Introversion bzw. der Extraversion stehend begriffen werden. In solchem Gegensatz befinden sich z. B. die Bakairi und die Guato Zentralbrasiliens (Matto Grosso).

Die Bakairi-Stämme wohnen im Schingu-Quellgebiet in schwer

zugänglicher Gegend, fern von den Städten und Siedlungen der Weißen. Sie wohnen in Dörfern, nicht in einzelnen Familien zerstreut, und treiben außer Jagd und Fischfang auch Ackerbau. Bei den Waldrodungen, die sie unternehmen, um Boden für den ziemlich primitiven Ackerbau zu gewinnen, arbeitet das ganze Dorf zusammen. Als Einleitung dazu werden Feste arrangiert mit Gesang und Tanz.

Die Guato dagegen leben fast unmittelbar in der Nähe der brasilianischen Bevölkerung. Sie treiben aber keinen Ackerbau und die einzelnen Familien leben zerstreut voneinander. Schon daraus geht hervor, daß „weitgehende Vergesellschaftung unter den einzelnen Individuen hier nicht stattfindet".[220]) D. h. die Guato führen, im Unterschied zu den Bakairi, eine mehr introvertierte Lebensart.

Die einzelnen Familien der Guato, die, wie gesagt, getrennt voneinander wohnen, besuchen ab und zu einander. Diese Besuche sind aber von keinem Warenaustausch begleitet. „Die Familie des Guato ist eben mit Ausnahme der wenigen Gegenstände (wie Zucker, Branntwein, Tabak, Hemden, Hosen, Messer), die sie vom Brasilianer erhandelt, auf sich selbst angewiesen; die Mitglieder einer jeden Familie verstehen alle zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse nötigen Gegenstände selbst herzustellen[221])." Die Familie des Guato genügt sich selbst, befriedigt fast alle ihre Bedürfnisse selbst. Diese Geschlossenheit der Wirtschaft in sich selbst ist das ökonomische Korrelat der Introversion.

Dagegen äußert sich bei den Bakairi ihr Extraversionszug in dem Bedürfnis, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, bei jeder Berührung mit anderen Stämmen, in Warenaustausch zu treten. So erzählt z. B. M. Schmidt von seiner Reise auf dem Flusse Kulischu (Schingu-Quellgebiet): „Zum Schluß trafen wir gegen Abend noch ein Trumai-Boot mit zwei Männern und einer Frau. Als wir aneinander vorbeifuhren, tauschte mein Auetöindianer einen seiner Pfeile gegen einen Trumaipfeil ein. Dieses Eintauschen von Gegenständen bei Indianern verschiedener Stämme, wenn sie sich auf der Reise begegnen, scheint hier am Kulischu eine feste Regel zu sein. Daß auch mein Auetöindianer schon häufig diesem Gebrauche nachgekommen war, zeigte der Umstand, daß ein großer Teil der Pfeile, welche er mit sich führte, nicht Auetöpfeile waren, sondern von den verschiedensten Indianerstämmen der Umgegend herstammten[222])."

Für diesen Austausch der Pfeile ist ein ökonomisches Motiv allein anzunehmen nicht ratsam. Vielmehr dürfte hier der Extraversionszug zum Ausdruck kommen, sich dem anderen zu geben und ebenso von ihm zu empfangen. Der extravertierte Mensch will nicht nur das besitzen, was er selbst angefertigt hat, was gewissermaßen nur ein Stück von ihm selbst ist, weil die Züge seiner individuellen Eigentümlichkeit an sich tragend. Er hat vielmehr Freude auch an den Werken fremder Herkunft.

Der Drang Eigenes gegen Fremdes auszutauschen hat natürlich

sehr wichtige Konsequenzen zur Folge: der eine Stamm kommt mit den Erfahrungen und kulturellen Errungenschaften der anderen Stämme in Berührung und bereichert sich dadurch. „Es ist offensichtlich," meint auch Schmidt, „wie überaus wichtig ein solcher Austausch der kulturellen Erzeugnisse unter den verschiedenen Stämmen für die Entwicklung der heimischen Kultur ist, hierdurch kommt der Indianer in den Besitz auch solcher Wertgegenstände, zu denen ihm die ihn umgebende Natur das Rohmaterial nicht bietet oder zu deren Verfertigung ein Nachbarstamm bessere Fähigkeiten besitzt[223])."

Dagegen von den Guato erzählt derselbe Forscher: „Ich traf nichts an, was auf irgendeinen der benachbarten Indianerstämme schließen ließe. Während z. B. bei den Stämmen am Kulischu ein großer Teil der Habe von den Nachbarstämmen erworben war, fand ich bei den Guato kein Stück indianischer Industrie vor, das nicht von den Guato selbst fabriziert war. Gerade dieser Mangel an Austausch der Produkte mit anderen Stämmen, der an anderen Orten jedenfalls fördernd auf die Entwicklung einheimischer Industrie gewirkt hat, läßt die Industrie der Guato als eine so unentwickelte, so eintönige erscheinen[224])."

Der Extravertierte hat offene Augen für die bunte Mannigfaltigkeit der Welt: indem er sich fortwährend der objektiven Welt zuwendet, bekommt er von ihr mannigfaltige Anregungen und Belehrungen, seine Erfahrung wächst, sein geistiger Horizont erweitert sich. Der Introvertierte aber schließt gleichsam seine Augen vor der Welt der Objekte, er wendet sich von ihr ab: dadurch wird er vereinsamt, sein geistiger Horizont schrumpft zusammen, materielle und geistige Armut ist die Folge.

Auch in dieser Hinsicht ist es lehrreich den Vergleich zwischen den Guato und den Bakairi zu ziehen. Schmidt meint nämlich: „So läßt sich zunächst schon aus der geringen Sorgfalt, mit welcher (bei den Guato) die Häuser hergestellt werden, aus dem gänzlichen Fehlen der Ornamente an den Gebrauchsgegenständen auf einen gewissen Grad von geistiger Indolenz schließen, der vielleicht erhöht durch den übermäßigen Alkoholgenuß, sich schon auf den Gesichtern, namentlich älterer Personen, ausgeprägt hat. Mir wurde diese geistige Gleichgültigkeit namentlich auffällig durch die Art, wie die Guato meine Wißbegierde nach ihrer Sprache aufnahmen. Bildete doch bei meinem Verkehr mit den Indianern im Schingu-Quellgebiete gerade dieser Austausch der Benennungen der einzelnen Tiere und Gegenstände in den verschiedenen Sprachen ein Hauptteil der Unterhaltung mit jenen Leuten. Immer wieder fragten sie, wie der Karaibe (Europäer) dieses oder jenes Tier benenne, und die Verschiedenheit der Sprache machte ihnen immer wieder neues Vergnügen. Sie hatten großes Interesse für das Vorsingen deutscher Lieder. Immer wieder ließen sie mich z. B. das Lied ‚Margareta, Mädchen ohnegleichen' oder derartiges mehr vorsingen, bis einzelne

Personen zuletzt das Lied in Melodie und Worten einigermaßen erkennbar wiederzugeben wußten. Wie war das alles so ganz anders bei den Guato! Mit vieler Mühe gelang es mir, einige, vielleicht zwei bis drei Worte aus einer Person herauszupressen, worauf dieselbe dann schon geistig ermüdet, unwillig von mir abrückte und deutlich genug zu verstehen gab, daß sie nicht mehr mit so etwas behelligt sein wollte[225])." „Daß dieser mangelnde Sinn für geistige Betätigung und geistige Abwechslung mehr die Folge einer geistigen Trägheit als Mangel an Fähigkeiten ist, geht aus verschiedenen Tatsachen hervor. Zunächst daraus, daß der größte Teil der erwachsenen Bevölkerung bei den Gelegenheiten, bei welchen er mit den Brasilianern zusammengekommen ist, die portugiesische Sprache ziemlich gut gelernt hat, obgleich die Guato unter sich ausschließlich in ihrer eigenen Sprache reden [226])."

Wir sehen wiederum, der Bakaire hat Interesse am Austausch nicht nur materieller Güter, sondern auch geistiger Produkte. Er interessiert sich für die fremden Worte und fremden Lieder, läßt sich darum leicht in Unterhaltung hineinziehen, steht dem Fremden mehr oder weniger offen und zugänglich gegenüber. In vollem Gegensatz dazu steht der Guato, der, obgleich viel näher an der kulturellen Welt wohnend und sogar ihre Sprache beherrschend, weder das Fremde nehmen, noch sich selber geben will. Er ist in sich verschlossen, introvertiert. Die Folge davon ist, wie wir sahen, Enge des Horizonts, geistige Armut. — — —

Wir haben hier gesehen, daß der introvertierten, bzw. extravertierten Gemütslage ein sozial-ökonomisches Korrelat entspricht. Die introvertierten Guato führen ein isoliertes Leben in kleinen, fern voneinander zerstreuten Familien, ihre Wirtschaft ist nur an den Eigenbedarf der Familie angepaßt, sie haben keine zu große Lust in den Prozeß des Güteraustausches einzutreten. Dagegen leben die Bakairi in größeren Dörfern, in Hütten, wo mehrere Familien zusammenwohnen, treiben Ackerbau und Waldrodungen, Arbeiten, an denen das ganze Dorf teilnehmen muß, und lassen sich leicht in Güteraustausch hineinziehen. Berücksichtigt man noch, daß die Bakairi sehr fern vom kulturellen Verkehr, in einer schwer zugänglichen Gegend leben, dagegen die Guato viel öfters mit der kulturellen Welt in Berührung kommen und sich ihr gegenüber dennoch ablehnend verhalten, so wird man annehmen müssen, daß die Introversion der Guato eine primäre, d. h. durch eine bestimmte Konstitution bedingte, nicht durch die Lebensumstände bloß sekundär verursachte, ist.

22. Der Zustand der Introversion ist z. B. beschrieben Bhagavatgita II, 55: „Wenn jemand alle Wünsche, die in seinem Herzen ruhen, fahren läßt . . ., in sich selbst und durch sich selbst befriedigt, dann heißt er einer, dessen Weisheit festgegründet ist." Und noch deutlicher ibid., II, 58: „Und wenn dieser seine Sinne allerwärts von den Sinnesob-

jekten zurückzieht, gleichwie eine Schildkröte ihre Glieder (einzieht), so ist seine Weisheit von Bestand[227])."

Es wird ein Zustand anempfohlen, wo 1. „der Mensch seine Sinne von den Sinnesobjekten zurückzieht", und dabei 2. „in sich selbst und durch sich selbst befriedigt ist". Die Introversion wird hier als Selbstbefriedigung, also als Autoerotismus charakterisiert.

Dieser Zustand heißt bekanntlich bei den Indern Yoga, und der ihn übt der Yogin. Die Regel für den Yogin ist die (Bhagavatgita VI, 10): „Der Yogin soll sich immerdar in Versenkung üben, an einem einsamen Orte allein weilend, sein Denkorgan und sein Selbst im Zaume haltend, ohne Erwartung und ohne Besitz." Und dann wird dieser „Zustand der Versenkung", Bhagavatgita VI, 20 und 21 beschrieben als der, „in dem das Denken ausruht, niedergehalten durch die Übung der Versenkung, und in dem man, das Selbst durch das Selbst erschauend, an dem Selbst sich freut, in dem man das endlose Glück empfindet, das jenseits der Sinne liegend (nur) mit dem Verstandesorgan zu fühlen ist . . ."

Indem der Yogin sich in die Einsamkeit begibt und seine Sinne von den Objekten zurückzieht, bleibt ihm nichts mehr übrig als sich selbst zu erschauen und an diesem Selbst sich zu freuen. Er erlebt das „endlose Glück" des Autoerotismus. — —

Ich will einige Schilderungen des Introversionszustandes mitteilen, wie sie von den Analysanden gegeben sind.

Ein Mädchen aus ländlichen Verhältnissen klagt, daß sie während der Arbeit oft Anfälle hat, wo sie nicht mehr bei der Arbeit ist und dann wie aus einem schweren Traum erwacht. Schon in der Kindheit hatte sie solche Zustände. Sie war immer menschenscheu und verkehrte nicht gern mit den Kindern. Einmal war sie mit Vater und Mutter bei Verwandten zu Besuch. Alle waren vergnügt und fröhlich. Ihr aber war es merkwürdig zumute. Sie schildert den Zustand so: „Eine Wand war zwischen mir und den Leuten, alles war für mich ohne Reiz, die ganze Welt schien mir traurig, es war, wie wenn ich allein in der Welt wäre, alles war mir fremd." In der Schule konnte sie nicht gut mit, es schien ihr „alles wie ein leeres Geschwätz".

Ein anderes Mädchen, eine Schauspielerin, klagt, an starker Arbeitsunlust zu leiden. Sie tut ihre Sache, ohne dabei mit ganzer Seele zu sein, nur rein äußerlich. Es wird ihr alles gleichgültig. Es kommen Stunden vor, wo sie sich vollkommen leer fühlt. In der Kindheit hatte sie oft somnambule Anfälle. Oft zog sie sich in eine Ecke zurück, saß dort stundenlang und sprach mit sich selbst. In diesen Selbstgesprächen redete sie sich selbst mit „Sie" an. Das dauerte gewöhnlich so lange, bis die Mutter darauf aufmerksam wurde, sie weckte und ausschalt.

Ein junger Mann, stud. math., klagt darüber, daß er sich seit Monaten in Träumereien verliert, so daß er zu nichts mehr taug-

lich sei. Sein Studium habe er längst aufgegeben, den größten Teil des Tages verbringt er auf dem Bette liegend, ohne zu merken wie die Zeit dahinschwindet. Er fühlt sich eigentlich sehr wohl dabei; nur in allerletzter Zeit ist in ihm der Wunsch rege geworden, aus dem traumartigen Dahinvegetieren herauszukommen. Wie intensiv die traumartigen Zustände ausgebildet waren, ersieht man aus folgendem: Einmal sollte er jemanden zu einer bestimmten Stunde an einem der verkehrsreichsten Punkte der Stadt erwarten. Er kam eine halbe Stunde zu früh. Er verlor sich bald in seine Träumereien, ohne auf das Gewimmel und Getümmel zu achten, ohne überhaupt zu wissen, wo er sich befindet und zu welchem Zweck. Als er wieder zu sich kam, waren bereits zwei Stunden verflossen.

Aus der ersten Schilderung des Introversionszustandes geht klar hervor, daß die Objekte für den Introvertierten ohne Reiz sind, er fühlt sich unter ihnen als wäre er allein in der Welt. Darum fällt es ihm leicht, die Sinne von den Dingen zurückzuziehen. D. h. die Objektwelt ist ihm nicht begehrenswert, er besetzt sie nicht mit Libido, vielmehr zieht er die Libido von den Objekten weg und besetzt damit sich selbst. Darum spricht die Schauspielerin in der zweiten Schilderung während ihrer somnambulen Zustände sich selbst mit „Sie“ an, d. h. sie ist sich selbst Sexualobjekt, darum auch das Objekt schlechthin, ihr Ich tritt ihrem Ich als Nicht-Ich gegenüber (Narzißmus). Der Introvertierte macht sich selbst zum Objekt und braucht darum die Objektwelt nicht.

Die im Kap. I geschilderte Frl. B., die auch an Introversion litt, erzählte öfters, die Dinge und die Begebenheiten, die sich tagtäglich wiederholen, erscheinen ihr jedesmal wieder wie neue, noch nie gesehene. D. h. die Objektwelt, an der sie mit so wenig Interesse vorbeigeht, hinterläßt in ihrer Psyche so schwache blasse, man möchte sagen schattenhafte Spuren, daß die Bekanntheitsqualität bei Wiederholung der Eindrücke nicht voll zur Wirkung kommt. Zwischen dem Erlebenden und dem Erlebten ist wie eine Wand, die die Eindrücke abschwächt[228]).

Alle gedanklichen Inhalte haben ihren Ursprung in der Sinnenwelt. Der Introvertierte, der seine Sinne von den Objekten zurückzieht, muß am Ende seelisch verarmen: er hat zu wenig Material zur intellektuellen Verarbeitung. Darum klagen am Ende die Introvertierten, sie kommen sich selber „leer“ vor. Der oben an dritter Stelle angeführte stud. math. war z. B. ein „intellektualistischer“ Charakter, der sich viel mit abstrakten Problemen abgab und der viel Gewicht auf die Entwicklung seines Intellektes legte. Er merkte aber bald, wie sein Intellekt in der traumartigen Vereinsamkeit verarmte und verkümmerte. Er klagte mir mit Bitterkeit, daß er jetzt nicht mehr imstande sei, ein ganz leichtes mathematisches Problem zu verfolgen, wo er sich doch früher mit schwierigeren Sachen auf diesem Gebiete abgegeben hatte.

Man macht überhaupt bei den meisten Introvertierten die Beob-

achtung, daß sie den Kontakt mit dem Leben bald verlieren, Welt und Menschen nicht mehr recht begreifen und dadurch in manche Schwierigkeiten geraten. Hier liegt ein Moment vor, das sie zur Umkehr zwingt.

Aber leicht ist diese Umkehr nicht. Wie es in einem Gedicht von Hermann Hesse heißt:

Der Weg ist schwer, der Weg ist weit,
Doch kann ich nicht zurück;
Wer einmal dein ist, Einsamkeit,
Dem bist du Tod und Glück.

Die Sehnsucht brennt, von drunten her
Ruft mütterlich die Welt —
Wie ist der Ruf von Liebe schwer,
Wie rot von Lust erhellt!

Doch wer den ersten Becher trank
Vom Wasser Einsamkeit,
Dem singt kein Vogel mehr zu Dank,
Der geht nicht mehr zu zweit[229]).

Wer also vom „Wasser Einsamkeit" (Introversion) trank, „der geht nicht mehr zu zweit", der kehrt nicht leicht in die Welt zurück. — —

Durch die energetische Entladungstendenz, die sich primär in den unwillkürlichen Bewegungen und Innervationen äußert, kommt das lebende Wesen in Berührung mit der Welt der Objekte und lernt sie kennen. So der Extravertierte.

Dagegen nimmt in dem Introvertierten die Beharrungstendenz überhand, er ist immer darauf bedacht, der Objektwelt möglichst wenig Angriffsflächen zu überlassen. Daraus resultiert die ewige Ängstlichkeit den Schwierigkeiten des Lebens gegenüber: der Introvertierte möchte alles spielend haben, ohne Anstrengung, ohne Gefahr.

Und darum hängt mit der Introversion ein gewisses Maß von Arbeitsscheu zusammen. Fast alle Introvertierten leiden an Arbeitsunlust, jedenfalls sind sie bei der Arbeit nicht mit der ganzen Seele. Meistens klagen sie, ihre Arbeit fessele sie nicht, sei zu langweilig, uninteressant. Sucht man sie auszuforschen, was sie doch interessieren würde, so stößt man auf ein unlösliches Problem: denn alles in der Welt, was nur sonst einen Menschen fesseln kann, erscheint ihnen im höchsten Grade langweilig und uninteressant. Ihr Ideal ist eigentlich der Held des russischen Märchens, der den größten Teil seines Lebens auf der Ofenbank herumfaulenzt, und eines Tages kommt das „Glück" zu ihm, ohne sein Zutun, wie vom Himmel heruntergefallen.

Meistens erscheint dem Introvertierten das Glück in Form eines nirvana-artigen Zustandes: weltabgeschieden, gleichgültig, sensationslos, voll Ruhe. Sein höchstes Ideal ist ein „introvertierter Gott", der von sich selbst sagt (Bhagavatgita IX, 9): „Aber diese Werke (die aus der Urmaterie entstehen) fesseln mich nicht, . . . weil ich wie ein Unbeteiligter verharre und nicht an diesen Werken hänge." — Nach dieser Auffassung entsteht die Welt aus der Urmaterie (Prakriti). Der höchste Gott aber nimmt an dem Schöpfungswerk keinen Anteil, dazu ist er zu vornehm, er hat sich in die Außerweltlichkeit zurückgezogen, wo er als ein völlig „Unbeteiligter" verharrt. Der introvertierte Gott ist sozusagen „arbeitsscheu".[230])

23. Der zur Introversion Neigende wird immer bestrebt sein, sein Leben so einzurichten, daß die Introversion auf ihre Rechnung komme. Die Not der Umstände jedoch vermag den Introvertierten aus seiner Introversionseinstellung herauszubringen.

Umgekehrt können gewisse Umstände einem gerade die Mittel in die Hände geben, die ihm ermöglichen, sich vollständig seiner Introversionsneigung hinzugeben. Eine materielle Selbständigkeit, die einen unabhängig von der Welt macht, spielt leicht in dieser Hinsicht eine verhängnisvolle Rolle.

Wir wollen jetzt einen Fall von Introversion näher ins Auge fassen. Wir werden dabei lernen, in welcher Weise die Introversion mit einer gewissen „Bequemlichkeitstendenz" zusammen einhergeht.

Der Fall ist literarisch fixiert in einer kleinen Erzählung von Theodor Heinrich Mayer: „Konstrukteur Pacher".[231])

Der Held ist Ingenieur Pacher, der von seinen Eltern ein kleines Vermögen geerbt hat, dessen Zinsen ihm bei seinen bescheidenen Ansprüchen die Möglichkeit geben, ohne berufliche Tätigkeit zu leben. Er lebt ganz einsam, zurückgezogen, unverheiratet bei seinen 46 Jahren, hat nur einen einzigen Freund, den Musiker Alfred, der ihn ab und zu besucht. Früher hat er noch manchmal Reisen gemacht, jetzt aber nicht mehr. Denn zu Hause bei seinen Büchern und Zeichnungen gefällt es ihm am besten. „Wenn er in einem Buche oder auch nur durch Nachdenken Anhaltspunkte für eine neue Konstruktion gefunden hatte, dann verließ er tagelang überhaupt nicht sein Zimmer, zeichnete und rechnete und konstruierte bis tief in die Nacht hinein. War einmal die Maschine auf dem Papier fertig, so bot sie für ihn kein Interesse mehr."

Der introvertierte Charakter unseres Helden tritt hier klar zutage. Seine ganze konstruktive Tätigkeit ist bloß eine autoerotische Manifestation: er arbeitet nicht für die Mitwelt, an die er gar nicht denkt, sondern für den eigenen Genuß, um sich selbst zu genügen. So macht er einen Entwurf nach dem anderen und schmeißt sie alle insgesamt in eine Kiste, wo sie dann ruhig liegenbleiben.

Er hat jetzt wieder einen neuen Entwurf einer Benzinturbine ausgefertigt, von dem er glaubt, er könnte eine Revolution in der

Motortechnik hervorrufen. „Wenn ihn die Motortechniker eben zu Gesicht bekämen . . .", meint ironisch sein Freund, der Musiker Alfred. „Und was geschieht mit dieser genialen Konstruktion?" fragt dann weiter der Musiker. Der Ingenieur antwortet beinahe verlegen: „Nun ja, die Sache ist so gut, daß ich sie mir ein paar Tage immer wieder mit großer Freude ansehen werde. Und wenn ich davon genug habe, beginn ich halt was Neues . . ."

Der ganze Sinn der konstruktiven Tätigkeit des Ingenieurs ist nur der, sich selbst zu genügen, sich selbst Freude zu machen, er denkt niemals daran, seine Erfahrungen zu realisieren, sie in die Welt zu schicken.

Hat der Ingenieur gar nie das Bedürfnis gefühlt, seine Konstruktionen verwirklicht zu sehen? Er antwortet auf diese Frage seinem Freunde folgendes: „Weißt du, darüber habe ich schon öfters nachgedacht. Ich konstruiere so, wie du Musik machst, wenn du allein zu Hause bist. Da läßt du alles aus, was dir an einem Stücke nicht gefällt, und spielst nur, was du gerne hörst. Keine von allen den Zeichnungen, die hier in der Kiste liegen, ist vollendet. Ich habe überall nur das durchgeführt, was mich interessiert hat, alles andere nur angedeutet. Überall fehlen Details, ohne die eine Konstruktion nicht vollkommen ist."

Will man in die Welt hinaus, so muß man auf die Forderungen der Welt Rücksicht nehmen. Das kann aber der Autoerotiker nicht, er kann sich selbst nicht preisgeben.

Will man seine Ideen in der Welt realisieren, so stoßt man immer auf diese oder jene Schwierigkeiten, die überwunden werden wollen. In der Phantasie aber kann man das alles unberücksichtigt lassen, man kann alles so gestalten, wie es einer möglichst mühelosen Wunscherfüllung am besten paßt.

Und so bekennt unser Held: „Ich konstruiere meine Maschinen nicht bloß, weil mir das Arbeiten daran Freude macht. Das ist auch so äußerlich. Aber beim Arbeiten habe ich immer die Maschine vor mir, wie sie fertig aussehen wird, und ich sehe und höre sie schon funktionieren. Alle Maschinen, die hier gezeichnet sind, haben funktioniert. Sie mußten es, denn nur deswegen habe ich sie entworfen. Ich mache es ebenso wie der Dichter. Alle seine Personen müssen so reden und handeln, wie er es will, damit er seinen Plan durchführen kann. Und ich habe noch keine Maschine gebaut, ja, man kann ruhig sagen, gebaut, die ich nicht in vollstem Betriebe gesehen hätte. Habe ich einmal die Zeichnungen fertig, so lege ich sie vor mich hin und studiere sie genau, und wenn ich mich dann zurücklehne und die Augen schließe, dann ist alles im Betrieb, stundenlang, so lange ich will . . . Und nun stelle dir vor, man würde eine solche Maschine wirklich aus Stahl und Eisen bauen, alles wartet gespannt, bis sie sich in Bewegung setzen wird — und nun geht sie nicht. Irgend etwas in der Konstruktion war verfehlt, man kann es nicht beheben, und die ganze Masse steht tot da, wird zerlegt und

ins alte Eisen geworfen. Und ich habe die Maschine doch so schön im Betriebe gesehen. Müßte mich das nicht an mir irre machen, mir alle Lust zu weiteren Arbeiten nehmen? So kann ich konstruieren, wie ich will, brauche mich vor nichts zu fürchten; ich erreiche stets, was ich will, und das macht mich zufrieden und glücklich."

„Aber gerade bei Maschinen", wendet der Musiker ein, „ist die Notwendigkeit vorhanden, sie zu verwirklichen. Dadurch gewinnen sie erst ihren Wert".

„Um so größer ist dann die Enttäuschung, wenn die Pläne versagen. Ich kann den Wert nur danach beurteilen, was er eben für mich bedeutet. Ich mache diesen Wert von allen Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten unabhängig. Die Welt, die draußen um mich ist, die Leute, die Wirklichkeit, die haben mir alle nichts dreinzureden, und ich selbst werde natürlich nichts gegen mich sagen oder tun. Ich will nur für mich leben, nicht für die anderen."

Der introvertierte Autoerotiker baut sich seine eigene Welt auf, wo alle Schwierigkeiten wegdekretiert sind, wo er nach Gutdünken schalten und walten kann. Draußen in der realen Welt kann man sich leicht blamieren, die „geniale" Maschine kann sich dort herausstellen, als zum alten Eisen gehörend. Hier aber in der eigenen imaginären Welt ist man sicher vor allen Enttäuschungen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Introversion eine „Bequemlichkeit", eine geistige Trägheit.

Der Autoerotiker erreicht stets, was er will, da er sich selbst stets zu Gebote steht. Dadurch entsteht bei ihm eine gewisse Illusion der Freiheit: er hängt von niemandem (d. h. nicht vom Sexualobjekt) ab. Dieser Hang zu einer illusionären Freiheit, geboren in der erotischen Sphäre, wird maßgebend für die sonstige Einstellung zur Welt: die Leute, die Wirklichkeit da draußen haben mir nichts dreinzureden, weil „ich nur für mich, nicht für die anderen leben will." — — —

Der Autoerotiker lebt in einer zu weiten Distanz zur Welt, da er sich doch scheut in ihr Getriebe handelnd einzugreifen. An Stelle der Tat tritt das Phantasieren und zum Teil auch das Denken[232]). Da der Introvertierte häufig und viel in „Gedanken lebt" und sich sehr wenig in Taten auswirkt, so wird dadurch dem Phantasie- und Gedankenleben viel mehr Affektivität zugeführt, als es bei dem Extravertierten der Fall ist. Dadurch bekommt das „Denken" des Introvertierten einen mehr sinnlichen Charakter: er erlebt seine Gedanken als „leibhafte" Realitäten. Durch diese Art des Erlebens der eigenen Gedanken fällt für den Introvertierten die Notwendigkeit weg, etwas in der objektiven Welt zu suchen: er hat alles in der Phantasie vorweggenommen. — —

Wir kehren zu unserem Helden zurück. Wir wissen, er hat eine neue Benzinturbine erfunden, die bestimmt war, eine Revolution

in der Motortechnik hervorzurufen. Seinem Freunde, dem Musiker, gelingt es diesmal ihn zu überreden, den Entwurf nicht in die Kiste zu den anderen zu legen, sondern damit etwas zu unternehmen. Der Musiker übernimmt es sogar selbst die nötigen Unterhandlungen zu führen. Der Ingenieur willigt endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, ein und übergibt dem Freunde die Zeichnungen.

Als der Ingenieur dann allein zu Hause bleibt, nimmt er ein Stück Papier und zeichnet darauf einen Aeroplan, in den er seine Turbine eingebaut sich dachte. „Dann hielt er die Zeichnung mit ausgestrecktem Arm vor sich, und die Maschine bekam Leben, das Papier weitete sich zum Himmel, das Surren des Propellers wurde hörbar; er riß den ganzen Apparat nach aufwärts, man konnte ihn mehr kaum verfolgen, schon war er verschwunden, nur das Motorgeräusch hallte noch lange nach. Einige ältere Herren traten näher und beglückwünschten den Konstrukteur, eine Menschenmenge flutete näher, man schrie und winkte, es war ein Jubel, wie man ihn noch nie gehört hat. Dann wurde es wieder still und düster, der Ingenieur zerknüllte das Papier, stützte den Kopf in beide Hände und sah traurig auf den Tisch. ‚Mein Motor ist weg, man wird ihn zerstören . . . nie mehr wird er so leben wie früher‘, seufzte er leise vor sich hin. ‚Hätte ich ihn doch nie von mir weg in die Welt geschickt . . .‘ “

Wir sehen, welche „sinnliche“ Gestalt die Gedanken des Ingenieurs annehmen. Nicht nur sein Motor reißt den Aeroplan nach aufwärts; er erlebt sogar den Ruhm vollkommen sinnfällig.

Und dennoch am Ende der Phantasie die düster-traurige Stimmung! Er kann sich nicht damit abfinden, daß er seinen Motor in die Welt geschickt hat. Wie ist das zu erklären?

Außer den oben angeführten Motiven, der Trägheit und der Furcht sich zu „blamieren“, wirkt hier noch etwas mit, was man als „den Unwillen des Autoerotikers ein Stück seines Ich der Außenwelt abzugeben“ charakterisieren kann. Wenn wir bedenken, daß der Ingenieur alle seine Erfindungen gemacht hat, ohne dabei an seine Mitwelt und ihre Interessen zu denken, so erscheint sein Motor als ein Stück von ihm selbst, das fest mit ihm verbunden ist. Indem er seinen Motor in die Welt schickt, reißt er eigentlich etwas von sich selbst ab und wirft es weg. Der introvertierte Mensch, der sich den Anderen nicht geben will und nicht geben kann, will und kann auch seine geistigen Produkte (gleichsam „Ich-Projektionen“) nicht den Anderen geben. — — —

Es bleibt uns noch übrig, die äußere Handlung bis zu Ende zu verfolgen. Die Turbine wurde patentiert. Dann fand sich auch eine Fabrik, die die Erfindung zu kaufen bereit war. Man mußte noch verschiedene Veränderungen und Verbesserungen daran vornehmen, denn unser Ingenieur offenbarte sich als Einer, der nicht im geringsten mit den praktischen Erfordernissen vertraut war. So hat

er z. B. vollkommen vergessen Ölleitungen anzubringen, Zubehörteile waren von unmöglichen Dimensionen, aber das Grundprinzip war von geradezu verblüffender Einfachheit und nach allen Richtungen mit zwingender Folgerichtigkeit ausgebildet.

Ein Vertrag wurde abgeschlossen, die nötigen Verbesserungen vorgenommen. Unser Ingenieur bekam sogar vom Direktor der Fabrik den Antrag, wenn sein Motor fabriksmäßig hergestellt werden kann, als Oberingenieur mit hohem Gehalt in die Fabrik einzutreten. Endlich wird in der letzten Stunde der Motor ausprobiert. Und —. Darüber berichtet der Ingenieur seinem Freunde so: „Du mußt es mir glauben, es ist wirklich wahr ... der Motor geht nicht, kann nicht gehen ... Wir haben den ganzen Vormittag herumprobiert, jede Möglichkeit eines Defekts beseitigt, alle Ingenieure der Fabrik suchten nach Ursachen, aber die Maschine blieb stets nach ein paar Umdrehungen stecken. Endlich holte ein junger Techniker ein Lehrbuch, schlug einige Diagramme auf, wir rechneten und rechneten, und so fanden wir: bei einer gewissen Tourenzahl mußten die verbrauchten Gase so nach außen gedrängt werden, daß immer ein Teil im Explosionsraum verblieb und das Zuströmen des frischen Gasgemisches hinderte. Ein prinzipieller Fehler, der nicht zu beseitigen ist. Man drückte mir bedauernd die Hand und ließ mich gehen. Und ich komme nie wieder, ich baue nur mehr für mich wie früher. Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin.“ — —

So rächt sich die objektive Realität an dem, der sie verachtet! —

Wir fassen die Ergebnisse unserer Analyse kurz zusammen: Der Introvertierte arbeitet ohne an die Mitwelt zu denken, sondern er manifestiert daran bloß seine Autoerotik. Er hat eine Scheu vor den Schwierigkeiten und Anforderungen der Objektwelt; in seiner Phantasie aber kann er alles so gestalten, wie es einer mühelosen Wunscherfüllung paßt. Seine lebhafte Phantasie nimmt jeden Erfolg vorweg, und macht dadurch das Suchen des Erfolges in der Realität erst recht entbehrlich. Dem Introvertierten sind seine geistigen Produkte eine Art Ich-Projektionen: darum gibt er sie so ungern der Welt preis. Wenn er sich aber einmal überreden läßt, mit seinen Produktionen in die Welt zu gehen, so erweisen sie sich als unzulänglich.

24. Der oben angeführte stud. math. konnte nie angeben, was er während seiner traumartigen Zustände eigentlich erlebte. Die meisten Psychoanalytiker sind in solchem Falle geneigt anzunehmen, daß der Inhalt solcher „Träumereien“ dank der Verdrängung der Amnese verfällt. In vielen Fällen dürfte das auch zutreffen. Aber das erschöpft nicht das Wesen der Introversion. Ich habe auch einen anderen Introvertierten in der Analyse gehabt, der mir angab, zeitweise während der Konzentration in der Einsamkeit in einen Zustand der Bewußtlosigkeit zu verfallen. In vielen Fällen der Introversion ist es anzunehmen, daß überhaupt *nichts erlebt wird*. D. h. es gibt wirklich Zustände, in denen das *Nichts*, das

Losgetrenntsein von jeglichem Inhalt, erlebt wird. Wenigstens sprechen die altindischen Upanishaden von dem „objektlosen Subjekt" und vom wonnigen Schauen des Nichts. So z. B. Nṛisiṅha-uttara-tâpaniya-upanishad 9: „. . . Die ganze Welt aber ist Nicht-Wissen, ist jene Mâyâ (Illusion). Der Âtman aber ist das höchste Selbst und durch sich selbst leuchtend. Er erkennt und erkennt doch nicht; denn sein Erkennen ist objektlos, ist Innewerdung[233])." Auch ein jüngerer indischer Poet sagt:

Wenn auf des Spiegels Fläche sich kein Berg,
Kein Tal, kein Wesen widerspiegelt, so verharrt
Die Spiegelkraft allein im eigenen Sein.
Dem gleicht, wenn der Erscheinungen Gewirr,
Wenn Ich und Du und Welt verschwunden ist,
Die Einsamkeit des Sehers, der nichts sieht[234]).

Der einsame Seher, der nichts sieht, ist das „objektlose Subjekt". Ein junger Mann meiner Beobachtung erzählte mir auch, „daß er in seinem sechsten Jahre mit seinen Eltern in einem Dorfe am Meere weilte. Da geschah es einmal, als er allein am Strande spielte und dem Meere zusah, daß er in einen merkwürdigen Zustand der ‚Geistesabwesenheit' verfiel und ‚das Nichts schaute'. ‚Ja', fügte der Mann zu, ‚es klingt zwar absurd, doch sah ich damals das Nichts, anders kann ich den damaligen Zustand nicht beschreiben[235]).'" — Auch die Buddhisten behaupten Ähnliches. In der buddhistischen Mystik wird z. B. von gewissen ätherischen Räumen (Dhiânî) gesprochen, die sich über die Welt des Verlangens erheben. Die Dhyânas sind aber „eigentlich und ursprünglich psychologisch-asketische Akte, sind Stufen der Meditation und Ekstase, in welchen der Geist sich losmacht von jeglicher Trübung, Bestimmtheit und Endlichkeit des Vorstellens und Denkens, und zu den Höhen absoluter Gedankenlosigkeit und Indifferenz emporgetragen wird[236]). Dieser Zustand absoluter Gedankenlosigkeit und Indifferenz ist das eigentliche Ideal aller Introversion.

Die Introversion ist die Tendenz der Abwendung von der Objektwelt. In jeder Tendenz kann und muß man Stufen ihrer Verwirklichung unterscheiden. Auch im Falle der Introversion lassen sich gut zwei Stufen unterscheiden. Es ist interessant, daß solche Stufen der Introversion bereits von den altindischen Weisen geschildert sind. In einem Kommentar der sogenannten Sâmkhya-Philosophie (die bekanntlich nahe verwandt ist mit der Yoga-Schule, wo verschiedene Introversionspraktiken getrieben wurden), nämlich im Vâcaspatimicra's Sâmkhya-tattva-kaumudi, findet sich folgende Stelle (zu Karika 25): „Erkenntnis ist die Erschauung des Unterschieds von Materie und Seele. Gleichgültigkeit ist die Negation der Begierde; dieser Zustand stellt vier (verschiedene Stufen des) Bewußtseins dar: 1. das Bewußtsein der Bemühung,

2. das Bewußtsein des Gesondertseins, 3. das Bewußtsein von (nur noch) einem Sinn, 4. das Bewußtsein der Herrschaft."

„Begierde und dergleichen sind die dem Denkorgan anhaftenden Schäden; von denselben werden die Sinne mit Bezug auf je ihre besonderen Objekte zur Trägheit angetrieben. Wenn man sich nun dazu anschickt diese (Schäden) zu beseitigen, mit dem Gedanken ‚Auf diesen (Antrieb hin) sollen die Sinne nicht (mehr) mit Bezug auf die Objekte hier tätig sein', so ist dieses Bestreben ‚das Bewußtsein der Bemühung'. Liegt man (jener) Beseitigung ob, so sind einige Schäden zu Ende, während andere erst ihrem Ende entgegen gehen. Da nun in dieser Weise zwischen den (beiden Teilen) das Verhältnis des Früher und Später obwaltet, so stellt man fest, daß diejenigen Schäden, welche zu Ende sind, von denen gesondert sind, welche erst ihrem Ende entgegen gehen. Dies ist das ‚Bewußtsein des Gesondertsein'. Wenn die (Schäden), welche infolge der (durch die Jogapraxis erzielten) Wirkungsfähigkeit der Sinne vergangen sind, nur noch in (der Form) der sehnsüchtigen Erinnerung in dem inneren Sinne verharren, so ist das ‚Bewußtsein von (nur noch) einem Sinn' (erreicht). Auf die drei (bisher besprochenen Stufen des Bewußtseins) folgt nun auch das Aufhören selbst jenes Minimums von sehnsüchtiger Erinnerung an die (früher) herangetretenen sinnlichen und übersinnlichen Objekte. Dies ist das ‚Bewußtsein der Herrschaft', welches der verehrungswürdige Pantajali (im Jogasûtra I, 15) mit folgenden Worten beschreibt: ‚Das Bewußtsein der Herrschaft bei einem, der kein Verlangen mehr nach sinnlichen und übersinnlichen Objekten empfindet, ist Gleichgültigkeit[237]).' "

Die Yoga- und Sâmkhya-Philosophen, als echte Autoerotiker und Introvertierte, empfinden die Berührung mit der Welt der Objekte als Last, sie möchten das „Denken" von den durch diese Berührung ihm anhaftenden Schäden befreien. Zu diesem Zwecke empfehlen sie eine Abwendung von der Objektwelt. Daraus resultiert zuerst eine Stufe, wo die Objekte der Welt bloß noch in Form der sehnsüchtigen Erinnerung in dem inneren Sinn verharren. Hält die Abwendung von der Objektwelt noch länger an, so folgt die „Gleichgültigkeit", d. h. ein Zustand, wo auch jene sehnsüchtige Erinnerung an die Objekte bereits erloschen ist. Die Introversion läßt sich also in zwei Stufen zerlegen:

Erste Stufe: Abwendung bloß von der wahrnehmbaren Objektwelt (die Erinnerung jedoch ist noch an die Objektwelt fixiert).

Zweite Stufe: Abwendung von der Objektwelt schlechthin (d. h. das Erleben des „Nichts").

25. Wir knüpfen jetzt wieder an das oben Ausgeführte über progrediente und regrediente Prozesse, um von hier aus zu einer Psychologie des Denkens vorzudringen. Zu diesem Zwecke werden wir nur das Gesagte etwas anders gruppieren müssen.

Die innere Energie des Individuums (die Affektivität) wirkt sich als „primärer Bewegungsimpuls" aus und entladet sich in Form der verschiedenen „unwillkürlichen" Innervationen. Diese Bewegungen sind ursprünglich noch nicht zweckhaft, sie streben nichts an, als eben sich zu betätigen. Durch den primären Bewegungsimpuls kommt aber das Individuum in Berührung mit den Dingen der Objektwelt, wodurch die ersten Wahrnehmungen entstehen. Da die bewußte Impression Arbeitsleistung bedeutet, und jeder Arbeitsprozeß sich selbst erschöpfen muß; und außerdem die Impressionen gleichsam um das verfügbare Energiequantum (der Aufmerksamkeit) miteinander kämpfen müssen, so können die einzelnen Impressionen nicht dauernd im „Blickfelde" des Bewußtseins bleiben und müssen weichen. Die weichenden Impressionen hinterlassen aber „Spuren", d. h. Reproduktionsmöglichkeiten, Reproduktionstendenzen, die nach Überwindung der inneren Widerstände in Vorstellungen übergehen.

Der Weg bis zur Vorstellung ist also der folgende:

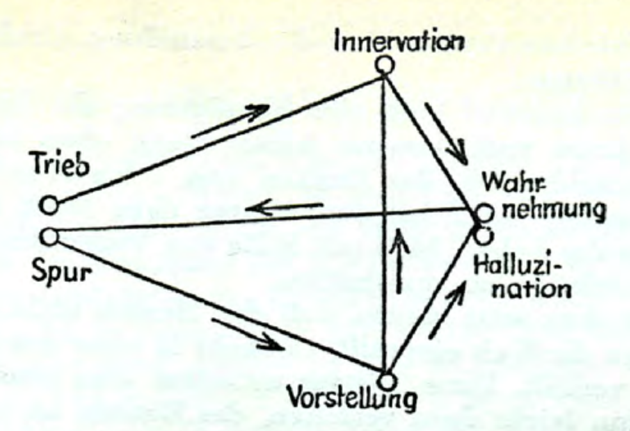
I. Fortschreitende Bewegung: Primärer Bewegungsimpuls (innerer Drang) — Berührung mit der Objektwelt — Impression (Wahrnehmung).

II. Rückschreitende Bewegung: Verdrängung (Abklingen der Wahrnehmung).

III. Neuerliche fortschreitende Bewegung: Belebung der „Spur" (Aktualisierung der Reproduktionstendenz) — Überwindung des inneren Widerstandes — Vorstellung.

Die reproduzierende Tendenz braucht aber nicht bei der Vorstellung stehenzubleiben, sie kann wiederum in Innervation enden, in diesem Falle wird es meistens eine „zweckmäßige" Bewegung sein. Der „primäre Bewegungsimpuls" ist „absichtslos", ist noch nicht teleologisch beschaffen. Das kleine Kind macht alle möglichen Bewegungen, greift nach verschiedenen Dingen der Umwelt, ohne ihren Wert zu kennen, aus bloßem Überfluß an Lebensenergie. Dabei stoßt es auf Dinge, die ihm Befriedigung und Lust verschaffen, aber auch auf solche, die ihm Unlust bringen. So lernt das Individuum die Dinge der Außenwelt in zwei Klassen, in lust- und unlustbringende, einzuteilen. Von hier ab verlieren die Innervationen ihren unabsichtlichen Charakter, der blinde Trieb wird nun zum „Begehren". Die fortschreitende Bewegung III wird jetzt nicht bei der „Vorstellung" stehenbleiben, sondern öfters bis zur neuerlichen Innervation (zweckmäßigen Handlung) fortschreiten.

Die Tatsache der Regression zeigt uns aber, daß das Befriedigungserlebnis nicht nur durch die Tat, sondern auch halluzinatorisch erreicht werden kann. D. h. in der fortschreitenden Bewegung III kann die Belebung der „Spur" über die Vorstellung hinaus bis zur Wahrnehmung (Halluzination) fortschreiten. (Die verschiedenen



Möglichkeiten im Ablaufe des psychischen Geschehens sind in der beigefügten graphischen Darstellung schematisch gegeben.)

Der primitive Zustand des psychischen Apparates tendiert dahin, jede Regung in Innervation überzuführen. Dabei wird aber nicht nur lustbringendes, sondern auch unlustbringendes öfters erlebt. Die Erfahrungen peinlicher Natur zwingen das Individuum sich vor den Objekten der Außenwelt in acht zu nehmen. Die fortschreitende Bewegung vom Trieb zur Innervation verwandelt sich durch die Einwirkung der Objektwelt in eine umgekehrte: die Regung zur Innervation wird gehemmt.

Den Mechanismus dieser Hemmung denke ich mir in folgender Art: Jede Regung ruft sofort die Erinnerungsbilder jener Erlebnisse wach, die mit dem vollständigen Ablauf der Regung assoziiert sind. D. h. ein Teil der Energie des Triebes wird verwendet zur Besetzung der Gedächtnisspuren früher stattgehabter Erlebnisse: die möglichen Folgen des sich Hingeben dem Triebe werden „erwogen", der Trieb so gemeistert und gerichtet, bis das endgültige Befriedigungserlebnis möglichst gefahrlos (d. h. ohne peinliche Nebenerlebnisse) erreicht wird. Dies „Erwägen der möglichen Folgen" nennen wir D e n k e n. Das Ziel oder die Aufgabe des Denkens ist, unter verschiedenen Reproduktionstendenzen eine Auswahl zu treffen, die auserwählten dann endgültig anzuerkennen, die anderen aber endgültig zu hemmen.

Das Denken setzt eine Aktualisierung verschiedener Reproduktionstendenzen voraus, und besteht in einer vergleichenden, auswählenden und hemmenden Tätigkeit. Es schiebt sich zwischen Trieb und Innervation ein. Das bedeutet zwar einen „Umweg", ist aber nötig, um mögliche Konflikte zwischen Individuum und Umgebung zu vermeiden oder wenigstens auf ein Minimum zu reduzieren.

Da die Funktion des Denkens zusammenhängt mit der Begrenzung möglicher Reproduktionstendenzen, so darf man auch das Denken betrachten als eingeschaltet zwischen Reproduktionstendenz (Gedächtnisspur) und Vorstellung. Denn der Weg zur Innervation geht

in der entwickelten Psyche über die Vorstellung. (Siehe oben das graphische Schema.)

Das Denken bedeutet bloß eine Verzögerung des Befriedigungserlebnisses, keine vollkommene Ausschaltung eines solchen. Und darin unterscheidet sich das Denken vom Phantasieren, wo die Aktualisierung der Erinnerungsspuren dazu dient, ohne tätiges Eingreifen in das Leben, bloß mit Hilfe von Vorstellungen sich Befriedigungserlebnisse zu verschaffen.

26. Das Denken setzt voraus, daß der Mensch nicht impulsiv in das Geschehen der Welt eingreift, vielmehr in einer gewissen Distanz zu ihr sich verhält. Diese Distanz zwischen dem Denkenden und der Welt kann leicht dazu verleiten, das Denken als eine Abwendung von der Welt, als Introversion also, aufzufassen.

Das war wirklich der Ausgangspunkt der ursprünglichen Introversionslehre Jungs. Er machte damals die Aufstellung, daß „es zwei Typen menschlicher Psychologie gibt. Die Grundfunktion des einen ist das Fühlen, die des anderen das Denken. Der eine fühlt sich ein in das Objekt, der andere denkt darüber. Der eine paßt sich an die Umwelt gefühlsmäßig an und denkt nachträglich; der andere paßt sich an über das denkmäßige und vorgängige Begreifen. Der, der sich einfühlt, begibt sich gewissermaßen aus sich selbst heraus zum Objekt, der andere zieht sich gewissermaßen vom Objekt zurück oder hält davon an und denkt darüber. Der erstere heißt der extravertierte Typus, weil er sich gewissermaßen herauswendet an das Objekt, der letztere heißt der introvertierte Typus, weil er sich vom Objekt gewissermaßen abwendet, sich in sich selbst zurückzieht und über das Objekt denkt[238]).“

Die Charakteristik des Introvertierten bzw. des Extravertierten ist hier vortrefflich gegeben. Nur die Beziehung auf das Denken und Fühlen ist ein Fehlgriff. Das hat Jung später eingesehen und freimütig eingestanden. In einem späteren Werke sagt er, daß er zwar in früheren Arbeiten „den Denktypus mit dem Introvertierten und den Fühltypus mit dem Extravertierten identifiziert (hat). Diese Vermischung hat sich einer vertiefteren Bearbeitung des Problems gegenüber als unhaltbar erwiesen“.[239])

Daß das Denken nicht zur Introversion zu rechnen ist, ersieht man leicht aus folgender Überlegung. In der Wahrnehmung kommen wir mit der Objektwelt in unmittelbaren Kontakt. Weil die Wahrnehmung auf einen Gegenstand bezogen ist, so spricht die moderne Psychologie in diesem Falle vom „Gegenstandsbewußtsein“. Unterscheidet sich aber das Denken in dieser Hinsicht von der Wahrnehmung? Nein. Denn auch das Denken kann sich auf Gegenstände beziehen, oder die „Intention“ zu ihnen haben. Auch das Denken gehört in diesem Sinne zum Gegenstandsbewußtsein, ist keine Abwendung vom Objekt.

Man muß aber im Denken zwei Seiten oder richtiger zwei verschiedene Arten zu denken unterscheiden: ein sachgemäßes

und ein sozusagen chimärisches Denken. Wir wollen darauf näher eingehen.

Im Inhalte des Denkens wird ein gewisser Gegenstand symbolisch repräsentiert. In dem Denkakte wende ich mich dem Gegenstande zu, betrachte ihn, stelle gleichsam an ihn Fragen. „Das Ziel ist das Gewinnen der Antwort auf die Frage, die ich an den Gegenstand stelle, das Bewußtsein etwa, daß der ... Gegenstand ein so oder so beschaffener sei[240])." Der Sinn der Fragen, die wir an den Gegenstand richten, ist der, zu erfahren, was von dem Gegenstand gelte, welchen Anspruch er an mein Denken stellen darf. Dieser Anspruch besteht darin, den Gegenstand gemäß seinem eigenen Wesen zu denken. Ein Denken, das diesen Ansprüchen konform ist, möchte ich als sachgemäßes bezeichnen; alles andere Denken ist dann ein chimärisches.

Im chimärischen Denken kann ich z. B. ein kreisförmiges Quadrat denken. „In der Tat denke ich, wenn ich das kreisförmige Quadrat denke, d. h. ich denke, soweit dies Denken meine Sache ist. Aber das Denken oder richtiger das Gedachtwerden ist auch Sache des Gegenstandes. Und in unserem Falle nun erlebe ich es, daß der Gegenstand versagt, d. h., daß er gegen das Gedachtwerden Widerspruch erhebt. Der Gegenstand selbst verbietet mir einen solchen Denkakt ... Es ist ein Denken der Absicht nach, oder ... es ist ein solches, soweit dies Denken meine Sache ist. Aber die Absicht mißlingt. Zu ihrer Vollendung gehört eben auch die ‚Erlaubnis' des Gegenstandes[241])."

Das sachgemäße Denken richtet sich nach den Forderungen und Ansprüchen der Gegenstände, darf darum in keinem Falle als Abwendung vom Objekt, als Zurückziehung in sich selbst, als Introversion betrachtet werden. Dagegen ist das chimärische Denken charakteristisch für den Introvertierten: dies Denken wird nicht den Ansprüchen der Gegenstände gerecht, wird nur als „meine" Sache betrieben und muß darum in kritischen Momenten versagen. — —

Vom sachgemäßen Denken ist streng ein anderes Denken des Extravertierten zu unterscheiden, ein Denken, das ich als das herdenmäßige bezeichnen möchte. Für jedes einzelne Subjekt ist auch seine menschliche Umgebung ein „Objekt". Entspricht das Subjekt im Denken den Forderungen dieses „Objektes", so denkt es eben herdenmäßig. Das herdenmäßige Denken ist aber keinesfalls zugleich auch sachgemäß.

Ohne diese Unterscheidung begeht man leicht Fehler. So rechnet zum Beispiel Jung zum extravertierten Denken auch ein solches, welches zwar kein rein konkretes Tatsachendenken, sondern das ebensowohl auch ein ideelles Denken ist, „insofern nur nachgewiesen ist, daß die Ideen, mit denen gedacht wird, in höherem Maße von außen entlehnt, d. h. durch Tradition, Erziehung und Bildungsgang vermittelt sind".[242]) Nun diese Art Denken ist als das herden-

mäßige zu charakterisieren. Denn das naturwissenschaftliche Denken orientiert sich im großen und ganzen am Objekte, ist also unserer Terminologie gemäß sachgemäß und extravertiert. Und da kann und muß es öfters vorkommen, daß der Naturwissenschaftler mit seiner Auffassung, die durch ein tieferes Eindringen in das Wesen des natürlichen Geschehens bedingt ist, gerade in Widerspruch gerät zu der herrschenden Tradition seiner Zeit. Copernicus, der auf Grund astronomischer Beobachtungen die Bewegung der Erde lehrt, denkt sachgemäß. Dagegen die Meinung des großen Haufens seiner Zeit, die die Ruhe der Erde annahm, war zwar auch extravertiert, aber nicht sachgemäß, sondern eben herdenmäßig. D. h. jeder Einzelne innerhalb der traditionell denkenden Gruppe denkt scheinbar extravertiert; aber die Gruppe selbst, die nicht den Forderungen des Gegenstandes der Forschung folgen will, sondern in ihrer lieben Tradition verharren will, denkt chimärisch (d. h. introvertiert).

Kant hat bekanntlich als Kriterium der Objektivität eines Urteils seine Allgemeingültigkeit aufgestellt. Ein Urteil oder ein Denken ist objektiv (d. h. „sachgemäß"), wenn es für uns jederzeit und ebenso für jedermann gültig ist; „denn wenn ein Urteil mit einem Gegenstande übereinstimmt, so müssen alle Urteile über denselben Gegenstand auch untereinander übereinstimmen, und so bedeutet die objektive Gültigkeit des Erfahrungsurteils nichts anderes als die notwendige Allgemeingültigkeit desselben" (Prolegomena, § 18). Diese Worte Kants richtig verstanden bedeuten folgendes: Das sachgemäße Denken, das Denken, das sich am Objekte orientiert, muß allgemeingültig sein; weil alle, die mit „offenen Augen", ohne Voreingenommenheit an dasselbe Objekt herantreten, zum selben Urteil kommen müssen. Indem sich der sachgemäß (objektiv) Denkende nicht anmaßt eine nur für ihn gültige Sonderwahrheit zu besitzen, ist er zum extravertierten Typus zu zählen.

Nur ist die Allgemeingültigkeit nicht zu verwechseln mit der allgemeinen (d. h. im Momente herrschenden traditionellen) Meinung. Das Bestimmtsein durch die Tradition charakterisiert das herdenmäßige Denken, das eine Ausartung der Extraversion ist. In dem Falle überträgt der Einzelne seine autoerotische Introversionsstimmung auf die Gruppe, zu der er sich zählt. So entsteht das herdenmäßige Verhalten des Einzelnen, ein Gemisch von Extraversion und Chimäre.

X. Das Assoziationsexperiment

Die Einfälle, die der Analysand im Laufe der Analyse vorbringt, sind psychische Reaktionen, bedingt durch verdrängte unbewußte Inhalte. Man kann nun versuchen, solche Reaktionen experimentell zu provozieren: man ruft nämlich der Versuchsperson bestimmte „Reizworte" zu, worauf sie möglichst schnell mit Worten zu reagieren hat. Dann hat man das Reaktions- oder, wie man es auch nicht ganz passend nennt, das Assoziationsexperiment. Hat man sich nun an die „Auffassung der Bedingtheit im psychischen Leben gewöhnt, so ergibt sich als eine berechtigte Ableitung aus den Resultaten der Psychopathologie des Alltagslebens, daß auch die Einfälle der Person beim Assoziationsexperimente nicht willkürlich, sondern durch einen in ihr wirksamen Vorstellungsinhalt (Komplex) bedingt sein mögen".[243])

„Assoziationsversuche zu psychologischen und psychopathologischen Zwecken sind bekanntlich seit längeren Jahren in großer Zahl aufgestellt worden. Man hoffte, mit ihrer Hilfe in den Mechanismus des psychischen Geschehens einzudringen, eine psychologische Charakterisierung des geprüften Individuums zu erlangen und eventuell auch eine Abgrenzung des Normalen vom Pathologischen zu erreichen. Entsprechend diesem allgemein psychologischen Zweck wurden die Reizworte des Assoziationsversuches möglichst indifferent gewählt und Beziehungen zu besonderen Erlebnissen der Versuchspersonen vermieden, da diese die Vergleichbarkeit der Resultate stören mußten. Die Verwertung der Ergebnisse geschah in der Weise, daß die Beziehungen zwischen Reiz- und Reaktionswort in formaler Richtung charakterisiert und die Prozentzahlen der jeweilig vorgefundenen formalen Beziehungsarten angegeben wurden. Alle diese Untersuchungen haben nur zu verhältnismäßig geringfügigen Resultaten geführt und dem Verständnis des psychischen Geschehens nicht wesentlich näher gebracht. In neuester Zeit ist nun eine Anwendung des Assoziationsexperimentes in Angriff genommen worden, die wesentlich andere Zwecke verfolgt. Es handelt sich hier nicht um allgemein psychologische Charakterisierung des untersuchten Individuums, sondern um das Vorhandensein bestimmter Komplexe in der Versuchsperson. Nicht das formale Verhältnis zwischen Reiz- und Reaktionswort interessiert hier, sondern die rein inhaltliche Beziehung, die zwischen beiden besteht[244])."

Wir haben nicht die Absicht, alle Feinheiten des Reaktionsexperimentes hier vorzuführen. Vielmehr wollen wir nur in großen Zügen eine Übersicht über dieses Verfahren geben, um gewisse Parallelen zu den Ergebnissen der psychoanalytischen Methode aufzuzeigen.

Fall Nr. 1[245]). Die Versuchsperson hatte während des Zeitraumes, innerhalb dessen alle Versuche fallen, besondere Gefühle einer jungen Dame gegenüber. Um die Versuche zu verstehen, muß noch erwähnt werden, daß der junge Mann noch nicht ganz über die Zeit innerer Kämpfe hinausgelangt war und ihm, da er streng christlich erzogen war, die Neigung zu einer Israelitin viel zu schaffen machte.

Reiz	Reaktion
1. Hochzeit . .	Unglück.
2. komm	komm mit mir.
3. leiden	ach Gott, ja!
4. Kummer . .	wer nie die kummervollen Nächte.
5. Küssen . . .	nie.
6. Spiel	süße Spiele spiel ich mit dir.
7. Sofa	eine bestimmte Chaiselongue (im Salon der betreffenden Dame).
8. lieben	ist unnütz.
9. Treue	Jungfernkranz (mit der entsprechenden Melodie gedacht).
10. Hoffnung . .	du sollst uns im Leben (Fortsetzung: liebend und tröstend umschweben).

„Nr. 6 ist die Fortsetzung von Nr. 2, ein Zitat aus dem ‚Erlkönig'. Sehr bemerkenswert ist, daß unter 78 Assoziationen sonst nur noch ein einziges Zitat vorkommt, nämlich bei

müssen . . . . . kein Mensch muß müssen,

und überhaupt Zitate bei der Versuchsperson sehr selten sind. Der Komplex bedient sich hier also einer Reaktionsform, die der Versuchsperson sonst gar nicht geläufig ist, ja, es ist charakteristisch, daß die Versuchsperson vom ‚Erlkönig' überhaupt nur dies kleine Bruchstück: ‚komm, komm mit mir, gar süße Spiele spiel ich mit dir', ins manifeste Gedächtnis herübergerettet hat. Auch vom ‚Jungfernkranz' kennt sie zwar die Melodie vollständig, vom Text aber nur das kleine Bruchstück: ‚Wir winden dir den Jungfernkranz.' "

Wir sehen, wie die zehn hier angeführten Reaktionen, wenn man den zugrunde liegenden Komplex beachtet, sinnvoll ausfallen. Noch mehr, der Komplex wirkte determinierend auf den Gedächtnisschatz: das, was zu der gegebenen Situation paßt, wird jetzt erinnert. „Der Komplex äußert, vielleicht um weniger aufzufallen, vielleicht weil es weniger Mühe kostet, intime Gefühle in schon geprägte Münze, wie Zitate, Liedertexte, Titel von Erzählungen und ähn-

liches. Zitate sind häufig Masken. Wir benutzen sie auch im gewöhnlichen Leben in diesem Sinne[246])."

Fall Nr. 2[247]). Versuchsperson ist ein Kaufmann, 22 Jahre alt, Muttersöhnchen, Angstneurose, Masturbant.

Reizwort	Reaktion
39. Verachten	Schauspiel.
49. Mitleid	Schauspiel.
80. Spott	armer Mann.

Zu 39 erklärt Versuchsperson, es hat ihr sofort eine Bühne vorgeschwebt, auf der ein Mann kniete, auf den ein anderer mit Verachtung herabsah. Ferner: „Arme Leute werden oft verspottet. Früher, wenn ich turnte, wurde ich wegen meiner Unbeholfenheit verspottet, auch wegen meiner Dicke." Volle Klarheit über die Reaktionen haben wir noch nicht gewonnen. Aber verfolgen wir die Sache weiter. „Am nächsten Tage, im Anschluß an einen Traum, als er seine Kindheitserinnerungen reproduzierte, fiel ihm plötzlich das Reizwort ‚Spott' ein. Ohne irgendwelche Suggestivfragen erzählte Versuchsperson folgendes: ‚Als ich vierzehn Jahre alt war, kam ich oft mit zwei Freunden zusammen. Sie erzählten: ‚Du, wir onanieren feste drauf los.' Ich wußte davon noch gar nichts, versuchte die Manipulation aber sofort, jedoch ohne Erfolg. Meine Freunde lachten mich aus und wollten meinen Penis sehen. Sie verspotteten mich, weil er noch so klein und unbehaart war. Ich kam mir klein und erbärmlich vor." Jetzt sind die Reaktionen 39 und 49 verständlich: „Das Schauspiel, das er gab, war bemitleidenswert und verächtlich!" (Strohmayer.)

Es ist interessant hier zu beobachten, wie der wahre Hintergrund der Reaktionen nur mühsam zum Vorschein kommt. Auf die Reizworte „Verachten" und „Mitleid" wird vorerst durch das Wort „Schauspiel" reagiert, in Verbindung damit entsteht die Vision von dem Manne, auf den man mit Verachtung herabsieht. Erst am nächsten Tag wird das wichtige Ereignis reproduziert. Wir sehen hier die Wirkung des starken Widerstandes gegen die Belebung eines peinlichen Erlebnisses. Der Einblick in das Spiel der psychischen Kräfte, in den Kampf zwischen Verdrängtem und Verdrängung, ist uns unverhüllt gewährt, was bei der Ausforschung in der Hypnose unmöglich wäre.

Es scheint mir wichtig, Analoges aus der „Denkpsychologie" (der Külpeschen Schule) anzuführen. Wenn man z. B. zu einem bestimmten Reizwort irgendeine Beziehung, wie „Nebenordnung" oder „Über-, bzw. Unterordnung" angeben soll, so kommt es erstlich vor, daß die Reaktion ohne besondere Schwierigkeiten vor sich geht und die Versuchsperson das Bewußtsein hat, es sei hier etwas Geläufiges zum Ausdruck gekommen. D. h. solche Reaktionen sind durch ein Wissen von einem bestimmten Sachverhalt bedingt, sie sind also Wissensaktualisierungen. Aber nicht alle

Reaktionen in den denkpsychologischen Experimenten laufen in so einfacher Weise ab. Hier zur Illustration ein komplizierterer Fall. Die Beziehung, die aufzusuchen ist, ist diejenige der „Überordnung". Auf das Reizwort „Haß" reagiert eine Versuchsperson mit „Leidenschaft" und gibt über ihre Erlebnisse (während der Reaktion) an: „Ich erinnerte mich, früher in einem lateinischen Lehrbuch der Philosophie gelesen zu haben, daß der Haß (das Wort in Schreibmaschinenschrift dabei innerlich gelesen) untergeordnet werde unter einem Begriff, ich wußte genau welchen, aber konnte ihn nicht benennen. Der Gedanke setzte mit dem Schriftbild ein. Das Auftauchen der Erinnerung erfolgte, indem dieses Wortbild von mir festgehalten wurde. Dann kam auf einmal das Wort Leidenschaft in Schreibmaschinenschrift; reagierte nicht ganz befriedigt, weil ich den gemeinten Begriff nicht richtig bezeichnet hatte, ich hatte gemeint Affekt[248])."

Diese Reaktion ist dadurch charakterisiert, daß hier die Wissensaktualisierung nicht gleichsam in einem Satz geschieht, sondern stufenweise vor sich geht. Man spricht in solchem Falle von einer *sukzessiven Wissensaktualisierung*. Ein weiteres Beispiel solcher ist die folgende Reaktion auf das Reizwort „Schuld", zu dem „Folge" zu finden war: „Verurteilung". „Sogleich ein Wissen, daß das, was ich zu antworten habe, etwas mit dem Gericht zu tun habe. Ich suchte etwas Kriminelles, was an ein Vergehen folgt. Die Lösung bewegte sich in Richtung auf den Begriff Strafe als Vergeltung für die Schuld. Es kam aber nicht das Wort Strafe, sondern Verurteilung, als Benennung der Folge der Schuld, durch welche sie gesühnt wird[249])."

Wie sollen wir uns die Tatsache der „sukzessiven Wissensaktualisierung" erklären? Sie tritt vermutlich auf, wenn „ein (relativ) weniger geläufiges Wissen durch Vermittlung eines geläufigeren Wissens aktualisiert wird, das Bestimmungen über denselben Gegenstand enthält . . .[250])." Wir wissen, daß jedes Erlebnis Spuren hinterläßt, die zur Reproduktion tendieren. Einige dieser Spuren sind aber leichter ansprechbar, besitzen eine stärkere Reproduktionsfähigkeit als die anderen. Und darin besteht das Wesen der sukzessiven Wissensaktualisierung: Die aktuell gewordene Energie der Erlebnisspuren fließt zu den weniger stark besetzten Spuren und versetzt sie dadurch auch in aktuellen Zustand. D. h. *die sukzessive Wissensaktualisierung zeigt an, daß relativ mehr Hemmungen auf dem Wege zur letzten Einsicht zu überwinden sind.*

Im denkpsychologischen Experiment kommt das aufgespeicherte Wissen der Versuchsperson zur Wirksamkeit. Im Assoziationsexperiment, wie auch in der Analyse, kommt das verdrängte Gedankenmaterial zur Wirksamkeit. Auch hier sehen wir, daß der verdrängte Inhalt, weil er stark gehemmt ist, nicht leicht reproduzierbar ist: er kann nur auf Umwegen, in Form von „Deckerinne-

rungen", zum Vorschein kommen. D. h. die Reaktion, durch das Reizwort provoziert, ergreift Worte und Bilder, deren Reproduktion weniger gehemmt ist, die leichter „ansprechbar" sind.

Dem „weniger Geläufigen" im „denkpsychologischen Experiment" entspricht im Assoziationsexperiment der Widerstand. Dieser charakterisiert sich zahlenmäßig als verlängerte Reaktionszeit. Zur Illustration:

Fall Nr. 3[251]). Einmal in einem Moment der Verzweiflung wurde von der Versuchsperson der Selbstmord durch Ertrinken ernstlich überlegt.

Reizwort	Reaktion	Reaktionszeit	Reproduktion[252])
Kopf	Haar	1,4 Sek.	+
grün	Wiese	1,6 „	+
WASSER	tief	5,0 „	schwimmen
stecken	Messer	1,6 „	+
lang	Tisch	1,2 „	+
SCHIFF	Untergang	3,4 „	Dampfschiff
fragen	Antworten	1,6 „	+
Wolle	stricken	1,6 „	+
trotzig	freundlich	1,4 „	+
SEE	Wasser	4,0 „	blau
krank	gesund	1,8 „	+
Tinte	schwarz	1,2 „	+
SCHWIMMEN	können	3,8 „	Wasser

Die „kritischen" Reizworte: WASSER, SCHIFF, SEE und SCHWIMMEN regten den Komplex an. Der Widerstand gegen die peinliche Erinnerung hat sich als verlängerte Reaktionszeit kundgetan. Dadurch ist die dynamische Natur der Verdrängung gekennzeichnet: sie ist ein in der Zeit sich abspielender energetischer Prozeß.

Oben haben wir gezeigt, daß im denkpsychologischen Experiment bei relativ größerer Hemmung die sukzessive Wissensaktualisierung eintritt. Nun ist es wichtig noch hinzuzufügen, daß aus einer tabellarischen Zusammenstellung der Reaktionen ersichtlich wird, daß die Reaktionen mit sukzessiver Wissensaktualisierung im Unterschied von den anderen meistens längere Reaktionszeiten erfordern. „Dies berechtigt zu der Vermutung, daß dieselben Umstände, welche die Verlängerung der Reaktionszeit herbeiführen, auch den Grund für das Auftreten der sukzessiven Wissensaktualisierung enthalten[253])." Es ist somit klar, daß die Verlängerung der Reaktionszeit, da sie der sukzessiven Wissensaktualisierung äquivalent ist, nichts anderes bedeuten kann, als eben den Widerstand.

Einen Einblick in den Kampf zwischen Komplex und Verheimlichungstendenz gewährt auch ein Experiment von Kramer und Stern (a. a. O.):

Fall Nr. 4. Der Versuchsperson wurde das Bild „Der Tod als Würger“ von Alfred Rethel gezeigt mit der Instruktion, den „Bildkomplex“ im Reaktionsexperiment nicht zu verraten. Dem Bilde wurde folgende Erläuterung beigefügt:

„In Paris war ein Maskenball; in ausgelassener Lustigkeit drehte sich Mann und Weib, da sank plötzlich eine Dirne um. Und als der Arzt hinzukam, zeigte sich's: die Cholera war da. So brach sie aus, vom Tanzsaale her wütete sie durch die Stadt . . .“ — Die Versuchsperson durfte also die Kenntnis dieser Episode nicht verraten.

Versuchsperson, Herr L., stud. jur., „wahrscheinliches Mittel“ seiner Reaktionszeit = 9,5 Fünftelsekunden.

21. Paris — Ball; 50 Fünftelsekunden.

L. sagt in seinem Selbstbeobachtungsprotokoll:

„Da ich die ganze Zeit in einer großen Angst schwebte, ich könnte mir eine Blöße geben, und meine Angst in diesem Augenblick besonders groß war, konnte ich, so große Mühe ich mir auch geben mochte, die Assoziation ‚Ball‘ nicht unterdrücken. Je mehr ich nach einer anderen suchte, desto unruhiger wurde ich, und *so blieb mir trotz der langen Reaktionszeit*, die ich erfolglos hatte verstreichen lassen, *nichts anderes übrig, als meine erste Assoziation auszusprechen.*“

Herr Schw., cand. phil., „wahrscheinliches Mittel“ der Reaktionszeit = 9,5 Fünftelsekunden.

8. Geißel — Tod; 16 Fünftelsekunden.

„Schw. gibt in dem Selbstbeobachtungsprotokoll an, daß ihm auf Geißel zunächst Cholera . . . eingefallen sei, und daß sich erst nach Unterdrückung dieser die ausgesprochene Assoziation eingestellt hatte“ (Kramer und Stern).

Wirklich, die Verheimlichungstendenz beansprucht einen großen „psychischen Aufwand“ und darum bedeutet der Selbstverrat gewissermaßen eine Erleichterung. Die Tatsache und die Bedeutung der verlängerten Reaktionszeit ist auch der alltäglichen Beobachtung nicht entgangen: man spricht in solchem Falle von „Verlegenheit“. Wenn man keine richtige Antwort auf irgendeine Frage geben kann, wenn man also etwas verborgen zurückhalten muß, dann ist man „verlegen“. Die verlängerte Reaktionszeit ist dazu da, um die Reaktion besser zu entstellen, die „passende“ Antwort besser finden zu können, was jedoch, wie aus dem Obigen hervorgeht, nicht immer gelingt. Das eigentümlich Peinliche, das das Wort „Verlegensein“ kennzeichnet, ist wohl der Ausdruck des seelischen Konfliktes, der sich in solchen Fällen mehr oder weniger intensiv abspielt.

Zum Thema des Widerstandes sei hier noch die folgende Bemerkung Freuds eingeschaltet. Er sagt: „Allemal stockt die Arbeit

(der Analyse), immer wieder behaupten sie (die Patienten), diesmal sei ihnen nichts eingefallen. Man darf ihnen nicht glauben, man muß dann immer annehmen und auch äußern, sie hielten etwas zurück, weil sie es für unwichtig halten oder peinlich empfinden. Man besteht darauf, . . . man stellt sich unfehlbar, bis man wirklich etwas zu hören bekommt. Dann fügt der Kranke hinzu: ‚Das hätte ich Ihnen schon das erstemal sagen können.' — Warum haben Sie es nicht gesagt? — ‚Ich habe mir nicht denken können, daß es das sein sollte. Erst als es jedesmal wiedergekommen ist, habe ich mich entschlossen, es zu sagen.' — Oder: ‚Ich habe gehofft, gerade das wird es nicht sein; das kann ich mir ersparen zu sagen; erst als es sich nicht verdrängen ließ, habe ich gemerkt, es wird mir nichts geschenkt.' — So verrät der Kranke nachträglich die Motive des Widerstandes, den er anfänglich gar nicht einbekennen will[254])." Diese Ausführungen Freuds über den Zusammenhang zwischen Widerstand und Verlängerung der Reaktionszeit finden wir im Kramer-Sternschen Experiment viele Jahre später bestätigt.

„Diese Tatsache, daß zu lange Zeiten das Vorhandensein von gefühlsbetonten Komplexen andeuten können, erscheint uns von großer Wichtigkeit. Damit wäre vielleicht das Mittel gegeben, durch ein ganz kurzes und einfaches Examen gewisse individuell außerordentlich wichtige Dinge zu erfahren, und zwar gerade die für die Persönlichkeitspsychologie bezeichnenden Komplexe[255])."

Zur weiteren Illustration führen wir an:

Fall Nr. 5[256]). Versuchsperson ist eine verheiratete Dame. Wahrscheinliches Mittel der Reaktionszeit = 1 Sek. Versuchsperson ist gravid und hat hie und da ängstliche Erwartungsgefühle.

37. neu	alt	1,0 Sek.
38. Sitte	Gebrauch	1,0 Sek.
39. reiten	fahren	1,0 Sek.
40. Wand	Karten	1,0 Sek.
41. dumm	geschickt	1,0 Sek.
42. Heft	Buch	1,0 Sek.
43. Verachten . . .	mépriser	1,8 Sek.

„Verachten" ist bei der Versuchsperson von unangenehmem Gefühlston begleitet. Unmittelbar nach erfolgter Reaktion fällt ihr ein, daß sie vorübergehend die Befürchtung hat, die Gravidität in ihren verschiedenen Wirkungen könnte sie in den Augen ihres Gatten herabsetzen. Daran schließt sich unmittelbar die Erinnerung an ein Ehepaar, das auch zuerst glücklich war und dann auseinandergekommen ist; es ist das Ehepaar, das in Zolas Roman ‚Verité' vorkommt. Daher die französische Fassung der Reaktion. Die Reminiszenzen waren, man braucht es kaum beizufügen, im Momente der Reaktion natürlich nicht bewußt.

44. Zahn	. . . . . . Zeit	1,0 Sek.
45. richtig	. . . . . falsch	1,0 Sek.
46. Volk	. . . . . . treu	1,4 Sek.

„Die vorangehende Reaktion, die ohne wahrnehmbaren Gefühlston erfolgt ist, lautet ‚falsch‘, ‚treu‘ ist der Gegensatz dazu. Diese Konstatierung genügt, um Versuchsperson sofort auf die richtige Erklärung zu führen. Die Reaktion ‚falsch‘ hat den Graviditätskomplex angeregt, speziell die Befürchtung der Abkühlung des Gatten." Wir haben hier die Erscheinung der „Perseveration", worunter ein Beharrungsphänomen zu verstehen ist, „welches darin besteht, daß die vorausgehende Assoziation die folgende Reaktion mitbedingt", sei es inhaltlich oder nur durch Verschiebung der verlängerten Reaktionszeit.

Die Wirkung der Perseveration ist auch an folgenden Reaktionen kenntlich:

78. Glück	. . . . . lich	0,6 Sek.
79. erzählen	. . . . Mutter	1,4 Sek.

„R. 78 ist sehr kurz, was etwas auffällt bei einem Reizwort, das leicht den Komplex hätte anregen können. Die folgende Reaktion braucht dafür um so mehr Zeit, 1,4 Sek., was bis jetzt immer ein Komplexsymptom war. Die Reaktion ‚Mutter‘ erklärt die lange Zeit" (Jung)[257].

Ein weiteres Komplexmerkmal ist in dem ungewöhnlichen Inhalt der Reaktion zu suchen, in welche Kategorie auch die Übersetzung des Reizwortes in eine fremde Sprache (wie z. B. R. 43 des betrachteten Falles) gehört, sowie Reaktionen in verstümmelten Worten. Im Fall Nr. 2 sind die Reaktionen: „Verachten — Schauspiel" und „Mitleid — Schauspiel", von solcher Art; den Komplex, der sich hinter diesen Reaktionen verbirgt, haben wir kennengelernt. Der „ungewöhnliche Inhalt" der Reaktion entspricht dem psychoanalytischen Begriff der „Entstellung". Zu den Komplexmerkmalen wird auch die Wiederholung des Reiz- oder Reaktionswortes gerechnet. Die Wiederholung ist wohl der Ausdruck der „Verlegenheit", auch drückt sich darin die Perseveration aus.

Fall Nr. 6[258]). Versuchsperson ist der Knabe Max. „Am Vorabend hatte er mit dem kranken Bruder Arno Streit, weil er sich bei brennender Lampe entkleidete. Der Bruder nannte ihn Quatschkopf, Wasserschädel usw. Max benutzte die Gelegenheit zur Willensübung und schwieg, was ihn nachher freute. Den Wert dieser Verdrängung werden wir alsbald kennenlernen."

Reizwort	Reaktion	Reaktionszeit
Kopf	Verstand	3,2 Sek.
grün	rot	2,0 „
Wasser	Leiche	4,0 „

Es ist zu vermuten, daß die Reizworte „Kopf" und „Wasser" kritisch gewirkt haben: beiden folgen lange Reaktionszeiten, außerdem ist die Reaktion: „Wasser — Leiche", als eine auffallende zu betrachten. Ein neuer Einfall zum Wort „Verstand" ist: „Im Kopfe ist Verstand". Nach einer Pause: „Leute mit verstörtem Gesichte sind irr. Die meisten sind unheilbar." Nachtrag nach vier Tagen: „Wenn mein Bruder unheilbar würde, so müßte er sterben." Arno war nämlich hysterisch. Max verrät seinen verdrängten Wunsch, der Bruder möchte sterben (Pfister).

Zu der nichtkritischen Reaktion: „Grün — Rot" ist der weitere Einfall: „Grün ist die Farbe der Hoffnung."

Die weiteren Einfälle zu der kritischen Reaktion: „Wasser — Leiche" sind: „Schiff, ein Ertrunkener. Ich sah, wie ein Ertrunkener in ein Schiff gezogen wurde." Dann ferner: „Baden, schwimmen, Badeanstalt, Badewärter, Grund, Seegras, Haifisch, Erde, Stein, Sprungbrett, Luft, Kette, Balken, Unterseeboot, Mannschaft, keine Luft, ertrunken, Taucher, Taucherglocke, Gold, Strickleiter . . ."

Einfälle zu „schwimmen": „Mein Bruder behauptet, er sei vom Sprungbrett aus fast bis auf den Grund getaucht. Dies machte mir einen tiefen Eindruck. Es schauert einem ganz. Ich tauchte einmal an einer weniger tiefen Stelle auf den Grund. Das Ertrinken kommt mir in den Sinn. Ich sah im Kinematographentheater, wie einer ertrinkt."

Einfälle zu „Erde": „Der Grund des Wassers. Dunkelschwarz. Das Grab im Busento. (Nachtrag nach vier Tagen): Darin ist einer auf einem Pferd, groß, stramm, bleich. Es ist mein Bruder."

Zu „Unterseeboot": „Ich sah auf einem Bilde, wie die Mannschaft eines solchen erstickte." (Nachtrag nach vier Tagen): „Der Kapitän war Arno." —

Es ist klar, die Fülle der nachträglichen Assoziationen sind durch den starken Widerstand hervorgerufen, sie ermöglichen die verlängerte Reaktionszeit auszufüllen und so die „Verlegenheit" zu verdecken. Wenn man etwas nicht sagen will oder nicht sagen kann, und doch sagen muß, so gebraucht man viele Worte. Wo keine Hemmungen vorhanden sind, da geht man direkt zur Sache.

Man bedient sich ferner noch des sogenannten „Reproduktionsverfahrens", um Komplexe aufzudecken. Man läßt nämlich die Versuchsperson auf dieselben Reizworte zur Kontrolle ein zweites Mal reagieren. Die mangelhafte Reproduktion dient als Komplexmerkmal, wie man dies aus der Tabelle des Falles Nr. 3 ersehen kann (wo die richtigen Reproduktionen mit + bezeichnet sind).

Das findet seine Bestätigung auch in der Psychologie des Gedächtnisses. Das Erinnern nämlich kann als eine Reaktion auf einen äußeren oder inneren Reiz, nach dem Schema des Assoziationsexperimentes, betrachtet werden. Die Zeit, die man braucht, um

etwas zu erinnern, die sogenannte „Reproduktionszeit", ist der „Reaktionszeit" wesensgleich. Je größer der Widerstand der Verdrängungstendenz, desto größer muß auch die Reproduktionszeit ausfallen. Das finden wir aber auch durch die experimentelle Psychologie bestätigt. „Müller und Pilzeker fanden, daß die richtigen Reproduktionen eine kürzere Reproduktionszeit haben als die falschen, und diese wiederum eine kürzere als die Reproduktion des Wortes ‚nichts', durch das eingestanden wird, daß die geforderte augenblickliche Reproduktion einer assoziierten Silbe nicht eingetreten war[259])." Wir treffen beim Erinnern dieselben Verhältnisse wie im Assoziationsexperiment an den „kritischen" Stellen: die Komplexmerkmale der verlängerten Reaktionszeit in Verbindung mit falscher Reproduktion.

Der falschen Reproduktion entspricht der psychoanalytische Begriff der „Deckerinnerung", d. h. die Fehlleistung der falschen Erinnerung. Die Deckerinnerung „(verdankt) ihren Gedächtniswert nicht dem eigenen Inhalt, sondern dessen Beziehung zu einem anderen unterdrückten Inhalt".[260])

Auch bei der Ausübung der reinen psychoanalytischen Methode (d. h. ohne Beihilfe des Assoziationsexperiments) kann man das Reproduktionsverfahren anwenden. Es geschieht dies dergestalt, daß man den Analysanden veranlaßt, irgendeinen Vorgang oder Erlebnis zweimal zu schildern und dann die Abweichungen untereinander vergleicht. So verfährt z. B. Freud oft bei der Analyse von Träumen. Er sagt: „Wenn mir der Bericht eines Traumes zuerst schwer verständlich erscheint, so bitte ich den Erzähler, ihn zu wiederholen. Das geschieht dann selten mit den nämlichen Worten. Die Stellen aber, an denen er den Ausdruck verändert hat, die sind mir als die schwachen Stellen der Traumverkleidung kenntlich gemacht worden . . . Dort kann die Traumdeutung ansetzen[261])."

Das Reaktionsexperiment ist ein Mittel, um Komplexe zum Vorschein zu bringen. Komplexe sind gefühlsbetonte Vorstellungsmassen — Seelenzustände —, die man nicht mit Recht auf eine vergangene oder zukünftige Realität außerhalb der Psyche der Versuchsperson beziehen darf. Wenn z. B. der Knabe Max Todeswünsche gegen seinen Bruder Arno hegt und dies im Experimente verrät, so ist damit noch keinesfalls gesagt, daß Max in Wirklichkeit einen Mordanschlag auf seinen Bruder verübt, oder daß er einen solchen zu verüben vor hat oder imstande dazu sei. Zur „Tatbestanddiagnostik" ist das Assoziationsexperiment, wenigstens in der Art, wie es jetzt ausgeübt wird, kein vollkommen sicheres Mittel.

Es kann nämlich vorkommen, daß einer, z. B. ein Neurotiker, in der Untersuchung „so reagiert, als ob er schuldig wäre, obwohl er unschuldig ist, weil ein in ihm bereitliegendes und lauerndes Schuldbewußtsein sich der Beschuldigung des besonderen Falles bemächtigt . . . Denken wir an die Kinderstube, in der man häufig (diesen

Fall) beobachten kann. Es kommt vor, daß ein Kind, dem man eine Untat vorwirft, die Schuld mit Entschiedenheit leugnet, dabei aber weint wie ein überführter Sünder . . . Das Kind hat die Untat, die Sie ihm zur Last legen, wirklich nicht verübt, aber dafür eine andere, ähnliche, von der Sie nichts wissen, und deren Sie es nicht beschuldigen. Es leugnet also mit Recht seine Schuld — an dem einem — und dabei verrät es sich doch sein Schuldbewußtsein wegen des anderen[262]). Komplexmerkmale sollen in solchen Fällen nur als Verdachtsmomente dienen, die Anhaltspunkte und Richtungslinien für die weitere Forschung ergeben.

Zur Illustration des zuletzt Gesagten wollen wir einen tatbestanddiagnostischen Versuch referieren.

> Fall Nr. 7[263]). „Die Arbeiterin G. mußte in den Keller gehen, um in einem Sacke einen Bestellzettel zu suchen. Da der Keller geschlossen war, rief sie den Hauswart K. herbei, um zu öffnen. K. kam in den Keller, packte sie von hinten, hielt ihr die Hände, hob ihr die Röcke und knöpfte ihr die Hosen auf. Dann riß er ihr Hemd heraus und versuchte sie zu vergewaltigen. Die G. wehrte sich, machte sich eine Hand frei, drängte den K. weg und drohte zu schreien. K. ließ sie daraufhin los. Er gibt den Tatbestand zu, nur behauptet er, keinen eigentlichen Beischlaf beabsichtigt zu haben."

„Als kritische Reaktionsworte wurden gewählt: Keller, Kind, Mädchen, Sack, Zettel, hinten, Hand, festhalten, drehen, wenden, aufheben, Unterrock, Hose, aufknöpfen, Hemd, Bein, greifen, wehren, pressen, Teil, Gewalt, erfassen, wegdrängen, schreien, loslassen . . . Als Kontrolle diente dem Experimentator ein ganz unbekannter junger Kommis, der noch nie etwas von dem Versuche gehört hatte."

Experiment

Täter (wahrsch. Mittel d. R. Z. = 2,0 Sek.)				Kontrolle (wahrsch. Mittel d. R. Z. = 1,8 Sek.)		
Reizwort	R.-Z. Sek.	Reaktion	Reproduktion	R.-Z. Sek.	Reaktion	Reproduktion
4. Keller	5,2	wie? dunkel	kühl	1,4	Lokal	+
8. Kind	2,4	klein	+	3,0	klein	+
9. Brod	2,1	frisch	+	2,2	essen	+
12. Mädchen	10,0	Knabe (lächelt)	+	1,4	schön	+
14. gut	2,3	böse	+	5,3	Apfel	+
74. Gewalt	2,2	anwenden	+	2,1	gegen ein Mädchen	+
75. lachen	2,0	schreien	singen	10,0	schön	+
76. Ziege	2,1	Tier	das hab ich nicht gesagt	4,0	den Wagen	Tier

„Das kritische Wort ‚Keller' zeigt beim Täter sofort deutliche Komplexmerkmale, das Wort wird nicht gleich verstanden, was sich durch die Frage ‚wie?' äußert, die Reaktionszeit ist stark verlängert, die Reproduktion ist falsch." „Das nächste kritische Reizwort ‚Kind' zeigt verlängerte R. Z. (2,4 Sek.), dieselbe ist aber bei der Kontrollperson noch länger (3,0 Sek.) und perseveriert . . . Reaktion 14 zeigt bei der Kontrollperson stark verlängerte Reaktionszeit. Die Analyse ergibt, daß der Betreffende kein Geld und seit zwei Tagen wenig gegessen hat, bei seinem Herkommen sah er schöne Äpfel in der Auslage, die seinen Appetit erregten, daran mußte er bei dem Worte ‚gut' denken . . . Reaktion 74: Gewalt — (2,2) anwenden, spricht den Komplex deutlich aus, der perseverierende Gefühlston zeigt sich in den beiden nächsten Reaktionen . . . durch falsche Reproduktion, so besonders das Wort schreien, welches den Komplex neuerdings ausspricht. Von großem Interesse ist das Verhalten der Kontrollperson bei diesem Reizwort. R. 74: Gewalt — (2,1) gegen ein Mädchen spricht den Tatbestand deutlich aus, wir sehen einen überaus intensiven perseverierenden Gefühlston, bei dem nächsten Reizworte die R. Z. 10 Sek., bei dem darauffolgenden 4 Sek. und falsche Reproduktion. Das Verhalten ist ein zu auffallendes . . . Bei den entsprechenden Fragen kommt er in große Verlegenheit, stockt und erzählt endlich folgendes: ‚Ich war bisher in T. in Stellung und lernte dort in einer Familie ein Mädchen kennen, mit dem ich alsbald ein Verhältnis anknüpfte, welches beiläufig ein Jahr anhielt. Vor einigen Wochen wurde das Mädchen blaß und krank, die Eltern ließen den Arzt rufen, welcher eine Schwangerschaft konstatierte. Die Eltern machten mir einen Skandal, behaupteten, daß ihre Tochter ein anständiges Mädchen war, die nie hinter dem Rücken der Eltern etwas getan habe und daß die Sache nur so möglich sei, daß ich ihr Gewalt angetan habe, und daß sie mich deshalb einsperren lassen werden. Da sie dies auch meiner Familie mitteilten, war mir die Sache sehr peinlich, ich forderte meine sofortige Entlassung und reiste plötzlich ab.' Diese Erzählung gibt uns Aufschluß über die Komplexmerkmale bei den erwähnten Reaktionen." (Stein.)

Es ist klar, das kritische Reizwort kann auch bei dem an einem bestimmten Tatbestande nicht Beteiligten Komplexmerkmale hervorrufen. Stein hat z. B. durch zahlreiche Versuche an Frauen gefunden, daß die Worte „Hoffnung" und „Abtreiben" bei der Mehrzahl kritisch wirkten[264]). So fand Jung, daß die Reizworte: Herz, Gewalt, Wunder bei 8 bis 10 von 11 Versuchspersonen kritisch wirkten[265]). Somit darf das Assoziationsexperiment zu tatbestanddiagnostischen Zwecken nur mit Vorbehalt angewendet werden. Das „kritische" Reagieren an sich ist nur ein Merkmal des Vorhandenseins eines starken Affektes. Was für ein „Tatbestand" (im juristischen Sinne) und ob überhaupt einer hinter dem Affekte steckt, muß in jedem einzelnen Falle erst noch festgestellt werden[266]).

Man stellt darum für die Tatbestanddiagnostik die Forderung auf: „Man muß dessen sicher sein können, daß im Seelenleben der Kontrollperson kein Erlebnis eine Rolle spielt, das dem der Untersuchung in wesentlichen Details gleich oder ähnlich ist. Handelt es sich um ein Verbrechen, so darf die Kontrollperson nicht etwa selbst früher einmal ein derartiges Verbrechen unter ähnlichen Umständen begangen haben[267])." In den meisten Fällen kann man aber nicht sicher sein, daß diese Forderung wirklich erfüllt sei; denn wie soll man ohne vorherige (psychoanalytische) Untersuchung entscheiden können, ob in dem Seelenleben der Kontrollperson ein bestimmter Tatbestand mit Affekt verbunden sei oder nicht? — —

Das Reaktionsexperiment zu tatbestanddiagnostischen Zwecken, freilich in sehr primitiver Form, kannte man schon seit uralten Zeiten. Denn was anders sind die sogenannten Gottesurteile? Hier nur eine kleine Auslese solcher tatbestanddiagnostischer Mittel.

„Das indische Rechtsbuch des Harada I, 337—342 bestimmt (über die sogenannte Reisprobe) das Folgende: ‚Ich werde nun die Zeremonie angeben, wie sie für das Genießen von Reiskörnern bestimmt ist: beim Diebstahl sind Reiskörner zu verabreichen, sonst nichts, das ist feste Bestimmung. Man bringe Körner von Reis, gieße Wasser dazu, worin ein Götterbild gebadet worden, und lasse sie während der Nacht stehen. Bei angebrochener Morgendämmerung soll ein gottesfürchtiger Mann in eigener Person dem Beklagten, der vorher gebadet, gefastet und nun sein Antlitz gegen Osten wendet, dreimal Reiskörner geben. Nachdem er sie zerkaut, heiße jener ihn auf ein Blatt spucken: ist ein Feigenblatt nicht zu haben, so ist ein Birkenblatt vorgeschrieben. Bei wem Blut zum Vorschein kommt, wessen Zahnfleisch Schaden nimmt oder wessen Glieder zittern, den soll man als schuldig bezeichnen[268]). Das Wunder des Gottesurteils ist durch das Gesetz des Selbstverrats durch bestimmte Reaktionen determiniert: die Versuchsperson muß zittern, wenn sie sich schuldig weiß.

„Im Jahre 1410 bestimmte der Erzbischof Johannes von Nowgorod über die Ermittlung von Schuld und Unschuld vor dem Bilde der Heiligen Gurius, Samonas und Avivas, daß der Priester die heilige Liturgie feiere, dann das geweihte Brot mit dem Namen Gottes beschreibe und es allen gebe, die kommen; wer ißt, ist unschuldig, wer nicht ißt, soll des Gerichtes Gottes schuldig sein; wer aber dem Brote nicht naht, der soll ohne Urteil Gottes und der Menschen straffällig sein[269])." Hier sogar ein tatbestanddiagnostischer Versuch mit Zuhilfenahme von Kontrollpersonen. Viel einfacher fällt die Probe mit dem „geweihten Bissen" bei den Isländern aus: „Hast du jemand in Verdacht dich bestohlen zu haben, so schreibe diese Worte auf Käse oder Brot und lasse es ihn essen: paxx magx ax x. Kann er es nicht verschlucken, so ist er schuldig[270])."

Aus dem angeführten isländischen Brauch leuchtet es ein, daß das spätere Gottesurteil sich aus der magischen Handlung zu Schaden des Verbrechers entwickelt hat. Wenn z. B. auf der Insel Geram (Molukken-Gruppe, im Westen von Neuguinea) in den Pflanzungen ein Diebstahl vorkommt, so haben die Eingeborenen ein Mittel, den Täter herauszubekommen. „Am Tatort wird ein Matakau errichtet. Es ist die Nachbildung einer Waffe oder eines Krokodils oder eines anderen gefährlichen Tieres, durch das der Täter sterben soll. Meist wirkt das Mittel bei den abergläubischen Leuten, und der Dieb meldet sich oder macht den Schaden wieder gut[271])." Nach magischer Auffassung ist die Abbildung der gefährlichen Waffe oder des gefährlichen Tieres gleichbedeutend mit dem Versuch, dem Diebe Schaden zuzufügen. Das Schuldbewußtsein des Diebes drängt ihn aber, die für ihn gefährliche Magie unschädlich zu machen; das kann wiederum nur in der Weise geschehen, indem er den angerichteten Schaden wieder gutmacht. So führt die magische Handlung, die ursprünglich den unbekannten Dieb strafen wollte, zu seinem Selbstverrat. Dadurch verwandelt sich die schädigende strafende Magie in ein tatbestanddiagnostisches Mittel. Dann wurde das tatbestanddiagnostische Mittel (die magische Handlung zum Schaden des unbekannten Verbrechers) unter den Schutz des Gottes gestellt. Später genügte es auch, bloß den Gott anzurufen, um tatbestanddiagnostische Wirkungen hervorzurufen.

In diese Kategorie gehört z. B. auch die sogenannte Kreuzprobe: „Die Gegner hatten sich mit seitwärts ausgestreckten Armen vor ein Kreuz zu stellen; wer die Arme zuerst sinken ließ, hatte verloren[272])." Die psychologische Voraussetzung der Anwendung dieser Probe ist die Tatsache, daß der Schuldbewußte (im Rechtsstreite Ungerechte) seine Hände zu Gott (der doch alles weiß) nicht emporheben kann[273]).

Das „Gottesurteil" ist eine Reaktion des schuldbeladenen Gewissens, des „Sündenkomplexes". Wie das Schuldbewußtsein wirken kann, folgt aus einem „bekannten Fall mit tragischem Abschluß", nämlich „des Grafen Godwin, der, des Brudermordes beschuldigt, an der königlichen Tafel äußerte, wenn er schuldig sei, möge ihm der Bissen im Halse steckenbleiben, was geschah[274])."

Natürlich konnte das Ordal (das Gottesurteil) nur so lange als wirksames, tatbestanddiagnostisches Mittel dienen, solange die Menschen an ihren Gott und seine Gerechtigkeit fest glaubten. „Der Begriff des Ordals ruht auf einem lebendigen Glauben an den allwissenden und allgerechten Gott, welcher die Unschuld schützt und das Unrecht kennt und straft[275])."

Aus dem Vergleich des Ordals mit dem tatbestanddiagnostischen Experiment muß es einleuchten, daß der Reiz nur als ein Agent provocateur fungiert, das wirklich Wirksame aber ist das Schuldbewußtsein der Versuchsperson; die Mittel,

es zur Äußerung zu provozieren, können oft ziemlich geringfügig sein.

Wir sehen auch ein, daß die Wissenschaft zielbewußt das zur Methode erheben will, was die Menschen rein „instinktiv“, d. h. ohne der Gründe sich recht bewußt zu sein, seit uralten Zeiten geübt haben.

XI. Die analytisch-vergleichende Methode

Die psychoanalytische Methode verdankt ihre Entstehung der Pathologie, wo sie, wie wir es geschildert haben, zu therapeutischen Zwecken ihre Anwendung fand. Die erste Erweiterung des Anwendungsgebietes dieser Methode war das Studium der verschiedenen Fehlleistungen des Alltagslebens, sowie der Traumphänomene. Die Psychoanalyse blieb aber nicht bei der Individualpsychologie stehen, vielmehr wurden auch die völkerpsychologischen Erscheinungen, wie Sitte und Religion, Mythos, Sage und Märchen, in ihren Betrachtungskreis gezogen. Dieses erweiterte Gebiet fordert aber einige Modifikationen an der analytischen Forschungsmethode, gemäß dem Material, das der Untersuchung geboten werden kann. Wenn wir z. B. eine Sage vor uns haben, so betrachten wir sie auch als Endresultat eines (unbewußten) Prozesses der Volksseele. Wir können aber in diesem Falle keine „Einfälle" sammeln, aus deren Betrachtung wir dann die (psychologische) Deutung der Sage folgern könnten. Jedoch ist die Sachlage nicht so hoffnungslos, wie es auf den ersten Blick scheinen mag.

Wir knüpfen unsere Betrachtungen an das Reproduktionsverfahren im Reaktionsexperiment an. Das falsche Reproduzieren haben wir als Komplexmerkmal kennengelernt: die beiden verschiedenen Reaktionen (auf denselben Reiz) stehen jedoch in Beziehung zu *demselben* Komplex, sie sind bloß *verschiedene Einfälle* zu demselben Thema. Wenn zwar jeder einzelne Einfall den Komplex nur in entstellter Weise widerspiegelt, so ist doch zu erwarten, daß, wenn eine Reihe solcher Einfälle gegeben ist, sich der wahre Kern verdichten und so zum Vorschein kommen werde. In der kriminalistischen Praxis stützt sich darauf die Erforschung des Tatbestandes: Zwei Zeugenaussagen, die, jede für sich genommen, nichts zur Überführung des Täters ergeben, können bei zusammenfassender Betrachtung beider Aussagen, dennoch jenen vollkommen überführen. Hier ein Beispiel: Ein katholischer Geistlicher wird in einer Gesellschaft gefragt, wer seine erste Beichttochter gewesen war. Natürlich will er das Beichtgeheimnis nicht verletzen. Als man in ihn mehr und mehr drängt, entschließt er sich, ohne den Namen der Dame zu nennen, zu erzählen. Seine erste Beichttochter, erzählt der Pfarrer, war eine junge, unlängst verheiratete Dame, die

ihrem Manne ihre Treue gebrochen hatte. Bald darauf kommt in die Gesellschaft ein Ehepaar und die Dame spricht den Pfarrer an: „Warum haben Sie uns ganz vergessen und besuchen uns nicht? Ich war doch Ihre erste Beichttochter!" — Die Aussage des Priesters, sowie diejenige der Dame, einzeln betrachtet, geben uns zu keinerlei Vermutung Anlaß. Aber beide Aussagen zusammen enthüllen uns sofort das Geheimnis.

Eine ähnliche Situation finden wir auch im Bereiche der Mythen und Sagen. Denn die verschiedenen Fassungen (Varianten) eines mythologischen Motivs betrachten wir als „Einfälle" oder „Aussagen" zu demselben (unbewußten) Urthema und unterziehen sie, wie die verschiedenen Zeugenaussagen, einer vergleichenden Betrachtung. Wir wollen eine Illustration der Anwendung dieser Methode, die wir die analytisch-vergleichende nennen möchten, geben. Zu diesem Zwecke ziehen wir den Sagenzyklus von den Wasserfrauen heran.

„Nach einer alten Sage sollen sich unweit der Zeiskenburg im sogenannten Liskateiche bisweilen gespenstige Weibsbilder, besonders die Liska, baden, ihre Kleider waschen und sie auf den diesen Teich umschattenden Gesträuchen zum Trocknen aufhängen. Aber wehe demjenigen, der das Unglück habe, gerade zu dieser Zeit hierherzukommen. Denn ein nackendes Mädchen — tugendhaft und züchtig, wie ihr Zeitalter — könne eine solche Unbill nicht ertragen und räche sich, besonders an Männern, fürchterlich.

(Eine andere Fassung der Sage erzählt, daß) „der Geist der unglücklichen Liska, die in Gram getäuschter Liebe sich den Tod gegeben, bisweilen im Liskateich bade. Wehe dem Armen, den der Zufall dann herbeiführt, daß er die gespensterischen Nebelgestalten erblickt!"[276])

Also, die tugendhafte Liska rächt sich an den Männern aus Gram getäuschter Liebe. Noch klarer wird uns der Sinn der Sage, wenn wir noch eine weitere Fassung der vergleichenden Betrachtung unterziehen:

Es war einmal in Langseifersdorf ein Junge, der ging zu dem neuen Teiche, und da war eine Wasserlisse, die sprach zu ihm, er solle mit ihr gehen. Da gingen sie in den Teich hinein und kamen in ein schönes großes Haus. Der Junge mußte in der einen Stube bleiben, und die Lisse sagte zu ihm, er solle ihr beileibe nicht nachkommen. Der Junge war aber neugierig und lief ihr doch nach. Da saß die Lisse in der Kammer in einer Wanne und badete sich: sie war aber halb Mensch, halb Fisch und schrie laut auf und jammerte, daß sie nun nimmer erlöst werden könne.

Hierauf ist eine andere Wasserlisse gekommen und hat den Jungen auf den Boden hinaufgeführt und ihm auch gesagt, er

solle da warten, und hat ihm strenge verboten, ihr nachzulaufen. Sie stieg eine Treppe höher, der Junge aber lief ihr bald nach. Da stand die Lisse und schrie vor Freude auf: sie aber gab ihm drei Ohrfeigen, und da war der Junge augenblicklich in eine Wasserlisse verwandelt. Sie aber war nun erlöst[277]).

Das gemeinsame Element aller dieser Fassungen ist das Verbot, das nackte Mädchen anzuschauen, sowie überhaupt das Verbot, dem Mädchen nachzulaufen (= nachzustellen). Dadurch erscheinen die verschiedenen Lissen als miteinander identisch. Fassen wir die verschiedenen Abweichungen, insbesondere aber die Abweichung der zweiten Hälfte der zuletzt angeführten Fassung der Sage von der ersten Hälfte ins Auge, so können wir den verborgenen Sinn des angeführten Sagenzyklus folgendermaßen aussprechen: Die Lisse will, wie jedes Weib, durch die Schönheit ihres Körpers den Mann anlocken, sie will, daß er ihr nachstellt, sie sucht. Darum die große Freude der zweiten Lisse und ihre Erlösung (d. h. ihre Befriedigung). Die Schamhaftigkeit des jungen Weibes aber bewirkt die Verdrängung dieses natürlichen Verlangens, darum kann es sich nur entstellt, in Form des Grames gegen den jungen Mann äußern. Die hier beschriebene Erscheinung nennen wir die Affektverwandlung: der verdrängte Affekt schlägt ins Gegenteil um (= Verschiebung des Affektes von dem positiven Pol auf den negativen).

Um die Verwandlung des Jungen in eine Wasserlisse zu begreifen, müssen wir noch folgendes beachten: Wilhelm Fließ hat die Behauptung aufgestellt, daß wir alle, Männer und Frauen, bisexuell veranlagt sind. In jedem Manne befindet sich etwas von der Sexualität des Weibes, wie auch umgekehrt, in jedem Weibe auch männliche Sexualität vorhanden sei. Schon der biblische Mythos von der Erschaffung des ersten Menschenpaares zeugt für die bisexuelle Anlage des Menschen. Denn Eva wird aus Adams Rippe gemodelt, sie befand sich also ursprünglich im männlichen Körper. Der Mythos von der Geburt des Dionysos erzählt: „Semele, Zeus' Geliebte, Tochter des Kadmos, gebar den Dionysos. Die Geburt erfolgte vorzeitig, da Semele sich die Erscheinung des Zeus, wie er als Freier der Hera nahte, erbeten, Zeus aber im Wetter und Donner und dem tötenden Blitz nahte. Zeus näht die unreife Frucht in seinen Schenkel ein und gebiert sie aus diesem zum zweiten Male[278]).“ Auch der nordische Schöpfungsmythos deutet auf die bisexuelle Anlage des Menschen hin. Zuerst wurde der Riese Ymyr erschaffen. „Als er schlief, geriet er in Schweiß, da wuchs ihm unter dem linken Arme Mann und Weib, sein eigener Fuß zeugte mit dem anderen einen

Sohn und so erwuchsen ihm Nachkommen[279])." In allen diesen Mythen verhalten sich die Männer wie Frauen, sie tragen das weibliche Prinzip bei sich, sie sind bisexuell.

Gewöhnlich bleibt das „andere Geschlecht" bei den meisten Menschen dauernd verdrängt, ist nur latente Anlage und äußert sich vielleicht nur in verschiedenen Kleinigkeiten. Zu diesen Äußerungen der Bisexualität gehört in unserer Sage auch die Verwandlung des Jungen in eine Wasserlisse. Wenn das Mädchen die Sexualablehnung zu weit treibt, so begünstigt sie dadurch die homosexuelle Komponente: der Jüngling muß in ein Mädchen verwandelt werden, dadurch bekommt die Sehnsucht nach Liebe eine scheinbar harmlose Gestalt. (Die „Umdeutung ins Harmlose".)

Mit der gegebenen Analyse ist jedoch der Sinn des Sagenzyklus nicht erschöpft; es bleiben noch einige Punkte, die einer weiteren Erklärung bedürfen. Hierher gehört besonders das wiederkehrende Verbot, das badende Weib zu schauen und die hartnäckige Umgehung dieses Verbotes von seiten des Jungen. Wir wollen die Sage auch vom Standpunkte des Seelenlebens des Jungen zu begreifen suchen. Zu diesem Zwecke ziehen wir in unsere vergleichende Betrachtung neue Fassungen hinein, die etwas abseits vom schlesischen Wasserlissenzyklus liegen, nämlich die Sagen von der Frau Holle:

> Am Meißen in Hessen liegt ein großer Pfuhl oder See, mehrenteils trüb von Wasser, den man Frau Holles Bad nennt. Nach alter Leut Erzählung wird Frau Holle zuweilen badend um die Mittagstunde darin gesehen und verschwindet nachher ...
>
> Von dieser Holle erzählt das Volk allerlei, Gutes und Böses. Weiber, die zu ihr in den Brunnen steigen, macht sie gesund und fruchtbar; die neugeborenen Kinder stammen aus ihrem Brunnen, und sie trägt sie daraus hervor[280]).

Die badende Frau Holle ist mit den schlesischen Lissen gewissermaßen identisch. Bei ihr fällt aber ein neues Moment in die Augen: Frau Holle ist die Personifikation der Mutterschaft, denn sie bringt die Kinder zur Welt[281]). Übertragen wir diesen Schluß auf die Lissen, so erhellt der Charakter des sie schauenden Jungen: er ist einfach das Kind, das gegen das wiederholte Verbot der Mutter dennoch seiner unbewältigten Schaulust nachgeht und darum von ihr gezüchtigt wird. Die Ohrfeigen, die der Junge von der Lisse bekommt, erinnern an die Art und Weise, wie eine erzürnte Mutter ihren ungehorsamen Jungen züchtigt.

Die Mutternatur der Wasserlissen bekräftigt sich, wenn man noch die griechischen Wassergöttinnen, die Nymphen, in die Betrachtung hineinzieht. „Die lebensspendenden Quellgottheiten ... dachte man sich mit Fug unter dem Bilde des fruchttragenden Weibes"

(Roscher. Lexik. d. griech. u. römisch. Mythol). Auch bei den Nymphen findet sich der Zug, daß man sie beim Baden nicht erblicken darf. „Wer die Nymphe im Quell oder im Haine erblickte, verfällt der Raserei." Ferner heißt es: „Der Seher Teiresias ist Sohn der Nymphe Chariklo. Die Sehergabe soll er allerdings Athena verdanken, die ihn zuvor geblendet, weil er sie mit seiner Mutter im Bade erblickt" (Roscher). Die Nymphen und die Wasserlissen sind Mütter, darum ist es besonders frevelhaft, sie im Bade zu belauschen.

In der Person der Lisse sind somit zwei verschiedene Gestalten „verdichtet": die des jungen Mädchens, das vom jungen Manne begehrt sein will, und die der erzürnten Mutter. Hier liegt kein Widerspruch vor, denn das begehrende junge Mädchen sieht in der Mutter sein Vorbild und identifiziert sich in Gedanken mit ihr. Auch die Nymphen waren als junge Mädchen gedacht, was jedoch nicht hinderte, sie als Stammesmütter aufzufassen.

Der russische Dichter Maxim Gorki hat dasselbe Thema, ohne es vielleicht zu wissen, behandelt. Wir meinen seine Erzählung „Warenka Olessowa". Ein junger Gelehrter weilt bei seiner Schwester auf ihrem Gute. Dort macht er die Bekanntschaft des jungen schönen Mädchens Warenka, die in ihm bald die Liebesglut entfacht. Das Mädchen reizt ihn immer mehr, ohne ihm nachzugeben. Eines Morgens, nach einer schlaflosen, aufgeregten, in verschiedenen erotischen Phantasien verbrachten Nacht, belauscht unser Gelehrter die Geliebte beim Baden. Warenka ist recht erzürnt und aufgebracht, steigt aus dem Wasser und schlägt ihn ins Gesicht. — Warenka ist eine Nymphe oder Wasserlisse, die beim Baden zu erblicken immer ein Unglück bedeutet. Die mythenbildende Tätigkeit des Menschen ist noch nicht erloschen. Nur nehmen die mythischen Gestalten oft neues Äußeres an, sie ziehen gleichsam bloß andere Kleider an, entsprechend den Anforderungen einer neuen Zeit, ihr Wesen bleibt aber dasselbe. — —

Nicht nur die Wasserfrauen, sondern das Wasser selbst ist ein Muttersymbol. So wird z. B. der biblische Moses in einem Kästchen im Nil ausgesetzt. Hier findet ihn Pharaos Tochter, rettet ihn und nimmt ihn wie ihr Kind auf. Diese Episode der Mosessage ist eine „Geburtsphantasie". Ein späterer Held, Lohengrin, erscheint in einem Schiffchen, das ein Schwan zu Lande zieht. Der Schwan ist, wie der Storch, ein Kinderbringer. Wiederum also eine „Geburtsphantasie".

Noch durchsichtiger ist die folgende Sage:

DAS ERTRUNKENE KIND.

Einmal war einer Mutter ihr Kind im See ertrunken, sie ruft Gott und seine Heilige an, ihr nur wenigstens die Gebeine zum Begräbnis zu gönnen. Der nächste Sturm brachte den

Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer und, nachdem alles beisammen war, faßte die Mutter sämtliche Beinlein in ein Tuch und trug sie zur Kirche. Aber, o Wunder! als sie in den Tempel trat, wurde das Bündel immer schwerer, und endlich, als sie es auf die Stufen des Altars legte, fing das Kind zu schreien an, und machte sich zu jedermanns Erstaunen aus dem Tuche los[282]).

Wie bei der Geburt kommt vorerst der Kopf des Kindes, dann folgt der ganze Rumpf. Nach der Geburt schreit das Kind und es wird in die Kirche getragen (zur Taufe). —

Diese Resultate lassen sich auch durch eine Individual-Analyse bestätigen. Ein junges Mädchen sitzt einmal mit einem Herrn, den sie gern hat, der aber zurückhaltend war, im Café. Etwas dichterisch veranlagt, nimmt sie ein Stück Papier und schreibt schnell folgendes Gedichtchen hin:

Steile Felsen ragen ins Meer,
erhitzt von dem Stoß seiner Wellen, —
hart schlagen sie her.

Dahin komm', —
ich betau' dich mit Tropfen der Liebe.

Dies Gedichtchen spricht eine ziemlich deutliche Sprache. Wir wollen die einzelnen Bilder, die hier gebraucht sind, verfolgen.

In der Analyse gibt die Betreffende die folgenden Gedanken, als mit ihrem Gedichte zusammenhängend: „Die Sonne steigt aus dem Meer. — Welle schlägt an Welle. — Das Meer kommt nie aus sich heraus. — Die Tropfen sollen doch auf jemand fallen!"

Um die Deutung des Gedichtes vollziehen zu können, müssen wir noch folgendes beachten: Primitive Völker denken sich gewöhnlich Untergang und Aufstieg der Sonne als Tod und Wiedergeburt der Sonne oder des Sonnengottes. Die ersten Menschensiedlungen waren an großen Wassern gegründet. Abends verschwand nun scheinbar die Sonne im Meere, um am anderen Morgen wieder aus dem Meere emporzutauchen. In Verbindung mit dem Gedanken von Tod und Geburt der Sonne verwandelt sich nun das Wasser in ein mütterliches Element. Auch unsere Dichterin sagt: „Die Sonne steigt aus dem Meere", d. h. sie ist vom Meere geboren. Das Meer ist symbolisch die Frau.

Nun war unsere Dichterin ziemlich einsam, was sie in letzter Zeit auch quälte. Und darauf weist sie hin, wenn sie sagt: „Das Meer kommt nie aus sich heraus. Welle schlägt an Welle." D. h. das Meer muß sich in seiner Liebessehnsucht mit sich selbst begnügen. Unsere Dichterin weist aber solche Eventualität von sich ab, sie möchte aus ihrer Vereinsamkeit heraus, denn „die Tropfen sollen doch auf jemand fallen". Darum heißt es im Gedicht: „Steile Fel-

sen ragen ins Meer, erhitzt von dem Stoß seiner Wellen.“ Die Symbolik ist durchsichtig: hier erhitzen die Wellen nicht mehr sich selbst, sondern den anderen, den steilen Felsen. — — —

Die analytisch-vergleichende Methode betrachtet, wie wir es oben hervorgehoben haben, die verschiedenen Fassungen eines Sagenmotivs als Entstellungen desselben Urthemas, wobei jedoch jede der einzelnen Fassungen von dem wahren Sachverhalt einen, wenn auch winzigen Kern enthält. Durch eine geschickte Auswahl und Zusammenfassung der Varianten kann man jene Kerne gewissermaßen verdichten und so den ganzen wahren bisher verborgenen Hintergrund des Sagenzyklus zum Vorschein bringen. Von dem neu gewonnenen Standpunkt aus werden dann alle die Einzelheiten jeder besonderen Fassung erklärlich; es ist, als ob man den Schlüssel zu einer Geheimsprache gefunden hätte[283]).

Die geschilderte Methode hat viel Ähnlichkeit mit der vergleichenden Methode in der Philologie, wenn man z. B. einen unbekannten Text entziffern will. So wurde bei der Entzifferung eines Hieroglyphentextes folgendermaßen verfahren: „Den einzigen Anhaltspunkt bildete bei dem berühmten Stein von Rosette der Umstand, daß sich unter dem unbekannten Text seine Übersetzung in griechischer Sprache befand. Hierdurch war unmittelbar die Annahme nahegelegt, daß gewisse, durch eine Einrahmung ausgezeichnete Gruppe hieroglyphischer Schriftzeichen den im griechischen Text enthaltenen Namen entsprächen. Die Häufigkeit ihres Vorkommens bestätigte diese Vermutung, an die sich nun die fernere Hypothese anschloß, daß die Hieroglyphen als Satzzeichen anzusehen seien. Weitere Inschriften wurden zur Vergleichung herbeigezogen; historische Beziehungen ließen in gewissen, ebenfalls ausgezeichneten Gruppen andere bekannte Namen vermuten, durch deren Zerlegung sich die Zahl der bekannten Lautzeichen vermehrte. Die Bestätigung der Annahme wurde endlich dadurch bewirkt, daß man die einzelnen Namen, wie z. B. Ptolomaios und Kleopatra, in bezug auf ihre übereinstimmenden und nicht übereinstimmenden Buchstaben verglich[284]).“

Jedoch besteht zwischen der historisch-philologischen und der psychoanalytischen Erforschung von Mythos und Sage ein erheblicher Unterschied, den man nicht außer acht lassen darf. Die historisch-philologische Forschung sucht in erster Linie die Echtheit eines geistigen Erzeugnisses festzustellen. Speziell in betreff des Mythos interessiert sie der tatsächliche Zusammenhang verschiedener Mythenbildungen, ob eine gewisse Gruppe selbständig entstanden sei oder von irgendwo entlehnt wurde. Für die Rekonstruktion der Geschichte der Menschheit sind solche Fragen von Bedeutung; „denn die Gemeinschaft der ursprünglichen Vorstellungskreise kann ein ebenso wertvolles Zeugnis für die einstige Stammesgemeinschaft oder für früheren Verkehr der Völker bilden wie die Beziehungen der Sprache[285]).“

Die psychoanalytische Erforschung des Mythos geht nur auf die psychologische Verwandtschaft aus. Für sie ist darum in erster Linie nur das Vorhandensein der verschiedenen Fassungen eines Themas von Wichtigkeit, der geschichtliche Zusammenhang all dieser Fassungen ist ihr meistens von untergeordneter Bedeutung. Denn die historisch festgestellte Tatsache einer „Entlehnung" erklärt von unserem Standpunkte aus überhaupt nichts; denn das Problem wird dadurch gar nicht berührt: warum eben dieses unter den übrigen historischen Möglichkeiten entlehnt wurde? Aus unseren früheren Betrachtungen ist es ohne weiteres klar: der ethnische Komplex „entlehnt" nur das, was ihm gerade paßt, was ihm als Ausdrucksmittel dienen kann. Mit Recht braucht darum die analytisch-vergleichende Methode sich nicht um die „Echtheit" der von ihr untersuchten geistigen Erzeugnisse zu kümmern, die Frage der „Entlehnung" kann sie meist ruhig beiseite lassen.

XII. Das Kind, der Naturmensch und das Unbewußte.

Wir haben oben öfters das Unbewußte in Parallele gestellt zum Urprimitiven und Infantilen. Wir wollen diesen Gedanken ausführlicher darlegen.

1. Wir knüpfen an den Sagenzyklus des Kap. XI an. Dort sahen wir gewisse unbewußte Strebungen agieren. Das Charakteristische ist, daß der (unbewußte) Wunsch in der Sage (in maskierter Form) als erfüllt dargestellt wird: das Mädchen lockt durch die Schönheit ihres nackten Körpers den jungen Mann an usw. Ebenso im Wahn: die „Vermutungen", die gehörten Stimmen usw., bringen die geheimen Wünsche der Kranken zur Darstellung. Das Unbewußte macht keinen Unterschied zwischen Wunsch und Realität.

Dieses Kennzeichen charakterisiert auch das primitive Bewußtsein des Naturmenschen. Wir wissen, der Primitive sucht vieles auf magischem Wege zu erreichen. In der Magie wird aber das Erwünschte als bereits eingetreten dargestellt. „Der dramatische Kriegstanz soll nicht nur die Krieger in ekstatische Begeisterung versetzen: er veranschaulicht ihren Siegeswunsch und gestaltet dadurch gewissermaßen schon den Sieg zu einer Realität, der die reale Wirklichkeit dann naturgemäß folgen wird. Denn dem Primitiven ist der vollkommen gedachte Begriff schon die Wirklichkeit[286])." In derselben Weise handelt auch jener Abergläubische, der den Feind verflucht: der im Fluche ausgesprochene Schaden ist ihm eine Wirklichkeit.

Die Eigentümlichkeit des primitiven Bewußtseins, Gedanken in Realitäten zu verwandeln, sehen wir deutlich auch beim Kinde. Von der kleinen Usche z. B. erzählt ihr Brüderchen Hellmuth: „Mutter, die Lieder müßtest du hören, die Usche im Bett singt. Heut! Ein Mädchen war ein Herrgöttl geworden! Sie wollte es und schwebte immer in den Himmel. Sie konnte schaffen was sie wollte und flog überall hin und auf die höchsten Berge der Welt[287])." Der Wunsch des Kindes kennt keine Hemmnisse. Das hängt mit der autoerotisch-introvertierten Einstellung des infantilen Menschen zusammen: der Introvertierte denkt nicht „sachgemäß", sondern „chimärisch", er geht nicht auf die Forderungen der Objektwelt ein, sondern läßt sich nur durch den eigenen Wunsch leiten.

Der sechsjährige Oskar dichtet:

DIE VERSCHLUNGENE ZEIT.

Die Zeit vergeht,
Mir kommt es vor, wie wenn
In einer Minute Stunden
vergangen wären.
Mir kommt es vor, wie wenn
Die Tage verschlungen wären.
Die Zeit vergeht.
Ich werde alt.
Meine Glieder fallen zusammen.
Meine Haare werden weiß.
Die Zeit vergeht.
Die Zeit vergeht.

(Dies hat Bubi gedichtet)[288].

Der kleine Dichter möchte schon groß sein. In seiner Phantasie ist er dies bereits: er ist alt, seine Glieder fallen zusammen, seine Haare werden weiß.

Wir haben früher gezeigt, daß im Unbewußten eine größere Reaktionsgeschwindigkeit vorherrscht als im Bewußtsein. Das Unbewußte hat gleichsam die Tendenz, die Zeit zu verkürzen, die Zeitintervalle zu überspringen. Die Zeit ist ein Ausdruck des Widerstandes der Realität, den das Unbewußte naturgemäß ignorieren will. Ebenso das Kind und der Primitive.

Von der kleinen Usche erfahren wir z. B. folgendes: „Ihre größte Geburtstagsfreude war, nun fünf Jahre zu sein. Sie litt förmlich darunter, jünger zu sein als der Bruder. Nachdem sie emsig gerechnet hatte, rief sie betrübt: ‚Aber ich hole Hellmuth doch nie im Alter ein. Wenn ich 7 bin, ist er schon 9[289]).“ Es ist nicht schwer zu bemerken, wie groß die Sehnsucht der Kinder ist, groß zu werden. Mit Recht meint nun Stekel: „Das Problem der Zeit ist das tragische Problem des Kindes. Seine ‚Eltern‘ sind die ‚älteren‘. Die älteren haben alle Rechte und Freiheiten. Es muß ihnen gehorchen, weil sie älter sind. Sie sind reicher an Zeit[290]).“

Die Zeit erhebt sich gewissermaßen zum Symbol der Widerstände, die den Urtrieben im Wege stehen. Im realen Leben stellt sich zwischen dem Wunsch und seiner Verwirklichung durch die Tat notwendigerweise eine bestimmte Zeitgröße ein. Diese Zeitgröße zu annulieren ist das Unbewußte immer bestrebt, darin besteht das infantile Merkmal aller Produktionen des Unbewußten.

Wenn auch zwischen dem Unbewußten des Erwachsenen und der kindlichen Psyche das gemeinsame Merkmal die Tendenz zur Nichtanerkennung der Wirklichkeit und der Zeit ist, so hat man doch einen sehr wesentlichen Unterschied nicht aus dem Auge zu lassen. Das Kind blickt immer in die Zukunft, das Unbe-

wußte des Erwachsenen haftet an der Vergangenheit (an dem von der Kultur Überwundenen). Das Kind will dem Erwachsenen ebenbürtig werden, seine Ungeduld feuert seine Energie an und bringt seine Fähigkeiten und Kräfte zu voller Entwicklung. Das Unbewußte des Erwachsenen aber blickt immer in die Vergangenheit zurück, möchte noch Kind bleiben, wodurch die volle Entfaltung der Kräfte des Individuums gehemmt wird.

2. Da die Kultur die Hemmung der Urtriebe bedeutet, so entspricht das Unbewußte dem von der Kultur Überwundenen: die Ergebnisse der Psychoanalyse müssen in dieser Hinsicht mit den ethnographischen Befunden übereinstimmen. Wir können hier nicht auf Einzelheiten eingehen und müssen uns nur mit wenigen Hinweisen begnügen.

Wir wollen hier unsere Aufmerksamkeit den sexuellen Tatsachen zuwenden. Wir fanden in der Analyse des Sagenzyklus von den Wasserfrauen (Kap. XI) eine Tendenz zur sexuellen Ungebundenheit und eine Hinneigung zum Inzest (das Belauschen der nackten Mutter im Bad). Die sexuelle Maßlosigkeit gehört zu den Charakteren eines Primitiven. „Der Wilde scheut vor keiner ihm möglichen Ausschweifung (auf sexuellem Gebiete) zurück und keines auf diesem Felde ausführbare Laster ist ihm fremd. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß nichts in der Welt ihn mehr interessiert und in Bewegung setzt, als alles mit dem Geschlechtlichen Zusammenhängende. Auf diesem Gebiete stark sein und sich stark beweisen, erscheint ihm als höchster Ruhm und bereitet ihm den köstlichsten Genuß. Selbst die Mutter schließt bei den Hottentotten den Gesang an ihren Säugling mit den Worten: ‚Du, der du einen kräftigen Penis hast, wie wirst du kräftige und viele Kinder zeugen.‘ Hierbei pflegt die Mutter die im übrigen Liede besungenen Körperteile des Kindes zu streicheln, die Geschlechtsteile jedoch betastet sie nur und küßt die eigenen Finger, welche diese Teile berührt haben[291])." „Sobald die jungen Leute eines Stammes (der niedrigsten Wilden) das Alter der Mannbarkeit erreichen, folgen sie ihren erwachenden Leidenschaften, soweit sie nur können. Kein Hindernis stellt sich ihnen entgegen, außer daß etwa die älteren und stärkeren Männer ihnen in den Weg treten und die Mädchen selbstverständlich für sich in Anspruch nehmen . . . Die Jugend frönt einem schrankenlosen Geschlechtsgenuß, der in seiner Zügellosigkeit und beständigen Befriedigung bald seine erste Anziehungskraft verliert und zu einer bloßen Gewohnheit herabsinkt[292])."

Mit der Maßlosigkeit der ungehemmten Sexualität hängt ein charakteristisches Merkmal zusammen, das ich die „Abspaltung der Sexualität" nenne: der sexuelle Partner spielt als ganzer Mensch, als Persönlichkeit, noch keine Rolle, das Interesse ist nur auf das gerichtet, was zur unmittelbaren Befriedigung der sexuellen Begierde dient. So erzählt z. B. eine afrikanische Sage, wie in früheren Zeiten die Vagina allein herumlief, da sie noch

nicht mit der Frau verwachsen war, und wie jeder, der sie traf, sie koitierte. In einer ferneren afrikanischen Sage wird dann erzählt, daß, als Gott die Welt machte, die Frauen ihre Geschlechtsteile wie einen Schurz umbinden und ablegen konnten. Früher war es Sitte, heißt es in der Sage, „daß die Frauen, wenn ihre Männer Lust zum Beischlaf hatten, ihre Vagina abbanden und den Männern hingaben, und sie von diesen erst wieder zurücknahmen, wenn die Männer ihre Lust gekühlt hatten".[293]) Wir sehen, wie in dieser Vorstellungswelt das Sexualobjekt auf das Genitale reduziert sei.

Wir haben früher (Kap. IX, 10) ausgeführt, daß der magische Gedanke, der sich mit dem Koitus verbindet, die Frau zu einer bösen dämonischen Macht stempelt. Die Angst vor dem magischen Unheil des Koitus wirkt triebhemmend. Das führt zur allmählichen Einschränkung der urprimitiven sexuellen Zügellosigkeit.

Ein Teil der urprimitiven sexuellen Energie verwandelt sich in andere Formen, wird „sublimiert"; in der Weise, durch Hemmung der Urtriebe, wird Kultur möglich. Indem die Kultur wächst, schafft sie immer neue Möglichkeiten für den Prozeß der Sublimierung, erleichtert also die Hemmung des erotischen Triebes.

Auf der Stufe einer sehr niedrigen Kultur ist die Psyche des Menschen noch an Inhalten arm, so daß die Erotik dominierend sein muß. „Mit der Entstehung und Anwachsen der Kultur wird das seelische Leben immer an Inhalten reicher; es entstehen Komplexe religiöser, ethischer, ästhetischer usw. Natur. Die Erotik geht mit diesen Komplexen mannigfache Verbindungen ein, durchdringt sie und wird durch sie durchdrungen, hört auf, isoliert zu sein. Ist die Tierheit die Voraussetzung der abgespaltenen Sexualität, so bewirkt die Kultur eine Synthese von Erotik mit anderen seelischen Momenten[294])."

Ungeachtet der Tatsache der Sublimierung, bleibt doch ein Teil der Urtriebe in der ursprünglichen Form in der Verdrängung (also im Unbewußten) erhalten. Die Aufrechterhaltung der Verdrängung kostet aber einen „psychischen Aufwand". Kein Wunder, daß unter bestimmten Verhältnissen der Kulturmensch oft nicht mehr den nötigen „psychischen Aufwand" bestreiten kann und dann halb den Kampf aufgibt: dann wird er neurotisch. Fassen wir den Begriff „kriminell" in etwas erweitertem Sinne als „antikulturell", so können wir Stekels Charakteristik der Neurose vollständig akzeptieren, wenn er sagt: „Der Neurotiker erkrankt, weil sich seine psychische Energie im Kampfe zwischen dem Kriminellen und den ethischen Hemmungsvorstellungen aufreibt[295])." „Alle, die edler sein wollen, als ihre Konstitution es ihnen gestattet, verfallen der Neurose; sie hätten sich wohler befunden, wenn es ihnen möglich geblieben wäre, schlechter zu sein[296])." Die Neurose, so wollen wir jetzt die vorhergehenden Betrachtungen zusammenfassen, bedeutet den nicht gelungenen Aufstand des primi-

tiven Menschen in uns gegen die „moderne“ Kultur.

Ich will hier zur Illustration aus einer Analyse kurz einiges mitteilen. Es handelt sich um einen jungen Mann, Student, noch nie sexuell verkehrt. Er hat zwar verschiedene Freundschaften mit Mädchen gehabt, die verliefen aber alle ziemlich „platonisch“. Er behauptet, die Freundinnen interessieren ihn nur rein menschlich und berühren ihn nicht sexuell. Und überhaupt, man kann doch auch ohne sexuellen Verkehr im Leben auskommen, er wenigstens habe so was nicht nötig. — Als er zu mir kam, sah er ziemlich gequält aus, litt an starker Arbeitsunlust. Es war ihm immer so schwer zumute, als liege ein Druck auf ihm. — Einmal in der Stunde, als ich ihm eine „kritische“ Frage stellte: Er wird bleich, spricht nichts, glotzt mit den Augen, macht krampfhafte Bewegungen mit den Händen in der Art eines Würgeimpulses. Der Anfall dauert zirka zehn Minuten, verflacht dann allmählich. Der allgemeine Eindruck, der bei mir bleibt, ist von einem stark gehemmten Impuls zur Gewalttätigkeit. — Nachträglich lasse ich ihn mir seine Einfälle mitteilen: Erinnerung an einen Film, ein Mann hat jemanden hypnotisiert und in der Hypnose suggeriert, jemanden zu überfallen. — Er sieht ein halbdunkles Zimmer, im Bette liegt ein Mädchen, aus dem Dunkel erscheint eine Hand, die bereit ist, den Hals des Mädchens zu ergreifen. — Wir sehen hier einen sadistischen Zug, die Tendenz, das (unbewußt) anziehend wirkende Sexualobjekt zu erdrosseln, um im Kampfe mit ihm nicht zu erliegen.

In einer anderen Stunde erzählt er mir, wie es ihm heute schwer zumute sei. Gestern habe er mit einer Freundin spaziert und viel über Liebe und Freundschaft diskutiert. Die Freundin meinte, daß zwischen Mann und Frau es am Ende zu Liebe kommen muß, man wird nicht bei der Freundschaft allein stehenbleiben. Er aber stellt Freundschaft höher als Liebe, die, wie er annimmt, nur mit Egoismus verknüpft sein muß. Er möchte „ewige“ Verbindungen haben. Bei jedem schönen Augenblick im Leben, bei jeder schönen Begegnung, schreckt ihn immer der Gedanke, es wird doch nicht lange dauern, bald ist es aus und vorbei. Er zieht sich darum so gerne zurück.

Ich kläre ihn nun darüber auf, daß er eigentlich vor den Schwierigkeiten des wirklichen Lebens Angst hat und Reißaus machen will. In der objektiven Welt gibt es keinen Stillstand, alles verändert sich, alles fließt. Unser Bewußtsein nimmt nur Veränderung und Wechsel wahr. Sein Verlangen nach „Ewigkeit“, seine Scheu vor der Welt, sei ein Ausdruck der Introversion, des Verkrochenseins in sich selbst.

Darauf macht er die Bemerkung: Seine Stimmung habe sich verwandelt, er fühlt sich nun ganz anders. Es sei ihm, als gingen die Gespenster zur Tür hinaus und ließen ihn in Ruhe. — Diese Bemerkung bekommt ihren vollen Sinn, wenn wir noch

folgendes zur Kenntnis nehmen: In einer früheren Stunde (in den ersten Tagen der Analyse, nach den ersten Aufklärungen): Er schweigt einige Zeit, mit starrem Blick dasitzend. Ich frage ihn, was er jetzt gedacht habe? „Nichts. Es schien mir plötzlich, als lauere ein Ungeheuer im Hintergrunde." — Die letzte Phrase ist zweideutig: Der Psychoanalytiker, der da im Zimmer sitzt und alles wissen möchte, ist ein Ungeheuer, das ihm Abscheu einflößt. Man kann aber die Phrase auch so verstehen, daß im Unbewußten (im Hintergrunde) Ungeheuer oder Gespenster darauf lauern, um ihn zu überwältigen und gegen seinen „Willen" loszubrechen. Die Triebe, die uns eigen sind, erscheinen uns nur solange, als Ungeheuer oder Gespenster, als wir sie nicht anerkennen wollen, als wir sie von uns abweisen. Indem wir uns aber mit ihnen abfinden, einsehen, daß sie zu Recht ihre Forderungen an uns stellen, hören sie auf, uns ungeheuerlich zu erscheinen: „die Gespenster gehen zur Tür hinaus".

Nach diesen Erklärungen sagt er ganz unvermittelt: „Ich spiele Theater". Dazu die Erklärung: Er ist Mitglied einer studentischen Abstinenzverbindung; er nimmt aber die Sache nicht mehr so ernst, wie er es oft vorgibt. — D. h. (in Übertragung auf die sexuelle Situation) die Psychoanalyse hat recht, sein Widerstand gegen die Aufklärungen, die sie gibt, ist nicht mehr ernst zu nehmen, er spielt bloß Theater[297]).

Dieses Stück Analyse zeigt uns den Kampf des Naturmenschen in uns gegen die übertriebenen mißverstandenen Forderungen einer sogenannten Kultur. Weil der junge Student „besser" sein will, als seine Konstitution es zuläßt, ist er schwermütig, leidet unter Depressionen, und kommt mit seinem Studium nicht mehr vorwärts.

3. Über die Hinneigung zum Inzest sei folgendes bemerkt: Als die primitivste Form der Familie betrachtet z. B. Morgan die Blutsverwandtschaftsfamilie. „Sie beruht auf der Gruppenehe von Brüdern, leiblichen und kollateralen, mit ihren Schwestern[298])." „Aleuten, Korjaken und andere Anwohner des Beringmeeres sahen (in der Bruder-Schwester-Ehe) nichts Anstößiges. Bei den Veda auf Ceylon darf der Bruder seine jüngere Schwester heiraten. In indogermanischer Urzeit hatte der Regel nach der Bruder seine Schwester zur Frau, und die Verwandtschaftsbegriffe Bruder und Schwester stimmten bei den Indogermanen mit denjenigen von Gatte und Gattin überein[299])." „Das römische und kanonische Recht strafte die Blutschande nur im Falle der Eheschließung; erst die Karolina strafte den bloßen Beischlaf zwischen nahen Verwandten . . . Die romanischen Rechte und das niederländische Gesetzbuch strafen die Blutschande als besonderes Verbrechen nicht[300])." Die Korjaken (Kamtschatka) „verheiraten sich meistenteils in ihren eigenen Familien zum Exempel mit der Schwester des Vaters oder der Mutter, mit der Schwiegermutter und kurz mit allen Verwandten, außer nicht mit der Mutter und der Tochter".[301]) Nach einer karelischen

Rune soll Gott das Todesurteil über den Helden Wäinämöinen gesprochen haben, „weil er seine eigene Mutter beschlafen hatte".[302]) Es ist noch zu beachten, daß zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern und Konfessionen der Begriff „Verwandtschaft" erheblich schwankt. Unter der Herrschaft der Familienorganisation mit „Mutterfolge" gehörten Vater und Tochter nicht in dieselbe Sippe, waren also nicht „verwandt", wohl aber Sohn und Mutter.

Es leuchtet ein, daß die Inzestgefühle nicht „wider die Natur" sind; im Gegenteil müssen wir sie als natürliche primitive Gefühle ansehen. „Im Gegensatz zu den herrschenden Theorien muß also mit dem größten Nachdruck darauf verwiesen werden, daß keineswegs der Widerwille gegen den Inzestakt ein auf philogenetischer Grundlage vererbter Instinkt sein kann, daß vielmehr die positive Inzestneigung ein solcher vererbter Instinkt sein dürfte ... Hat ... (der) Verdrängungsprozeß einmal bei der Mehrzahl der Individuen eingesetzt, so schafft er ein Sittengebot, das die geschlechtliche Verbindung von Blutsverwandten, vornehmlich aus sozialen und ökonomischen Interessen verbietet[303])." „Die verbreitete Ansicht, daß der Abscheu vor blutsschänderischen Verbindungen ein dem Menschengeschlecht philogenetisch vererbter Instinkt sei, ... fällt in sich zusammen angesichts der strengen Vorschriften, Drohungen und Strafen, die wir zur Aufrechterhaltung dieses angeblich angeborenen Instinktes angewendet sehen[304])." Die verdrängten Inzestgelüste leben noch in unserem Unbewußten und äußern sich in Mythos und Sage einerseits und anderseits in der Neurose, wie auch in den Träumen der „Normalen". (Auch der oben angeführte junge Student gibt auf meine Frage, ob er jemals ausgesprochen sexuelle Träume hatte, die Antwort: Er hatte solche Träume öfters, aber merkwürdigerweise waren in solche Träume nur seine nahen Verwandten verwickelt. D. h. seine verdrängte Erotik war ursprünglich inzestuöser Natur.)

In einem früheren Kapitel haben wir gesehen, wie es zur Aufrichtung der „Inzestschranke" gekommen war. Wir wollen das dort Gesagte nur kurz zusammenfassen: Die Angst vor der dämonischen Gefahr, die aus der Frau ausströmte, die „Furcht vor Spermaverlust", durch die magische Auffassung des Koitus bedingt, wirkt triebhemmend. Man kann zwar nicht allen Frauen aus dem Wege gehen, dagegen wehrt sich der zu mächtige Sexualtrieb, man muß aber den Sexualverkehr auf ein Minimum reduzieren. Die stärkste Gefahr geht nun von denjenigen Frauen aus, die einem am nächsten sind, weil man da leichter der Versuchung unterliegen kann. Darum der besonders intensive Schutz gegen die verwandten Frauen. Auf diese Weise entstehen die vielen Verbote, die man bei primitiven Völkern häufig antrifft, mit Schwestern, Mutter und Schwiegermutter zusammenzukommen oder sogar aus der Ferne mit ihnen bloß zu sprechen. Die verwandte Frau, als magische Gefahr, ist tabu. Darum auch das Gebot der Exogamie. So kommt die Mensch-

heit über die magische Auffassung zur Aufrichtung der Inzestschranke.

4. Der Epoche der primitiven Menschheit entspricht beim einzelnen Individuum die Kindheit. Das Kind ist amoralisch, denn die verschiedenen Hemmungen treten erst allmählich in seine Seele ein. Es ist darum erklärlich, daß das Kind sich seinen natürlichen Trieben rücksichtslos hinzugeben geneigt ist. Das Kind betrachtet z. B. das Spielzeug des anderen Kindes als das eigene, ohne sich über unsere Begriffe vom Privateigentum viel zu kümmern. Dennoch haben wir darum noch kein Recht, es als „schlimm" oder „verdorben" zu bezeichnen: es befindet sich noch in einer viel primitiveren Phase der Entwicklung als derjenigen, wo die moralischen Werte in Kraft treten. Man darf das Kind, wie auch den Naturmenschen, nicht an unseren ethischen Maßstäben messen. Es ist wirklich höchst befremdend zuzusehen, wie gewisse Kritiker voller Entrüstung werden, weil die Freudsche Psychologie von der Sexualität und insbesondere von den Inzestgefühlen beim Kinde spricht. Das Kind wird doch darum nicht schlechter, weil wir in seiner Seele Tatsachen entdecken, die man bis jetzt nicht sehen wollte!

In erster Linie wollen wir das Vorurteil zerstreuen, als sei das Kind asexuell. „Es ist ein Stück der populären Meinung über den Geschlechtstrieb, daß er der Kindheit fehle und erst in der als Pubertät bezeichneten Lebensperiode erwache. Allein das ist nicht nur ein einfacher, sondern sogar ein folgenschwerer Irrtum, da er hauptsächlich unsere gegenwärtige Unkenntnis der grundlegenden Verhältnisse des Sexuallebens verschuldet[305]." An dieser Stelle wird es genügen festzustellen, daß die Kinder schon in sehr frühem Alter erotische Gefühle, die denjenigen der Erwachsenen ähnlich sind, hegen können.

Ein achtjähriges Mädchen schreibt einen Aufsatz, betitelt „MEIN BESTER FREUND":[306])

Mein bester Freund ist Hubert. Im Mai wird er zehn Jahre alt. Er hat einen kugelförmigen Kopf, eher blonde Haare und braune Augen. Er hat spindeldünne Arme, aber gute Muskeln, die ganze Stärke hat er in den Armen. Auch sehr dünne Beine hat er. Er geht in die Volksschule in die Burggasse. Im Sommer wohnt er im selben Garten wie wir. Wir haben eine Wohnung zusammen und vor dieser ist ein ganz kleiner Baum und ein größerer. Da haben wir einen kleinen Tisch und zwei Bänke. Hubi zeichnet Landkarten und ich zeichne auch. Oder wir schreiben Griechisch. Einmal habe ich ihm geholfen eine Landkarte zu machen. Im Winter wohnt er im selben Hause; wenn ich zu ihm komme, so spielen wir Schule. Wenn er zu mir kommt, so spielen wir mit unserem Basar verkaufen. Ich bin überzeugt, daß er mein Gemahl wird und mich nie verlassen wird, denn er ist sehr treu.

Jeder vorurteilsfreie Mensch wird kaum bestreiten wollen, daß das achtjährige Mädchen sich zu ihrem zehnjährigem Freunde wie ein echtes Weib verhält. Wie jeder Verliebte, ist auch die Kleine von den Vortrefflichkeiten ihres Freundes fest überzeugt: er wird sie niemals verlassen, denn er ist sehr treu. Sie lebt sich schon jetzt in den Interessenkreis des Freundes ein: sie zeichnen zusammen Landkarten und schreiben Griechisch. Wer nur die Kinderwelt vorurteilslos beobachtet hat, könnte mehr von solchen erotischen Kinderfreundschaften berichten.

Die Leiterin eines Kindergartens erzählt von der fünfjährigen Hanni. Ihr „erster Freund war Bob (5 Jahre). Dieser beherrschte alle anderen Kinder und zeigte sich auch den Erwachsenen gegenüber gern tyrannisch. Er lehnte jede Vorschrift ab und geriet in starken Widerstand, sobald wir etwas von ihm verlangten. Zu Hanni war er aber absolut gefügig und paßte sich ihr in jeder Weise an. Im Gegensatz zu seinem Ton den anderen Kindern gegenüber (z. B. ‚Geht weg, ihr verfluchten Hunde!‘), behandelte er sie niemals grob und wurde zu ihr nicht heftig. Selbst an seinen häufigen nervös-aufgeregten Tagen blieb er Hanni gegenüber unverändert. Nur einmal habe ich gehört, daß er ihr mit Haue drohte, wenn sie nicht a l l e i n mit ihm spielen würde. Sie erlaubten nämlich hin und wieder einem anderen Kind mit ihnen zu spielen. Dies war der einzige Streitgegenstand zwischen ihnen, da je nach der augenblicklichen Stimmung der eine oder der andere Teil zu Eifersucht neigte. Folgendes Gespräch fing ich auf: Bob zu Hanni: ‚Spielst du mit? Anni spielt auch mit.‘ Hanni: ‚D a n n spiele ich nicht mit dir.‘ Bob: ‚Und wenn Anni nicht mitspielt?‘ Hanni: ‚D a n n spiele ich mit.‘ Bob: ‚Aber nicht wahr, wenn du verreist bist, d a n n darf ich doch mit Anni spielen?‘ Hanni: ‚Ja, aber erst dann, solange ich hier bin, nicht.‘“ Etwas später wurde Bob durch Horst ersetzt. „Horst zeigte sich nach außen hin verliebter und war in seinen Liebesbeweisen zart und innerlicher . . . Ein verstohlenes Streicheln oder ein Handkuß . . . war oft zu beobachten. Horst zeigte sich beglückt, wenn er Hanni sah . . . Wenn er nicht mit Hanni zusammen war, sprach er viel von ihr. Abends pflegte er im Bette lange Zeit zu onanieren (Bettwackeln), wobei er laut vor sich hinsprach. Der Kindergarten und Hanni bildeten den Inhalt der Selbstgespräche[306]a).“

In viel energischerer Weise äußert sich die Sexualität, wenn auch in anderer Form, bei der oben besprochenen Usche. Die Mutter erzählt von der damals vierjährigen: „Als ich das Schwesterchen versorgte: ‚Ach, wäre ich schon so groß wie du, da könnte ich das Kind umlegen. I c h w ü n s c h t e , i c h w ä r e e i n e M u t t e r.‘ Das ist überhaupt der Wunsch, den sie am häufigsten ausspricht.“ Drei Monate später: „Sie sah das Kind an meiner Brust trinken. Strahlend machte sie die Altmutterbemerkung: ‚Ich wünschte, ich hätte hundert Milliarden solcher Kinder. W ä r e i c h s o g r o ß

wie du, dann könnte ich sie haben!‘“[307]) Wir sehen hier die Maßlosigkeit des primitiven Menschen, nicht weniger als hundert Milliarden (was jedenfalls sehr viel bedeuten dürfte) Kinder möchte die Kleine haben. Das erinnert lebhaft an den Ausspruch der Bibel, wo Gott den Hebräern verheißt, daß sie sich wie der Sand am Ufer des Meeres vermehren.

Aus der angeführten Rede der Usche wird auch klar, welche Rolle die Sexualität im Verlangen des Kindes groß zu werden spielt: wäre sie so groß wie die Mutter, dann könnte sie auch Kinder haben. Als sechsjährige sagt Usche zur Mutter: „Ach, Mutter, ich wünsche, ich wäre ein großes Fräulein und hätte schon ein Kind.“ Als Usche im achten Jahre steht, erzählt noch die Mutter: „Sie beneidet mich um den Kleinen, weil er lebendig ist und ihre Puppen tot. Ganz traurig fragt sie: ‚Warum hast du soviel Kinder und ich immer nur Puppen? Ich will doch auch lebendige Kinder haben!‘“[308])

Das alles klingt gar nicht nach der populären Theorie der Asexualität des Kindes! Daß das Kind schon sogar eine gewisse Ahnung davon hat, woher die Kinder kommen, offenbart uns dieselbe Usche, wenn sie sich der Tante gegenüber äußert: „Du, Tantchen, kann auch ein Mann einen Mann heiraten?“ — „Warum nicht. Ja, dann haben sie aber natürlich keine Kinder, nicht?“[309])

Der Wunsch nach dem Kinde kann beim Kinde real nicht befriedigt werden. Da sehen wir, wie der unbefriedigte Wunsch die wunscherfüllende Phantasie ins Werk setzt. Als Usche fünf Jahre alt wurde, sagte sie am Morgen: „Vatel, ich stehe heut nicht auf. Ich habe in der Nacht drei Kinder gekriegt.“ Und blieb auch bis 9 Uhr im Bette[310]). Die Kleine benimmt sich hier wie der Dichter, der die Wirklichkeit in seiner Phantasie korrigiert; das wird später vorbildlich auch für das Unbewußte des Erwachsenen. Usche identifiziert sich mit der im Wochenbette liegenden Mutter.

Halten wir uns die Sexualität des Kindes gemeinsam mit seiner Amoralität vor Augen, so wird es klar, daß daraus die Inzestgefühle resultieren können und resultieren müssen. Denn, warum soll das Kind seine Erotik nicht in der Richtung seiner nächsten Umgebung ausstrahlen? Es steht dem nichts im Wege, weder „natürliche“ Hemmnisse (die überhaupt nicht existieren), noch moralische (die noch nicht existieren). Wegen Usche erfahren wir in dieser Beziehung noch folgendes: „Mit dem Vater verfährt sie wie ein echtes Weib. Ist er böse, legt sie den Kopf neckisch zur Seite, strahlt ihn mit tausend Augenblitzen an und sagt: ‚Warum bist du böse?‘ oder: ‚So siehst du gar nicht schön aus[311]).‘“ Analoges erzählt Freud: „Ein achtjähriges Mädchen meiner Bekanntschaft benutzt die Gelegenheit, wenn die Mutter vom Tische abberufen wird, um sich als ihre Nachfolgerin zu proklamieren. ‚Jetzt will ich die Mama sein: Karl, willst du noch Gemüse? Nimm doch, ich bitte dich‘ usw. Ein besonders begabtes und lebhaftes Mädchen von nicht vier

Jahren, an der dies Stück Kinderpsychologie besonders durchsichtig ist, äußert direkt: ‚Jetzt kann das Muatterl einmal fortgehen, dann muß das Vaterl mich heiraten, und ich will seine Frau sein[312]).‘ “

Die Inzestgefühle beim Kinde sind nicht nur möglich, sie sind geradezu notwendig. Denn die Eltern sind die Vorbilder für ihre Kinder. Wenn die kleine Tochter der Mutter in allem gleich sein will, so will sie es auch in der Liebessphäre: sie wählt sich dasselbe Liebesobjekt wie die Mutter. Dasselbe tut selbstverständlich der kleine Sohn, der sich an Stelle des Vaters setzt, richtiger gesagt sich in seine Rolle „einfühlt“. — —

Das Gesagte muß um so mehr zutreffen, da die Kindheit unter der Macht des Narzißmus steht. Wir haben bereits ausgeführt, daß der Narzißt leicht zur Homoerotik neigt: er sucht ein Liebesobjekt nach dem eigenen Ebenbilde. Aber noch mehr: weil der Narzißt sich mit seinem Liebesobjekt identifiziert, muß er auch lieben, was sein Liebesobjekt liebt. Auf dieser Grundlage entstehen auch Verliebtheiten in den Geliebten oder Mann der Freundin. Zur Illustration will ich hier einen solchen Fall einschalten. Es handelt sich um ein Mädchen aus ländlichen Verhältnissen, das bei einem jungen Paar im Gebirge als Magd angestellt war. Das Mädchen erwarb sich bald die Freundschaft der Frau, verliebte sich aber auch in den Mann. Darüber berichtet das Mädchen: „Es gibt Menschen, die einem einen tiefen Eindruck hinterlassen. So ging es mir mit Frau L. in Z . . . n. Ich sehe sie deutlich vor mir, wie ein gemaltes Bild. Eine schmale und doch kräftige Gestalt mit langem Oberkörper und schlanken Gliedern, von bräunlichem Ton ist die Haut. Sie trägt den feinen Kopf stolz und das schönste dünkt mich der schlanke Hals und die wundervolle Nackenlinie . . . Wenn sie spricht, so berührt der warme, dunkle Klang der Stimme gleich angenehm, diese Harmonie macht mir den tiefsten Eindruck, wenn mir ein Mensch nahe kommt.“ „Diese Frau liebte ich auf den ersten Blick. Was sie mir in schlichten Worten aus ihrem Leben erzählte, das ergriff mich tief. Keine Frau kann inniger lieben als sie, die sie dem geliebten Mann so weit in die Bergheimat folgte und dort viele harte ungewohnte Pflichten auf sich nahm. Natürlich half sie ihrem Mann mit jubelnder Freude im seligen Bewußtsein, daß seine ganze Liebe ihr gehörte. Das Glück der beiden erschien mir etwas Wunderbares und Göttliches . . . *Ich hatte die holde Frau lieb wie noch keine Freundin, aber ihre Gefühle für ihn wurden ganz heimlich in mir lebendig*, ohne daß ich je den Wunsch hatte sie zu verdrängen. Der Klang seiner Stimme nahm mich zuerst gefangen, weil sie so weich klingen konnte . . .“ — Wir sehen, wie im jungen Mädchen zuerst die Liebe zu „der holden Frau“ erwacht, wie sie sich sozusagen im Glück der Geliebten sonnet, und dann ihren Geliebten auch lieben muß. Hier wirkt sich die narzißstische Identifikation aus. Das ist aber auch der Fall in der Familiensituation: die Tochter, die die Mutter liebt und

sich mit ihr identifiziert, muß in derselben Weise wie die Mutter auch den Vater lieben. Ebenso geht es mit dem Sohne. — —

Auch das Umgekehrte scheint möglich zu sein. Ein achtjähriges Mädchen liebt einen Herrn, der in der Familie verkehrt. Die Kleine fragt einmal die Mutter: „Hast du Herrn NN gern?" Auf die bejahende Antwort der Mutter sagt dann die Kleine wieder: „Ich habe ihn auch gern. Wäre er nicht verheiratet, so möchte ich, daß du ihn heiratest und er wäre mein Vater." Weil die Kleine den Herrn gern hat, so möchte sie, daß er der Geliebte ihrer Mutter und damit auch ihr „Vater" wird. Wiederum also die „Dreiecksituation". —

Ein weiterer Grund für die Entstehung der Inzestgefühle liegt in dem Verhältnis der Eltern selbst zueinander und zu ihren Kindern. Jeder Affekt drückt sich irgendwie mimisch aus. Die mimischen Ausdrucksbewegungen sind aber zugleich „Eindrucksbewegungen", die „auch bei unserem Gegenüber . . . gesetzmäßig, wenn auch zunächst unbewußt, Gefühle und Affekte" auslösen. „Es ist bemerkenswert, daß dieses Verständigungsmittel, dieser Signalapparat der inneren Vorgänge, vermöge unserer Konstruktion schon von sprachlosen Kindern verstanden wird[313])." Wer nur einmal beobachtet hat, wie die Mutter an das kleine, einige Monate alte Kind ihre Koseworte richtet und wie dieses darauf mit einem (verständnisvoll anmutenden) Lächeln reagiert, dem wird es sofort einleuchten, daß wir hier mit einer „vorgebildeten Gemeinschaft der Gefühle" zu tun haben, mit einer im wahren Sinne des Wortes prästabilierten Harmonie. Die Liebe der Eltern zu den Kindern ruft ihrerseits die Liebe der Kinder zu den Eltern ins Leben. Ferner weckt die Mimik der erotischen Gefühle der Eltern zueinander die schlummernde Erotik des Kindes. Denn „die nächste Wirkung (der mimischen Ausdrucksbewegungen) ist die Anreizung zu gleichen Bewegungen, aber auch zur Wiederholung gleicher Gefühle und Affekte . . ."[314]) Die erwachte Erotik des Kindes bekommt ihre bestimmte Richtung noch dadurch, daß gewöhnlich die Väter mehr den Töchtern geneigt sind, wie anderseits die Mütter mehr den Söhnen. Nicht umsonst spricht das Volk von Muttersöhnchen, wie auch (wenigstens der Russe) vom Vatertöchterchen. —

Die geschilderte Familiensituation muß in der Seele Stoff zu künftigen tragischen Motiven abgeben. Wenn die Tochter die Mutter liebt und darum auch den Vater so wie die Mutter lieben muß, so muß sie anderseits doch die auch hassen. So entsteht eine polare („ambivalente") Seelenstimmung, ein disharmonischer Zustand, eine Zerrissenheit der Seele. Das bewirkt am Ende die Verdrängung der Inzestgefühle: weil die Tochter die Mutter haßt, aber zugleich sie auch liebt, gibt sie ihre Ansprüche auf den Vater auf, um die Mutter ungestört weiter lieben zu können. Inwie-

fern das nicht gut gelingt, führt das zu dieser oder jener neurotischen Auswirkung.

5. Die erotischen Erlebnisse und Stimmungen der Kindheit unterliegen der Wirkung der Verdrängung und werden von den meisten vergessen. Sie äußern sich aber in verschiedenen Sagen und Mythen.

Die klassische Sage dieser Art ist die vom König Ödipus. „Ödipus, der Sohn des Laios, Königs von Theben, und der Jokaste, wird als Säugling ausgesetzt, weil ein Orakel dem Vater verkündet hatte, der noch ungeborene Sohn werde sein Mörder sein. Er wird gerettet und wächst als Königssohn an einem fremden Hofe auf, bis er, seiner Herkunft unsicher, selbst das Orakel befragt und von ihm den Rat erhält, die Heimat zu meiden, weil er der Mörder seines Vaters und der Ehegemahl seiner Mutter werden müßte. Auf dem Wege von seiner vermeintlichen Heimat weg, trifft er mit König Laios zusammen und erschlägt ihn in rasch entbranntem Streite. Dann kommt er vor Theben, wo er die Rätsel der den Weg sperrenden Sphinx löst und dann zum Dank dafür von den Thebanern zum König gewählt und mit Jokastes Hand beschenkt wird. Er regiert lange Zeit in Frieden und Würde und zeugt mit der ihm unbekannten Mutter zwei Söhne und zwei Töchter, bis eine Pest ausbricht, welche eine neuerliche Befragung des Orakels von seiten der Thebaner veranlaßt. Hier setzt die Tragödie des Sophokles ein. Die Boten bringen den Bescheid, daß die Pest aufhören werde, wenn der Mörder des Laios aus dem Lande getrieben sei . . . Die Handlung des Stückes besteht in nichts anderem, als in der schrittweise gesteigerten und kunstvoll verzögerten Enthüllung . . ., daß Ödipus selbst der Mörder des Laios, aber auch der Sohn des Ermordeten und der Jokaste ist. Durch seine unwissentlich verübten Greuel erschüttert, blendet sich Ödipus und verläßt die Heimat."

„Wenn der König Ödipus den modernen Menschen nicht minder zu erschüttern weiß als den zeitgenössischen Griechen, so kann die Lösung wohl nur darin liegen, daß die Wirkung der griechischen Tragödie nicht auf dem Gegensatz zwischen Schicksal und Menschenwille ruht, sondern in der Besonderheit des Stoffes zu suchen ist, an welchem dieser Gegensatz erwiesen ist. Es muß eine Stimme in unserem Innern geben, welche die zwingende Gewalt des Schicksals in Ödipus anzuerkennen bereit ist . . . Und ein solches Moment ist in der Tat in der Geschichte des Königs Ödipus enthalten. Sein Schicksal ergreift uns nur darum, weil er auch das unserige hätte werden können, weil das Orakel vor unserer Geburt denselben Fluch über uns verhängt hat wie über ihn . . . König Ödipus, der seinen Vater erschlägt und seine Mutter Jokaste geheiratet hat, ist nur die Wunscherfüllung unserer Kindheit[315])."

Das Schicksal ist der aus dem Unbewußten stammende Zwang, der den Menschen gegen seinen (bewußten) Willen lenkt: er will

dem Frevel aus dem Wege gehen und läuft ihm dennoch in die Arme. Der Zwiespalt, die Zerrissenheit der Seele äußert sich in dem tragischen Abschluß — in der Selbstbestrafung des Helden.

Ein sehr feines Verständnis für die Ödipussage verrät Richard Wagner, was ihn turmhoch über manchen Psychologen und Psychiater in der Kenntnis der menschlichen Seele erscheinen läßt. Er äußert sich: „Verging sich Ödipus gegen die menschliche Natur, als er sich seiner Mutter vermählte? — Ganz gewiß nicht. Die verletzte Natur hätte sich sonst dadurch offenbaren müssen, daß sie aus dieser Ehe keine Kinder entstehen ließ; gerade die Natur zeigte sich ganz willig: Jokaste und Ödipus, die sich als zwei ungewohnte Erscheinungen begegneten, liebten sich und fanden sich in ihrer Liebe gestört, als ihnen von außen bekanntgemacht wurde, daß sie Mutter und Sohn sind. Ödipus und Jokaste wußten nicht, in welcher sozialer Beziehung sie zueinander stehen: sie hatten unbewußt nach der natürlichen Unwillkür des rein menschlichen Individuums gehandelt . . . Das betroffene Paar, das mit seinem Bewußtsein innerhalb der sittlichen Gesellschaft stand, verurteilte sich selbst, als es seines unbewußten Frevels gegen die Sittlichkeit inne ward: dadurch, daß es sich um seiner Büßung willen vernichtete, bewies es die Stärke des sozialen Ekels gegen seine Handlung, der ihm schon vor der Handlung durch Gewohnheit zu eigen war: dadurch, daß es die Handlung dennoch trotz des sozialen Bewußtseins ausübte, bezeugte es aber die noch bei weitem größere und unwiderstehlichere Gewalt der unbewußten individuellen menschlichen Natur[316])." —

Freud hat versucht, den „Ödipus-Komplex" mit dem Totemismus in Verbindung zu bringen, zu diesem Zwecke hat er eine merkwürdige Hypothese von der „Urhorde" aufgestellt. Mit Darwin nimmt Freud an, daß der Mensch ursprünglich in kleinen Horden gelebt habe, innerhalb welcher das älteste und stärkste Männchen durch Eifersucht getrieben die sexuelle Promiskuität verhinderte. Die aus der Horde vertriebenen Männchen konnten sich ähnliche Horden bilden, in welchen wiederum das Verbot des Geschlechtsverkehrs durch die Eifersucht des Oberhaupts dekretiert wurde. Im Laufe der Zeit bildete sich aus diesen Zuständen das Gesetz heraus: Kein Sexualverkehr mit Hordengenossen. Nach Einsetzung des Totemismus bekam diese Regel die Gestalt: Kein Sexualverkehr innerhalb des Totem.

Die Totem waren bekanntlich ursprünglich Tiere, die als Ahnen galten. Es war verboten, die Totemtiere zu töten, und innerhalb des Totems mit den Genossen Geschlechtsverkehr zu pflegen. Das Verbot, das Totemtier zu töten, wurde aber durch gewisse heilige Zeremonien durchbrochen, wo es in gemeinschaftlicher Mahlzeit verzehrt wurde.

Freud setzt das Totemtier dem Vater gleich und bekommt in dieser Weise die merkwürdige Analogie zum Ödipus-Komplex. „Wenn das Totemtier der Vater ist," sagt Freud, „so fallen die beiden Hauptgebote des Totemismus, die beiden Tabuvorschriften, die seinen Kern ausmachen, den Totem nicht zu töten und kein Weib, das dem Totem angehört, sexuell zu gebrauchen, inhaltlich zusammen mit den beiden Verbrechen des Ödipus, der seinen Vater tötete und seine Mutter zum Weibe nahm, und mit den beiden Urwünschen des Kindes, deren ungenügende Verdrängung oder deren Wiedererweckung den Kern vielleicht aller Psychoneurosen bildet." Freud meint darum, es müßte gelingen, wahrscheinlich zu machen, daß „das totemistische System sich aus den Bedingungen des Ödipuskomplexes ergeben hat".

In der Urhorde hat der gewalttätige eifersüchtige Vater, der alle Weibchen nur für sich haben wollte, die heranwachsenden Söhne vertrieben. Eines Tages taten sich diese zusammen, erschlugen und verzehrten in kannibalischer Weise den Vater. So machten sie der Vaterhorde ein Ende.

Die sich zusammenrottenden Brüder waren von denselben einander widersprechenden polaren Gefühlen für den ermordeten Vater erfüllt. Sie haßten den Vater, weil er ihrem Machtbedürfnis und ihren sexuellen Ansprüchen entgegenwirkte; aber sie liebten ihn auch und bewunderten ihn zu gleicher Zeit. Nachdem sie ihn beseitigt haben und so ihren Haß befriedigt, kam die Reue. Und so verboten sie sich jetzt selbst, was er früher durch seine Existenz verhindert hatte. So schufen die aufrührerischen Brüder „aus dem Schuldbewußtsein des Sohnes die beiden fundamentalen Tabu des Totemismus, die eben darum mit den beiden verdrängten Wünschen des Ödipuskomplexes übereinstimmen mußten".[317])

Gegen diese Hypothese lassen sich manche Zweifel aufbringen. Bevor wir unsere Kritik an ihr anbringen, wollen wir sie kurz zusammenfassen: Die Freudsche Hypothese scheint von einer patriarchalischen Gesellschaftsordnung auszugehen, wo der gewalttätige und eifersüchtige Vater unumschränkt herrscht. Solange dieser Urvater am Ruder ist, sind alle anderen Männer aus dem sexuellen Verkehr mit den Frauen der Horde ausgeschlossen. Nachdem die Brüder den Gewaltigen getötet, versagen sie sich aus Schuldbewußtsein den sexuellen Genuß innerhalb der eigenen Horde.

Oben haben wir angeführt, daß nach Morgan die früheste Form der Ehe die Gruppenehe war, wo Brüder, leibliche und kollaterale, mit ihren Schwestern verkehrten[318]). Das ehemalige Vorherrschen der Gruppenehe wird klar, wenn man die Verwandtschaftsbezeichnungen der Aranda-Stämme Australiens näher betrachtet. Es ist noch darauf zu achten, daß die Aranda in zwei Gruppen zerfallen und diese Gruppen wiederum in je vier Klassen: Purula, Kamara, Ngala, Mbitjama und Panaka, Paltara, Knuraja, Bangata. Nun darf ein Purulamann aus der einen Gruppe nur eine Panakafrau

aus der anderen Gruppe heiraten und auch umgekehrt. Die Kinder gehören weder in die Klasse der Mutter noch des Vaters, sondern in diejenige des Großvaters (väterlicher Seite). Das wesentliche der Verwandtschaftsbezeichnungen der Aranda besteht nun darin, daß sie Blutsverwandtschaft in unserem Sinne nicht berücksichtigen, sondern so verfahren: Beispielsweise nennt ein Angehöriger der Purulaklasse alle Klassengenossen „aranga" (Bruder oder Schwester), „sieht also alle Glieder seiner Klasse als seine Geschwister an. Er nennt die einer höheren Stufe angehörigen Glieder der Kamaraklasse ‚Kata' (Vater) oder ‚Wonna' (Vaters Schwester), die der niedrigeren ‚alirra' (Söhne oder Töchter)".[319]) Diese Verwandtschaftsbezeichnungen, die übrigens auch bei den anderen Stämmen Australiens anzutreffen sind, sind nur begreiflich, wenn man sie als Überreste betrachtet aus einer Zeit, wo unter diesen Stämmen die Gruppenehe geherrscht hat.

Die Gruppenehe ist ein Ausfluß des Narzißmus und der Homosexualität. In der homosexuellen Phase des Narzißmus neigt der Mensch stark zur Herdenbildung, was zur Gruppenehe führen muß. Solange diese vorherrscht, darf man von Eifersucht in unserem Sinne noch gar nicht sprechen, die ist erst auf der Stufe der Monogamie möglich. Schalten wir aber das Moment der Eifersucht aus, so fehlt die Grundlage für die Freudsche Hypothese: die „Urhorde" mit dem eifersüchtigen gewalttätigen Urvater ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Auch läßt sich in keiner Weise, wie es Freud tut, ein Tabu aus dem Schuldbewußtsein ableiten. Der Sachverhalt ist vielmehr der umgekehrte: Die Übertretung eines Tabu (d. h. eines magischen Verbotes) führt Unheil mit sich, die Verletzung des Tabuverbotes hat sozusagen automatische Strafe zur Folge. Daraus entwickelt sich mit der Zeit der religiöse Begriff der Sünde, worauf die Strafe des erzürnten Gottes folgt. Weil die Frau magisch gefährlich ist, wird sie durch Tabuvorschriften umgeben, so entsteht, wie wir oben gezeigt haben, auch das Heiratsverbot innerhalb des Totems, der Sippe, der Familie. Der Ödipus-Komplex setzt die Inzestschranke voraus, nicht umgekehrt[320]).

Die Entstehung der Ödipussage erkläre ich mir in folgender Weise: Wir wissen bereits, daß unter den magischen Handlungen der „Fruchtbarkeitszauber" eine bedeutende Stelle einnimmt. Zu den Handlungen des Fruchtbarkeitszaubers gehörte in erster Linie der Koitus. Und das Ackern selbst hatte ursprünglich nur die Bedeutung des magischen Koitus mit der Mutter-Erde. In der uralten Familie war der Vater zugleich der Priester. „Es ist natürlich, daß der Vater zur Zeit, wo es notwendig schien, die erschöpften Kräfte der Natur magisch zu beeinflussen, mit der Mutter den magischen Koitus pflegte. Es ist wiederum begreiflich, daß zur Zeit, wo der Vater alt geworden und nicht mehr sexuell tüchtig (d. h. nach primitiver Auffassung nicht mehr zauberkräftig genug) ist, er durch den

Sohn beseitigt wird, der alle seine Pflichten, darunter auch die Pflicht des magischen Koitus mit der Mutter zu üben, übernimmt. Diese Tatsache einer vorgeschichtlichen Zeit verdichtete sich später zum Mythus von der Tötung des Vaters durch Ödipus und seiner Ehelichung der Mutter. Der Mythus, wie er uns von Sophokles überliefert ist, ist zu einer Zeit entstanden, wo die Inzestscheu bereits eingesetzt hat; darum ist der wahre Sachverhalt schon erheblich entstellt, und Ödipus vollzieht seine Tat, ohne sie angeblich zu wollen und ohne zu wissen, was in Wirklichkeit geschieht[321])."

Uns mag das alles phantastisch erscheinen. Aber wir haben kein Recht unsere Logik und unser ethisches Empfinden zum Maßstab zu nehmen zur Beurteilung von Dingen, die in das graue Uraltertum hineingehören.

Das oben Entwickelte läßt sich noch besser begründen, wenn man auch berücksichtigt, daß auch der Tod zu den magischen Mitteln der Fruchtbarkeit gehört. Jeden Tag geht die Sonne unter, wird vom Dunkel, gleichsam von einem bösen Dämon, verschlungen, um am anderen Morgen wieder am Himmel zu erscheinen. Die Sonne stirbt heute, um morgen wiedergeboren zu werden, sagt sich der Primitive. Daraus folgt leicht der Satz: Der Tod ist die Voraussetzung des Lebens. Oder auch: Die Tötung ist ein magisches Mittel Leben (Fruchtbarkeit) zu bewirken.

Diese Anschauungsweise finden wir z. B. im Osiris-Kultus verwirklicht. Alljährlich ging man aus, den Gott Osiris zu suchen. Darüber berichtet Plutarch: „Am 19. Athyr (= 31. Okt.) steigen sie des Nachts zum Meere (d. h. zum Nil) hinab. Die Bekleider und Priester tragen den heiligen Korb, worin sich das goldene Gefäß befindet. Sie nehmen von dem Trinkwasser und gießen hinein, und ein Geschrei der Anwesenden entsteht, Osiris sei gefunden. Dann vermischen sie fruchtbare Erde mit diesem Wasser, tun Gewürze und Spezereien vom Kostbarsten hinzu und formen daraus ein mondförmiges Bildchen, das sie ankleiden und schmücken." „Die Stelle Plutarchs . . . berichtet . . . eine merkwürdige Einzelheit: sobald Osiris gefunden und das Nilwasser in das goldene Gefäß getan ist, nimmt man ‚fruchtbare Erde' oder Lehm und formt Halbmöndchen daraus. Diese sollen den Gott darstellen (der abnehmende und wieder zunehmende Mond = der sterbende und wiedergeborene Gott = Osiris) und werden deshalb wie Götterbilder angekleidet und geschmückt. Aber warum vermischt man die Erde mit kostbaren Gewürzen? Weil das heilige Nilwasser, das man bei diesem Umzuge geschöpft hat und jetzt auf die Osirismöndchen gießt, die Gewürzkörner zum Sprossen bringen soll. Damit ist der Gedanke, der dem ganzen Brauch zugrunde liegt, zu klarem Ausdruck gebracht: den verschwundenen Gott, den man suchte, hat man im Nil gefunden. Osiris ist der Nilgott; Nilerde ist sein Leib und Nilwasser sein Blut. Obwohl er gestorben ist, ist er nicht tot; denn als Zeichen seines

Lebens sprossen die Gewürzstauden aus seinem Körper. So kann man seinen Tod auch als seine Geburt auffassen, genauer als seine Wiedergeburt: Osiris stirbt im Nil, um in den Pflanzen zu neuem Leben zu erstehen ...[322])."

In der Regel aber wurde Osiris in der Form der Mumie dargestellt; „um den Begriff des ‚lebenden Leichnams' zum Ausdruck zu bringen, versieht man diese Lehmfiguren meist mit dem aufgerichteten Geschlechtsgliede und nimmt Getreidekörner zur Füllung. Eine Darstellung aus Philae zeigt, wie der Osirisleib mit Wasser besprengt wird, damit die Körner keimen. So grünen die Gebeine, und neues Leben wächst aus dem Leib des Gottes; so muß der Nilgott sterben, damit Ähren und Pflanzen gedeihen und Menschen und Tiere leben können[323])."

Im Osiriskultus werden also beide Arten des Fruchtbarkeitszaubers geübt: die dramatische Darstellung der Auferstehung (deren Voraussetzung die magische Tötung ist) und der magische Koitus (angedeutet durch das aufgerichtete Geschlechtsglied).

Nun soll aber derselbe Gott (oder sein Repräsentant auf Erden, der Priester) zu gleicher Zeit den magischen Koitus ausüben und sterben, um in neuer Form wiedergeboren zu werden! Die beiden so verschiedenen Formen des Fruchtbarkeitszaubers führen darum zu einer Spaltung der ursprünglichen Göttergestalt. Die weitere Entwicklung der Osirissage führt eine zweite Figur, seines Sohnes Horus, ein, der ursprünglich mit ihm nichts zu tun hatte, aber später mit ihm verknüpft wurde. Der wiederbelebte Osiris bleibt im Totenreich herrschen, „und sein Nachfolger hier auf Erden wird sein Sohn Horus. So ist die eine Person in zwei gespalten: Osiris und Horus, Vater und Sohn ...".[324])

Das alles entspricht dem, was wir als Grundlage der Ödipussage vorausgesetzt haben: Der „Alte" wird getötet, und sein Sohn, als sein Stellvertreter hier auf Erden, übernimmt seine kultischen Pflichten, zu denen natürlich auch der magische Koitus mit der Mutter gehört. — — —

Der Sohn, der in seinem Vater einen Rivalen sieht, hegt gegen ihn Unmut und Haß. Diese Gefühle treffen aber auf einen starken Widerstand (Polarität der Gefühlseinstellung) und werden darum vom Bewußtsein abgespalten, nach außen projiziert und umgedeutet: nicht der Sohn hegt Unmut gegen den Vater, sondern umgekehrt, der Vater ist dem Sohne sehr wenig zugetan und setzt ihn aus. So entsteht der paranoische Verfolgungswahn der Heldensage. Durch weitere Entstellung wird der Verfolger des Kindes immer unkenntlicher gemacht. Ein assyrischer Mythos erzählt z. B., daß der assyrische Königssohn Sargon von seinem Oheim verfolgt, in einem Schilfkästchen im Euphrat ausgesetzt und von einem Wasserträger gefunden und aufgezogen wird. Der „Oheim" ist nur eine Deckfigur für den Vater, denn in uralter Zeit gehörte der Oheim (wie

wir das aus dem Verwandtschaftssystem der australischen Völker bereits wissen) zu den „Vätern".

Auch Horus hat einen solchen Verfolger, den Gott des Unwetters Seth, der als Bruder des Osiris galt. Also wiederum der „böse Oheim" als Verfolger.

In weiterer Entstellung verliert der „Verfolger" seine verwandtschaftlichen Züge und ist einfach ein König oder ein Rivale. So z. B. in der Tamuzsage. Theodor bar Koni erzählt folgendes: „Dieser Tamuz war, sagt man, ein Hirt und liebte ein Weib, das wegen seiner Schönheit berühmt und gefeiert war. Sie war von der Insel Cypern und hieß Balti, ihr Vater Herakles, ihre Mutter Arnis und ihr Gatte Hephästos. Sie floh mit Tamuz, ihrem Geliebten, in die Libanonberge. Eben sie nannte man auch Estra (Astarte) . . . Ihr Vater beweinte sie sieben Tage im Monat Tebeut (Januar) . . . Hephästos, ihr Gatte, verfolgte sie in die Libanonberge. Tamuz begegnete und tötete ihn; aber auch er starb, zerrissen von einem Eber. Jene Buhlerin aber starb wegen der Liebe, die sie für Tamuz empfand, aus Schmerz über seinen Leichnam[325])." Balti, die auch Estra heißt, ist die Göttin Astarte oder Aschtart. „Die Göttin erscheint speziell unter dem Namen Aschtart ohne engere Verbindung mit einem Gott, wie jungfräulich, und gilt dennoch als Mutter des Lebendigen. Ihre ältesten bildlichen Darstellungen bringen den Charakter der gebärenden und nährenden Mütterlichkeit deutlich zum Ausdruck. In der besonderen Gestalt der karthagischen Tanit führt die Göttin das Prädikat ‚die große Mutter'[326])." Die Göttin Aschtart ist eine Muttergestalt. Tamuz begegnet seinem Rivalen und erlegt ihn im Kampfe, wie es in der griechischen Sage Ödipus mit seinem Vater tut. Der Untergang des Tamuz ist auch hier als die Strafe für den Frevel aufzufassen. —

In dem Kampfe der „Väter und Söhne" sprechen sich außer der sexuellen Rivalität auch noch soziale und ökonomische Gegensätze aus. Die unbeschränkte Gewalt des Pater familias in der alten Gesellschaft ist genügend bekannt. Z. B. bei den alten Germanen äußert sich „das erste und älteste recht des vaters gleich bei der geburt des kindes, er kann es aufnehmen oder aussetzen. Das neugeborene liegt auf dem boden, bis sich der vater erklärt, ob er es leben lassen will oder nicht". „Das Christentum erklärte die aussetzung für heidnisch und unerlaubt, aber die festgewurzelte sitte dauerte noch in der ältesten zeit und wurde in den gesetzen mit strafe belegt." „Der vater konnte seine kinder, knaben bis zu erreichter mündigkeit, mädchen solange sie unverheiratet waren, verkaufen . . . Dieses recht war noch im mittelalter bekannt, wenn auch schon ungeübt[327])." „Je unumschränkter der Vater in der alten Familie herrschte, desto mehr muß der Sohn als berufener Nachfolger in die Lage des Feindes gerückt, desto größer muß seine Ungeduld geworden sein, durch den Tod des Vaters selbst zur Herr-

schaft zu gelangen. Noch in unserer bürgerlichen Familie pflegt der Vater durch Verweigerung der Selbstbestimmung und der dazu nötigen Mittel an den Sohn, dem natürlichen Keime der Feindschaft, der im Verhältnis liegt, zur Entwicklung zu verhelfen . . . Den Rest der in unserer heutigen Gesellschaft arg antiquierten potestas patris familias pflegt jeder Vater krampfhaft festzuhalten, und jeder Dichter ist der Wirkung sicher, der wie Ibsen den uralten Kampf zwischen Vater und Sohn in den Vordergrund seiner Fabeln rückt[328])." Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn hat also auch einen sozialen Gehalt: es ist der Gegensatz zwischen Herrscher und Beherrschtem. Vergessen wir nicht, der König ist der Landesvater und die Untertanen sind gleichsam seine Kinder. Ödipus erschlägt den König Laios, um seinen Thron zu besteigen. — —

Allen denjenigen, die hartnäckig die Beziehungen zwischen Vater und Sohn nur von der sentimentalen Seite zu betrachten geneigt sind, seien folgende Zeilen eines großen Dichters in Erinnerung gebracht:

Liebt man denn einen Vater? Geht man nicht,
wie du von mir gingst, Härte im Gesicht
von seinen hilflos leeren Händen fort?
Legt man nicht leise sein verwelktes Wort
in alte Bücher, die man selten liest?
Fließt man nicht wie von einer Wasserscheide
von seinem Herzen ab zu Lust und Leide?
Ist uns der Vater denn nicht das, was war;
vergangene Jahre, welche fremd gedacht,
veraltete Gebärde, tote Tracht,
verblühte Hände und verblichnes Haar?
Und war er selbst für seine Zeit ein Held,
er ist das Blatt, das, wenn wir wachsen, fällt.

Und seine Sorgfalt ist uns wie ein Alp,
und seine Stimme ist uns wie ein Stein, —
wir möchten seiner Rede hörig sein,
aber wir hören seine Worte halb.
Das große Drama zwischen ihm und uns
lärmt viel zu laut, einander zu verstehn,
wir sehen nur die Formen seines Munds,
aus denen Silben fallen, die vergehn.
So sind wir noch viel ferner ihm als fern,
wenn auch die Liebe uns noch weit verwebt,
erst wenn er sterben muß auf diesem Stern,
sehn wir, daß er auf diesem Stern gelebt.

Das ist der Vater uns . . .[329]).

6. Die Ödipussage ist der Ausdruck des Sohn-Mutter-Komplexes. Ein Gegenstück zu diesem ist der Tochter-Vater-Komplex. Sehr offen wird dieses Thema schon in der Bibel behandelt, in der Sage von Lot und seinen zwei Töchtern. Nach der Zerstörung von Sodom blieb Lot mit den beiden Töchtern in einer Höhle wohnen. „Da sagte die ältere zu der jüngeren: ‚Unser Vater ist alt und es gibt keinen Mann, der zu uns kommen könnte, wie es die allgemeine Sitte fordert. Wir wollen unseren Vater trunken machen und werden bei ihm schlafen' ", was auch geschah (Genes. 19, 30—38).

Ähnlich klingt der Mythos von der Geburt des Adonis: „Smyrna wurde von der erzürnten Aphrodite zu verbrecherischer Liebe zu ihrem eigenen Vater Theias entflammt. Mit Hilfe ihrer Amme gelang es ihr, zwölf Nächte ihren Vater zu täuschen. Als dieser endlich seine Tochter erkannte, verfolgte er sie mit gezücktem Schwerte, jene aber flehte zu den Göttern um Rettung. Von diesen ward sie in einen Myrtenbaum verwandelt. Zehn Monate darauf barst der Baum und Adonis ward geboren" (Roscher, Lexikon d. griech. u. röm. Mythol.).

Dieser Mythos braucht wohl keine langen Kommentare. Wir wollen nur die Verfolgung durch den Vater mit dem gezückten Schwerte besonders hervorheben. Dem äußeren Zusammenhange nach ist es der erzürnte Vater, der die Tochter strafen will. Das ist aber bloß die hysterische Umdeutung des wirklichen Sachverhalts. Denn eine andere Fassung des Mythos erzählt: „(Nach der mit dem Vater verbrachten Nacht) habe sich Smyrna aus Scham in den Wäldern verborgen gehalten und sei hier aus Mitleid von Aphrodite in den Baum verwandelt worden, aus dem die Myrrhe, ein wohlriechendes Balsam, hervorquillt. Als der Vater diesen Baum mit seinem Schwerte gespalten hat, sei Adonis geboren" (Roscher). Das Schwert ist somit ein Phallossymbol. Die Verfolgung durch den Vater ist die Erfüllung des sexuellen Wunsches der Tochter. Der Grund des hysterischen Verfolgungswahnes der Frau ist das Verlangen vom Manne verfolgt, d. h. begehrt zu sein. Wogegen der paranoische Verfolgungswahn nur projizierte eigene Feindseligkeit bedeutet.

Auf dem paranoischen Verfolgungswahn beruhen die Gestalten der bösen Stiefmutter, der Hexe und ähnliches. Zur Illustration führe ich hier gekürzt ein slawisches Märchen an:

Am Rande einer tiefen Grube, in deren Nähe die Herde weidete, spannen Mädchen Flachs. Da kam ein Alter, mit einem weißen Bart bis zum Gürtel, und sagte:

„Mädchen, seid vorsichtig bei dieser Grube: wenn eine von euch ihre Spindel in die Grube herabfallen läßt, so wird sofort ihre Mutter in eine Kuh verwandelt sein."

Der Alte verschwand. Die Mädchen wunderten sich über seine

Rede. Sie traten an die Grube näher und blickten hinein, bis einer der schönsten unter ihnen die Spindel den Händen entgleitet war und in jene Grube gefallen. Als die Mädchen nach Hause kamen, war die Mutter jenes Mädchens in eine Kuh verwandelt und stand beim Hause. Und das Mädchen trieb sie mit den anderen Kühen zur Weide.

Einige Zeit später heiratete der Vater des Mädchens eine Witwe. Die Stiefmutter konnte das Mädchen nicht leiden und tyrannisierte sie verschiedentlich. So gab sie dem Mädchen eines Tages einen vollen Sack mit Flachs und befahl ihr, das alles zu spinnen; wenn sie damit nicht fertig wird, soll sie lieber nicht nach Hause kommen, sie kann dann zusehen, wo sie bleiben will!

Das Mädchen spann und ging den Kühen nach; zur Mittagszeit, als die Kühe im Schatten lagen, sah sie in ihren Sack hinein, und mußte sich zu ihrer Verzweiflung überzeugen, wie wenig sie fertiggebracht hat. Sie weinte bitterlich. Aber die Kuh, die ihre Mutter früher war, beruhigte sie und sagte zu ihr: „Ich werde den Flachs in den Mund nehmen; aus meinem Ohr wird dann ein Faden herauskommen, du fang ihn auf und wickle ihn auf." (In dieser und ähnlicher Weise half die Kuhmutter ihrer Tochter und vereitelte immer die Anschläge der bösen Stiefmutter.)

Auffallend in dem Märchen ist es, daß ungeachtet der Warnung, das schöne Mädchen doch die Spindel verliert und so die Verwandlung der Mutter verschuldet. D. h. diese Verwandlung ist eine Wunscherfüllung, ein Symptom der Feindseligkeit der Tochter gegen ihre Mutter.

Aber dieses Symptom ist polarer Natur: mythologisch bedeutet die Kuh eigentlich die Mutter in ihrer Funktion als nährende Mutter. Wir treffen diese Symbolisierung auch im Osiriskreise an, sie bedeutet dort die Isis, die Mutter des Horus. „Herodot erzählt von einer liegenden Kuh zu Sais, mit einem Purpurmantel angetan, die alljährlich einmal am Tage, wo die Ägypter den Osiris beklagten, aus dem Heiligtum ans Licht gezogen wird; sie ist hölzern . . ., inwendig ist sie hohl und enthält die Leiche der Tochter des Mykerinos, des großen Pyramidenbauers . . . Wenn hier eine hölzerne Kuh als Grabstätte des Mädchens dient, so muß dies von Osiris stammen. Tatsächlich sammelte Isis nach Diodor die Glieder des verstümmelten Osiris und ‚warf sie in eine hölzerne Kuh, die mit einem schwarzen Byssosgewande umhüllt ist' . . . Plutarch nennt die Kuh zwar ausdrücklich ‚ein Abbild der Isis', die zum Zeichen der Trauer in Schwarz gekleidet sein könnte; aber dazu wird der Purpurmantel in Sais nicht passen. Richtiger wird man die Kuhform des Sarges auf die Himmelsgöttin Nut zurückführen, die als Mutter des Osiris gilt; aus ihrem Schoß ist der Gott geboren und in ihren (nächtlichen) Schoß kehrt er zurück[330])." — Die Kuh in unserem Märchen bedeutet also einfach die Mutter als vorsorgliches nährendes gutes

Wesen. Die magische Verwandlung ist das Zutun einer späteren Zeit, wo die Symbolik des Mythos nicht mehr verstanden ward.

In unserem Märchen ist die Muttergestalt gespalten: in die Kuh und die böse Stiefmutter. Die Feindseligkeit der Tochter gegen die Mutter, die in der Verwandlung der Mutter in eine Kuh leise angedeutet ist, bewirkt jene Spaltung. Dadurch können beide Strömungen: der kindlichen Liebe und des Hasses gegen die Mutter, befriedigt werden.

7. Das Verhältnis der Kinder zu den Eltern ist von zwiespältiger Natur, entsprechend der Doppelrolle, die die Eltern im Leben der Kinder spielen. Die Eltern sind die Quelle der Liebe und Lust, die das Kind genießt, und die es seinerseits mit Liebe beantwortet. Sie sind aber auch die Vorsteher der bestimmten sozialen Organisation, die wir Familie nennen, sie sind die Träger der gesetzgeberischen und exekutiven Gewalt im Bereiche dieser Organisation. Je unbeschränkter die Eltern ihre Machthabe entfalten, desto mehr werden die kleinen Untertanen zur Revolte gedrängt. Dem schwachen Kinde erscheint die Macht der Eltern unüberwindlich, riesenhaft. Auf dieser Grundlage entwickeln sich die Vorstellungen von den Riesen, die in der Urzeit gelebt haben sollen.

So meint Jakob Grimm, daß die Riesen und Titanen die alten Naturgötter sind[331]. „Jötumheimr (wo die altnordischen Riesen hausen) liegt fern von Asaheimr (Heimstätte der jüngeren Götter), doch finden gegenseitige Besuche statt. In diesem Verhältnis machen die Riesen einigemale jenen Eindruck älterer Naturgötter, die einem jüngeren, überlegenen Göttergeschlecht weichen mußten[332].“ Die Kinder haben sich also von den Eltern emanzipiert und leben unabhängig im eigenen Heime.

Der infantile Zwiespalt äußert sich in den widerspruchsvollen Vorstellungen von der Natur der Riesen. Einerseits sind sie wild, jähzornig und bös. Man verbindet gern die Vorstellung des Riesen mit derjenigen des Feindes. „So hängen Riesenbenennungen zusammen mit alten Volksnamen: feindliche, kriegerische Nachbarn vergrößert der Volksglaube zu unmenschlichen Riesen, wie er schwächere, unterdrückte in Zwerge verkleinerte[333].“ Der Riese war etwas Schreckhaftes, Furcht einjagendes. So bedeutet altn. Tröl zugleich ein Ungeheuer und einen Riesen[334]. Anderseits aber stellte man sich den Riesen auch als gutmütig vor. Am Montblanc heißt „ein Riesengrab la tombe du bon homme, de la bonne femme, was sich mit dem Begriff eines heiligen, verehrten Mannes mengt“.[335]

Der Riese ist der Vater, wie er dem kindlichen Bewußtsein erscheint. Die infantile Revolte gegen die riesenhafte väterliche Gewalt drückt sich in Mythos und Sage aus als der Kampf mit dem Riesen. Die klassische Form haben wir in dem Kampf des jugendlichen David mit dem Riesenphilister Goliath. Die Hebräer mit ihrem König Saul waren in großer Verlegenheit, wie sie mit

dem Riesen, der sie zum Kampfe herausforderte, fertig werden sollen. Da kommt der kleine winzige Hirtenknabe David, nimmt den Kampf auf und erschlägt den Riesen. Das Volk jubelt, „und die Weiber sangen gegeneinander, und spielten, und sprachen: Saul hat tausend geschlagen, aber David zehntausend". „Und Saul sahe David sauer an, von dem Tage und fort an."

Die Gestalt des Vaters ist hier „auseinandergelegt" in die zwei Personen des Königs und des Riesen. Um den König — den „Landesvater" — aus der großen Not herauszuhelfen, vollbringt der zwerghafte David seine Heldentat, so lautet das legale (bewußte) Motiv. Durch diese Tat bringt er aber denselben König in üble Laune. Dadurch offenbart sich die geheime Triebfeder des Kampfes: die Rivalität, was die Weiber in ihrem Gesange besonders hervorheben: David ist ein größerer Held als Saul. „Da ergrimmt Saul sehr, und gefiel ihm das Wort übel, und sprach: sie haben David zehntausend gegeben, und mir tausend, das Königreich will noch sein werden" (Samuel I, Kap. 18, 8).

Es ist die infantile Größensucht und Größenwahn. In der Person des Riesen wird aber der Vater vernichtet. Das Unbewußte kümmert sich nicht um den logischen Zusammenhang, wie es sich wenig um die anderen Normen kümmert. Unbewußt kann man lieben und hassen, vernichten und erhalten zur selben Zeit (Polarität). Die Auseinanderlegung (Spaltung) der Vatergestalt findet sich auch in der Ödipussage: in den feindlichen Vater Laios und den gütigen („fremden") Vater, an dessen Hofe Ödipus aufgezogen wurde. Die für das kindliche Bewußtsein unverträglichen Züge der Liebe und der Macht werden auf zwei verschiedene Personen verteilt. — —

Der Kampf mit dem Riesen ist ein beliebtes Sagen- und Märchenmotiv. Der Sinn des Motivs erhellt noch besonders daraus, daß meistens der Riese eine schöne Prinzessin gefangenhält, die der Held durch seinen Sieg befreit und zum Dank dafür sie zum Weibe bekommt. So befreit z. B. Siegfried eine schöne Königstochter, die von einem Riesendrachen in Gefangenschaft gehalten wird, und bekommt sie dann zum Weib. In der Edda erlegt Sigurd den Riesendrachen Favnir, und die Meisen im Gebüsch singen:

Ein Maid weiß ich,
Die magst du gewinnen,
Die allerschönste,
Geschmückt mit Gold[336]).

Der Sinn dieses Sagenmotivs scheint der zu sein: Um ein Maid zu gewinnen, muß man vorerst einen Riesen aus dem Wege schaffen, der das Maid in seiner Gewalt hat. Der Riese ist, wie wir bereits wissen, der Vater, wie er dem infantilen Bewußtsein erscheint. Das Maid, das er gefangenhält, kann, in diesem Zusammenhange, nur

die Mutter bedeuten. Der Held, d. h. das Kind (richtiger gesagt, das Infantile in uns), will die Liebe der Mutter gänzlich für sich allein in Anspruch nehmen, der „böse“ Vater stört daran und muß darum beseitigt werden. — —

Der Kampf mit dem Riesen war manchem Helden beschieden. Nicht immer ist der „Riese“ als solcher bezeichnet, wesentlich ist es, wenn er als ein sehr Gefürchteter und Unüberwindlicher hingestellt wird. Eine solche Episode finden wir auch im „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg, die wir einer kurzen analytischen Behandlung unterziehen wollen.

Im Lande Markes, des Oheims Tristans, ist der „heldenstarke“ Morold aus Irland eingedrungen, um seinen alljährlichen Zins von Kurneval heimzuführen. Niemand erdreistet sich ihm entgegenzutreten, denn Morold war

an Macht so groß,
So bös' und so erbarmungslos,
Daß wider ihn nicht leicht ein Mann,
Der seines Blickes Bann gewann,
Zu setzen wagte seinen Leib,
Und mutlos ward gleich einem Weib[337]).

Nur Tristan ist unerschrocken genug, um gegen den unüberwindlichen Morold ins Feld zu ziehen, er spricht ihm das Recht auf den Zins ab und will den Streit mit dem Schwerte ausfechten.

Dies alles hört Morold an,
Und sehr verdroß ihn, daß Tristan,
Der ihm so kindlich noch erschien,
So trieb zum Zweikampf gegen ihn!

Wir haben hier dieselbe Gegenüberstellung des kindlichen Tristan dem allgemein gefürchteten ungeheuerlichen Morold, wie früher in der biblischen Sage von David-Goliath[338]). In der neuen Fassung treten neue Züge hinzu, die unsere frühere Deutung bestätigen. Der Zins nämlich, den Morold aus Kurneval ausführen sollte, bestand aus dreißig Jünglingen, die dann in den Dienst des irischen Königs gestellt werden sollten. Tristan kämpfte somit wirklich für die Sache der Kinder. Er drückt es selber aus, wenn er vor dem Zweikampf mit Morold sagt:

Die Kinder hier der edlen Degen,
Die dort der Knechtschaft sind erlegen,
Sie könnten wohl noch werden frei.

Nach hartem verzweifelten Kampfe wird Morold von Tristan erschlagen, dieser ist aber selbst tödlich verwundet (Morolds Schwert

war vergiftet). Mit Tristans Wunde stand es so: alle Ärzte, die man berief, die alle ihre Kunst und Wissen auf Tristans Heilung verwandten, konnten ihm nicht helfen:

Denn mit dem Gifte stand es so,
Daß es der Ärzte Kunst und Kunde
Nicht konnt' entfernen aus der Wunde.

Nur eine einzige Person könnte ihm helfen, nämlich Morolds Schwester, die ältere Isolde (die Mutter der blonden Isolde, der späteren Gemahlin des Königs Marke). Durch List kommt dann Tristan unter dem falschen Namen Tantris nach Irland, wo er von der Königin Isolde in Pflege genommen und durch ihre Kunst vom Tode gerettet wird. „Jemanden retten" ist soviel als „jemandem das Leben schenken". Durch die Rettungstat entpuppt sich Königin Isolde, die „Schwester" Morolds, als die Mutter Tristans; dadurch wird Morold, wie König Marke, zum „Oheim" (= Vater) des Helden[339]). Die Auseinanderlegung der Vatergestalt in den Gütigen und den Riesen ist damit wieder gegeben. Beiläufig machen wir noch auf die Identität der Anfangsbuchstaben der Namen aufmerksam: Marke und Morold; ein früherer Feind, den Tristan erlegt hatte, hieß Morgan.

Um diese Deutung, die einen wichtigen Mechanismus enthüllt, noch mehr zu unterstützen und mit früheren Ergebnissen in Zusammenhang zu bringen, wollen wir noch einer Episode aus Gottfrieds „Tristan" gedenken. Tristan kommt zum zweitenmal nach Irland, um für König Marke die blonde Isolde zur Braut zu werben. Ins Land gekommen, besteht er einen Kampf mit einem fürchterlichen Drachen[340]), der dem Lande viel Schaden zugefügt hat. Durch die Hitze des Kampfes ist er vollkommen erschöpft und seiner Lebenskraft beraubt. Er erblickt einen kleinen See, in den er in voller Wehr hineinstürzt und dort über Tag und Nacht liegenbleibt, ganz ohne Kraft — bewußtlos. Dort wird er von den beiden Isolden entdeckt und zum zweitenmal gerettet:

Die beiden Frauen mühten sich
Um seine Pfleg' einmütiglich
Und nahmen ihn in ihre Hut.

Die Bedeutung des Kommens aus dem See als Geburt kennen wir bereits („Frau Holle Teich", Kap. XI, p. 161). Tristan sitzt im See ganz ohne Kraft, wie es einem noch nicht Geborenen geziemt. An dem Rettungsakte beteiligen sich aber zwei Frauen: Isolde, die ältere und die blonde Isolde. Die letztere ist nur ein Duplikat der ersteren, was schon durch die Identität der Namen angedeutet ist. Da im weiteren Verlauf der Handlung die blonde Isolde, Markes Frau, mit Tristan die eheliche Treue bricht, so ist dadurch der

ganze Komplex bloßgestellt: Die Feindseligkeit Tristans gegen Morold ist durch die sexuelle Rivalität mit Marke (Morolds Doppelgänger) bestimmt.

Folgerichtig verfährt Richard Wagner, wenn er in seinem „Tristan und Isolde“ nur die eine Isolde einführt und Morold, den Tristan erschlägt, für Isoldes Bräutigam ausgibt. Die Symbole, die die unbewußten Triebe darstellen und zugleich entstellen, führen uns zurück zu dem Naturmenschen: Die Schwester des Rivalen = Frau des „Oheims“ (des Vaters) wird von dem Heldensohn geraubt.

Die schwer zu heilende Wunde, die Tristan im Kampfe mit Morold bekommen hat, hat wiederum einen tiefen symbolischen Sinn: es ist der hysterische Ausdruck des Zwiespaltes der Seele. Der Kampf gegen die elterliche Gewalt ist darum ein Riesenkampf, weil er die Liebe zu den Eltern gegen sich hat.

8. Die Riesen galten nicht nur für Ungeheuer, die Schrecken einjagen. Es wurde ihnen auch oft große Dummheit zugeschrieben, man stellte sie sich ganz plump vor. Das entspricht wiederum der infantilen psychischen Verfassung: sehr oft suchen die Kinder sich Vorgesetzten gegenüber dadurch zu rächen, daß sie diese jeden Verstandes bar hinstellen.

Eine hübsche Illustration zu der Plumpheit der Riesen ist die Eddaerzählung von „Thors Fahrt nach dem Hammer“. Vorausgeschickt sei, daß der nordische Gott Thor einen wunderbaren Hammer, Miölnir genannt, besaß, den er gegen die Riesen schleuderte. Das Eddalied[341]) erzählt, wie Thrym, der Thursenherrscher, diesen Hammer nächtlicherweise entwendete.

Wild war Wingthor, als er erwachte,
Und seinen Hammer daheim nicht fand[342]).

Der Gott Locki flog nach Riesenheim, um sich über die Angelegenheit näher zu orientieren. Thrym, der am Hügel saß, erblickt ihn:

„Was ist's mit den Asen? Was ist's mit den Alfen?
Was hast du zu suchen in Riesenheim hier?“
Schlecht steht's mit den Asen, schlecht steht's mit den Alfen!
Hast du Hlorridis Hammer versteckt?

„Ich habe Hlorridis Hammer versteckt
Wohl acht Rasten unter der Erde,
Nimmer mehr holt den Hammer von hier,
Wer mir zur Frau Freyja nicht bringt.“

Locki kehrt zurück nach Asaheim, wo ihn schon Thor erwartet. Sie suchen Freyja auf und schlagen ihr vor, als Braut nach Riesenheim zu reisen. Freyja ist aber höchst entrüstet und will um keinen

Preis nach Riesenheim. In einer Versammlung der Götter schlägt dann Heimdal „der Helle“, der Himmelswart, vor, Thor als Braut zu verkleiden. Thor als Braut fährt nach Riesenheim zusammen mit Locki, der die Rolle der Magd der Braut spielt. In Riesenheim wird zu Ehren der Braut ein Mahl gegeben:

Da aß die Braut einen Ochsen allein,
Acht Lachse ganz und die Leckerbissen,
Und dazu trank sie drei Tonnen Met.

Thrym ist verwundert:

„Wo sah man ja Bräute so mörderisch beißen?
Nie sah ich Frauen so fürchterlich einhauen,
Noch Mädchen trinken je so viel Met!“

Locki beruhigt ihn aber:

Acht Tage saß sie, ohne zu essen,
Toll vor Verlangen nach Thursenheim.

Durch solche Redensarten eingelullt, läßt der törichte Thrym den Hammer holen:

„Holt nun den heiligen Hammer herbei
Und legt der Maid Mjöllnir aufs Knie,
Schwört die Eide und weiht die Eh'.“

Thor bekommt den Hammer in die Hände und nun bricht es los:

Thrym, den Herrscher, traf er zuerst
Und schlug das ganze Thursengeschlecht.

Die Ungeheuerlichkeiten der vermeintlichen Braut im Essen und Trinken ist wohl ein infantiler Zug: die Hinneigung zum Maßlosen. Anderseits, wie es auch Jakob Grimm meint, wird Thor dadurch als ein Riese charakterisiert, er gehört selbst zum Riesengeschlecht. Das ist die uns bekannte Identifizierung des Kindes mit dem Vater. Auch in diesem Mythos wird der Riesenvater erschlagen, nur fehlt hier die tragische Färbung, vielmehr schlägt das Ganze ins Ulkhafte um.

Wir fragen jetzt nach der Bedeutung des Hammers. „Mit dem Hammer weiht Thor Knochen und belebt sie von neuem[343]).“ Thor war der Gott des Donners und Blitzes. „Nach dem Volksglauben fährt mit dem zündenden Blitz aus der Wolke zugleich ein schwarzer Keil tief wie der höchste Kirchturm in den Erdboden nieder[344]).“ Im Eddaliede versteckt Thrym den Hammer tief in die Erde. Die Erde (Erda) ist aber die Mutter Thors. Der Hammer, der Leben gibt, ist nichts anderes als ein Phallos, das Eindringen des Hammers oder Keils in die Erde bedeutet dann den Koitus mit der Mutter[345]). Der Streit um den Hammer zwischen Thor und Thrym ist somit wirklich durch die sexuelle Rivalität

bedingt. Es ist zugleich der Streit um das Recht, die „Mutter-Erde“ zu befruchten (den magischen Koitus auszuführen).

9. Wir haben mehrmals die Identifizierung des Sohnes mit dem Vater angetroffen. Diese Identifizierung macht den Vater für die Schicksale des Sohnes mitbestimmend[346]). Ein sehr krasses Beispiel für die Abhängigkeit des Schicksals des Sohnes von dem des Vaters haben wir auch in der Tristansage: Tristan scheint nur die Abenteuer seines Vaters Rivalin in etwas modifizierter Weise zu wiederholen.

Rivalin kommt über das Meer (aus Parmenien) nach Kurneval zum König Marke, wo er als siegreicher Ritter sehr geschätzt und geachtet wird. Vorher hat er in seinem eigenen Lande mit dem König Morgan (den später Tristan erschlägt) einen siegreichen Krieg geführt. Nach einiger Zeit entführt er dem König Marke seine Schwester Blanscheflur. Nach der Heimat zurückgekehrt, fällt Rivalin in einem neuen Krieg mit Morgan, Blanscheflur stirbt im Wochenbett. Auch Tristan kommt zufälligerweise zum Hofe des Königs Marke, wo er bald ein hochgeschätzter Ritter wird. Markes Frau, Isolde, gewinnt er für sich, wie dies sein Vater mit des Königs Schwester getan. Die Identität von Isolde und Blanscheflur ist nicht schwer einzusehen, wenn man die folgenden zwei Episoden berücksichtigt. Rivalin wurde, als er noch bei König Marke weilte, einmal im Kriege gefährlich verwundet; da kommt Blanscheflur heimlich zum halbtoten Ritter und gibt sich ihm hin. Mit einer ähnlichen Episode endigt aber Tristans abenteuerliches Leben: Er liegt tödlich verwundet und sehnt sich nach der heißgeliebten Isolde. Letztere eilt zu ihm aus dem fernen Lande, findet ihn aber schon tot; sie umfängt ihn mit den Armen und drückt ihren Mund auf seinen und stirbt. Die Hingebung und der (spätere) Tod Blanscheflurs sind in der Szene von Tristan und Isolde zu einem Bilde vereinigt.

Wir sehen hier eine infantile inzestuöse Phantasie gleichsam in zwei verschiedene Episoden „auseinandergelegt“, wo die eine Episode die andere gewissermaßen ergänzt. Der Held der ersten Episode raubt die „Schwester“ des Königs. Die zweite Episode tut einen Schritt weiter: der Held eignet sich die Frau des Königs an. Dieser ist aber nur eine Deckfigur für den Vater, der dem infantilen Bewußtsein „so was, wie ein Bruder der Mutter“ vorkommt (Jung). Die Abspaltung (der Doppelgänger) des Vaters, König Marke, wird zum „Oheim“ des Helden degradiert[347]). Indem aber Tristan die Schicksale seines Vaters Rivalin in seinem eigenen Leben wiederholt, stellt er sich symbolisch an seine Stelle.

10. Der Kampf mit dem Riesenungeheuer, den wir bis jetzt als den Kampf des Sohnes gegen den Vater aufgefaßt haben, ist polar: das riesenhafte Ungeheuer ist bisexueller Natur, es kann wie den Vater, so aber auch die Mutter bedeuten.

Zur Illustration dieses Gedankens wollen wir von einem afrikanischen Märchen ausgehen:

Vor uralten Zeiten war auf Erden ein riesiges Ungeheuer. Das hatte eine Zunge, die war eine Meile lang, und einen Schwanz, der reichte bis an das Ende der Erde. Sein Leib war geschuppt, wie der eines Krokodils, und sein Rachen war so schrecklich groß, daß es einen bespannten Ochsenwagen auf einmal verschlingen konnte. Das Scheusal hieß „Kholomodumo". Es kroch hierin und dahin und fing mit der Riesenzunge Menschen und Tiere und führte sie so damit dem geöffneten Rachen zu. So lange fuhr es damit fort, bis alle Menschen samt ihrem Vieh und allen Haustieren verschlungen waren . . .
Nur eine Frau war übriggeblieben. Die hatte sich im Walde tief im Dickicht versteckt . . . Die Frau war schwanger. Nach einiger Zeit gebar sie einen Sohn . . . Als der Knabe größer wurde, zeigte er sich voll Verstand und Heldenmut. Aus Eisen schmiedete er sich allerlei Werkzeuge (und Waffen) . . . Auf seinen Jagdzügen gelangte er auch zu den Ruinen der Menschenwohnungen. Heimgekommen fragte er seine Mutter, wer da gewohnt habe. Da erzählte sie ihm von dem furchtbaren Unglück, das über die Erde gekommen war. Sie warnte ihn eindringlich, ja nicht dem Kholomodumo nahe zu kommen. Doch der Knabe brannte vor Begierde, mit dem Ungeheuer zu kämpfen. Endlich konnte ihn die Mutter nicht mehr halten, er zog aus, bewaffnet mit seinen Lanzen und seinem großen Messer, und suchte den Kholomodumo. Eines Tages fand er ein dickes schwarzes Etwas im Wege liegen, eine Meile lang. Es war die gefürchtete Zunge des Ungeheuers. Blitzschnell schwang er sein Messer und hieb sie mitten entzwei. Er ging weiter, da lag der Kholomodumo wie ein großer, langgestreckter Berg. Mit aufgesperrtem Rachen schnappte er nach ihm. Der Knabe sprang zur Seite und warf dem Untier eine Lanze ins Auge. Der Bauch des Untiers war von dem vielen Fressen dick aufgetrieben, daher konnte es sich nicht gleich schnell herumwenden. Er warf die zweite Lanze in das andere Auge. Da war das Ungeheuer blind. Nun stach er darauflos (und tötet so das Untier. Schließlich schnitt er dem Untier den Bauch auf), da kamen sie alle heraus, Menschen und Tiere . . .[348]).

Zum Verständnis dieses Märchens müssen wir uns erinnern, daß die Sonne tagtäglich im Dunkeln verschwindet, um am anderen Tage wieder von dort aufzutauchen. Das wird, wie wir bereits gehört haben, als Tod und Wiedergeburt des Sonnengottes aufgefaßt; aber das Verschwinden in der Dunkelheit wird auch als Verschlucktwerden der Sonne von einem Ungeheuer oft betrachtet. Daraus ergibt sich die Gleichung: Dunkel = Ungeheuer = Mutterleib. Auf dieser Grundlage entsteht der weit verbreitete Mythos vom

Helden, der von einem Ungeheuer verschluckt wird, dann nach einiger Zeit wieder von dort hinausschlüpft. Sehr oft legt der Held im Bauch des Ungeheuers ein Feuer an, wodurch dem Untier Schmerzen verursacht werden, die ihn zwingen, ans Land zu schwimmen, was dem Helden das Entschlüpfen erleichtert[349]). In dem Anlegen des Feuers im Bauche des Ungeheuers spiegelt sich der ursprüngliche Gedanke, daß das Leben (= das Feuer, die Sonne) im Schoße des Todes keimt[350]).

Meistens ist das den Sonnenhelden verschlingende Ungeheuer ein Walfisch. Die bekannteste Version ist z. B. die Jonasmythe, wo der Held, der auf Befehl Gottes gegen die Niniveer mit einer Strafpredigt losziehen soll und dem nicht Gehör gibt, sondern zum Meere flieht, von einem Walfisch verschlungen wird. Nach drei Tagen wird er jedoch auf Befehl Gottes vom Fische aufs Land ausgespien. In vielen Mythen der Indianer tritt an Stelle des Walfisches ein Weib. So z. B. in einer Coryakenerzählung „gehen zwei Vogelweiber zu einer Höhle am Ufer, eine nach der anderen. Sie werden von einem Kala-Riesenweibe verschlungen, aber es gelingt ihnen, zu entschlüpfen und sich einen Ausgang zu bereiten mit ihren Klauen".[351]) Ebenso erzählt eine Menschenfressersage der Zulu von einem Weibe, das seine eigenen Kinder und noch viel Volk verschlingt; dann wird die Kannibalin von einem Vogel überwunden, ihr Leib aufgerissen, und dann kommt viel Volk heraus[352]). Der Schoß des Todes und der Schoß des Weibes sind mythologisch identifiziert.

Polynesische Mythen erzählen ferner, wie zwei Weiber beim Baden von Aligatoren verschluckt werden. Die Tiere verkriechen sich in eine Höhle, werden aber vom Manne der Frauen aufgelauert, getötet und die Frauen an die Luft gebracht und wiederbelebt. Noch wird dort erzählt, wie ein Schlangenungeheuer die Gegend unsicher macht, alles Volk bis auf eine schwangere Frau auffrißt. Die schwangere Frau verkriecht sich in eine Höhle, gebiert dort Kinder, die dem Ungeheuer den Garaus machen.

Im Sinne der zuletzt angeführten Mythen ist der Kampf mit dem Ungeheuer eine „Geburtsphantasie" (gleichsam der Kampf mit dem Tode).

Hinter dieser Art Mythen liegt eine bestimmte magische Handlung: der Fruchtbarkeitszauber. Der tote Samen wird in die Erde, d. h. in das Mutterelement gegeben, um zu neuem Leben als Pflanze zu erwachen. So wird Osiris, der sterbende und wiederauferstehende Gott, als Korngott aufgefaßt. Denn in einem Texte des ägyptischen „Totenbuches" sagt der Tote (der gewöhnlich mit Osiris identifiziert wird) von sich: „Die Götter leben wie ich, ich lebe wie die Götter; ich lebe als Korngott, ich wachse als Korngott . . ., ich bin Gerste[353])." Und die chassidische Mystik sagt es offen heraus: „Es ist keinem Ding der Welt gegeben, in sich umgeschaffen zu werden und in neue Gestalt zu kommen, es komme denn

vordem zu Nichts, das ist zur ‚Gestalt des Dazwischen‘. Kein Wesen kann auf ihr bestehen, sie ist die Kraft vor der Schöpfung und heißt das Chaos. So ist das Vergehen des Eies zum Küchlein und so der Same, der nicht keimt, ehe er in der Erde aufgegangen und verwest ist[354]).“

Wir merken uns, daß mythologisch folgende Gleichung besteht: Verschlungenwerden von einem Ungeheuer = Tod = Eingehen in den Mutterleib.

11. Zu der infantilen inzestuösen Erotik gehört noch die Geschwisterliebe, die sich auch in Sage und Mythos äußert. Hier nur einige wenige Illustrationen. Eine griechische Sage erzählt:

„Byblis hegte eine sündhafte Neigung zu ihrem Bruder Kannos. Als sie ihrem Bruder dieselbe gestand, entwich er voll Entrüstung aus dem Lande . . . Byblis aber, von fortdauernder Liebesglut verzehrt und gequält von dem Gedanken, daß sie ihren Bruder aus der Heimat verdrängt hatte, erhängt sich an einer Eiche; aus ihren Tränen entstand die Quelle Bylibis.“

Dieser Tradition steht eine andere gegenüber, nach welcher Kannos zuerst von Liebe zur Schwester entbrannte und, weil er diese Liebe nicht überwand, aus dem väterlichen Hause floh. Auch hier macht Byblis ihrem Leben durch Erhängen ein Ende und eine Quelle entspringt aus ihren Tränen (Roscher. Lexikon usw.).

Ebenso eine deutsche Sage:[355])

Auf dem Petersberge bei Erfurt ist ein Begräbnis von Bruder und Schwester, die auf dem etwas erhabenen Leichensteine abgebildet sind. Die Schwester war so schön, daß der Bruder, als er eine Zeitlang in der Fremde zugebracht und wiederkam, eine heftige Liebe zu ihr faßte und mit ihr sündigte. Beiden riß alsbald der Teufel das Haupt ab.

Die sündige Liebe muß bestraft werden. In der griechischen Sage ist es die Selbstbestrafung, in der deutschen dagegen vollzieht diese Strafe der Teufel. Er ist nur der Vollstrecker des Urteils, das der Sünder in seinem Inneren selbst gesprochen hat.

12. Die infantile inzestuöse Erotik birgt große Gefahren in sich. Durch den Konflikt mit den ethischen Werten wird ein Zwiespalt der Seele erzeugt, der alle psychische Kräfte verschlingt. In der Dichtung äußert sich jene (zwiespältige) Seelenverfassung als tragische Situation, sonst aber als neurotische Erkrankung. Dr. Alfred Adler teilt von einer seiner Patientinnen mit: „(Die Patientin) hat bemerkt, daß sie zuweilen, wenn sie mit ihrem Bruder allein sei, ein unerklärliches Ekelgefühl empfinde. Doch habe sie keine Aversion gegen ihn und gehe ganz gerne mit ihm in Gesellschaft oder ins Theater. Nur vermeide sie es, ihm auf der Straße den Arm zu reichen, aus Furcht, von fremden Leuten für seine Geliebte gehalten

zu werden. Auch zu Hause unterhalte sie sich oft mit ihm, lasse sich auch von ihm, der dies häufig praktiziert, küssen. Sie selbst küsse leidenschaftlich gerne, verspüre zuweilen eine wahre Kußwut, sei aber dem Bruder gegenüber in der letzten Zeit viel zurückhaltender, da sie mit ihrer feinen Nase bei ihm einen abscheulichen Geruch aus dem Munde verspürt habe . . . (Es) ist der Umstand auffällig, daß niemand sonst aus der Umgebung, die von ihm nicht weniger oft geküßt wird, diesen üblen Geruch wahrgenommen hat. Unsere Patientin hat also in ihrer Einstellung gegen den Bruder eine Umwertung vorgenommen, die deutlich zeigt, wohin sie zielt[356])." Die erotische Neigung zum Bruder ist hier deutlich genug. Sie befindet sich aber im Stadium der (nicht ganz gelungenen) Verdrängung. Aus der Verdrängungstendenz resultiert die Geruchshalluzination, die als „Sicherungstendenz" (Adler) gegen die Inzestgefühle dient. Die Tragik der Heldinnen der oben betrachteten Sagen schlägt hier ins Körperliche um.

Bei Adlers Patientin tritt in Gegenwart des Bruders ein Ekelgefühl auf: die Liebe schlägt hier in ihr Gegenteil um (Affektverwandlung). Das Ekelgefühl kann sich unter Umständen auf die ganze sexuelle Sphäre ausdehnen und eine psychosexuelle Lähmung zur Folge haben.

In einer alten Chronik wird z. B. folgendes erzählt: „Junge Leute spielen Ball; einer befürchtet, den Ring, den er von seiner Geliebten erhalten hat, zu beschädigen. Er will ihn einstweilen in der Kirche ablegen. Da sieht er ein Bild Marias; über dessen Schönheit entzückt, entsagt er der früheren Liebe und steckt den Ring an den Finger des Bildes. Das Bild krümmt den Finger. Trotzdem heiratete der Jüngling einige Zeit darauf. In der Hochzeitsnacht erscheint ihm Maria, sich zwischen ihm und der Braut lagernd und den Finger mit dem Ringe vorsteckend. Er verläßt die Braut und wird ein Mönch[357])." Die heilige Maria, die Mutter des jungen Gottes, ist ein Symbol der Mütterlichkeit, der mütterlichen Liebe. Der junge Mann wird durch das Bild der Mutter in seiner Liebe zum Mädchen vollständig gelähmt. Er wird dann Mönch: er entsagt der irdischen Liebe, um einer Einzigen fortan seine Huldigungen darzubringen. Mit anderen Worten, er sublimiert seine Erotik, er verwandelt sie in religiöse Anbetung:

Vor allen Jungfrauen Krone
Maria hat den Preis;
Blick auf zu ihrem Throne,
Es glänzet lilienweiß!
Sie ist die Zierde der Frauen,
Gar herrlich anzuschauen;
Ihr gleich wird keine sein![358])

Die Unfähigkeit, der realen Forderung der Liebe zu entsprechen, das ist die Folge der zu in-

tensiv entwickelten infantilen Erotik[359]). Wir wissen bereits, die Liebe der Kinder zu den Eltern ist die Antwort auf die Liebe der Eltern zu den Kindern. Auf die übertriebene Zärtlichkeit der Mutter antwortet der Knabe mit übertriebener Anhänglichkeit, die ihn oft unfähig macht, im späteren Leben sich von den infantilen Erlebnissen in genügendem Grade freizumachen. Die infantile Erotik ist die Folge der Elternerotik.

13. Dennoch liegt in der infantilen inzestuösen Erotik die Quelle verborgen, aus der eine kulturelle Forderung, nämlich die monogamische Tendenz, die zu ihrer Verwirklichung nötige Energie schöpft. Wir wollen diesem Zusammenhang nachspüren.

Die Entwicklung der Menschheit vom Ur- zum Kulturzustand könnte man charakterisieren als einen Prozeß des Anwachsens einer sexual-ökonomischen Tendenz: die maßlose Sexualität des primitiven Menschen wird beschränkt und gebunden, um den überbleibenden Rest von Aktivität für Kulturzwecke nutzbar zu machen. Schon auf sehr früher Stufe der Entwicklung bricht diese Tendenz durch. Ein Forscher erzählt z. B. über die mexikanischen Wilden: „Die Huichol sind alles andere eher als enthaltsam, und doch kommt in ihren Gesängen öfter die Forderung vor, daß sie sich mit einer Frau begnügen sollen. Dafür wird ihnen Reichtum an Kühen in Aussicht gestellt. Der letzte Grund dieser Anschauung liegt darin, daß für alle Unternehmungen geschlechtliche Enthaltsamkeit zum Ziele führt, also besondere Kraft bewährt. Einigermaßen komisch wird der Gedanke in Mythen zum Ausdruck gebracht, in denen sich vor schwierigen Unternehmungen eine Göttin völlig entblößt, vor allen Männern niederlegt und diesen die Gewißheit des Sieges wird, wenn sie den Anblick ertragen können, ohne Gefühle zu verraten[360])." — Der primäre Gedanke ist eigentlich der, daß die sexuelle Enthaltsamkeit notwendig ist, um die magische Tüchtigkeit (ohne welche natürlich kein großes Unternehmen gelingen kann) des Mannes auf der Höhe zu erhalten. Die vermeintliche magische Tüchtigkeit, die der primitive Mann anstrebt, bedeutet aber zugleich oft seine wirkliche Tüchtigkeit. D. h. der Primitive ist davon überzeugt, daß wenigstens eine zeitweise Selbstbeherrschung auf sexuellem Gebiete notwendig ist, um sich im Daseinskampfe behaupten zu können.

Die sexual-ökonomische Tendenz tritt klar zutage, wenn man die verschiedenen Eheformen in ihrer Aufeinanderfolge ins Auge faßt. Bei den Kamilaroistämmen Australiens (wie übrigens bei vielen anderen Stämmen, die exogamisch leben) waren die Männer und Frauen je in vier Klassen eingeteilt. Obgleich bei ihnen die Gruppenehe herrschte, so war sie doch dahin begrenzt, daß ein Mann einer bestimmten Klasse nur die Weiber einer einzigen bestimmten Klasse heiraten durfte, die Weiber der übrigen drei Klassen waren für ihn tabu. „Unter dem hierdurch ans Licht gebrachten Ehe-

system sind bei den Kamilaroistämmen ein Viertel aller Männer einem Viertel aller Weiber ehelich verbunden[361])." Die sexual-ökonomische Tendenz setzte sich noch weiter durch, indem die Klassen in Unterklassen zerfielen und nun die obige Regel auf die Unterklassen Anwendung fand.

Innerhalb der Gruppenehe machte sich die obige Tendenz noch mehr geltend, indem „eine gewisse Paarung in einem höheren oder geringeren Grad eintrat in der Weise, daß jeder Mann aus mehreren Frauen eine Hauptfrau erwählte, und jede Frau aus mehreren Gatten einen Hauptgatten".[362]) Allmählich entwickelte sich die Paarungsehe. „Die Frau war jetzt etwas mehr als die Hauptfrau ihres Ehemannes, sie war seine Gefährtin, die Bereiterin seiner Mahlzeiten und die Mutter seiner Kinder, welche er jetzt mit einiger Gewißheit als die seinigen zu betrachten begann . . . Der Ehemann konnte sein Weib nach Belieben fortschicken und eine andere nehmen, ohne Ärgernis zu erregen, und die Frau hatte ebenso das Recht, ihren Gatten zu verlassen und einen anderen zu nehmen. Aber allmählich bildete sich eine öffentliche Meinung gegen solche Trennung heraus, die an Stärke immer zunahm. Wenn zwischen einem Ehepaar eine Entfremdung eingetreten war und seine Trennung bevorstand, so versuchten die Gentilverwandten beider Teile eine Wiederversöhnung der Parteien, oft mit Erfolg[363])." Wir sehen also, wie innerhalb der Gruppenehe, die schon an und für sich gegenüber dem ungeregelten Geschlechtsverkehr (der Agamie) eine Beschränkung darstellt, sich eine Tendenz in Richtung auf die Paarungsehe entwickelt und innerhalb dieser die Monogamie immer mehr an Boden gewinnt. Die sexual-ökonomische Tendenz, wenn sie auch durch verschiedene soziale und ökonomische Faktoren (wie z. B. durch das Privateigentum) mehr oder weniger gefördert oder gehemmt werden kann, ist als immanentes Gesetz der Kulturentwicklung aufzufassen. „Muß jedes Individuum, Mann oder Weib, den notwendigen ‚Sinnesgenuß' . . . jedesmal neu ‚erobern' oder gar suchen, so verbraucht es starkes Maß seiner Energien auf diese Leistung, die seinem sozialen Werk entzogen werden[364])."

Was aber die Gesellschaft mit der Macht ihrer äußeren Mittel zur Befestigung jener Tendenz schaffen konnte, ist eigentlich nur eine Parodie: die gesetzliche monogamische Ehe. Die Kultur ist nicht imstande, gänzlich neue biologische Eigenschaften zu schaffen, sie kann nur fördernd oder hemmend auf die schon vorhandenen einwirken und sie allerdings dadurch modifizieren. Die infantile inzestuöse Erotik ist ein solches Phänomen, welches das Material abgibt für die möglichst vollkommene Verwirklichung der sexual-ökonomischen Tendenz. Die Objekte der infantilen Erotik sind einzig in ihrer Art, d. h. in den Inzestgefühlen ist eine Tendenz zur Monogamie verborgen. Die Nutzbarmachung dieser Tendenz für die Kultur besteht in einer Verschiebung des inzestu-

ösen Gefühls vom physisch Verwandten auf ein Sexualobjekt, das uns „seelisch verwandt" ist. Durch diese Verschiebung entsteht die Liebe, die höchste Verwirklichung jener ökonomischen Tendenz, die erst in einem gewissen Kulturzustande möglich wird und auf der Errichtung eines „psychischen Überbaues" im sexuellen Gebiete beruht.

In der geschilderten Genesis der Liebe ist ein keimender Widerspruch enthalten. Wie das Kind seine Eltern überschätzt, so überschätzt auch der Liebende das Objekt seiner Liebe und damit seine Liebe selbst, d. h. es wird der Äußerung der Sexualität die höchste Wertschätzung gegeben. Die sexual-ökonomische Tendenz aber (deren höchster Ausdruck eben die Liebe ist) fordert, daß man der Sexualität und ihrer Äußerung immer mehr die Höchstschätzung gegenüber anderen Werten abspricht. Dieser Widerspruch führt zu einem Kompromiß: zu der Idealisierung der Frau, zu ihrer Heiligmachung. Es ist zugleich die höchste Wertschätzung des Sexualobjektes und die äußerst weitgehende Sexualökonomie. Die Folge davon muß aber notwendig der „erotische Dualismus" sein: das Hinschwanken zwischen Verdrängung und Ausgelassenheit. „Weil die nackte, ungebundene Sexualität uns unmöglich, suchen wir in Gegensatz dazu das Weib zur Heiligen zu machen. Weil aber diese anderseits die Sinne unbefriedigt (hungernd) läßt, wird sie zur Helferin der Revolte der rein tierischen Triebe[365])." So bewegt sich die Kulturentwicklung durch stete Widersprüche.

XIII. Der Traum, der Mythos und die Neurose

Motto: Rabbi Chisda sagt: Ein Traum, der nie gedeutet ward, ist wie ein ungelesener Brief.
Berachoth 55 a.

1. Die Psychologie des Traumes spielt für die Erkenntnis der Gesetze, die das Unbewußte regieren, eine bedeutende Rolle, und „wer sich die Entstehung der Traumbilder nicht zu erklären weiß, wird sich auch um das Verständnis der Phobien, Zwangs- und Wahnideen, eventuell um deren therapeutische Beeinflussung, vergeblich bemühen".[366]) Im Vergleich zum Wachbewußtsein erscheint uns der Traum als psychischer Ausnahmezustand. So meint z. B. W. Wundt: „Ihrem Hauptbestandteile nach sind (die Traumvorstellungen) Erinnerungsbilder, wobei aber wegen des regellosen Spieles der Assoziationen Fernes und Nahes, jüngst vergangene und weiter zurückliegende Erlebnisse beliebig vermischt werden . . . (Es) fehlt bei (dem Traum) durchgängig der planvolle Zusammenhang der Vorstellungsgebilde[367])." Das entspricht der kurzen Formel des Volksmundes: „Träume sind Schäume".

Zwar tischt uns der Traum verschiedene Unmöglichkeiten und Verkehrtheiten in vollem Ernste auf. Wir wissen aber schon aus der Psychologie der Fehlleistungen, daß sich die scheinbaren Ungereimtheiten durch die „Komplexe" sinnvoll determinieren lassen. Auch der Traum muß, wie Mythos und Sage, als Ausdruck des Unbewußten begriffen werden.

Vorerst wollen wir darlegen, wie der Traum nicht erforscht werden soll. Verschiedene, nur rein formale Beziehungen, die man für die Traumphänomene gelegentlich aufstellt, können unser deterministisches Bedürfnis nicht befriedigen, weil diese formalen Beziehungen den bestimmten Inhalt des einzelnen Traumes in keiner Weise zu erklären imstande sind. Solcher Art sind z. B. die Gesetze, die Vold für den Traum aufstellt: „Wenn man von der Bewegung eines Gliedes träumt, so ist diese immer so, daß eine der bei ihrer Vollziehung vorkommenden Stellungen der wirklichen entspricht." (Woher stammen aber die anderen Stellungen?) „Man

kann die Stellung des eigenen Gliedes im Traume auch einer fremden Person zuschreiben." „Man kann auch träumen, daß die betreffende Bewegung auch gehindert ist." „Das Glied der betreffenden Stellung kann im Traume als Tier oder Ungeheuer erscheinen, wobei eine gewisse Analogie beider hergestellt wird." „Die Stellung eines Gliedes kann im Traume Gedanken anregen, die zu diesem Gliede irgendeine Beziehung haben[368])." Also, der Traum kann so vieles; doch bleiben wir am Ende im unklaren, warum der Traum in jedem einzelnen Falle das eine tut und das andere zu tun unterläßt: warum wird die Stellung eines Gliedes in einem Falle als Bewegung, im anderen Falle aber als Ungeheuer geträumt? Wodurch sind solche Verschiedenheiten determiniert? Oder sind diese Verschiedenheiten dem „Zufall" preisgegeben?

Ein anderer „Traumforscher", Semi Meyer, teilt folgendes mit: „Ich träumte von einer gewaltigen Helligkeit, es wurde immer heller und heller, ich war im Traum wie geblendet, glaubte mich nach dem Erwachen bestimmt zu erinnern, das Gefühl der Blendung im Traume miterlebt zu haben. Als die Helligkeit zu einem großartigen Glanze angewachsen war, erwachte ich, öffnete die Augen, und siehe da, das geringe Licht, das in der Morgendämmerung durch die Vorhänge drang, war doch so viel heller als der Glanz des Traumes, daß ich nun richtig geblendet war. Ich habe alles, was im Traume vorherging, sofort vergessen[369])." Herr S. Meyer will den Traum als eine „Mißdeutung" einer Wahrnehmung erklären, so z. B. „wenn irgendein Geräusch die Vorstellung eines Überfalles durch Einbrecher hervorruft".[370]) Dennoch müssen wir folgendes bemerken: Sollte auch die Helligkeit des angeführten Traumes mit der Morgendämmerung in Zusammenhang stehen, so bleibt doch der Inhalt jener geträumten Begebenheiten, die Herr Meyer leider vergessen hat, unerklärt. Denn welcher Art jene Begebenheiten auch sein mögen, so sind sie doch etwas mehr als „mißdeutete" Helligkeit, die sich nur ihrer Intensität nach mißdeuten läßt. Noch auffälliger ist ein anderer Traum, den Meyer mitteilt: „Ich träumte neulich, . . . daß ich ein Magenkarzinom hätte, wovon ich offen gestanden als erblich belastet Angst habe. Beim Erwachen fiel mir der Traum sofort ein und gleichzeitig war ich erstaunt, daß ein Gefühl dabei im Traume völlig gefehlt zu haben schien[371])." Im wachen Leben hat Herr Meyer große Angst vor einem Magenkarzinom, dennoch träumt er davon und dabei fehlt das Gefühl im Traume völlig! Hat denn der Traum die Gefahr des Magenkarzinoms so völlig „mißdeutet"?

Wundt meint den Traum dadurch zu erklären, daß er sagt: „Die durch die Sinneseindrücke entstehenden Vorstellungen sind mehr oder weniger phantastische Illusionen[372])." Das „mehr oder weniger Phantastische" zugestanden, bleibt doch die Frage offen: wodurch ist der besondere konkrete Inhalt der Traumillusion bestimmt? Bei aller Achtung vor den Verdiensten der

Wundtschen Psychologie muß doch betont werden, daß die Begriffe: „phantastische Illusion", „regelloses Spiel der Assoziationen" usw. nur berufen sind, die Unfähigkeit zu verdecken, von einem voreingenommenen Standpunkt aus den Traum und die ihm ähnlichen Phänomene zu erklären.

2. Es gibt eine Klasse von Träumen, deren Inhalt sehr einfach und sinnvoll ist; besonders häufig sind sie bei Kindern anzutreffen, obwohl sie auch bei Erwachsenen vorkommen. Hier einige Proben:

Die 70jährige Großmutter träumt, „nachdem sie einige Tage lang durch die Unruhe ihrer Wanderniere zum Hungern gezwungen war, offenbar mit Versetzung in die glückliche Zeit des blühenden Mädchentums, daß sie für beide Hauptmahlzeiten ‚ausgebeten', zu Gast geladen ist, und jedesmal die köstlichsten Bissen vorgesetzt bekommt".[373]).

Ebenso träumte ich selbst, als ich hungrig zu Bette ging:

„Ich suche am Tische auf, was mir gehört und eß es auf."

Der Inhalt dieses Traumes, wie des vorangehenden, ist durch den Hunger determiniert: nicht als „mißdeutete" Wahrnehmung, sondern als Wunscherfüllung.

Solche offene Wunscherfüllungsträume sind z. B. die folgenden: „Ein Knabe träumt, er esse Erdbeeren. Nach dem Tag vorher gefragt, gibt er an, er sei an einem Garten voll Erdbeeren vorbeigekommen und hätte große Sehnsucht danach verspürt. Ein derartiger Wunschtraum erklärt sich von selbst. Das Verlangen nach den wahrgenommenen Früchten wird im Traum als erfüllt dargestellt. Ein kleines Mädel erzählt am Morgen strahlend seiner Mutter: ‚Ich habe diese Nacht etwas Wunderschönes geträumt: Du wärest gesterbt.' Am Tage vorher hatte die Mutter dem stark ichsüchtigen Drang des Kindes erheblichen Widerstand geleistet. Der Traum befriedigt gründlich in seiner Wildheit den Wunsch auf Beseitigen der der Ichtriebbefriedigung hemmenden Mutter. Darob ist das Kind genau so befriedigt, erfreut, wie der im Traum Erdbeeren essende Bub[374])."

Denselben Charakter zeigt auch der folgende Traum Freuds: „Da ist z. B. ein Traum, den ich mir beliebig oft, gleichsam experimentell erzeugen kann. Wenn ich am Abend Sardellen, Oliven oder sonst stark gesalzene Speisen nehme, bekomme ich in der Nacht Durst, der mich weckt. Dem Erwachen geht aber ein Traum voraus, der jedesmal den gleichen Inhalt hat, nämlich, daß ich trinke. Ich schlürfe Wasser in vollen Zügen, es schmeckt mir so köstlich, wie nur ein kühler Trunk schmecken kann, wenn man verschmachtet ist, und dann erwache ich und muß wirklich trinken. Der Anlaß dieses einfachen Traumes ist der Durst, den ich ja beim Erwachen verspüre. Aus dieser Empfindung geht der Wunsch hervor zu trinken, und diesen Wunsch zeigt mir der Traum erfüllt. Er dient dabei einer Funktion, die ich bald errate. Ich bin ein guter Schläfer,

nicht gewöhnt, durch Bedürfnis geweckt zu werden. Wenn es mir gelingt, meinen Durst durch den Traum, daß ich trinke, zu beschwichtigen, so brauche ich nicht aufzuwachen, um ihn zu befriedigen. Es ist also ein Bequemlichkeitstraum. Das Träumen setzt sich an Stelle des Handelns, wie auch sonst im Leben. Leider ist das Bedürfnis nach Wasser, um den Durst zu löschen, nicht mit einem Traum zu befriedigen[375])."

Die Frage ist nun die, ob die weniger durchsichtigen Träume, die die Mehrzahl bei den Meisten bilden, auf die einfache Formel der Wunscherfüllung sich zurückführen lassen. Woher stammt dann der unverständliche absurd anmutende Charakter der meisten Träume?

3. Um auf die letztaufgeworfene Frage einigermaßen antworten zu können, wählen wir wiederum einen noch verhältnismäßig einfachen Traum, der mit wenigen Abänderungen bei jedem Jüngling vorkommen dürfte.

Traum Nr. 1. (Stammt von einem 19jährigen Studenten, der in sexueller Abstinenz lebte):

Ein junges Mädchen tritt an sein Bett und neckt ihn. Er sagt zu ihr: „Lieber laß mich, sonst vergewaltige ich dich!" Sein Flehen hilft aber nicht, das Mädchen geht nicht fort und er vergewaltigt es.

Auch dieser Traum fügt sich leicht der Wunscherfüllungstheorie: der abstinente Jüngling setzt den geträumten Koitus an Stelle des wirklichen, zu dem er sich noch nicht entschließen kann. Wir sehen in diesem Traume den Kampf des mächtigen Triebes mit den moralischen Hemmungen: der Jüngling fleht das Mädchen an, ihn in Ruhe zu lassen. Das Mädchen will aber nicht fort, die Schuld ist also nicht auf seiner Seite. Unser Student will also „Lust ohne Schuld" (um einen Ausdruck von W. Stekel zu gebrauchen). Der Traum ist nicht nur eine Wunscherfüllung, sondern zugleich noch eine Rechtfertigung. Weil gewisse moralische Hemmungen vorhanden sind, muß der Traum eine gewisse Situation schaffen, die die wunscherfüllende Tat als eine unvermeidliche nicht verschuldete erscheinen läßt[376]). Der Inhalt des Traumes ist somit ein Kompromiß zwischen wunscherfüllender Tendenz und der Verdrängungsarbeit.

Von ähnlicher Art ist ein Mädchentraum, den ein Volkslied schildert:

Mir träumt's, ich läg' auf grüner Heide
in voller Lust und voller Freude
ins grüne Gras dahingestreckt,
mit Gras und Blumen zugedeckt.

Ein Bächlein hört ich leise rauschen,
ein Jüngling leise, leise lauschen;

ich aber tat, als schlummerte ich,
ich aber tat, als hört' ich nichts.

Der Jüngling kniet sich vor mir nieder,
nahm eine Rose, drückt sie auf mich nieder;
ich aber tat, als schlummerte ich,
ich aber tat, als hört' ich's nicht.

Die Unschuld hat er mir genommen,
ein bleich Gesicht hab ich bekommen;
ich aber trag' es mit Geduld,
wir sind ja beide daran schuld[377]).

Den Übergang zu den mehr komplizierten Träumen, obwohl noch durchsichtig genug, bildet der folgende, von einem 20jährigen Studenten geträumt:

Traum Nr. 2[378]). Er tritt in einen weißen Marmortempel ein. Der Tempel machte auf ihn einen großen, außerordentlichen Eindruck. Er war ganz erfüllt von einer starken geistigen Erregung. Er ging hinein, und da erblickte er zwischen den griechischen Säulen die Figuren unvergleichbar schöner (nackter)[379]) Mädchen (aus Marmor)[380]); er ging immer mehr ins Innere, da erschien ihm plötzlich die hohe Gestalt eines kräftigen Greises; er erkannte in der Gestalt Tolstoi. Dieser sagte: „Ihr sollt leben nicht mit dem Körper"[381]) und verschwand. Alles verschleierte sich, und er erwachte. [Ganz spontan knüpft der Erzähler des Traumes noch die Bemerkung an, daß er zur Zeit des Traumes (vor einem halben Jahre) stark verliebt war.]

Der Traum ist durchsichtig genug, um ihn ohne weiteres deuten zu können. Der Tempel ist wohl der Tempel der Schönheit und Liebe, darum die schönen nackten Mädchen. Der nach erotischen Abenteuern lüsterne Jüngling dringt immer weiter ins Innere des Tempels. Da erscheint die personifizierte Zensur, der Moralprediger Tolstoi: die Situation muß unter seinem Einfluß verschwinden. Die Verdrängungsarbeit setzt sich auch später noch fort und äußert sich in der Auslassung bei der Niederschrift des Traumes des heiklen Wortes „nackte", sowie durch nachträgliche Einfügung des Wortes „aus Marmor". Wir sehen hier die Verdrängung gleichsam bei ihrer Arbeit: durch Auslassen und Einschieben wird der ursprüngliche Sinn des Traumes gemildert.

4. In den betrachteten zwei Träumen spielt die Entstellung immerhin eine untergeordnete Rolle und die Absicht der Träume bleibt im ganzen noch sehr durchsichtig. Wir gehen jetzt zu komplizierteren Fällen über, die wir nur mit Hilfe der analytischen Technik zu beleuchten imstande sind.

Traum Nr. 3. In einem Zimmer befinden sich Verurteilte, unter diesen auch die Frau oder die Mutter des Träumenden.

Der Henker faßt die Frau und würgt sie. Er (der Träumende) läuft fort, dabei hat er den Gedanken: „Ich sollte doch Hilfe leisten!“

Analyse. Die Gestalt des Henkers erinnert den Analysanden an einen alten Bauer, mit dem er am Tage gesprochen; die Frau des Bauers war gefährlich krank und man erwartete von Stunde zu Stunde ihren Tod. Die Beziehungen des Analysanden zu seiner Frau waren nicht die besten mehr und er trug sich mit der Idee, sie zu verlassen, nur verschiedene Rücksichten auf die Kinder und manche andere Motive hielten ihn noch zurück. Wie einfach könnte sich das Problem lösen, wäre die Frau gestorben! Im Unbewußten entsteht daraus der Wunsch: „sie soll sterben!“ Die Frau ist darum „verurteilt“ und gerichtet.

Merken wir uns die folgenden Assoziationen: Der Henker — der Bauer, dessen Frau im Sterben liegt — der Träumende, dessen Frau sterben soll. Der Henker des Traumes ist der Träumende selbst. Der verdrängte Groll und der Todeswunsch gegen die Frau sind nach außen projiziert. — „Er läuft fort.“ Das klingt zweideutig: er läuft fort von seiner Frau, und ist frei, wie er es sich wünscht; oder er läuft fort, weil er die Grausamkeit nicht mit ansehen kann. Diese Zweideutigkeit hört man auch in den Worten: „Ich sollte doch Hilfe leisten!“ Wem, dem Henker oder der Frau? In der Zweideutigkeit äußert sich der Kompromißcharakter jedes Traumes, der den zwei entgegengesetzten Tendenzen, des Wunsches und der „Zensur“, des Triebes und der Triebhemmung, zu genügen hat[382]).

Ein Umstand ist von der bisherigen Analyse unberücksichtigt geblieben. Im Traume heißt es nämlich: „Die Frau oder die Mutter.“ Diese Unsicherheit ist ein uns wohlbekanntes Komplexmerkmal, das die Identifikation der Mutter mit der Frau ankündigt. Das heißt, der Traum ist auch der Ausdruck eines Inzestgedankens. Die allgemein menschliche Natur des Sohn-Mutter-Komplexes haben wir im vorigen Kapitel zu zeigen gesucht. Der alte Sophokles war nicht nur ein großer Dichter, ihm waren wohl auch die Tiefen der menschlichen Seele gut bekannt. Denn seine Jokaste sucht den Ödipus mit folgenden Worten zu beruhigen:

> Denn viele Menschen sahen auch in Träumen schon
> Sich zugesellt der Mutter: Doch wer alles dies
> Für nichtig achtet, trägt die Last des Lebens leicht.

Der Henker des Traumes ist, wie wir es schon wissen, der Träumer selbst. Die Henkertat ist eigentlich das sexuelle Attentat. Was man nicht durch freiwillige Hingabe bekommen kann, nimmt man mit Gewalt. Vergessen wir nicht, das Unbewußte ist der „Naturmensch“ in uns, die „Bestie“ oder das „radikale Böse“, richtiger gesagt, das absolut Egoistische, das Rücksichtslose.

Man beachte noch, daß Kinder oft sich den Koitus als einen Kampf zwischen zwei Menschen deuten, wozu sie durch gewisse Beobachtungen an Tieren leicht verleitet werden können. Der angeführte Traum drückt einen infantilen inzestuösen Wunsch aus; in Form eines Attentats (sadistische Färbung) bringt er den Koitus mit der Mutter zur Darstellung.

Wir sehen in unserem Traume zwei Siuationen zu einem Bilde verwebt: den zurückgehaltenen Groll gegen die Frau (ein „vorbewußtes" Erlebnis) und den Inzestgedanken in bezug auf die Mutter (das „Unbewußte"). Es findet hier eine Verschiebung statt: der Groll gegen die Frau wird benutzt, um den unbewußten Inzestgedanken zum Ausdruck zu bringen („Affektverwandlung": die Liebe zur Mutter in Groll verwandelt). Der Inhalt des Traumes ist „überdeterminiert". Weder der vorbewußte noch der unbewußte Wunsch wäre wahrscheinlich jeder für sich allein imstande, den Traum hervorzubringen. Erst ihr gemeinsames Zusammengehen setzt die Traumfunktion in Tätigkeit.

Freud unterscheidet beim Traume den manifesten und den latenten Inhalt. Aufgabe der Analyse ist es, die Brücke von dem manifesten Inhalt zu dem latenten Traumgedanken zu schlagen. Nach vollzogener Analyse stellt sich der Traum heraus, als die (verkleidete) Erfüllung eines (unterdrückten, verdrängten, meist infantilen) Wunsches. Die Absurdität, die dem Traume scheinbar anhaftet, gehört nur dem manifesten Inhalt an. Wer die verborgene Sprache des Traumes zu entziffern versteht, der findet das Sinnvolle auch im verworrensten Traume heraus. Dasselbe geschieht eigentlich auf jedem Wissensgebiete. In früheren Zeiten, wo man von einer wissenschaftlichen Geschichte noch wenig ahnte, erschienen die menschlichen Handlungen dem Blicke des Zuschauers häufig als die Summe von Toll- und Narrheiten. Man hat aber seitdem gelernt, hinter dem äußeren Schein von großen Worten, die so oft Verwirrung in die Sache bringt, den Kampf einander widersprechender materieller Interessen der verschiedenen Nationen und sozialen Gruppen zu entdecken.

Überblicken wir nochmals die Analyse unseres Traumes, so sehen wir sofort, daß sein Inhalt an ein bestimmtes Gespräch des Tages anknüpft. Das Gespräch mit dem Bauer über seine kranke Frau wirkte hier wie der Reiz im Assoziationsexperimente; der Traum erscheint als eine Reaktion auf einen äußeren Reiz („Traumerreger"), eine Reaktion, die einen bestimmten Komplex zum Ausdruck bringt. Der Traum knüpft, wie wir uns später noch mehrmals überzeugen werden, an die Tageserlebnisse an. „Es gibt für jeden Traum einen Traumerreger aus jenen Tageserlebnissen, über die man noch keine Nacht geschlafen hat." „Der Traum kann sein Material aus jeder Zeit des Lebens wählen, wofern nur von den Erlebnissen des Tages

(den ‚rezenten' Eindrücken) zu diesen früheren ein Gedankenfaden reicht[383])."

5. In Verbindung mit dem analysierten Traum Nr. 3 wollen wir zum Vergleich einen Fall von akut auftretenden Zwangsvorstellungen betrachten:

„Patient K. . . 29 Jahre, Hausdiener und Packer. Er klagt, er könne den unbegreiflichen Gedanken nicht loswerden, mit dem Messer auf seine Mutter oder mit dem Hammer auf seinen Vater losgehen zu müssen. Zugleich traten bei allen möglichen Anlässen lebhafte ziellose Schlag- und Stoßbewegungen des rechten Armes auf, alles begleitet von einem quälenden Angstgefühl[384])."

Der Arzt wandte das Assoziationsexperiment an. Hier einige dieser Assoziationen:

Mutter — geh weg . . . sonst passiert was, ich kann mich mehr nicht halten . . ., ich möchte nach dem Messer greifen . . .; ich muß mich bloß so halten.

Haus — Ich habe den Entschluß gefaßt.

Entschluß — Liebe Eltern helft mir, ich kann mir nicht mehr halten.

Halten — Mutter ruf den Vater, sonst passiert was.

Dann bei freiem Assoziieren in hypnoidem Zustande:

„Gehst 'naus! . . . Ach laß mir doch zu dir kommen . . .

Mutter, du stirbst mir doch nicht etwa . . ."

Der Arzt tritt zur Analyse des Ausdruckes: „Ach, laß mir doch zu dir kommen." Der Patient blickt hin und her, gibt an, er glaube es als Kind gehört zu haben, und berichtet auf die Versicherung hin, es werde ihm gleich etwas einfallen, ein Freund von ihm habe als Kind seine Eltern beim ehelichen Verkehr belauscht (Verschiebung). Dann gibt er zu, selbst seine Eltern vielfach mit dem Bewußtsein des Unerlaubten belauscht und dabei sehr große Erregung verspürt zu haben (Schultz).

Wir sehen, dieser Neurotiker hat denselben Wunsch, die Mutter zu überfallen, wie es der Fall bei unserem Träumenden war. Der erotische Hintergrund dieses Wunsches klingt in den Worten: „Mutter ruf den Vater, sonst passiert was" oder „Ach laß mir doch zu dir kommen." In der Analyse reproduziert dann der Patient die Szene, wo er als Kind den ehelichen Verkehr der Eltern belauscht hatte und dabei sexuell erregt wurde. Der Zusammenhang der infantilen inzestuösen Gelüste mit dem Attentat auf die Mutter tritt hier klar zutage. Was wir zur Erklärung des Traumes Nr. 3 hinzudeuten mußten, ist beim Zwangsneurotiker direkt durch die Analyse selbst aufgedeckt worden.

Der angeführte Fall ist für das Verständnis unseres Traumes auch ferner lehrreich. Wir wollen darum noch einen weiteren Einblick in die Analyse des Falles gewinnen. Der Patient masturbierte vielfach mit Modellpuppen, dabei bevorzugte er solche von voller Figur. Auf die Frage, welche Frauen mit voller Figur ihm jetzt einfallen, kommt die Antwort: „Meine Mutter — meine Tante — die ‚Person'." Die Analyse ergibt dann: „die ‚Person' (Köchin, wo er diente) hatte drei Kinder, Witwe. Er putzte mit ihr vielfach Messer. Er hatte Eifersucht gegen den Chef, der dem Vater ähnlich war". Ferner berichtet der Arzt: „Im Verlaufe der Untersuchung machte der Patient spontan und mit absoluter Bestimmtheit die Angabe, die mich in höchstem Grade überraschte, es habe sich nämlich seine ganze Krankheit an dem Tage entwickelt, wo er sich innerlich von der ‚Person' habe lossagen wollen, wo er sie sich ‚vollständig aus dem Kopfe geschlagen' habe. Er habe ihr gesagt: ‚Sie existieren für mich nicht mehr', teils aus Gründen wohl berechtigter Eifersucht, teils mit Rücksicht auf den Widerstand seiner Eltern. Er habe wirklich nicht mehr an die Person gedacht, bis jetzt im Verlaufe der Behandlung (Schultz)[385]."

Also auch hier die Identifikation der „Person" mit der Mutter. Am wichtigsten ist für uns folgendes: Von dem Momente an, wo er die Liebe zu der „Person" verdrängt, erwacht in dem Patienten die infantile Liebe zur Mutter wieder, sowie die Eifersucht auf den Vater. Die Erotik des Erwachsenen muß ihr Objekt haben; wenn sie es nicht findet, so flutet sie in die alten verlassenen Bahnen der infantilen Gefühle zurück. Dadurch erklärt sich auch die Verdichtung von Frau und Mutter in dem Traum Nr. 3.

Wenn in unserem Traume ein Wunsch zur Erfüllung gebracht wird, so ist derselbe Wunsch in der Zwangsneurose nur angedeutet, nie zur Erfüllung gelangt. Der Traum vollzieht, wonach die Neurose sich bloß sehnt: die Hemmungen sind hier viel stärker als dort. Auf den Neurotiker passen die Worte des alten Demokrit: „Das ewige Zaudern läßt die Handlungen nicht zu Vollendung kommen" („Ethische Fragmente"). Das Inzestmotiv war in unserem Traume nur leise durch die Worte: „die Frau oder die Mutter" angedeutet; dagegen ist dies Motiv in der Neurose viel stärker ausgeprägt. Unser Träumer wollte von seiner Frau fort, weil die einstige Liebe allmählich erloschen war. Der Neurotiker aber suchte seine Liebe zu der „Person" (zum Teil unter dem direkten Einfluß der Eltern) gewaltsam zu verdrängen, was ihm auch gelang, er mußte das mit dem Preise der Neurose bezahlen. Die „Person" tritt an Stelle der Mutter in das Unbewußte, die verdrängten Gefühle zur Mutter aber steigen nach oben auf. Die Neurose wird durch aktuelles Verdrängen hervorgerufen, welches beim Erwachsenen dann stattfinden kann, wenn das aktuell zu Verdrängende an Stelle von Infantilverdrängtem tritt.

Es kann gelegentlich vorkommen, daß die infantile Begierde so stark ist, daß sie die Hemmungen überwältigt und sich irgendwie motorisch auswirkt. Schon bei dem oben angeführten Neurotiker waren gelegentlich „lebhafte ziellose Schlag- und Stoßbewegungen des rechten Armes“ zu beobachten. In einem Falle, über den der Hallenser Psychiater Anton berichtet, geht es viel weiter. „Ein Kranker meiner Klinik“, so erzählt Anton, „erwachte in der Nacht mit namenloser Angst, die ihn trieb, sein Mütterchen mit der Axt niederzuschlagen; und er gestand nachher, daß er beim Vollzug dieser Handlung ein Gefühl der Befreiung und der Erleichterung verspürte; erst nachher kam die Reue[386]).“ Durch die Analyse des Traumes Nr. 3 und der oben geschilderten Neurose sind wir belehrt, daß in Antons Falle die kriminalpathologische Reaktion durch infantilsexuelle Triebe bedingt sei.

Wir haben früher (Kap. IX, 12) das Problem der neurotischen Angst aufgerollt. Wir sahen dort, daß ein Zusammenhang zwischen Angst und Erotik besteht. Dieser Zusammenhang ist zweifacher Art: 1. Aus der magischen Auffassung des Koitus resultiert die auf diesem Standpunkte quasi real bedingte Angst, magisch untüchtig zu werden (die Angst als Form der Verdrängung); 2. auf Grund des Gesetzes der Inversion führt die Versagung und Verdrängung der erotischen Gefühle zu Angst (die Angst als Folge der Verdrängung, die Angst als verwandelte Libido). Wie es scheint, ist nun die wütende Gewalttat der aktive Gegenpol zur neurotischen Angst.

Daß es so ist, wurde mir klar beim Lesen eines Reiseberichtes des finnischen Gelehrten Alexander Castrén. Er berichtet über die Schreckhaftigkeit der Lappen (im nördlichen Rußland) folgendes: „Man hatte mich während meiner Reise durch Lappmarken öfters gewarnt, daß ich mich vor den russischen Lappen und besonders vor deren Weibern in acht nehmen möchte, da sie bisweilen in einen wahnwitzigen Zustand geraten und dann nicht wissen, was sie täten. Im Anfang schenkte ich solchen Erzählungen kein Gehör, sondern sah sie für gewöhnliche, den Lappen angedichtete Fabeln an . . . (Um mich zu überzeugen, erbot sich ein russischer Kaufmann, mir einige Proben der Schreckhaftigkeit der lappischen Weiber zu geben.) Vorher schaffte er alle Messer, Äxte und andere leicht zugängliche gefährliche Dinge beiseite. Darauf trat er sehr hastig vor ein Weib und schlug seine Hände zusammen. Sogleich stürzte das Weib wie eine Furie auf ihn, kratzte, zauste, schlug und peitschte ihn auf das nachdrücklichste. Nachdem sie so eine Weile den armen Kaufmann gemißhandelt hatte, sank sie auf eine Bank nieder und stand einen gewaltigen Kampf aus, bevor sie wieder zu Atem kam. Wiederum zur vollen Besinnung gekommen, beschloß sie, sich ferner nicht erschrecken zu lassen. Auch lief der nächste Versuch so ab, daß sie nur einen lauten, durchdringenden Schrei von sich gab. Während sie sich über den mißglückten Versuch freute, ließ der

andere Kaufmann ein Taschentuch über ihre Augen fahren, sprang aber zugleich aus dem Zimmer. Nun war zu sehen, wie das Weib von dem einen zu dem anderen stürzte, sich auf den Boden warf, einen anderen schlug, einige gegen die Wand schleuderte, andere bei den Haaren schüttelte. In einer Ecke des Zimmers sitzend, erwartete ich mit ungeduldiger Angst, daß die Reihe an mich kommen würde. Mit Grausen sah ich sie endlich ihren wild stierenden Blick auf mich haften; darauf stürzte sie sich mit ausgestreckten Armen gegen mich und wollte mir gerade mit ihren Nägeln ins Gesicht fahren, als zwei handfeste Karelen sie zur rechten Zeit auf die Seite schoben. Ohnmächtig sank sie ihnen in die Arme. Man glaubte, daß meine Brille sie zu dieser wilden Raserei gereizt hätte. Man suchte auch ein junges Mädchen auf die Art zu schrecken, daß ein Kienspan auf ihren Kopf herabgelassen wurde. Sie fuhr zusammen und lief hinaus. Ferner schlug man mit einem Hammer gegen die Außenwand. Das obengenannte Weib sprang auf, bedeckte jedoch zugleich ihre Augen mit ihren Händen und kam dann wieder schnell zur Besinnung[387])."

In der Angst zieht sich der Mensch gleichsam zusammen, setzt dem Angriff der feindlichen Mächte die kleinste Angriffsfläche aus (die introvertierte Reaktionsform). Die Angst läßt sich aber überwinden, indem man selbst zum Angriff übergeht (an Stelle des „Totstellreflexes" der „Bewegungssturm", die extravertierte Reaktionsform). Vielleicht liegt dieser Mechanismus auch der bekannten „Berserkerwut" zugrunde: die altnordischen Krieger gerieten in Angesicht des Feindes in Wut, um nicht von Angst überwältigt zu werden.

6. Traum Nr. 4. Ein Satyr und ein Zicklein spielen miteinander.

Analyse. Am Tage sah der Analysand ein Bild von Stuck „Dissonanz". Das Bild zeigt einen Satyr und neben ihn ein Satyrkind, das sich bemüht, auf der Syrinx zu blasen. Der Ältere verstopft die Ohren und macht ein verzweifeltes Gesicht. Der Analysand sagte sich, das Bild betrachtend: „Der Satyr bin ich und der Kleine ist mein Söhnchen." Wirklich pflegte er sein Söhnchen „Satyrchen" zu nennen. Zur Zeit weilt aber der Kleine mit seinem Schwesterchen in der Ferne, der Vater hat große Sehnsucht nach den Kindern. Der Satyr ist der Bockfüßler (als welcher er auch auf Stucks Bild dargestellt war), die Ziege kann als seine Gefährtin betrachtet werden. Der Sinn des Traumes kann nur der sein: „Die beiden spielenden Kinder erscheinen dem nach ihnen sehnsüchtigen Vater."

Damit ist die Analyse des Traumes nicht erschöpft. Denn der Analysand sagte doch: „Der Satyr bin ich." Wer ist dann das Zicklein? Der Analysand liebte zu jener Zeit ein junges Mädchen, zu dem sich die äußeren Beziehungen nur im Rahmen eines bloß freundschaftlichen Verkehrs abspielten. Weitere Intimitäten wagte

er sich auch nicht in Gedanken zu gestatten. Der Traum bringt den gehemmten Wunsch doch in Erfüllung: „Der Satyr spielt mit seiner Gefährtin."

Die Analyse fördert noch weiteres Material zutage. Zu jener Zeit hatte der Analysand die Gewohnheit, die Freundin, wie in seinen Gedanken, so auch oft in den Briefen „meine teure Schwester" zu nennen. Er hatte also die Geliebte mit der Schwester identifiziert und damit ein infantiles Geheimnis verraten. Der Traum bringt den infantilen Wunsch in Erfüllung: „Der Bruder spielt mit seiner geliebten Schwester[388])."

Auch dieser Traum ist also „überdeterminiert". Es kommen hier drei Themen gemeinsam zur Darstellung: ein bewußter, aber unerfüllter und den Umständen nach unerfüllbarer Wunsch (die Sehnsucht nach den Kindern), dann ein vorbewußter (die Intimität mit der Freundin) und endlich ein unbewußter Wunsch (die infantile Liebe zur Schwester). Wieder also wird ein bewußtseinsunfähiger Wunsch durch Assoziation mit bewußtseinsfähigen Wünschen aktueller Natur in die Höhe gehoben.

Auch hier spielen die Verdichtungen und Verschiebungen eine große Rolle. Der Satyr bezeichnet einmal den Analysanden selbst, dann sein Söhnchen; ebenso ist die Ziege eine Verdichtung von Töchterchen, Freundin und Schwester. Die infantilen Gefühle zur Schwester verschieben sich auf die Freundin.

7. Das Bild Stucks wirkte wie der Reiz im Assoziationsexperiment, er rief den Komplex wach. Der Traum hatte zur Darstellung des Komplexes aus dem Tageserlebnis nur das „entlehnt", was ihm für diesen Zweck gut paßte: nämlich die eine Figur des Satyrs. Im übrigen aber handelte der Traum schöpferisch. Die Ziege als Gefährtin des Satyrs war jedenfalls bei Stuck nicht vorhanden. Hier scheint die Traumphantasie selbst in mythologischer Art weiter gearbeitet zu haben. Merkwürdigerweise stellen einige Terrakottareliefe den Pan (den der Laie mit dem Satyr leicht verwechselt) eine Ziege küssend dar; in einem Terrakottarelief in Paris liebkost er sie, indem er sie am Barte faßt (Roscher, Lexikon usw.). Es gibt allgemein menschliche Symbole, deren sich hauptsächlich die Mythologie bedient, die aber nicht selten (vielleicht viel häufiger als man es anzunehmen geneigt ist) auch in den Träumen des einzelnen auftreten. Denn in der Psyche des Individuums hat sich ein Stück Geschichte der Menschheit abgelagert. Das ahnte schon Nietzsche, der einmal sagt: „. . . der Traum bringt uns in ferne Zustände der menschlichen Kultur zurück und gibt ein Mittel an die Hand, sie besser zu verstehen." („Menschliches, Allzumenschliches", Aphor. 13)[389]).

Pan ist der Gott der Hirten, der Fischer und der Jäger. Er ist der Gott von Generationen, die unter und mit den Tieren, und fast selbst noch wie Tiere gelebt haben. Pan dient darum als Projektion des Tierischen, das noch im Kulturmenschen lebt. Eine antike

Gruppe stellt den Pan in einem bacchischen Erotenzuge syrinxblasend und tanzend dar, der den trunkenen Eros-Dionysos auf zwei Eroten gestützt, enthält. Es ist die fröhliche Ausgelassenheit, nach der sich der Kulturmensch in dem Bestreben, sich der Fesseln des Kulturlebens zu entledigen, so oft sehnt, und der er sich dennoch nicht hingeben kann. Die geheimen Triebe befriedigen sich wenigstens in den visuellen Gebilden (regredient).

Kehren wir zu unserem Träumenden zurück. Als er Stucks Bild sah, sagte er sich: „Der Satyr bin ich, und der Kleine ist mein Söhnchen." In bezug auf diesen Ausdruck erfahren wir folgendes: Einmal, als er mit seinem Söhnchen spielte und dieses verschiedene Tollheiten und Sprünge vollbrachte, hörte er einige Akkorde wie von einer Harfe erklingen, dabei schwebte vor seinen Augen ein kleiner schalkhafter Satyr, der ihn durch tolle Sprünge neckte. Wiederum eine Vision, die in das Gebiet der Mythologie hineinpaßt. Stucks Bild hatte wirklich einen Komplex berührt, der in der Seele des Analysanden sich schon vor langer Zeit gebildet hatte und um den die unbewußte Seelentätigkeit unausgesetzt ihre Fäden spann. Das bestätigt Freuds Ansicht, der er in den Worten Ausdruck gibt: „Ich möchte selbst nach gewissen persönlichen Erfahrungen glauben, daß die Traumarbeit oft mehr als einen Tag und eine Nacht braucht, um ihr Ergebnis zu liefern, wobei dann die außerordentliche Kunst im Aufbau des Traumes alles Wunderbare verliert[390])[391])."

8. Traum Nr. 5. Ein längliches, schmales Zimmer, das mit Wasser gefüllt ist. Der Träumende ist nackt und schwimmt im Zimmer herum. Allmählich verschwindet das Wasser. Man klopft an. Er hüllt sich in etwas ein. Die Tür geht auf, er sieht eine Frau oder ein Kind oder beide zusammen.

A n a l y s e. Analysand erinnert sich, in der Kindheit häufig solche Träume, wo er am Boden des Zimmers nackt badet, gehabt zu haben. Das „Nacktsein" ist ihm überhaupt ein Symbol des natürlichen Lebens, des Lebens ohne Zwang, gemäß den eigenen individuellen Instinkten. Der Traum ist eine Verwirklichung einer „Nacktkultur", eine Zurückversetzung in die glückliche Zeit der Kindheit.

Insbesondere fühlt sich der Analysand seit einiger Zeit in sexueller Hinsicht gebunden, das Streben, sich ganz „auszuleben" ist sehr stark, er muß aber Rücksicht nehmen, ob auf Frau oder Kind, weiß er selbst nicht zu entscheiden. Das drückt der Traum in seiner Weise aus, indem der Träumende sich einhüllen muß und an der Tür eine Frau oder ein Kind erscheint.

Man hört so oft von der „Schönheit des nackten Menschen" reden. Man versucht auch gelegentlich die Nacktkulturbestrebungen zur Wirklichkeit zu machen. Auf dem Gebiete der Kunst hat sich wohl am frühesten in der Plastik die Nacktheit durchgesetzt, dann kam

der Nackttanz an die Reihe. Der Trieb, der sich in der Nacktheit äußert, ist jedenfalls ein allgemeiner Zug unserer Zeit. In erster Linie drückt sich hier das Verlangen aus, die von der Kultur auferlegten Fesseln für gewisse Augenblicke wenigstens abzuschütteln. Im Leben eines jeden gab es eine Zeit, wo die Nacktheit noch eine Wirklichkeit war, nämlich in der frühen Kindheit. „Nur in unserer Kindheit gab es die Zeit, daß wir in mangelhafter Bekleidung von unseren Angehörigen, wie von fremden Pflegepersonen, Dienstmädchen, Besuchern gesehen wurden und wir haben uns damals unserer Nacktheit nicht geschämt. An vielen Kindern kann man noch in späteren Jahren beobachten, daß ihre Entkleidung wie berauschend auf sie wirkt, anstatt sie zur Scham zu leiten. Sie lachen, springen herum, schlagen sich auf den Leib[392])." Die Nacktkulturbestrebungen bedeuten die Sehnsucht nach der verlorenen, nie zurückkehrenden Kindheit. „Diese der Scham entbehrende Kindheit erscheint unserer Rückschau später als ein Paradies, und das Paradies selbst ist nichts anderes als die Massenphantasie von der Kindheit des einzelnen. Darum sind auch im Paradies die Menschen nackt und schämen sich nicht voreinander, bis ein Moment kommt, in dem die Scham und die Angst erwachen, die Vertreibung erfolgt, das Geschlechtsleben und die Kulturarbeit beginnt. In dieses Paradies kann uns nur der Traum allnächtlich zurückführen[393])[394])."

In unserem Traume steht das Nacktsein in Verbindung mit dem Baden. Die Beziehung des Wassers zur Geburt haben wir schon kennengelernt. Wenden wir diese Erkenntnis auf unseren Traum an, so leuchtet es ein, daß auch er eine Geburtsphantasie darstellt. Das längliche, schmale Zimmer ist wohl der Uterus, das Wasser bedeutet das Fruchtwasser. Im Geburtsakt schwimmt das Kind gleichsam in die Welt hinein. Sofort nach der Geburt wird das Kind eingehüllt. Dann sieht man die Frau mit dem Kinde. Es äußert sich in dieser Traumphantasie der Wunsch, ein neues Leben anzufangen, wie ein neugeborenes Kind zu sein, vielleicht auch noch der Wunsch, als neugeborenes Kind die volle Liebe der Mutter zu genießen. Die beiden Motive: das Nacktsein und die Geburtsphantasie, sind in dem Traume kunstvoll zu einem einheitlichen Ganzen verwoben[395]).

Der Traum hatte noch die folgende Fortsetzung:

Ein Polizist durchblättert die dem Träumenden gehörenden Bücher. Bei einem Tische sitzt die Frau mit dem Kinde.

Analyse. Der Analysand traf am Tage in einem (schweizerischen) Dorfe einen Landjäger. Im Gespräch fragte der Polizist u. a., ob er nicht ein Russe sei, was auch wirklich zutraf. Er trägt sich mit der Idee, in nächster Zeit in die Heimat zu fahren. Der innere Grund dazu ist das Verlangen, ferne von der Familie zu sein, um sich freier („nackter" in der Sprache des Traumes) zu fühlen. Für einen jungen Russen ist aber der Polizist, der seine Bücher

einer Revision unterzieht, wirklich ein Symbol der Heimat. (Das alles spielte sich zur Zeit des Zarismus ab.) Er ist also schon in der Heimat, er kann ein neues Leben anfangen. Darum die Frau mit dem Kinde. Denn unsere Heimat befindet sich dort, wo unsere Wiege stand.

An diesem an verschiedenen Motiven so reichen Traum ist es besonders ersichtlich, in welchem Mißverhältnis die latenten Traumgedanken zu dem Traumerreger stehen. Die Begegnung mit dem Polizisten wirkte hier ähnlich, wie ein Funken auf ein Pulvermagazin.

Wir versuchen noch eine SYNTHESE des Traumes zu geben:

Die Begegnung mit dem Polizisten und das Gespräch mit ihm weckten die Gedanken an die Heimat. Von da führen Gedankenfäden zur Kindheit. Mit dieser verbinden sich die Vorstellungen von freiem, ungebundenem Leben, ohne Scham, ohne Fesseln, es steigen Erinnerungen auf an die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde. In Kontrast dazu der Gedanke: das alles ist jetzt unmöglich; nur beim Baden nähert sich der Erwachsene für kurze Augenblicke dem seligen Zustande des Kindes.

Aus diesen bunten Gedanken baut sich der Traum auf, der eine infantile Situation wieder belebt.

9. Die vergleichende Betrachtung von Traum und Mythos bietet Vorteile für die Psychologie beider Phänomene. Die mythischen Gestalten verhelfen uns dazu, manches im Traume auch ohne direkte Einfälle des Analysanden zu deuten, hauptsächlich aber verhelfen sie uns dazu, das Allgemein-Menschliche hinter den Traumgestalten zu erblicken. Anderseits bieten uns die Träume die Möglichkeit, das Ewig-Menschliche, das von Nationalität und geschichtlichem Milieu Unabhängige, in seiner individual-psychologischen Bedingtheit zu erfassen. „Das Volk verarbeitet in vorhistorischer Zeit seine Wünsche zu Phantasiegebilden, die als Mythen in das historische Zeitalter hinüberreichen. Ebenso schafft das Individuum in seiner ‚vorhistorischen Periode' aus seinen Wünschen Phantasiegebilde, die in den Träumen der ‚historischen' Zeit persistieren. So ist der Mythos ein erhalten gebliebenes Stück aus dem infantilen Seelenleben des Volkes und der Traum der Mythos des Individuums[396])."

Der analysierte Traum Nr. 5 gehört in die Gruppe der Wassermythen, zu denen auch der schlesische Sagenzyklus von den Wasserlissen gehört. Ein Gegenstück zu diesen ist die Gestalt des Wassermannes, dessen Natur ein neues Licht auf unseren Traum werfen kann. Hier Beispiele:

Ein Mann erzählt dem Sagensammler folgendes:

„Ich ging einmal spät in der Nacht aus der Mühle nach Hause. Als ich über die Grabenbrücke schritt, sah ich plötzlich ein Ferkel

vor mir auf der Wiese. Es war aus dem Wasser gesprungen, ich dachte aber, es wäre jemandem aus dem Dorfe entflohen. Daher fing ich es ein und nahm es mit mir nach Hause. Am nächsten Tage in aller Frühe wollte ich im Dorfe Nachfrage halten. Als ich aber in den Stall trat, stand an Stelle des Ferkels ein prächtiges Pferd. Ich schirrte das Pferd an und ritt auf die Straße. Kaum aber befand ich mich auf offener Straße, so ging das Pferd in wildem Galopp mit mir durch, der Wiese zu. Ich konnte mich kaum noch im Sattel halten, als das Tier in den Mühlengraben sprang und verschwand. Da ich nicht schwimmen konnte, rief ich um Hilfe. Da erschallte aus der Flut ein Lachen, das ein Mann mit roter Mütze hören ließ. Zugleich warf er mich hinaus aus dem Wasser und verschwand darin[397])."

Im polnischen Oberschlesien wird folgendes erzählt:

Ein Mann ging über Land; sein Weg führte an einem Bache hin. Da sah er am Ufer im Sande einen großen Fisch auf und ab schnellen. Er eilte hinzu, packte geschwind den Fisch und steckte ihn in seinen Brotsack, den er umgehängt hatte. Als er erfreut weiterschritt, wurde ihm der Sack immer schwerer. Plötzlich hörte er aus dem Wasser eine Stimme fragen: „Mann, wo steckst du denn?" — „Seit einer halben Stunde hier im Sacke!", antwortete es an seiner Seite. Da wurde dem Manne grauerlich; auch war die Last nicht mehr zu ertragen. Er warf den vermeintlichen Fisch hin und siehe da! ein kleines, nacktes Männlein sprang lachend zu seinem Weibe ins Wasser: es war der Wassermann[398]).

Der Wassermann ist zugleich Schwein, Pferd und das kleine, nackte Männlein. Tiere sind überhaupt Symbole der nackten, schamlosen Sexualität: man spricht doch so oft von der „viehischen" Natur oder von der „Schweinerei". Insbesondere aber war „das Schwein ein Lieblingstier der Venus und auch der nordischen Liebesgöttin Freya, der es bei Hochzeiten geopfert wird".[399]) Das kleine, nackte Männlein ist ein vielgebrauchtes Phallossymbol. Und wirklich das Männlein springt am Ende zu seinem Weibe ins Wasser. Der Wassermann ist offensichtlich die Verkörperung der nackten Sexualität. Der Mann hat nach Hause ein Ferkel gebracht, d. h. die ungezähmte Sexualität. Es drängt ihn zum Wasser, er kann aber nicht schwimmen und wird darob vom Wassermann ausgelacht. Das Schwimmen scheint hier, wegen der rhythmischen Bewegungen, als Symbol des Koitus aufzutreten. Das Lachen des Wassermanns ist die motorische Abfuhr der gestauten Sexualerregung.

Die gegebene Deutung steht im Einklang mit dem Traum Nr. 5. Das längliche, schmale Zimmer bedeutet die Vagina, das Wasser = Flüssigkeit = Sperma. Wahrlich, „wir merken nicht mehr, mit welcher vollendeter Grazie die unkeuschesten Dinge keusch ausgedrückt werden können".[400])

10. Zum Thema der Nacktheit will ich noch etwas anführen, was uns diese von einer neuen Seite zeigen wird. Ferenczi erzählt von einer Patientin, „deren grande Hysterie nach dem unerwarteten Verluste ihres abgöttisch geliebten älteren Knaben wieder auflebte und die sich in ihrem Lebensüberdruß unausgesetzt mit Selbstmordplänen beschäftigte"; eines Tages träumte sie u. a. „daß sie vor ihrem jüngeren Knaben steht und zaudert, ob sie sich vor dem kleinen Jungen nackt ausziehen und sich waschen soll. ‚Tue ich das', — dachte sie, — ‚so bleibt im Kinde unauslöschlich eine Erinnerung haften, die ihm schaden, ja, ihn zugrunde richten kann'. Nach einigem Zögern tut sie es aber doch: sie zieht sich vor dem Kinde aus und wäscht ihren nackten Körper mit einem Schwamm".[401])

Der Gedanke: „Tue ich das usw." „stammt aus dem Wachleben und bezieht sich auf die Selbstmordabsicht; sie weiß . . ., daß ihr Selbstmord auf das Seelenleben des als mutterlose Waise zurückbleibenden Kindes eine verheerende Wirkung ausüben könnte. Anderseits hat sie — besonders seit dem Tode des Ältesten — oft ganz bewußt feindselige Anwandlungen gegen das am Leben befindliche Kind; sie hatte sogar eine Phantasie, in der das traurige Los des Älteren auf den Jüngeren übertragen wurde".

Die Patientin schwankt also zwischen Selbstmordabsicht und Pflichtgefühl, was im Traume sich als Schwanken zwischen Exhibition (Nacktheit) und ihrem Gegensatz ausdrückt. Ihren älteren Knaben liebte die Patientin so sehr, daß sie niemals gestattete, daß er von jemand anderem als von ihr gebadet und gewaschen wird. „Wie kommt aber die Patientin dazu, die Situation derart umzukehren: sich vor dem zweiten Kinde mit dem Schwamme zu waschen, anstatt daß sie den Erstgeborenen wäscht, wie es in Wirklichkeit geschah? Wir können uns den Vorgang dieser Umkehrung folgendermaßen vorstellen: Sie war im Begriffe, ihre Liebe auf das lebende Kind zu übertragen, und wollte nun dieses, wie bisher den älteren, waschen . . . Das hängt mit der Idee zusammen: Weiterleben! Doch sie bringt es noch nicht zustande . . . (Statt den Jüngeren zärtlich zu behandeln, tut sie das mit sich selbst) und gönnt dem Kleineren nur die Rolle des Zuschauers — noch dazu in ausgesprochen böswilliger Absicht . . ." (Ferenczi.)

Diese Deutung befriedigt mich nicht ganz. Richtig ist es, daß die Mutter den kleineren Knaben haßt und ihn schädigen will. Der Sinn aber ihrer Handlungsweise im Traume wird erst dann verständlich (in Verbindung mit ihrem Haßgedanken), wenn man die magische Bedeutung der Nacktheit voll berücksichtigt.

Wir erinnern uns, daß der Primitive den Koitus magisch auffaßt und daß darum die Frau als ein dämonisches dem Manne gefährliches Wesen betrachtet wird. Wir haben die Sexualverdrängung

zum großen Teil auf diese magische Auffassung zurückgeführt. In vielen orientalischen Märchen kommt z. B. der Zug vor, daß der Held in Ohnmacht fällt, als er die Schöne zum erstenmal erblickt. Darum geht die orientalische Frau nur mit einem Schleier verhüllt auf die Straße aus: die magisch-dämonische Macht, die von ihr gleichsam ausstrahlt, ist in dieser Weise gewissermaßen geschwächt.

Und nun zu dem Traum der Patientin Ferenczis eine ethnographische Parallele. Auf der Insel Formosa werden die Gottheiten häufig in Zusammenhang gebracht mit den Gewitterstürmen, „die nach dem Glauben der Amis (Volksstamm) ihren Ursprung den Streitigkeiten zwischen dem Gotte Kakring und seiner Gattin Kalapiat verdanken. Kakring verursacht den Donner durch Stampfen und Umherschleudern der Kochtöpfe, die den wertvollsten Besitz in jedem Ami-Haushalt darstellen, und Kalapiat erzeugt den Blitz, indem sie sich in ihrem Zorn völlig entkleidet — dies ist nämlich ein von den Amifrauen häufig geübter Brauch, um ihre Unzufriedenheit darzutun“.[402])

Will die Frau den Mann schädigen, so entkleidet sie sich, um dadurch ihre magisch-dämonische Kraft zu erhöhen und sie auf ihn wirken zu lassen. In derselben Weise verfährt auch die Patientin Ferenczis in ihrem Traum.

Ferenczi sucht die abschreckende Wirkung der Nacktheit folgendermaßen zu erklären. Er sagt: „Wir wissen von Freud, daß verdrängte Libido sich in Angst umwandelt. Was wir von Angstzuständen der Kinder bisher erfahren haben, ist in dieser Hinsicht sehr eindeutig: immer handelt es sich um übergroße Libidosteigerungen, gegen die sich das Ich zur Wehr setzt; die vom Ich verdrängte Libido verwandelt sich in Angst und die Angst sucht sich dann sekundär geeignete Objekte (meistens Tiere), an die sie sich heften kann . . . Das noch ungeschickte Ich des Kindes erschrickt vor unerwarteten Libidoquantitäten und vor libidinösen Möglichkeiten, mit denen es noch nichts oder nichts mehr anzufangen weiß[403]).“

Warum setzt sich aber das Ich zur Wehr gegen angeblich zu große Libidosteigerungen? Primär nur darum, weil das (narzißstische) Ich bei sich selbst bleiben will und darum die Ansprüche des Sexualobjekts als eine Beeinträchtigung, als „Ich-Verletzung“, erlebt. Die magische Auffassung des Koitus, die Angst vor dem magisch-schädigenden Einfluß des Weibes ist der ideologische „Überbau“ jener narzißstischen Einstellung zum Sexualobjekt. — — —

Daß die Nacktheit magische Bedeutung hat, ersehen wir auch aus folgendem. In einer slawischen Sage trifft ein Mann die „Pestweiber“. Er fragt sie aus, ob es Mittel gegen die Pest gibt. „Freilich,“ erwidern die Pestweiber, „es gibt gar so manches, da hast du gleich eins: Es müßten zwölf Burschen und zwölf makellose Jungfrauen von tadelloser Lebensweise am Vorabend des Sonntags nach dem

Neumond in der Geisterstunde einen Pflug nehmen, sich damit hinaus vor das Dorf begeben, sich splitternackt ausziehen, so wie sie die Mutter geboren, sich dann ins Joch spannen und das Dorf ringsherum umackern. Noch eines. Während des Umackerns müßten sie wie ein Marmorstein das tiefste Schweigen beobachten, keiner dürfte begierig und lüstern den Blick erheben, geschweige denn den andern berühren. So müßten sie siebenmal immer in derselben Furche ackernd ums Dorf ziehen, bis die Furche zu einem kleinen Graben erweitert ist[404])."

In erster Linie ist hier das Ackern selbst ein Abwehrmittel gegen die Pest, das Ackern ist aber, wie wir bereits gehört, der Koitus mit der Mutter-Erde. Der Pflug muß von Burschen und Jungfrauen gezogen werden, die splitternackt ausgezogen sind: hier ist die Nacktheit wiederum als Abwehrmittel gegen die Pest gedacht. Der nackte, unverhüllte Mensch setzt zwischen sich und der Welt, auf die er magisch einwirken will, keine störende Scheidewand. Daß die jungen Leute während des Zauberaktes des Umackerns schweigen müssen, bedeutet so viel, als im Zustande der Introversion sich erhalten. Denn durch die Sprache kommen wir in Kontakt mit den Anderen, teilen uns ihnen mit, treten also aus unserer Vereinsamkeit, aus der Introversion heraus; diese ist aber die Voraussetzung des magischen Gelingens, denn die Magie ist ein Ausdruck des Narzißmus.

Es kommt aber in der Vorschrift, die die Pestweiber geben, noch ein wichtiger Zug vor: die jungen Leute dürfen keinen begierigen und lüsternen Blick aufeinander erheben! Erinnern wir uns (siehe oben p. 199), daß die Huichol vor wichtigen Unternehmungen vor das Bild der nackten Göttin geführt werden, und nur wenn es ihnen gelingt in dieser Situation ohne Affekt zu bleiben, sie des Sieges in ihrem Unternehmen sicher sein können. D. h. nur der Mann, der sich von der Nacktheit des Weibes nicht bestricken läßt, ist zauberkräftig genug, um sich in ein großes Unternehmen zu wagen. Nebenbei bemerkt spricht sich in dieser magischen Auffassung bereits die Idee der Sublimierung aus: nur wer seine Sexualität zu hemmen versteht, kommt dazu, kulturelle Werte zu schaffen.

11. Traum Nr. 6. Der Träumer liegt auf dem Rücken und blickt nach oben. Er sieht etwas Längliches, das sich bei genauerer Betrachtung als lenkbares Luftschiff herausstellt. Nach einigen Augenblicken kommt ihm in den Sinn, daß die ganze Geschichte dumm sei. Denn er befindet sich doch im Zimmer, über seinem Kopf ist die Decke, also ist jedenfalls unmöglich, das vorbeifahrende Luftschiff zu sehen, es ist bloß eine Vision. Die Vision verschwindet und er sieht nur die Decke des Zimmers.

Analyse. Der Analysand macht einen kleinen Nachtrag zu

dem geschilderten Traum: „Das Luftschiff war durch eine Art Spalte in der Decke des Zimmers zu sehen. Das Luftschiff schien sich hin und her zu bewegen." Wenn ein Detail des Traumes als Nachtrag figuriert, so kann man im voraus sicher sein, daß sich hier das Wichtigste verbirgt. Die „Hin- und Her-Bewegung" des „etwas länglichen" Luftschiffes verrät sofort seine Phallosnatur. Der Träumende liegt auf dem Rücken und blickt nach oben. Es ist die Lage des Weibes während des sexuellen Aktes. Der Träumende hat sich also in die sexuelle Rolle der Frau versetzt, sich mit einer Frau identifiziert.

Daß solche feminine Bestrebungen bei dem Manne vorkommen, erklärt sich aus der bisexuellen Natur des Menschen. Ein älterer Herr erzählt: „(Im Alter von 12 Jahren) lernte ich die orientalische Erzählung von dem Prinzen kennen, der dadurch, daß er von einer Zauberquelle trank, in eine Frau verwandelt wurde. Ob es durch diese Erzählung geschah oder unabhängig davon, dessen bin ich nicht sicher — aber es trat bei mir der Gedanke auf, wie schön es wäre, für gewisse Zeit in ein Mädchen verwandelt zu werden und zu sehen, wie das wäre. Allmählich ging aus dieser Idee das Bedauern hervor, daß ich nicht als Mädchen geboren war . . ." Von seiner Hochzeitsnacht erzählt er ferner: „Wir hatten beide gedacht, daß wenn wir uns das erstemal entkleidet sehen würden, dies abstoßend sein würde, aber keiner von uns hatte ein solches Gefühl. Statt dessen beneidete ich sie, so sehr ich sie liebte, und die angeborene und instinktive Sehnsucht, selbst ein Weib zu sein, wurde dauernd viel stärker. Nichts würde mir lieber gewesen sein, als wenn wir beide aus dem Schlafe so erwacht wären, daß der eine, wenigstens eine Zeitlang, in dem Körper des anderen war[405])."

Wir kehren jetzt zu unserem Traume zurück. Es äußert sich hier noch eine sogenannte „Mutterleibsphantasie". Das Zimmer mit der Spalte repräsentiert den Mutterleib. Daß das Verlangen, im Mutterleib zu verweilen, wirklich vorkommt, sei durch folgendes belegt. Die kleine vierjährige Usche sagt zu ihrer Mutter: „Du, liebe Mutter, ich möchte dir so ein Loch in deinem Körper machen und dann immer in deinem Leibe bleiben." Oder: „Ich möchte so in dich hineinkriechen, ganz in dein Blut, ganz in dich." Dazu bemerkt die Mutter: „Sie macht häufig solche Bemerkungen. Gibt es vielleicht eine dumpfe Erinnerung an den Ursprung?"[406])

Häufig wird die Mutterleibsphantasie mit der infantilen sexuellen Neugierde, den Verkehr der Eltern zu belauschen, verknüpft. So auch in unserem Traume: Er befindet sich im Leibe der Mutter und von dort aus beobachtet er das große Geheimnis. Dadurch aber wird die infantile Eifersucht angestachelt. Der Traum wird darum für dummes Zeug erklärt und abgelehnt.

Das Bisexuelle steht mit dem infantilen Seelenleben und mit der infantilen Erotik in gewissem Zusammenhang. Das Kind ist anfänglich seiner sexuellen Rolle nicht ganz sicher, was den Mann von dem

Weibe unterscheidet, ist ihm noch unklar. Wenn das männliche Kind an der Mutter mit seinen Gefühlen hängt, so identifiziert es sich leicht mit ihr, lebt sich in ihre Rolle ganz ein. So wirkt die inzestuöse Liebe in der Richtung der Verstärkung der homosexuellen Komponente. In entgegengesetzter Richtung liegt die Wirkung der infantilen Eifersucht. Insofern das Kind gegen den Vater eifersüchtig wird und die Liebe der Mutter zu ihm abwehren will, verdrängt es (sich mit der Mutter identifizierend) seine eigene Liebe zum Vater, d. h. die homosexuelle Komponente wird dadurch abgeschwächt[407]). Dieser Fall findet sich auch in unserem Traume vor: die bisexuelle Phantasie wird (wahrscheinlich) aus infantiler Eifersucht für dummes Zeug erklärt.

Als Traumerreger diente diesmal ein Gespräch, das der Träumende mit einem Bekannten am Tage geführt hatte. Sie sprachen über Aviatik und die unzähligen Unfälle, die mit diesem Sport verbunden seien. Er sprach damals die Vermutung aus, daß wahrscheinlich unter den Aviatikern sich eine große Anzahl von Selbstmordkandidaten befinden dürfte. Den Zustand des Totseins stellt auch unser Traum dar. Denn der Träumende liegt auf dem Rücken, wie man gewöhnlich Tote liegen läßt, und die „Vision ist verschwunden", d. h. es finden keine Wahrnehmungen statt, er ist tot. Die Decke des Zimmers bedeutet dann den Deckel des Sarges. Die Verbindung der Todessehnsucht mit der Mutterleibsphantasie ergibt sich von selbst: man kehrt in den Urzustand zurück, aus dem man hierher gekommen ist.

Die letztere Idee ist auch völkerpsychologisch bezeugt. Ich finde nämlich bei Jakob Grimm die folgende diesbezügliche Bemerkung: „an einigen orten hat man alte gräber entdeckt, in welchen die leichen weder der länge nach noch sitzend, sondern mit händen, haupt und beinen zusammengedrückt, fast in viereckigen behältern lagen. herr Friedr. Troyon aus der französischen schweiz, welcher viele gräber der vorzeit sorgsam untersucht und beobachtet hat, teilte mir seine ansicht mit, daß diese auffallende behandlung der todten leiber vielleicht den menschen wieder in dieselbe lage versetzen soll, die er vor der geburt im schoß der mutter eingenommen habe, so wäre die rückkehr in die mütterliche erde zugleich ein zeichen der künftigen neuen geburt und auferstehung des embryons[408])." Altn. heißt sterben î môduroett falla, in den Schoß der Mutter fallen (Grimm). Nietzsche hatte wirklich recht, wenn er sagte, daß der Traum uns in ferne Zustände der Kultur versetzt.

12. Der Zustand vor der Geburt wird vom Traum Nr. 6 demjenigen nach dem Ableben gleichgestellt. Dieser Vorgang steht nicht vereinzelt, wir treffen ihn öfters wieder. Wir sahen früher, daß z. B. ‚aus dem Wasser kommen" mythologisch soviel als die Geburt bedeutet, die Wasserquellen waren die Stätten, wo sich die noch nicht geborenen Kinder befanden. Demgegenüber steht die Auffas-

sung der Wadschagga (Negerstamm, Ostafrika): „Wichtig und zum Teil im ganzen Gebirge bekannte Kultstätten der Wadschagga sind viele Teiche. Das sind in der Regel nicht Teiche in unserem Sinne, sondern bassinartige Vertiefungen eines Flußbettes, wo das brausende Bergwasser für einen Augenblick zur Ruhe kommt ... Diese Teiche gelten als die natürlichen Eingangspforten ins Totenreich[409])." Diese gegensätzlichen (polaren, ambivalenten) Auffassungen treffen wir in der Sage von dem „Chevalier qui onques ne rist" wieder:

> Durch ein Wunderschiff wird der Held ins Feenland gebracht, zu den Inseln, die von einer Kaiserin beherrscht sind, deren Gemahl er wird. Da er ein Verbot übertritt, Unerlaubtes wünscht, muß er alle Herrlichkeit verlassen und wird durch dasselbe Schiff wieder heimgeführt. Und nun hat er das Lachen verlernt und lebt in traurigen Gedanken an die entschwundenen Wonnen dahin[410]).

Das Kommen auf dem Schiffe (aus dem Wasserelement) bedeutet hier, wie in der Lohengrinsage, die Geburt. Der Held kommt zu der Kaiserin, die er heiratet. Die „Kaiserin" ist vermutlich die Symbolisierung der Mutter (eine Mutter-Imago), und in der Sage steckt wieder das Ödipusproblem. Darum heißt es dann vom Helden, er habe ein Verbot übertreten, Unerlaubtes gewünscht. Zur Strafe muß er wieder aus dem Lande (= dem Leben) scheiden und „wird durch dasselbe Schiff wieder heimgeführt". (Wir sagen auch noch heutzutage von einem Verstorbenen, er sei „heimgegangen".)

Die Polarität von Leben und Tod sehen wir auch in dem folgenden

> Traum Nr. 7. (Bruchstück.) Ein Ausflug per Boot. Er (der Träumende) rudert mit Stehruder. Man gelangt an eine einsame Insel.

Analyse. Eines Tages sah der Analysand zu, wie beim Rodeln ein junger Bursche mit einem jungen Mädchen die Eisbahn herunterfuhr. Einer der zuschauenden Bauern machte dazu die zynische Bemerkung: „das nenne ich mit Stehruder fahren". „Mit Stehruder fahren" bedeutet darum in unserem Traume den Koitus — die Quelle des Lebens. Anderseits aber erinnert der Traum an Böcklins „Toteninsel", was hier als Todeswunsch aufzufassen ist.

13. Im Traum Nr. 6 gibt es noch ein Moment, dem wir unsere Aufmerksamkeit schenken wollen. Ein Stück des Traumes wird dort für eine Vision erklärt, wie die Analyse ergab für etwas, dem keine Realität beigemessen werden soll. Die uns als Urteilsleistung anmutende Stelle des Traumes ist bloß ein Ausdruck der Verdrängung, des Unmutes und Unwillens, es ist die Darstellung des Gedankens: „Das will ich nicht anerkennen!" Gewöhnlich tritt dieser Darstellungsmodus als „Traum im Traume" auf: man träumt, daß man etwas träumt. „Das ‚Geträumte' enthält die Darstellung der Reali-

tät . . ., der fortsetzende Traum im Gegenteil die Darstellung des bloß vom Träumer Gewünschten. Der Einschluß eines gewissen Inhaltes in einem ‚Traum im Traume' ist also gleichzusetzen dem Wunsche, daß das so als Traum Bezeichnete nicht hätte geschehen sollen . . . Die Traumarbeit verwendet das Träumen selbst als eine Form der Ablehnung[411])."

Zur Illustration führen wir noch einen solchen „Traum im Traume" an:

> Traum Nr. 8. Er träumt ein Märchen: „Ein Vater hatte ein Söhnchen, das hieß Homunkulus."
>
> Er erzählt dieses Märchen seinem Söhnchen.

Analyse. Einfälle zu Homunkulus: „das Männlein, das Kleine". — Dann: „Ich habe niemals meinem Sohne ein Märchen erzählt. — Heftiger Streit mit der Frau — der Kleine war dabei anwesend. Ich rufe ihm erregt zu: siehst du, so ist das Leben!"

Deutung. Er hat niemals seinem Sohne ein Märchen erzählt, er hat ihm aber eine peinliche Wirklichkeit gezeigt. Indem er im Traume dem Sohne ein „geträumtes" Märchen erzählt, vollzieht der Träumende die Identifikation zwischen der peinlichen Wirklichkeit und einem geträumten Märchen. Der Traum will also sagen: „Jene peinliche Wirklichkeit, die du einmal deinem Sohne demonstriert hast, ist bloß ein ‚geträumtes Märchen', ein Hirngespinst, das gar nicht ernst genommen werden darf." Ferner merken wir noch, daß Homunkulus soviel als das Männlein, d. h. der Phallos, ist. Der Traum erklärt das Sexuelle, das zu jener peinlichen Wirklichkeit geführt hat, für ein geträumtes Märchen. Es ist eine Form der Sexualablehnung: „Weil das Sexuelle zu solch peinlichen Situationen führt, will ich es nicht mehr haben."

Die Methode, eine unangenehme, d. h. nicht gewollte, unannehmbare Wirklichkeit für einen „Traum" zu erklären, wird nicht nur im Traume angewendet. Das kann schon im wachen Zustande geschehen und führt dann zu der Erkrankungsform „der Entfremdung der Wahrnehmungswelt", wo alles „wie im Traume erscheint". Ein Patient K. . . Prof. Oppenheims schreibt in seinem Tagebuch: „Halb traumhaft. Es war mir, als wenn ich in einer andern Zeit, Vergangenheit, lebte. Ein bekanntes, aber zeitlich nicht lokalisierbares, dem jetzigen fremdes Ichgefühl erfüllte mich. Es war wohl der Gefühlsreflex von unbewußten, momentan lebendigen Vorstellungen. So viel wenigstens glaube ich bemerken zu können, daß ich, als ich dem Dienstmädchen klingelte, um ihm einen Auftrag zu geben, das Gefühl hatte, als wenn wir noch unser früheres Mädchen und nicht schon das jetzige hätten[412])." Demselben Patienten passierte drei Jahre vorher folgendes: „Heute hatte ich zeitweise das Gefühl, noch ein Kind zu sein. Ich saß in der Elektrischen (Leipziger Straße) gegenüber einem Kinde. Gleichzeitig tauchte eine bestimmte Episode aus meinem achten Lebensjahre auf, in der eben-

falls die Leipziger Straße resp. ein Spielwarengeschäft in derselben eine Rolle spielte. Erinnerung an die letzte Zeit sehr schwach; enthoben aus der Gegenwart[413])." Wenn dem Patienten nach seinem eigenen Geständnis „alles wie im Traume" erscheint, so fällt uns die Erklärung dafür nicht schwer: Der Patient will die jetzige Wirklichkeit nicht anerkennen, er lehnt sie ab, sie ist ihm „bloß" ein Traum, weil er mit seinen Gefühlen in der Kindheit verweilt, die ihn zu stark anzieht. Er ahnt es selbst, wenn er seinen Zustand als „Gefühlsreflex von unbewußten, momentan lebendigen Vorstellungen" erklärt. Er bemerkt noch: „Stimmungen, Willensregungen usw. werden unsere erst dadurch, daß wir sie akzeptieren[414])." Da er die jetzige Wirklichkeit nicht akzeptiert, so erscheint sie ihm wie „ein Leben im Traum". — Es ist nicht schwer einzusehen, daß die „Entfremdung der Wahrnehmungswelt" eine besonders starke Erscheinungsform der Introversion sei.

Der „Traum im Traume" ist eigentlich nur eine besondere Form der uns schon bekannten Methode der Projektion. Etwas wird von uns nicht akzeptiert, also als etwas unserem Ich Fremdes erklärt; dieses Fremde erscheint nach außen projiziert und von dort als „Vision" oder „Traum" wahrgenommen.

Der „Traum im Traume" tritt hauptsächlich als Trosttraum auf, der besagen will: „diese böse Wirklichkeit wird verschwinden wie ein Traum und alles wird dann wieder gut sein". Er kann aber auch als Heucheltraum auftreten, um einen Komplex vor Angriffen verdrängender Instanzen zu schützen. Der „Traum im Traume" erklärt dann den Komplex als unwirklich, als harmloses Spiel: „es ist bloß ein Traum". Diese Anwendung findet meistens in der Kunst statt, wenn das Kunstwerk (gleichsam der Traum im Wachen des Dichters) als solches besonders gekennzeichnet wird. So schreibt z. B. ein Dichter im Vorworte zu seinem Werk: „. . . o Publikum! . . . ich verlange von dir nur eines: gib dich dem Spiel unbefangen hin, denk nicht dabei an deinen Beruf, deinen Bronchialkatarrh, deinen Alltagskram! Nimm aber auch anderseits das Spiel nicht zu ernst! Gerate nicht in Aufregung, wenn ein Zug kommt, der nicht recht paßt. Es ist ja nur ein Spiel, ein bunter, holder Zeitvertreib . . .[415])."

Auch im Traume Nr. 8 finden wir diesen heuchlerischen Ton. In dem „geträumten Märchen" hieß es: „Ein Vater hatte ein Söhnchen usw." Das Söhnchen wird als „geträumtes Märchen", d. h. als nicht vorhanden erklärt. Damit wird aber der bewußtseinsunfähige Wunsch, keinen Sohn zu haben, heuchlerisch als bloßes Märchen hingestellt, als etwas ganz Harmloses.

In Wirklichkeit liebt der Vater seinen Sohn leidenschaftlich. Vater und Mutter sind aber auseinandergegangen, das Kind blieb mit der Mutter. Die Sehnsucht nach dem Knaben hat dem Vater viele seelische Schmerzen bereitet. In besonders schweren Momenten

dürfte wohl der Gedanke aufgetaucht sein: wenn nicht das Söhnchen dagewesen, hätte er nicht solche Schmerzen zu tragen. Das Unbewußte kennt aber kein „wenn“, es verwandelt alles in „ist“. Die größte Liebe kann im Unbewußten Veranlassung zum größten Haß geben. Denn das Unbewußte ist absolut egoistisch und will auch wegen der uns Lieben keine Schmerzen erdulden.

14. Die Methode, eine unangenehme, unannehmbare Wirklichkeit als Traum zu erklären, sie als „Traum im Traume“ darzustellen, setzt voraus, daß wir den Traum illusionistisch auffassen. Das war aber nicht immer der Fall. Es gab Zeiten, wo man dem Traum denselben Realitätswert beilegte, wie sonst einer handgreiflichen Wirklichkeit. Spuren solcher Auffassung finden wir besonders häufig im Mythos und Sage. Eine altgermanische Sage z. B. erzählt: „Der König Guntram war ermüdet auf dem Schoße eines treuen Dieners eingeschlafen. Da sieht der Diener aus seines Herrn Munde ein Tierlein, gleich einer Schlange, laufen und auf einen Bach zugehen, den es nicht überschreiten kann. Jener legt sein Schwert über das Wasser, das Tier läuft darüber hin, und jenseits in einen Berg. Nach einiger Zeit kehrt es auf demselben Wege in den Schlafenden zurück, der bald erwacht und erzählt, wie er im Traume eine eiserne Brücke in einen mit Gold erfüllten Berg gegangen sei[416])."

Auch eine isländische Sage erzählt Ähnliches. Reisende schlagen auf offenem Felde ihr Lager auf und legen sich zur Ruhe. Einer unter ihnen kann nicht schlafen, da sieht er, wie einem anderen ein bläulicher Dunst aufsteigt und sich fortbewegt. Der Wachende ist neugierig und schleicht dem Dunst nach. Da sieht er, wie der Dunst in einen Pferdeschädel, der am Wege liegt, und um welchen eine Menge Schmeißfliegen summend herumfliegen, hineingeht, und dann wieder herauskommt. Der Dunst zieht weiter über das Feld und kommt an ein ganz kleines Bächlein, das quer über den Weg rinnt; an diesem zieht er auf und ab, als wenn er hinüber wollte und nicht könne. „Da legt der Mann seine Peitsche . . . über das Wässerchen; der Dunst zieht über den Peitschenstiel, und kommt so hinüber. Er zieht weiter, und kommt endlich an eine kleine Erhöhung auf dem Boden; in diese dringt er hinein. Der Mann wartet bis er wieder herauskomme, und es dauert nicht lange bis dies geschieht. Dann nimmt der Dunst wieder denselben Weg zurück, den er gekommen war, . . . und verschwindet wieder über dem Manne, (dem er entstiegen war)." . . . Am anderen Morgen erzählte dieser: „(ich träumte, hier) auf der Ebene zu gehen. Da kam ich zu einem großen, schönen Hause; da war eine große Zahl von Leuten versammelt, die sangen und spielten da mit größter Lust. Ich blieb lange in dem Hause; als ich aber herauskam, ging ich nochmals weit über die Ebene. Da kam ich an einen großen Strom. Ich suchte lange, wie ich hinüberkommen möchte; es ging aber nicht. Da sah ich einen furchtbar großen Riesen daherkommen; der trug einen

übergroßen Baum in der Hand, und legte den quer über den Strom. Da kam ich auf dem Baume über den Strom und ging wiederum weit fort. Da gelangte ich zu einem großen Grabhügel; der war offen, ich ging hinein, und ich fand darin nichts anderes als eine große Tonne voller Geld. Ich blieb lange da und betrachtete das Geld, denn ich hatte nie einen solchen Haufen gesehen. Dann ging ich wieder heraus und denselben Weg zurück . . . und gelangte so hierher in das Zelt zurück.“ . . . Nun gingen die beiden hin zu jener Erhöhung, wohin der Dunst eingedrungen war, gruben sie auf und fanden dort ein Fäßchen mit Geld. Das nahmen sie und teilten es unter sich[417]).

In beiden angeführten Sagen wird der Traum nicht nur vom Träumenden selbst, sondern noch von einem anderen wahrgenommen. Vom Standpunkt dieser Sagen besitzt die Traumwelt dieselbe Realität wie die alltägliche Wirklichkeit: ein geträumtes Fäßchen Geld läßt sich mit Hilfe des Zeugen jenes Traumes auch dann auffinden. Der Traum ist hier keine Illusion, sondern eine handgreifliche Wirklichkeit.

Die Voraussetzung für die realistische Auffassung des Traumes ist die Vorstellung von der Trennbarkeit der „Seele“ vom Körper. So verfahren z. B. die Akkala-Lappen bei ihren Zaubereien in der Weise, daß „sie in eine magische Betäubung (= Somnambulismus) verfallen und während dieser Offenbarungen erhalten, welche ihnen in einer oder der anderen Hinsicht notwendig sind. Die Lappen meinen hiervon, daß die Seele in diesem Zustande den Körper verlassen hat, daß sie weit umherwandert und sich die erforderlichen Aufschlüsse verschafft, das gestohlene Gut auskundschaftet, den Ursprung der Krankheit zu ermitteln sucht usw.“.[418])

Nach dieser Auffassung ist also der „Geist“ das eigentliche Aktive, das schöpferische Prinzip, das Agierende. Denn während der Körper todähnlich hier liegt, geht die Seele auf verschiedene Abenteuer aus und sieht und erlebt dies und jenes. Und das, was der träumende Geist sieht, ist eine Wirklichkeit.

Diese Weltanschauung nennen wir Animismus. Die Grundlage des Animismus, wie diejenige der Magie, ist der Narzißmus. Der Narzißt projiziert sich selbst nach außen, er ist gleichsam zweimal da: als „Körper“ und als „Seele“. Die dem Körper ähnlich gedachte Seele oder Geist lebt und agiert in einer Welt, der ebenso Wirklichkeit zugesprochen wird, wie der in ihr agierenden Seele.

Für den Animisten ist der Traum Leben, vollwertige Wirklichkeit. Demgegenüber steht die Weltauffassung des Pessimismus, die das Leben selbst bloß als Traum, als Illusion, erklärt. So z. B. ein indischer Philosoph, Gaudapâda, der sagt:

Wie in des Traumes Scheinvielheit
Der Geist irrtümlich ist verstrickt,
So in des Wachens Scheinvielheit
Ist irrtümlich der Geist verstrickt[419]).

Für diese beiden Weltauffassungen, diejenige des (urwüchsigen) Animismus und diejenige des Pessimismus, ist die Darstellung des „Traumes im Traume" als Mittel eine Wirklichkeit zu annullieren unmöglich; das wird erst möglich, wenn man zwischen diesen beiden Auffassungen schwebt und „Traum" und „Wirklichkeit" einander entgegensetzt.

15. Traum Nr. 9. Er läuft Schlittschuhe im Hofe des Hauses, wo seine erste Kindheit verflossen war. Seine Frau stellt sich (halbsitzend) ihm entgegen und breitet die Arme aus. Er läuft in ihre Arme hinein (Der Traum endigt mit einer Pollution).

Traum Nr. 10. Die Straßen sind schneebedeckt, stellenweise mit Eis, sehr glatt. Ein Jüngling gleitet, „schlittert", auf einem Fuße stehend (Der Träumer fährt zusammen und erwacht).

Wir fassen die beiden Träume zusammen, weil sie nur Varianten desselben Themas zu sein scheinen. Der Jüngling des Traumes Nr. 10 tut dasselbe, was der Träumer selbst im Traume Nr. 9, d. h. der Jüngling ist nur eine Deckfigur für das Ich des Träumers. Wir wollen zuerst den Traum Nr. 10 zu deuten versuchen, und zwar auf Grund ethnopsychologischer Vergleiche. Der Jüngling gleitet (über die Erde) auf einem Fuße stehend. Was bedeutet die Erde und dann der Fuß?

„Fast in allen Sprachen wird die Erde weiblich und, in Gegensatz zu dem sie umfangenden väterlichen Himmel, als tragende, gebärende, fruchtbringende Mutter aufgefaßt[420])." Bei den Eweern heißt es: „Die Erde ist weiblich gedacht und wird ausdrücklich die Frau des Himmels" (des Gottes Mawu) genannt. „In der Regenzeit und bei jedem Regen vollzieht sich der eheliche Verkehr des Himmels mit der Erde. Nach dem Regen sprießt und wächst der ausgestreute Same und trägt seine Früchte. Diese sind die Kinder der Mutter Erde[421])." Die Erde ist ein Symbol der Mutter, eine „Mutter-Imago".

Was der Fuß bedeutet, erleuchtet aus folgendem: „Wenn der moderne Araber eine Frau verstößt, so sagt er: ‚Sie war mein Pantoffel; ich habe sie weggeworfen.' (Das Bild) gründet sich auf die weitverbreitete Anschauung, nach welcher der Schuh der weiblichen Scham entspricht: der Fuß paßt in den Pantoffel, wie das männliche Glied in die Mutterscheide[422])." Der Fuß wird also als Genitalersatz aufgefaßt. So ist z. B. auch „als Rudiment des Jus primae noctis das offenbar symbolische Recht des Gutsherrn zu betrachten, seinen entblößten Fuß ins Brautbett der Leibeigenen zu legen".[423]).

Wir haben jetzt die Elemente, die zur Deutung des Traumes Nr. 10 nötig sind. Dieser Traum bedeutet somit den sexuellen Akt mit der Mutter. Das Zusammenfahren und Erwachen des Träumers fließt aus dem Versagen der Traumfunktion: es ist die Reaktion der

ethischen Persönlichkeit gegen die Gelüste des „Naturmenschen", die Traumtätigkeit wird abgebrochen.

Wir gehen jetzt zum Traum Nr. 9 über. Die sexuelle Natur des Schlittschuhlaufens folgt ohne weiteres schon aus dem Umstand, daß der Traum mit einer Pollution endet. „Der eigentümliche Charakter der Pollutionsträume gestattet uns nicht nur gewisse, bereits als typisch erkannte, aber doch heftig bestrittene Sexualsymbole direkt durch die restlose Funktion des Traumes zu entlarven, sondern vermag uns auch zu überzeugen, daß manche scheinbar harmlose Traumsituationen nur das symbolische Vorspiel einer grob sexuellen Szene ist, die jedoch meist nur in den relativ seltenen Pollutionsträumen zu direkter Darstellung gelangt, während sie oft genug in einen Angsttraum umschlägt, der gleichfalls zum Erwachen führt[424])."

Die Frau mit den ausgebreiteten Armen, halbsitzend . . . Erinnern wir uns, wie die Mutter das Kind gehen lehrt, wie das Kind nach einigen Schritten der Mutter in die Arme fällt. Zudem spielt diese Szene des Traumes an der Stätte, wo die Kindheit des Träumers verflossen war. Der Traum spricht es sehr schön aus, daß die kindlichen Gefühle zur Mutter erotischer Natur sind, oder, wenn man will, daß die erotischen Gefühle zum Weibe etwas von der Anhänglichkeit des Sohnes an die Mutter an sich haben. In der Liebe zu den Eltern erlernen wir das Lieben überhaupt.

Der Träumer lebte seit längerer Zeit in sexueller Abstinenz und einsam, was die Auffrischung der infantilen Erlebnisse und Gefühle in hohem Grade begünstigt. Als äußerer Traumerreger wirkte der Umstand, daß es an den beiden Tagen, die den Träumen vorangingen, sehr viel geschneit und stellenweise sich auch Eis gebildet hatte. Er war aber in früheren Jahren ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer.

Dem Traum Nr. 9 ist eine WACHPHANTASIE vorangegangen:

> Eine einsame Villa, nebenan ein Teich, auf dem man im Sommer Motorboot fahren, im Winter aber Schlittschuhlaufen kann.

Der nachfolgende Traum Nr. 9 ist eigentlich die unmittelbare Fortsetzung dieser Phantasie. Die einsame Villa ist der Mutterleib, das Bootfahren auf dem Teiche ist die Geburt. Nachdem das Kind geboren ist, muß es das Gehen erlernen, was der nachfolgende Traum (Nr. 9) wirklich darstellt.

Die beschneiten Straßen haben die alte Leidenschaft des Schlittschuhsports geweckt. Von hier aus greift die „Regression" immer tiefer und gelangt schließlich bis zu der ersten Kindheit. Es steigt die Erinnerung an die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde auf und im Gegensatz dazu tritt die trostlose Wirklichkeit entgegen. Die wunscherfüllende Instanz sucht den erotischen Hunger zu stillen, indem sie aus dem infantilen Material eine Scheinwirklichkeit aufbaut.

Im Traume Nr. 9 gelingt es ihr vollkommen. Die teilweise sexuelle Entspannung, die durch die Pollution hervorgerufen wird, gibt den Hemmungsmechanismen wieder die Oberhand, und so sehen wir, wie im Traume Nr. 10 die wunscherfüllende Funktion zum Scheitern kommt. Der Traum, der der Wächter des Schlafes sein soll (da jeder Traum ein Bequemlichkeitstraum ist, der statt Handlungen Halluzinationen setzt), führt diesmal zum Erwachen. Der Traum Nr. 10 ist der hysterische Gegensatz zu dem Traum Nr. 9. —

Die Träume Nr. 3—10 stammen alle von ein und derselben Person. Sie erzählen uns die Geschichte einer mißglückten Ehe und schildern die seelischen Disharmonien, die auf dieser Grundlage entstanden. Nachdem eine Ehe innerlich unmöglich wurde und man sich doch noch zwingt, sie äußerlich wenigstens zu erhalten, empört sich die erotische Persönlichkeit gegen den auferlegten unerträglich werdenden Zwang. Diese Empörung macht die wildesten und primitivsten Reaktionen frei. Das ist der Sinn von Traum Nr. 3, wo die Frau vom Henker erfaßt wird und gewürgt. Der Traum trägt den Kolorit des Unheimlichen an sich. In Gegensatz dazu der milde Ton von Traum Nr. 4, wo die aufkeimende neue Liebe zum Ausdruck kommt.

Die unbefriedigte Sehnsucht nach Liebe und Glück weckt infantile Gedanken und besetzt manche perverse Kanäle der Erotik. Das kommt in allen Träumen zum Vorschein, insbesondere aber in den Träumen Nr. 5 und 6, wo exhibitionistische und feminine Tendenzen durchschimmern.

Die unbefriedigte Liebessehnsucht frischt auch die infantilen Inzestgedanken auf. Das sehen wir im Traume Nr. 3 und in den Träumen Nr. 9 und 10.

Und weil das Leben vorläufig ganz öde aussieht, flüchtet sich der Träumer in den Mutterleib zurück (Traum Nr. 5 und 6), d. h. er macht gleichsam die eigene Geburt rückgängig. *Die Liebessehnsucht schlägt in Todessehnsucht um.*

16. Jetzt will ich einige Träume anführen, die von dem Studenten herrühren, von dem im vorigen Kapitel XII, 2, S. 170, schon die Rede war. Er war ein abstinenter Jüngling, der stark unter Depressionen und Arbeitsunlust litt. Seine Beziehung zu den Frauen läßt sich am besten durch den folgenden ziemlich klaren kurzen Traum charakterisieren: „Er sei mit der Bertha (ein sehr schönes junges Mädchen, mit dem er gut befreundet war) in Paris. *Er weiß nicht, war es ein (Verlobungs-)Fest oder ein Abschied.*" — Die ganze Unentschlossenheit und Schwanken zwischen Sexualbejahung und Sexualablehnung spricht sich hier aus.

Woher diese Sexualablehnung stammt, verrät uns ein anderer Traum:

Er befindet sich mit der Freundin (es ist die Schwester der Bertha) im Keller des Hauses. *Die Freundin ist die*

Schwester. Dort befindet sich ein Garten. Er hat Angst durch das Tor des Gartens einzudringen. Eine unsichtbare Hand öffnet das Tor.

Im Keller des Hauses hat er sich in seiner Kindheit oft aufgehalten und gespielt. Mit der Freundin war er sehr nah, und im geheimen macht sie Ansprüche auf ihn. Der Traum identifiziert nun die Freundin, das mögliche Sexualobjekt, mit der Schwester. Darum hat er Angst „durch das Tor des Gartens einzudringen". Es ist nicht schwer zu erraten, daß damit der Koitus gemeint sei. Weil er unbewußt inzestuös fixiert ist, ist er in seiner Erotik gehemmt. Ich habe ihn einmal gefragt, ob er offen sexuelle Träume gehabt; er gibt darauf eine bejahende Antwort, fügt aber ganz spontan die Bemerkung hinzu, daß merkwürdigerweise in solchen Träumen nur seine nahen Verwandten verwickelt waren. — Der Traum spielt sich im Keller des Hauses ab. Es ist der Schauplatz seiner Kindheit und symbolisiert zugleich das Unbewußte (die „Tiefendimension" der Psyche).

Andere Kanäle, wohin die verdrängte Libido abfließt, ersehen wir aus dem folgenden Traum unseres Studenten:

Er liegt entkleidet am Diwan. Durch das Fenster sieht er eine Kompanie Soldaten, die Übungen haben. Da springt ein Zivilist (von unbestimmter Gestalt) durch das Fenster ins Zimmer, verschwindet durch die Tür, die im Hintergrunde sich befindet. Er (der Träumer) ist verwundert und denkt, jener könne doch nicht entschlüpfen, da die Haustür im Korridor geschlossen sei. Da erscheint der Zivilist wieder, läuft zum Fenster, bleibt einige Augenblicke auf dem Gesims sitzen und springt dann weg. Die Momente, wo jener auf dem Gesimse saß, waren ihm unangenehm, peinlich.

Analyse. Die räumliche Anordnung im Traume entspricht derjenigen meines Zimmers, in dem wir während der Analyse uns befinden: wenn der Analysand auf meinem Diwan liegt, hat er das Fenster vor sich, hinter sich die Tür. Wir ahnen schon, daß der Traum sich als ein Übertragungstraum entpuppen wird. — Meine erste Frage war, warum es ihm im Traume peinlich war, als der Zivilist ihm gegenüber auf dem Gesims des Fensters saß? Darauf die Antwort: Weil er entkleidet da lag. Einen Tag vorher hat er mir erzählt, wie er mit einem Freunde, einem Franzosen, auf dem See hinausgerudert war, plötzlich sich entkleidet und ohne Badehose ins Wasser gesprungen war. Der Franzose wandte sich verschämt ab. Er aber konnte nicht gut verstehen, was er Unschickliches gemacht hat. Er ist Offizier. Vor einigen Jahren hatte er eine Rekrutenschule zu leiten. Einmal zwang er seine Soldaten, sich zu entkleiden und zu baden. Die Soldaten schämten sich aber, waren unzufrieden. Im Traume dagegen schämt er sich, vom „Zivilisten" entkleidet gesehen zu sein. Die Sache läßt sich so begreifen: In den geschilderten Handlungen im Wachen spricht sich eine unbewußte homosexuelle

Tendenz aus, das Verschämtsein des Franzosen, wie auch der Soldaten, ist die Reaktion darauf. Auf die Zumutung, sich vor dem Manne zu entblößen und die Blöße des Mannes zu sehen, reagieren sie mit Scham. Der Einbrecher des Traumes ist in diesem Zusammenhange der sexuelle Attentäter. Die Stimmung des Schwankens, der Unentschlossenheit, drückt sich hier im Hin- und Herlaufen des Einbrechers aus. — Anderseits kann der „Zivilist" mich bedeuten. Auf meinem Diwan nämlich entblößt er sich, indem er seine Geheimnisse preisgibt, und das ist ihm unangenehm, peinlich. Es kommt also auch der Widerstand gegen die Analyse hier zum Ausdruck.

Hier noch ein Traum des jungen Mannes:

Afrika. Er fährt in einem Zuge. Beduinen überfallen den Zug. Es gelingt aber bald den Zug wieder in Bewegung zu setzen. Er als Kommandant geht den Zug durch, stellt Wachen auf, trifft die notwendigen Anordnungen, damit man in Zukunft vor solchen Zufällen gewappnet sei . . . Der Zug hält an einer Station. Dort ist ein Tanzlokal. Er will dorthin, er sucht jemanden.

Analyse. Einfälle: Afrika — Fremdenlegion. Diesen Gedanken hat er schon lange: sollte es ihm nicht gelingen mit seinen Stimmungen fertig zu werden, die ihn untauglich zum Leben machen, so will er in die Fremdenlegion eintreten; dort wird schon auch der Taugenichts zu etwas Brauchbarem.

Beduinenüberfall — Von Überfällen träumt er öfters. Er ist z. B. mit kleiner Mannschaft auf einem Posten und wird vom Feinde, der viel mächtiger ist, überfallen. Dabei viel Angst, aber auch Freude am Kampf. — Wenn er Musik hört, überfällt ihn oft eine „kriegerische" Stimmung. Er sieht sich als Offizier an der Spitze seiner Truppe, er sprengt die Reihen der Feinde, haut wild hinein und ist ganz berauscht.

Tanzlokal (wen hat er dort gesucht?) — ein Mädchen zum Tanz — vielleicht jene wunderschöne Dame, die er an dem Feste vor einigen Tagen getroffen. Die hat auf ihn einen großen Eindruck gemacht, er dachte an sie die ganze Zeit, und sagte zu mir: „Jetzt sehe ich ein, daß zwischen Mann und Frau nicht die Freundschaft das höchste sei, sondern die Liebe!"

Deutung. Er steht vor einer schwierigen Situation, sich in erotischer Angelegenheit zu entscheiden. Zuerst versucht er sich noch durch die Flucht zu retten: die Reise nach Afrika. Abirrung: Beduinenüberfall, wiederum wahrscheinlich die homosexuelle Komponente. Auch liegt hier der Versuch vor, die (sexuelle) Affektivität „kriegerisch" abzureagieren. Wir haben oben ausgeführt, wie die verdrängte Erotik in Angst umschlägt, diese aber wiederum durch Wut, durch Angriff überwunden wird. Der abstinente Jüngling schwelgt darum in Haudegenphantasien. Das alles wird nun abgewehrt: die getroffenen Anordnungen im Zuge. Und nun kommt die

richtige Lösung: Einbiegung in die normale Bahn, der Zug hält beim Tanzlokal.

Zu den Haudegenphantasien sei noch bemerkt, daß hinter dieser sadistisch gefärbten Tendenz das Masochistische lauerte. So träumte der junge Mann oft: „Er sei in der Sekundarschule. Der strenge Lehrer prügelte ihn gehörig durch." — Dieser Lehrer war ein sehr strenger Mann, der sich an die „alten" pädagogischen Methoden hielt. Wenn der Schüler seine Aufgabe schlecht gelöst, ein Gedicht z. B. nicht gut rezitiert, oder der Herr Lehrer überhaupt in übler Laune war, so nahm er seinen Rohrstock und prügelte ganz gewaltig. Die Schüler haßten den Unterricht, liebten aber merkwürdigerweise den Lehrer. Denn in seiner Weise meinte er es gut mit den Kindern. Und als einmal der Kleine in die Klasse eines anderen Lehrers versetzt werden sollte, wandte er seine ganze Energie an und setzte durch, beim alten Lehrer zu bleiben. Denn er hatte, wie es scheint, seine Lust am Geprügeltwerden. Es ist aber begreiflich, daß mit Hilfe der narzißstischen Identifikation der Gerne-Geprügeltseinwollende auch gerne den anderen prügelt (Gesetz der Inversion)[425]).

Die Lust am Geprügeltsein erscheint uns rätselhaft. Aber „auch das Schlagen gibt manche psychische Beziehungen. Zu beachten ist vorerst, daß Tätscheln und leichtes Schlagen aufs Gesäß die am häufigsten geübte Zärtlichkeit der Eltern darstellt, welche dann beim Kinde die hochbedeutsame Gesäßerotik weckt. Im Grunde sind ja Prügel nichts anderes als eine quantitative Verstärkung jenes zärtlichen Tätschelns. Bei manchen Kindern wirkt ferner mit, daß sie nach applizierten Schlägen, wenn sie gebührend um Verzeihung gebeten, doppelte Liebkosung von unvernünftigen Eltern erhalten".[426]) — Auch von jenem Lehrer erzählt unser junger Mann, daß, wenn er einen Schüler in der Klasse einige Stunden nachsitzen ließ, er selbst auch bei ihm blieb, um dem Schüler zu zeigen, daß er nur aus harter Notwendigkeit den straft, nicht um sich selbst ein Vergnügen zu verschaffen. Auch dieser Lehrer also ließ der Strafe verstärkte Zärtlichkeit folgen. Das ist einer der Gründe einer verstärkten masochistischen Einstellung im Leben: P r ü g e l (S t r a f e), L e i d e n, g i b t A n r e c h t a u f z u k ü n f t i g e S e l i g k e i t[427]). —

Mit dem Afrikatraum fängt ein allmähliches, wenn auch langsames Abbauen des Sexualwiderstandes an. Diesem Traume ist ein Fest vorangegangen, wohin er mit seiner damaligen Freundin (der Schwester der „Bertha") hingegangen war und wo er die „wunderschöne Frau" zum erstenmal gesehen, die auf ihn den starken Eindruck machte. Auf dem Feste war seine Stimmung gedrückt, mißund schwermütig. Spät am Abend ging er mit der Freundin durch den Wald, schwieg fast die ganze Zeit und sagte dann ganz plötzlich: „Ich bin in einem Panzer eingeschlossen. Auch du wirst diesen Panzer nicht sprengen können." D. h. eigentlich, er sei in einem

starken Introversionszustand befangen, der ihn daran hindert, für Liebesreize empfindlich zu sein. Der Freundin fehlen jene starken sexuellen Qualitäten, um ihn aus seiner Introversion zu reißen.

Mit diesem Introversionszustand hing es auch zusammen, daß er an vollständiger Arbeitsunlust litt. Denn Arbeit ist Energieverausgabung, in der Arbeit tritt der Mensch aus sich heraus, gibt sich der Objektwelt hin, ist also extravertiert. Das Nichtarbeitenkönnen weckte aber bei unserem jungen Mann Gewissensbisse und Minderwertigkeitsgefühle und brachte ihn in volle Verzweiflung. Er betrachtete sich selbst als einen Taugenichts, der es zu nichts im Leben bringen wird. Stundenlang konnte er bei seinen Büchern sitzen, ohne daß es ihm gelingen wollte, sich zu vertiefen und zu arbeiten. Interessant dabei ist aber folgendes: Sehr oft läßt er seine Arbeit liegen und läuft ins Toilettenzimmer, wäscht sich, massiert sich, steht mit bloßem Oberkörper vorm Spiegel und betrachtet sich ganz genau. Er dachte gewöhnlich, er tue so, um irgendwie beschäftigt zu sein. Jetzt wird ihm aber klar (durch die psychoanalytische Aufklärung), es stecke dahinter nur die *autoerotische Ablenkung von der Arbeit.* —

Die Folge dieser analytischen Aufklärungsarbeit war das Aufgeben der Introversion, und in Verbindung damit auch der Arbeitsunlust und des übermäßigen Sexualwiderstandes. Seitdem hat er sein Studium zu Ende geführt, ist auf dem Wege, sich eine bürgerliche Existenz zu sichern und hat jene schöne Frau sich erobert.

17. Ich will hier noch einen Fall mitteilen, wo es sich um übermäßig starke Arbeitsunlust handelte. Das Mädchen, von dem wir zu sprechen haben, stammt aus ländlichen Verhältnissen, war zur Zeit ungefähr 24 Jahre alt. Seit frühen Jahren ist sie zu Hause trotzig und störrisch und verfällt oft dem Schwermut. Da die Eltern, insbesondere der Vater, das nicht vertragen konnten, schickte man sie zu fremden Leuten, wo sie grobe und schwere Arbeiten zu verrichten hatte. Das verbitterte sie immer mehr und mehr, mit der Arbeit ging es sehr schlecht, man war mit ihr unzufrieden, sie mußte oft die Stellen wechseln. Als sie zu mir kam, befand sie sich in einem Zustand der Apathie und Verzweiflung, es schien ihr, daß es keinen Ausgang mehr für sie gibt, daß ihr nichts mehr übrigbleibt, als zugrunde zu gehen.

Ihre Kindheit kann sie nicht eine glückliche nennen, weil sie schon damals Einsamkeit, Schuld und Selbstanklage kennenlernte. Das machte ihr Leben dunkel. Das Mädchen berichtet: „Zum Glück hatte ich eine liebe, treue Mutter, deren innige Liebe uns alle beglückte. Auch der Vater ist ein guter Mensch, von rechter Gesinnung. Wie kam es nun, daß ich mich mit ihm mit der Zeit entzweite? Wir fühlen, daß etwas Störendes zwischen uns ist. Ich war 4 Jahre alt, als die Schwester geboren wurde. Sie wurde der Liebling des Vaters. Er konnte sich nicht sattsehen an dem lieben Lokkenköpfchen mit munteren braunen Rehaugen, die so fröhlich ihn

anschauten. I c h f ü h l t e m i c h z u r ü c k g e s e t z t u n d e m p f a n d d e s V a t e r s G l e i c h g ü l t i g k e i t m i r g e g e n ü b e r k r ä n k e n d. So verschloß ich meine Zärtlichkeit in mir und glaubte die Liebe des Vaters habe sich ganz den jüngeren Geschwistern zugewendet[428])."

Diese erste infantile Liebesenttäuschung treibt das Kind in den Introversionszustand hinein: weil sie glaubt, die Liebe des Vaters gehöre nicht ihr, sondern dem neuen Schwesterchen, so „verschließt sie ihre Zärtlichkeiten in sich", wird autoerotisch und introvertiert.

In dieselbe Richtung wirkten dann später (während der Schulzeit) die masturbatorischen Versuche (die „kindlichen Unarten"), die die Mutter bald gemerkt und streng getadelt hatte. Das verbitterte die Kleine wiederum, Schuldgefühl wurde entfacht, was sie noch mehr von ihrer Umgebung entfremdete. Das Mädchen sagt selbst: „Das tiefe Schuldbewußtsein in Anbetracht meiner kindlichen Verfehlungen machte mich unfrei und gedrückt."

Ferner schreibt das Mädchen in einem Tagebuch: „Ich erkenne immer mehr meinen großen Egoismus. Selbstliebe bringt einen Menschen dazu, alles nur für sich zu behalten, er will sich weder in nützlicher Arbeit noch im Lebensgenuß seines Ich entäußern, oder besser gesagt, etwas von sich aufgeben. Wer sich so zur Welt und ihren Aufgaben stellt, der muß bald an sich irre werden. Er versagt überall, wo etwas von ihm verlangt wird, der Mut entsinkt ihm und er verfällt mehr und mehr einem finsteren Trübsinn. Bei mir war aber noch eine andere Ursache in dem tiefen Schuldgefühl von meinen kindlichen Unarten, die in der Seele drohend anwuchsen zu Schreckgespenstern, und in diesem Schuldbewußtsein versagte ich mir manche Freude, vor allem Liebe und Freundschaft der Menschen. Wie von einer Mauer eingeschlossen lebte ich in dieser Zurückgezogenheit. In der Analyse wird jetzt Stein für Stein langsam abgetragen, bis es ringsum licht und frei wird."

Die Hauptaufgabe der Analyse bestand darin, ihr den kausalen Zusammenhang ihrer infantilen Erlebnisse mit ihrer Introversion und dann mit der Arbeitsunlust klarzumachen. Auf dieser Grundlage konnte sie dann die Einsicht gewinnen, daß es einen Ausweg aus ihrer Lage noch gibt, daß noch nicht alles verloren sei. Alle Menschen haben sich von ihr abgewendet, haben sie vollständig aufgegeben und ihre Verwandten haben sie im Stich gelassen. Nur der Psychoanalytiker tat das nicht, umgekehrt, er wollte an ihre absolute Minderwertigkeit nicht glauben und zeigte ihr den Weg zur Lebensfreude und den Mut zu sich selbst.

Hören wir, was sie selbst über die Analyse in ihrem Tagebuch schreibt: „Es ist merkwürdig," heißt es dort, „wie gern ich jeden Tag wieder in die Analyse gehe, obwohl es doch nicht immer vorwärts geht. Mich freut nur das Aussprechendürfen gegenüber einem, der mich nimmt, wie ich bin und sich nie über mich aufregt oder

gar mokiert. Geringschätzung ist schwer zu ertragen, wenn der Mensch sonst schon gekränkt ist.“

„Aber das größte Übel ist die innere Leere. Ich möchte etwas besitzen, woran mein Herz hängt, das es ganz ausfüllt. Der Umgang mit Menschen befriedigt mich nicht, ich sehne mich nach einem tieferen Verständnis für das, was mich bewegt.“

„Doch fühle ich, daß ich jetzt in meinem inneren Unfrieden keinem Menschen etwas sein kann, da ich ja im eigenen Ich gefangen bin. Es ist gut, daß ich darin so tief unglücklich bin und stets den Drang habe, den Weg zum Menschen zu suchen, um dann dem Leben einen anderen Inhalt zu geben.“

„Wie oft hörte ich predigen, durch den Glauben wird euch geholfen, und konnte den Begriff vom Glauben gar nicht erfassen. In der Religion sind für mich viele ungelöste Rätsel und Geheimnisse, die ich nicht ergründen kann. Sobald ich darüber nachdenke, verwirren sich die Begriffe und werden unklar. Ein einziges Wort der Bibel berührt mich am tiefsten wie ein Wunsch aus der eigenen Seele. Es heißt in einem Psalm: *Erforsche mich Gott und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich es meine, und siehe Herr, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege.* — Also fühle ich, daß eine Erlösung möglich ist, und zwar nur durch die lebendigen Kräfte der Seele, durch Wahrheit und Liebe. Ich weiß, daß diese Kräfte auch in mir unermüdlich an der Arbeit sind, nur sind eben auch entgegengesetzte Strömungen da, die dem Guten den Weg versperren. Wer so haltlos und unbefriedigt ist wie ich, der muß auf diese geistige Wirksamkeit vertrauen, sonst kann ihm das Leben überhaupt nichts mehr geben. Natürlich genügt nur das Wissen noch lange nicht. Ich muß lernen, gerade das wirkliche Leben zu verstehen, um mir darin mutig meinen Platz zu behaupten, denn alle Geschöpfe können und müssen dem Ganzen dienen, so kann auch ich mein Glück finden in einer geliebten Arbeit.“ —

Die Psalmstelle, die sie anführt, drückt eben die Aufgabe der Psychoanalyse aus: *Der Mensch ist im Unklaren über sich selbst, es muß ihm verholfen werden, sich genau zu prüfen und auf Grund dieser Prüfung seinen Weg im Leben zu bestimmen.*

Die Erlösungsreligion, wie das Christentum, will den Menschen durch ein magisches Wunder retten. Nach der magischen Denkweise des Primitiven, ist der Tod die Voraussetzung des Lebens (wie der Untergang der Sonne die Voraussetzung ist für ihren Aufgang). Darum war in uralten Zeiten der Opfertod das magische Mittel, Unheil abzuwehren. Das Christentum hat diesem uralten Gedanken eine moralische Wendung gegeben. Der Opfertod Christi ist das magische Mittel, die Menschheit vom Unheil der Sünde zu erlösen. Und die Taufe, durch die der einzelne in die Gemeinde Christi aufgenommen wird, wiederholt diesen alten mythisch-magischen Gedanken:

Der Täufling wird in das mütterliche Element, das Wasserbad, eingetaucht, um dort als neuer sündenloser Mensch wiedergeboren zu werden[429]). — Nun, unsere Analysandin sagt einmal: „Was nützt mir zu wissen, daß Christus einmal für uns gestorben sei und alle erlöst habe?“ Es ist ihr klar geworden, daß durch das Wunder des Glaubens sie nicht erlöst werden kann! Die Erlösung sucht sie in den „lebendigen Kräften der Seele“, in „Wahrheit und Liebe“. Das ist begreiflich: Der Mensch ist befangen in den Illusionen, die er sich über sich selbst bildet. Solange er die eigene wirkliche Natur nicht kennt, sich etwas vormacht, muß er bald zum Falle kommen. Und da heißt das Erlösungswort: Wahrheit! Der Mensch ist ferner in seinem Autoerotismus und Egoismus gefangen. Darunter hat er auch zu leiden. Und hier heißt das Erlösungswort: Liebe!

Nach der Analyse, die ungefähr 8 Monate dauerte, ist sie in eine Fachschule eingetreten, um einen Beruf zu erlernen und dem Leben gegenüber gewappnet zu sein. Anfänglich gab es in der Schule einige Schwierigkeiten, die sie doch bald überwinden konnte. Das Erlernen des Berufs macht ihr Freude, sie hat bereits eine Prüfung gut bestanden. Die Briefe, die sie mir ab und zu sendet, zeigen, daß sie dem Leben nicht mehr ängstlich gegenübersteht und kein Grauen mehr vor Arbeit und Mühe hat.

18. Und nun einige Träume aus der vorherigen Analyse.

Traum I (aus dem 14. Altersjahre, aus der Erinnerung). Ich käme aus der Schule heim, ich hatte 25 Minuten zu laufen. Ich traf meine Mutter in der Waschküche an der Arbeit. Dort stand in der Mitte des Raumes eine sogenannte Bütte von unmöglicher Größe, d. h. ein rundes Holzgefäß mit Reifen. Die Mutter war am Wäscheeinweichen . . . Kaum hatte sie mich erblickt, rief sie mich zu sich und hieß mich ausziehen, was ich auf dem Leibe trug. Ich gehorchte und sah ihr zu, wie sie sämtliche Kleidungsstücke ins Wasser steckte bis auf meine rote, weißgetupfte Schulschürze, die ich sofort anzog. Zuerst tat ich alles ohne weiter zu denken, weil die Mutter so ernst hantierte, als ob das bei jeder Wäsche so sein müßte, daß man alles zusammenwirft. Da fuhr es mir durch den Kopf wie ein Stich. Ich mußte ja heute wieder zur Schule, und meine Kleider sind alle schon naß. Ich sagte verzweifelt: „Ich kann doch unmöglich so hin, und die Schule fehlen geht nicht.“ Aber die Mutter erwiderte ganz gleichgültig: „Hier sind deine Schuhe, zieh sie an und geh jetzt.“ Ich weiß nicht, wie ich hinkam, aber plötzlich war ich in der Schule. Eine heiße Angst durchzuckte mich, als ich die Blicke einiger Mitschüler auf mich gerichtet fühlte. Ich hüllte mich so gut es ging in die Schürze, aber vergebens, sie war hinten offen und ärmellos. Immer mehr füllten sich die Bänke im Klassenzimmer. Bald mußte es läuten und der Lehrer trat herein. Die Kinder unterhielten sich lärmend, ohne mich zu beachten, da kroch ich kurz

entschlossen unter die Bank und zitterte vor Angst und Scham. In dem Moment erwachte ich von meinem seltsamen Traum.

Der Traum ist ein typischer exhibitionistischer, nur wird die Schuld an der Nacktheit der Mutter zugeschoben. Zugleich empfindet die Träumerin ihre Nacktheit dennoch als Schuld, sie zittert vor Angst und Scham. Das starke Sündegefühl, das wohl in Verbindung steht mit ihren „kindlichen Unarten", wirkt sich in dem Traume aus. Die Erinnerung an diesen Traum verfolgte sie jahrelang, sie war von bitteren Selbstvorwürfen gepeinigt und klagte sich selbst an.

Traum II. Zuerst erlebte ich allerlei kindliche Sachen, es war ein buntes Durcheinander, der Sinn dieses Traumes ist mir wieder entschwunden.

Dann beschäftigte mich etwas anderes. Ich lernte einen Menschen kennen und interessierte mich für sein Tun. Er schien ein Flieger zu sein, der mit seinem Flugapparat ferne dunkle Gebiete der Erde überflog, um sie zu erforschen. Ich ging zu dem Mann und mußte mir von ihm seine geheimnisvolle Aufgabe erklären lassen. Er beleuchtete nämlich jene im tiefen Dunkel liegenden Gebiete mit einem Scheinwerfer und photographierte das Gesehene. Nun breitete er vor mir eine große Landkarte aus und ich sah mitten drin im Schwarzen ein lichtes Feld von runder Gestalt, das beleuchtet worden war. In diesem Felde waren viele Punkte eingezeichnet, die untereinander durch Linien verbunden waren. Wir verfolgten zusammen diese Linien und alles schien mir so seltsam und ganz anders, als ich erwartet. Es war mir, als wendete ich mich plötzlich von jenem Plane ab und suchte etwas bei fremden Leuten, aber ich mußte immer wieder mich in die seltsame Zeichnung vertiefen. Wie der Mann aussah, konnte ich nicht erkennen, er richtete den Blick nur auf seine Arbeit und ich mußte seinem Beispiel folgen.

Analyse. Das Ganze ist nur eine symbolische Darstellung der Psychoanalyse selbst. Zuerst träumt ihr von „kindlichen Sachen", der Sinn dieses Traumes ist ihr bald entschwunden, d. h. verdrängt, unbewußt geworden. Nun kommt sie zu dem Mann, dessen Aufgabe darin besteht, dunkle Gebiete zu beleuchten und zu photographieren. Besser läßt sich die Arbeit des Analytikers nicht umschreiben. Durch die Analyse wird aus dem „Schwarzen" (dem Unbewußten) ein „lichtes Feld" herausgehoben. Dort sind einzelne Punkte durch Linien miteinander verbunden; so läßt sich wohl die kausale Aufklärung der Psychoanalyse umschreiben. Nun war sie oft von „fremden Leuten", d. h. von Bekannten, die von ihrer Analyse wußten, verleitet worden, der Analyse untreu zu werden. Sie gab manchmal ihrer Kritik nach, mußte sich aber bald überzeugen, wie wenig sie dadurch gewann. Es blieb ihr nichts anders übrig, als sich „in die seltsame Zeichnung zu vertiefen". Gegen Ende der

Analyse machte sich die „Übertragung" in Form zu starker Fixierung an die Person des Analytikers bemerkt. Das drohte mit neuen Schwierigkeiten, die Analysandin verfiel oft in schwere Depressionszustände. Es kostete Mühe ihr klarzumachen, daß ihre Gefühle daher stammen, daß früher gehemmte Affekte jetzt frei geworden sind und ihr Anwendungsgebiet suchen. Der Analytiker aber, weil er gerade bei der Hand sei und außerdem einem Linderung gebracht hat, das erste Objekt für die Gefühle der Dankbarkeit und Anhänglichkeit abgibt. Man kann aber nicht in der Situation der Analyse steckenbleiben, man muß sich das Leben außerhalb der Analyse noch erobern. Mit einem Worte, der Analytiker „richtete seinen Blick nur auf seine Arbeit" und zwang die Analysandin „seinem Beispiel zu folgen".

Traum III. Ich sehe eine Bühne, wo ein Richter thront. Ich sitze ihm gegenüber, auf einer Bank in der Reihe. Der Richter tritt als Zauberer auf. Er will meine verstorbene Großmutter herzitieren und befiehlt mir, nicht zurückzuschauen. Er führt allerlei Zeremoniell auf zur Beschwörung. Ich schaue mich auf einmal um und gewahre die Großmutter in der Bank hinter mir. Ich mußte sie führen und stieg mit ihr in den Lift, womit wir hinauf geführt werden. Die Großmutter erscheint mir so leblos und unwirklich, mehr wie ein Geist. Sie ist doch schon gestorben.

Analyse. Der Richter ist der Analytiker. Die Großmutter, die wirklich seit einigen Jahren schon tot ist, war auch eine etwas störrische Person. Man zog immer Vergleiche zwischen unserer Analysandin und der Großmutter und behauptete, sie seien einander ähnlich. Die Großmutter ist also sie selbst, oder richtiger ihre Krankheit. Da der Analytiker ihre Liebeswerbung nicht beantworten will, so droht sie gleichsam wieder in ihren alten krankhaften Zustand zu verfallen. Der Traum sucht diese Situation als vom Analytiker verschuldete darzustellen: er hat durch seine Zauberstücke die Großmutter herbeizitiert. Dennoch wirkt im Traume auch die Mahnung der Analyse: den krankhaften Tendenzen nicht nachzugeben, nicht „zurückzuschauen". Darum erscheint am Ende die Großmutter leblos und unwirklich: „sie ist doch schon gestorben".

Traum IV. Ich bin auf einem Landgut, das der Familie von Frl. X. gehört. Ich, der Bruder der X. und sie selbst sitzen draußen auf einer Bank. Der Bruder von Frl. X. ist der Schwester ganz ähnlich. Er hat seinen Arm um mich geschlungen, legt mir verschiedene Rätsel vor, die ich alle löse.

Analyse. Frl. X. wohnt mit der Analysandin in demselben Mädchenheime. Es ist eine etwas hochmütige Person, besucht die „soziale Frauenschule", wodurch sie anfangs unserer Analysandin imponiert hat. Die Träumerin fühlt sich gedemütigt und verletzt

durch das Benehmen der X. Der Traum sucht nun die Wirklichkeit zu korrigieren. Frl. X. wird in den Bruder (der in Wirklichkeit nicht existiert) verwandelt = Abwendung von der Freundin zum heterosexuellen Objekt. Alle Rätsel, die der Geliebte ihr stellt, kann sie lösen = Ausmerzung der Minderwertigkeitsgefühle.

Traum V. Sie liest ein Buch, in dem sie viele Stellen unterstreicht. Da kommt ihr der Gedanke, das Buch gehöre nicht ihr, sie radiert die unterstrichenen Stellen wieder aus.

Analyse. Sie hat mir am Tage versprochen eine Zeitschrift der Coué-Gesellschaft zu bringen. Dort waren wirklich viele Stellen von ihr unterstrichen, besonders solche, die sich auf Arbeitsunlust bezogen. Der Traum ist jetzt klar: Unterstrichene Stellen = seelische Symptome. Das Ausradieren dieser unterstrichenen Stellen = Widerstand gegen die Analyse.

19. Es ist hier der Ort, uns über die „kindlichen Unarten", die Onanie zu äußern. Ist sie schädlich? oder vielleicht gänzlich ungefährlich?

Bekanntlich sind die meisten Laien sowie auch die Ärzte geneigt, die Onanie in allen Fällen für schädlich zu halten. Innerhalb der Psychoanalyse sind die Meinungen geteilt. Jedenfalls nimmt man an, daß mit der Schädlichkeitserklärung der Onanie viel Unheil angerichtet wurde: man trieb junge Leute dadurch in schwere angstneurotische Zustände hinein.

Besonders war es Stekel, der zuerst die vollständige Unschädlichkeit der Onanie behauptete, ihre Schädlichkeit als ein unsinniges Vorurteil erklärte. Ihm folgt in jüngster Zeit Georg Groddeck, der die Onanie fast als eine gottgefällige Tat hinzustellen sucht.

Groddeck leitet „wenn nicht alles, so doch recht viel" von der Onanie her. Ein Kind z. B. wird gewaschen; das geht nicht immer ohne Heulerei vor sich. „Das Kind, das eben noch schrie, als ihm das Gesicht gewaschen wurde . . ., wird plötzlich still, wenn der weiche Schwamm zwischen den Beinchen hin und her geführt wird. Ja, dieses Kind bekommt sogar einen fast verzückten Ausdruck im Gesicht und es hält ganz still. Und die Mutter, die kurz vorher noch ermahnend oder tröstend dem Kindchen über das unangenehme Waschen hinweghelfen mußte, hat auf einmal einen zarten, liebenden, fast möchte ich sagen verliebten Ton in ihrer Stimme, auch sie ist für Augenblicke in Verzückung versunken und ihre Bewegungen sind andere, weichere, liebendere. Sie weiß nicht, daß sie dem Kinde Geschlechtslust gibt, daß sie das Kind Selbstbefriedigung lehrt . . .[430])."

Wir sehen aus diesem Zitat, daß Groddeck Befriedigung und Selbstbefriedigung, Geschlechtslust und Onanie einander gleichstellt. Daß wir ihn nicht mißverstehen, folgt aus solchen Stellen, wo es z. B. heißt, der tiefere Sinn der Liebkosungen sei die Selbstbefriedigung.

Antwortet man ihm darauf, das sei doch keine Onanie, so erwidert er: „Vielleicht nicht, vielleicht doch, es kommt darauf an, wie man es auffaßt. Nach meiner Meinung ist es kein großer Unterschied, ob die eigene oder die fremde Hand zärtlich ist . . .[431])." Und so kommt er zum Schluß, daß nicht die Onanie schädlich sein kann (da sie doch so ziemlich überall steckt), sondern bloß die Angst vor den Folgen der Onanie[432]).

Wir wollen nun diese Behauptungen näher prüfen. Gewiß ist es richtig, daß die Mutter beim Waschen des Kindes es unvermeidlich Geschlechtslust lehrt. Aber Geschlechtslust ist noch nicht Onanie, weil Befriedigung und Selbstbefriedigung nicht ganz dasselbe ist.

In jeder Sensation erleben wir zweierlei: das Objekt, das die Sensation angeregt hat, und das Ich, das die Sensation erlebt. Denn nur im Gegensatz zum Objekt, zum Nicht-Ich, erlebt das Ich sich selbst, Obgleich also in jeder Sensation das Ich gegeben ist, so bedeutet sie zugleich doch eine Beziehung auf ein Objekt. Aber eine solipsistische Philosophie übersieht oder achtet zu wenig auf die objektive Seite der Sensationen, die wir erleben, und behauptet dann: „Die Welt ist meine Vorstellung" (d. h. bloß meine Vorstellung).

Es wird hier ungebührlich die Ich-Seite des Erlebens hervorgekehrt, und somit die Bedeutung des Objektiven verleugnet.

Dasselbe tut auch Groddeck, wenn er ohne weiteres Befriedigung und Selbstbefriedigung einander gleichsetzt. In jeder Befriedigung steckt natürlich Selbstbefriedigung, weil sie vom Ich erlebt wird, darum also eine Ich-Seite hat. Das gibt uns aber noch kein Recht, die objektive Seite, das Gerichtetsein auf das Objekt im Befriedigungserlebnis zu übersehen.

Das Kind wird durch das Waschen, durch die Reinlichkeitsmanipulationen, die die Mutter mit ihm vornimmt, auf die Geschlechtslust geleitet. Später, um diese Lust zu reproduzieren, greift das Kind zur Onanie. Im ersteren Falle enthielt die erlebte Sensation zugleich auch eine Beziehung zur lustspendenden Mutter, sie war objekterotischer Natur. In der onanistischen Handlung dagegen fehlt diese Beziehung oder besteht bloß in der Phantasie. D. h. in der Ersatzhandlung der Onanie des Autoerotikers sind entweder weniger Inhalte gegeben oder diese Inhalte sind blasser, schattenhafter, weniger intensiv. Die Schädlichkeit der Onanie liegt vielleicht darin, daß sie die Sehnsucht nach dem Reichtum und Intensität des objekterotischen Erlebnisses unbefriedigt läßt.

Daß es so ist, ist nicht schwer einzusehen. Denn für die onanistische Handlung ist die Geschlechtslust bloß eine sozusagen lokale Angelegenheit. Je primitiver der Mensch ist, desto mehr bleibt er auf dieser Stufe stehen. Für einen so gearteten Menschen kann vielleicht die Onanie eine vollkommen adäquate Befriedigung seiner sexuellen Bedürfnisse abgeben. Wir wissen aber bereits, daß bei

dem reicher entwickelten Kulturmenschen die Erotik in mannigfaltige Beziehungen zu anderen Werten eingeht, sie durchdringt und von ihnen durchdrungen wird. Insbesondere hört auf dieser Stufe der Mensch auf seine Erotik „abzuspalten", sie ist keine bloß lokale Angelegenheit mehr, sie geht von Individuum zu Individuum. Wie soll ein so gearteter Mensch in der armseligen Handlung der Onanie die volle adäquate Befriedigung seines sexuellen Verlangens finden können? Es gibt doch Menschen, — und diese sind nicht wenige —, die sogar nicht mit jeder beliebigen Frau erotisch glücklich sein können. Das zeigt zur Genüge, daß zum adäquaten Befriedigungserlebnis nicht bloß eine „Hand" gehört, sondern ein ganzes Individuum, und noch dazu oft von ganz bestimmter Artung. — —

Warum leiden die meisten Onanisten an Schuldbewußtsein? Weil sie von Vater und Mutter eingeschüchtert werden, — lautet gewöhnlich die Antwort. Nun wissen wir heutzutage, daß niemand eine Suggestion annimmt, der nicht die Bereitschaft für sie in seiner Seele trägt: jede Suggestion ist eigentlich doch Autosuggestion. Niemand läßt sich folglich einschüchtern, der nicht die Angstbereitschaft hat.

Das Schuldbewußtsein der Onanisten läßt sich leicht folgendermaßen erklären: Zur Onanie greift doch derjenige, der dauernd autoerotisch fixiert ist. Nun wissen wir, daß der Autoerotische leicht dazu kommt, den Koitus magisch zu werten, auf welcher Grundlage die „Furcht vor Spermaverlust" entsteht. Ich behandle z. B. jetzt einen jungen Mann, der stark an Minderwertigkeitsgefühlen leidet. Er behauptet immer, er tauge zu nichts, er wird doch nichts Ordentliches im Leben erreichen, er habe kein Recht, ein Mädchen zu lieben, denn er wird sie doch nicht sexuell befriedigen können. Warum? Weil er durch die Onanie, wie er meint, zu viel Kraft verloren habe! Diese Einstellung wirkt nicht nur beim Manne, sondern auch beim Weibe: das erotische Erleben ist Affektentäußerung, Verlust von Lebensenergie. Der Autoerotiker will aber nichts von sich geben, in welcher Form es auch geschehe, er ist sozusagen geizig. Darum erlebt er auch die onanistische Manipulation nicht bloß als lustvolle Handlung, sondern zugleich als Verlust von Etwas, was ihm gehört und was er nicht von sich geben kann. Solchen Verlust empfindet er als Unheil. Der Urheber dieses Unheils ist aber er selbst, sonst niemand. In dieser Ideenkonzeption ist das Schuldbewußtsein des Onanisten begründet. „Ich bin ein Sünder" bedeutet nur soviel als: „Ich habe eine Tat begangen, die zur Folge nur Unheil für mich haben kann."

Um das Schuldbewußtsein des Onanisten aufzuheben, muß man die geschilderte Ideenkonzeption entwerten. Das kann aber nur dann gelingen, wenn der Autoerotismus, der jener Konzeption zugrunde liegt, überwunden ist. Ist das aber geschehen, so hat der Betreffende nicht mehr nötig, in der Onanie seine sexuelle Befriedi-

gung zu suchen, er wird dann den adäquaten Weg zur sexuellen Lust gehen. —

Aus dem Ausgeführten leuchtet es ohne weiteres ein, daß es nicht soviel darauf ankommt, die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit der Onanie zur Diskussion zu stellen, sondern vielmehr zu fragen, warum der Betreffende bei der inadäquaten Handlung stehengeblieben ist?

Meistens wird sich in solchen Fällen in der Analyse herausstellen, daß verdrängte Inzestgedanken daran schuld sind.

Der junge Mann, den ich zur Illustration des Gesagten hier anführen will, war eine ziemlich gehemmte Natur und mit Anzeichen der Introversion. Er war in seinem Leben mehrmals verliebt, konnte aber nie die Freundin als Geliebte erobern. Immer zerschellte die Beziehung an der Kälte der Frau. Es war aber nicht schwer herauszufinden, daß der junge Mann eigentlich nur solche Mädchen (unbewußt) heraussuchte, bei welchen er sicher sein konnte, nichts zu erreichen.

Er stand unter dem Zwang des Gedankens impotent zu sein (er fürchtete sich bei der Geliebten zu „blamieren"). Es ist auch begreiflich, daß ein solcher Mann nicht geeignet ist, bei der Frau das erotische Temperament zur Entfaltung zu bringen. Später, als die Analyse ihn von seinen Hemmungen befreit hat, konnte er sich überzeugen, daß die vermeintliche Impotenz nur die Angst vor der erotischen Situation war. Und solange diese Angst bestand, blieb ihm nichts anderes übrig, als zu onanieren, was er auch ausgiebig tat.

In der Analyse zeigten sich starke Inzestbindungen an die Mutter und zwei Schwestern. Als einmal die Mutter bei ihm zum Besuch war und übernachtete, träumte er in der Nacht, daß *er sich selbst kastriere*. Ebenso charakteristisch für die Situation ist auch folgender Traum:

A) 1. Ein großes Hotel. In der Mitte die große gebrochene Treppe. Der Schacht zwischen dem Treppengeländer ist von einem röhrenartigen Gitter umfaßt. In diesem Schacht schwebt er umher, er schnellt hinauf und wieder hinab.

2. Es gelingt ihm durch eine Lücke herauszuschlüpfen. Er befindet sich nun am Meeresstrande. Ein kleines Wasserflugzeug kommt ihm entgegen, auf dem rittlings eine exotisch aussehende Frau sitzt. Er läuft davon.

3. Seine (ältere) Schwester. Sie merkt an seiner großen Zehe des linken Fußes eine *hornartige Warze*, macht ihn verwundert darauf aufmerksam. Er sagt ihr, sie soll ihm das entfernen. *Sie bricht es ihm ab.*

Analyse. Zu 1: Dieser Teil des Traumes stellt vermutlich eine „Spermatozoenphantasie" dar. Das Eingeschlossensein in einer engen Röhre, das Herumschweben in dieser deutet darauf hin. Wir

haben früher „Mutterleibsphantasien" bereits kennengelernt. Ehe man in den Mutterleib gelangt, existiert man als Spermatozoe.

Zu 2: Nun gelingt es ihm herauszuschlüpfen und er befindet sich am Meeresstrande. Die Bedeutung des Meeres als Mutterelements haben wir auch kennengelernt. Es ist also hier die Geburt dargestellt. Nun trifft er die exotisch aussehende Frau, die auf dem Wasserflugzeug ankommt. Dazu folgendes: Seine jetzige Freundin hatte früher einen Bräutigam, der aus exotischem Lande stammte. Er nannte seine Freundin aus diesem Grunde: Miß Wirginia. Von einem Wasserflugzeug dieses Namens las er unlängst etwas in der Zeitung. Die exotisch aussehende Frau des Traumes kann keine andere sein als diese Freundin. Und von ihr läuft er fort. Warum? Das besagt der Traum andeutungsweise: Weil er sich in der Nähe der Mutter-Imago (des Meeres) befindet.

Zu 3: Die Schwester merkt an der großen Zehe eine hornartige Warze, die sie ihm, auf seine Aufforderung hin, abbricht. Die große Zehe, wie der Fuß überhaupt, bedeutet den Penis. Die hornartige Warze an der Zehe wiederholt nur dasselbe. Das Ganze aber bedeutet die Kastration.

Der Sinn des Traumes ist der: Er sei durch die Inzestbindung gleichsam kastriert, er darf sich an die anderen Frauen nicht heranwagen. Der Traum bedeutet sozusagen eine Rechtfertigung seines Versagens in der erotischen Situation: Was kann er dafür, wenn er kastriert sei!

Auch folgender Traum spricht noch dasselbe aus:

B) Eine Kletterpartie. Oben auf dem Berge eine Stadt. Dahin kann man nur durch einen engen, langen Kamin gelangen. Man zwängt sich durch. Hinter ihm seine Freundin. Sie kommt aber nicht mit.

Analyse. Wiederum eine Geburtsphantasie. Man muß sich durch einen engen Kamin durchzwängen, um zu der „Stadt" zu gelangen. Hinter ihm kommt seine Freundin. In der Folge der Generationen kam natürlich hinter ihm seine jüngere Schwester. An diese ist er ziemlich stark erotisch fixiert, was ihm auch bewußt klar ist. Der Traum identifiziert also die Freundin mit der geliebten Schwester. Und darum kommt sie nicht mit (Sexualabwehr aus Gründen der inzestuösen Identifikation). Zugleich schimmert hier die infantile Abweisung des neu ankommenden Schwesterchens durch.

Noch ein Traum:

C) Er fährt in einen Tunnel ein. Der Zug überfährt ein Kind. Das Kind bleibt aber unversehrt.

Analyse. Am Vortag haben wir von den infantilen Bindungen gesprochen, die ihn hindern, den Weg zum Sexualobjekt zu finden. Nun versucht der Traum alles gutzumachen, das gelingt ihm aber nicht vollkommen. Einfuhr ins Tunnel = Koitus. Kind = das

Infantile. Die Überwindung des Infantilen — die Voraussetzung zur normalen Sexualität. Das Kind unversehrt = die Überwindung des Infantilen noch nicht gelungen.

Das Haftenbleiben am Infantilen, die inzestuösen Bindungen verhindern einen, den Weg zum Sexualobjekt zu begehen. Solange aber der Erwachsene nicht gelernt hat, sich von jenen übermäßigen Bindungen freizumachen, bleibt er auch bei der infantilen sexuellen Betätigung: bei der Onanie. Von diesem Standpunkt aus, bedeutet die Onanie ein Unreifsein, ein Verbleiben bei einer Handlungsweise einer Bequemlichkeitstendenz, die sich nicht die Mühe nehmen will, den Anforderungen des Objekts zu entsprechen. Anders gesagt, die Onanie bedeutet doch eine Untüchtigkeit. Das wissen die Betreffenden, denn in keinem Falle von intensiver Onanie fehlt das Gefühl der Minderwertigkeit.

Das Beherrschtsein von der Bequemlichkeitstendenz darf jedoch nicht allein auf das Konto der inzestuösen Bindungen geschrieben werden. Denn die Inzestgefühle lassen sich auch „übertragen" und hindern dann in keiner Weise die Objektwahl, sie bestimmen nur die Art und Weise dieser Wahl. Es ist darum richtiger zu sagen: Der Introvertierte bedient sich der inzestuösen Bindung, um vor den Anforderungen der sexuellen Objektwelt sich in sich selbst zu verkriechen. Hier kann er bequem seine Phantasien ausspinnen, die ihn von jenen Schwierigkeiten der Objektwelt freimachen.

Auch unser junger Mann war nicht frei von Introversion. An anderer Stelle haben wir geschildert, wie dieser junge Mann die Gewohnheit hatte, sich in die Lage der begehrten Frau hineinzuphantasieren und diese gleichsam halluzinierte Frau dann als Mann zu liebkosen. Der letzte Grund des Versagens in der erotischen Situation ist doch die introvertierte Einstellung zur Welt, und das Haftenbleiben am Inzestuösen scheint selbst nur eine Introversionserscheinung zu sein. — —

Im Autoerotismus wirkt sich eine Bequemlichkeitstendenz aus, die eine starke Verlockung ist, in diesem Stadium zu verharren. Der Autoerotiker ist frei vom fremden Willen, er steht sich selbst immer zur Verfügung. Worin besteht nun der Motor, der die Bewegung vom Autoerotismus zum Objekterotismus bestimmt?

Jede Sensation entsteht nur im Gegensatz zu einem vorherigen Zustande. Eine andauernde Sensation steht nicht im Gegensatz zu sich selbst, und muß darum bald verklingen. Darum nimmt z. B. der Müller das Geklapper der Mühle nicht mehr wahr. Ebenso kann nur das als Reiz auf uns wirken, was sich von uns unterscheidet, und je größer der Unterschied zwischen dem Reizenden und Gereiztem, desto größer die Reizwirkung.

Der Autoerotiker, der sich selber zugewendet ist, stößt auf eine Reizquelle, die bald versagen muß. Der Mensch, der sich selbst liebkost, der sich selbst in jedem Moment zu Diensten steht, steht nicht

im Gegensatz zu sich selbst und hört darum bald auf, sich selbst ein Reiz zu sein. Auf den Autoerotismus folgt darum der Narzißmus, wo der Versuch gemacht wird, sich selbst zu objektivieren, d. h. als quasi Fremdes zu nehmen. Der Narzißt liebt sich selbst, aber als etwas objektiv Gegebenes, richtiger als Surrogat eines Sexualobjekts.

Die Notwendigkeit, die erotische Sensation auf der Höhe zu erhalten, den sexuellen Reiz zu steigern, führt aus dem Autoerotismus zum Objekterotismus. Der erste Schritt auf diesem Wege ist, wie wir bereits wissen, die Homoerotik, wo ein Sexualobjekt gesucht wird, das dieselben Geschlechtsmerkmale besitzt, wie der Suchende. Aber auch in der Homoerotik ist der Gegensatz zu wenig ausgeprägt, um die Entwicklungslinie abzuschließen.

Erst im Gegensatz: Mann — Weib, kann sich die sexuelle Reizbarkeit voll bewähren. Auf dem Wege hierher macht die Entwicklung noch eine kleine Konzession an den Autoerotismus (bzw. Narzißmus), wir meinen damit die Inzestbindung. Denn in der Liebe zu den nächsten Angehörigen des Familienkreises liebt der Mensch eigentlich nur sein erweitertes Ich und seine eigene Bequemlichkeit.

„Das Beharren im Autoerotismus bedeutet somit ein sich Stemmen gegen eine naturnotwendige Tendenz in uns (= Entwicklungshemmung). Und das muß immer zu einem Unbehagen führen, zu einer Unzufriedenheit mit sich selbst, zu seelischer Entzweiung. Denn das Individuum wird gleichsam nach zwei verschiedenen Richtungen hin und her gezerrt. Daraus erklärt sich das so oft beobachtete Sünde- und Schuldgefühl des Autoerotikers: indem er das Unbehagen auf sich selbst als Ursache bezieht, hat er Grund genug, mit sich selbst unzufrieden zu sein, sich selbst Vorwürfe zu machen. Das Schuldgefühl bedeutet in dem Falle die Revolte und den Protest des Objekterotischen, das man auch im Autoerotiker bei genauerem Zusehen findet, und das in der Entfaltung nur aufgehalten ist[433])."

20. Ich möchte hier noch einen Traum unseres zuletzt angeführten jungen Mannes bringen, der manches Interessante aufweist. Der Traum lautet:

D) Er ist in den Ferien auf einem Berge. Auf der einen Seite fällt der Berg ganz steil ab. Er (der Träumer) läuft Ski oder ähnliches. Er gleitet den steilen Abhang hinunter, ohne mehr den Lauf aufhalten zu können. Er liegt da unten zerschlagen. Es kommt eine Rettungskolonne.

(Zu gleicher Zeit spielt sich dasselbe gegenüber ab, so daß er Zuschauer ist. Dort aber sind es drei Personen, die abrutschen, vielleicht zwei Frauen und ein Mann, eher aber zwei Männer und eine Frau.)

Fortsetzung: Er ist in X. (seine Vaterstadt). Der Arzt (der Rettungskolonne) hält ihn mit zwei Fingern, nur seine Schulter

berührend, ein anderer Sanitätler hält ihn bei den Beinen. Er fordert den Arzt auf, er soll ihn doch richtig halten, mit beiden Händen unter dem Oberkörper, sonst schmerzt ihn das.

Analyse. In dem eingeklammerten Teil des Traumes heißt es am Ende, die Herabrutschenden waren vielleicht zwei Männer und eine Frau. Wir wissen aus der Psychologie der Homoerotik, daß der narzißstische Mann in dem Manne das Sexualobjekt mit denselben Geschlechtsmerkmalen liebt. Diese narzißstische Identifikation führt dazu, eifersuchtslos dieselbe Frau sexuell zu genießen. Auf dieser Grundlage entsteht die bekannte Beziehung des „Dreiecks": Mann, Frau und Hausfreund. Analoges berichtet uns nun auch unser Traum: Unser junger Mann wohnte zusammen in derselben Haushaltung mit einem Berufsgenossen, der ein ziemlich loser Bursche war und mit dem er vor der Analyse ziemlich stark befreundet war. Auf die Gefahr einer homoerotischen Bindung in diesem Falle hat ihn die Analyse aufmerksam gemacht. Am Abend klopfte bei ihm sein Freund an, er war fast ganz nackt und forderte ihn auf, zu ihm zu kommen und das schöne Mädchen, das er im Bette hat, zu schauen. Er sagte ab, es ließ ihn (angeblich) die Sache kühl. Jetzt verstehen wir den Traum: Die angeregte homosexuelle Komponente setzt sich im Traume durch, ohne daß er mehr Herr der Situation ist. Zugleich das Bewußtsein der Gefährlichkeit der Situation: er stürzt in den Abgrund. Im Grunde genommen ist er aber bloß Zuschauer der Geschehnisse. Das kann wiederum zweifache Bedeutung haben: Er geht wirklich hin, um das nackte Mädchen mit ihrem Liebhaber zu schauen, wie er aufgefordert war; oder er ist bloß Zuschauer, ohne wirklicher Teilnehmer an der Sache zu sein (polare Einstellung).

Nun zu der Fortsetzung. Auf meine Frage, was ihm dazu einfällt, weiß er nichts zu sagen, er schweigt. Ich sage ihm dann, ich vermute hier eine Unzufriedenheit mit dem Psychoanalytiker, der sich reserviert verhält, statt mehr intim zu werden, d. h. der unbewußten homosexuellen Tendenz des Analysanden entgegenzukommen. Darauf antwortet er: „Das sei mir vor zehn Minuten gerade eingefallen." „Warum haben Sie mir das damals nicht gesagt? Das ist doch ein Verstoß gegen die psychoanalytische Grundregel!" Verlegenes Schweigen. — —

Im allgemeinen bauen wir die Deutung der Träume auf den Einfällen des Analysanden auf. Es kommt aber häufig vor, daß die Einfälle versagen und die Analyse ins Stocken zu geraten droht. Man sagt zwar dem Analysanden, daß er dem Widerstande nachgibt, aber oft ist es dennoch schwer, über den toten Punkt hinauszukommen. Freud hat zwar die Mahnung ergehen lassen: „Der Traumdeuter soll nicht seinen eigenen Witz spielen lassen und die Anlehnung an die Einfälle des Träumers hintansetzen[484])." Aber wie der angeführte Traum und seine Analyse uns lehrt, ist man dennoch

ab und zu gezwungen „seinen Witz spielen zu lassen“, und das verhilft über die Stauung der Analyse hinwegzukommen. Weil man dadurch den Analysanden verblüfft und er einsieht, daß er nicht viel vor uns verbergen kann, gibt er bald das Spielen mit dem Widerstand auf.

Stekel und seine Anhänger versuchen im Gegensatz zu Freud eine „aktive Methode“ in der Traumdeutung anzuwenden. In einer Programmformulierung dieser Schule heißt es: „Wir machen uns von dem guten Willen, den Einfällen und Assoziationen des Kranken einigermaßen unabhängig, indem wir dem Bestreben des Patienten, gerade die wichtigsten Motive zu verbergen, unsere Intuition entgegensetzen[435]).“ Ich meine, eine radikale Anwendung der „aktiven Methode“ (im Sinne Stekels) hat seine großen Gefahren. Denn zur Kenntnis der Traumsymbole kommen wir doch zuerst auf dem Wege der Anlehnung an die Einfälle der Patienten, und diese Einfälle geben uns immer die Kontrolle in die Hand. Machen wir uns von den Einfällen ganz frei und verlassen uns an unsere Intuition, so hängen alle unsere Deutungen in der Luft, es fehlt ihnen der gesunde Boden der Tatsächlichkeit. Außerdem artet dann die Analyse leicht in eine Suggestion unserer eigenen Komplexe vielleicht aus. Und dann ist noch nicht zu vergessen, daß die meisten Traumsymbole mehrdeutig sind, so daß ihre Anwendung unsicher wird. Aber in gewissen Fällen, mit genügender Vorsicht angewendet und den sonstigen Ergebnissen der Analyse eng angepaßt, kann und darf man sich auf seine „Intuition“ verlassen.

21. Der zuletzt angeführte Traum (D) hat eine Eigentümlichkeit, die wir noch besprechen müssen. Es wird dort (wie auch sonst im Traume) etwas vermeintlich erlebt, aber zugleich dies Erlebnis gleichsam wie in einer kinematographischen Projekton geschaut. Hier sieht also der Träumer sein Traumerlebnis vor sich objektiviert. Ein Stück des Traumerlebnisses wird gleichsam auf eine Bühne projiziert, und der Träumer steht dem aufgeführten Schauspiel als unbeteiligter Zuschauer gegenüber. Die Personen des Schauspiels bringen nur ein „Komplex“ aus der Seele des Zuschauers zur Darstellung. Das ist das „dramatische Urphänomen“: „sich selbst vor sich selbst verwandelt zu sehen“ (nach einem Ausdruck von Nietzsche).

Der russische große Dichter Gogol hat in seinem Schauspiel „Der Revisor“ eine ganze Gesellschaft einer kleinen Provinzstadt von einem durchreisenden jungen Gecken aus der Residenz, den man irrtümlicherweise für den „Revisoren“ hält, zum besten halten lassen. Als dann der Stadthauptmann den Brief vorliest, aus dem klar wird, was für Esel sie alle waren, lacht natürlich das Publikum. Der Stadthauptmann wendet sich dann an das Publikum mit den Worten: „Was ist hier lächerlich? Ihr selbst seid doch lächerlich!“ D. h. das Schauspiel bringt nur ein Stück Wirklich-

keit aus der Seele des Zuschauers zur Darstellung, er, der Zuschauer, agiert da auf der Bühne!

„Das Böse, von den ethischen Instanzen nicht Akzeptierte, muß verdrängt werden. Die primitivste Form des Verdrängens ist das Fortlaufen, das Wegschieben, d. h. die Vergrößerung der räumlichen Distanz zwischen mir und dem Bösen. Die räumliche Distanz ist erst dann gegeben, wenn das Böse nach außen projiziert wird. Steht das Böse als Bild, als Traum, als Vision vor mir, so ist es schon gewissermaßen entwertet: es ist ‚bloß‘ eine Vision, nicht etwas ‚Wirkliches‘, es ist also etwas mir völlig ‚Fremdes‘, — die ethischen Instanzen brauchen sich nicht besonders aufzuregen! So dient die dramatische Spaltung zur selben Zeit der Wunscherfüllung und der Verdrängungstendenz[436]).“

22. In dem „dramatischen Urphänomen“ spaltet sich der Mensch in den Zuschauer und den Schauspieler. Das Ich wird gleichsam in zwei Personen zerlegt. Ich nenne dies Phänomen die „dramatische Spaltung“.

Das „dramatische Urphänomen“ sehen wir z. B. auch in folgendem Traume eines jungen Studenten:

> Er fährt mit Mutter und Schwester in einer Droschke. Sie fliehen vor irgendwelcher Gefahr, die ihnen droht . . . Die Verfolgung kommt ihnen jetzt entgegen: es ist dieselbe Droschke, in der er sitzt.

Hier scheint also der Verfolger und der Verfolgte eine und dieselbe Person zu sein, und ist doch in der Traumdarstellung dramatisch gespalten.

Analyse. „Gefahren“ — Kindheitserinnerung: Er und sein Bruder haben etwas angerichtet und werden vom Vater tüchtig ausgeschimpft. Sie verkriechen sich beide, um dem Vater zu entkommen, unter das Bett. Das Zimmer ist dunkel. Der Vater denkt nun, die beiden sind ihm irgendwie entschlüpft, und geht fort. — Es ist also klar: Die drohende Gefahr, vor der der Sohn mit Mutter und Schwester sich flüchtet, ist der Vater. Es ist die uns bekannte Ödipus-Situation: Der Sohn versucht die Mutter (und nebenbei auch ihr Ersatz, die Schwester) dem Vater zu entführen. Indem aber der Sohn die Stelle des Vaters bei der Mutter einzunehmen sucht, identifiziert er sich mit ihm. Diese letztere Konsequenz zieht nun unser Traum: am Ende des Traumes kommt die Verfolgung dem Träumer entgegen, es ist dieselbe Droschke, in der der Träumer sitzt. D. h. der Träumer kommt sich selbst entgegen, er ist der eigene Verfolger. Der auf der Flucht mit der Mutter sich befindende Held erschreckt vor der eigenen Tat und wird zum eigenen Verfolger.

Von derselben Art ist die folgende Vision eines Hysterischen, die er selbst als „Drohungen“ bezeichnet.

Drohungen: Hinten und links eine mit Gras bedeckte Wiese, rechts dunkel und schauerlich, vorn ein steinerner, steiler Abhang und eine Grube ... Es nähert sich „jemand, der Macht besitzt" und spricht Vorwürfe und Drohungen, insbesondere das Wort: Schurke! ... Die halluzinierte Figur hat runde, böse Augen.

Analyse. Im Sommer 19 .. lebte er mit Frau und Kind auf dem Gute eines Freundes. Einmal abends hatte er sich mit einem anderen Freunde, der auch dort zu Besuche weilte, betrunken, worauf sie spazierengingen. Unter anderen Herzensergüssen sprachen sie davon, wie schwer das Leben sei. Er sprach *vom Schuldbewußtsein, das er seiner Frau gegenüber habe* (zu jener Zeit unterhielt er ein Liebesverhältnis mit einer anderen). Sie sprachen noch vom Selbstmord und der Furcht vor diesem. Der Freund wollte seine Furchtlosigkeit zeigen, faßte den anderen bei der Hand, und so gingen sie bis an eine steinerne Grube: vorn lag ein steinerner Abhang, hinten eine Wiese usw. Er (unser Analysand) wurde schwindlig, erschrak und war nahe daran, hinunterzustürzen, ohne es zu wollen. Sein Freund zog ihn zurück.

Es ist klar, daß die Figur, die die „Drohungen" ausspricht, der Visionär selbst sei. Wir sehen wiederum die „dramatische Spaltung" am Werke. Ihr Wesen besteht darin, daß *sie das Ich unter verschiedenen Masken (gleichsam als Nicht-Ich) auftreten läßt.*

Die dramatische Spaltung, die „Auseinanderlegung des Ich", ist besonders anschaulich in folgendem gegeben. Ein Jurist aus dem 17. Jahrhundert, Lucas Geizkofler, erzählt in seiner Selbstbiographie: Er habe aus seiner Wohnung gesehen, wie ein armer Handwerksmann, auf einem Esel sitzend, durch die Straßen geführt wurde unter großem Zulauf von Buben und Mädels. Der Sinn dieses Auftritts war der: Das war die Strafe für diejenigen, die ihre Weiber schlecht behandelt haben. In Wirklichkeit ließ man die reichen Ehemänner bloß eine Buße bezahlen. „*Den eheleuten zum exempel und einer erinnerung wurde gemeinglich ein armer schlechter bürger, welchem man geld giebt, dahin bewegt, als ob er einer straf würdig und wider sein weib wol verschuldet hatte; er wurde dann in etlichen gassen auf dem esel herumgefüeret, bekennte sein verbrechen, und erinnerte die zuseher, sie sollen sich an ihm spiegeln, und ihre weiber wol und ehrlich tractieren*[437])."

Wir sehen hier ein Schauspiel, an dem sich die Verbrecher (die Ehemänner) spiegeln sollen: der Darsteller ist hier ein Symbol des Kriminellen, das im Inneren des Zuschauers lebt.

Aus der Analyse des oben angeführten Verfolgungstraumes sowie

der Vision „Drohungen“ ist es ersichtlich, daß der „Verbrecher“ (d. h. der Schuldbewußte) die innere Stimme des Gewissens nach außen projiziert. Die soziale Funktion dieser Projektion schafft den Richter, d. h. der „Richter“ ist der Stellvertreter des „inneren Richters“. Anderseits sehen wir auch die Tendenz vorhanden, den „Verbrecher“ nach außen zu projizieren und ihm gegenüber die Rolle des unschuldigen Zuschauers anzunehmen. Der „Verbrecher“ verkörpert das Unbewußte des Richters, der Richter repräsentiert das Gewissen des Verbrechers.

23. Wir haben früher behauptet, daß das, was vom Ich nicht assimiliert werden kann, abgespalten wird und entweder unbewußt gemacht oder in eine quasi objektive Welt projiziert wird. „Dies durch die Verdrängung Beseitigte stellt sich in der Analyse dem Ich gegenüber, und es wird in der Analyse die Aufgabe gestellt, die Widerstände aufzuheben, die das Ich gegen die Beschäftigung mit dem Verdrängten äußert. Nun machen wir während der Analyse die Beobachtung, daß der Kranke in Schwierigkeiten gerät, wenn wir ihm gewisse Aufgaben stellen; seine Assoziationen versagen, wenn sie sich dem Verdrängten annähern sollen. Wir sagen ihm dann, er stehe unter der Herrschaft eines Widerstandes, aber er weiß nichts davon und selbst, wenn er aus seinen Unlustgefühlen erraten sollte, daß jetzt ein Widerstand in ihm wirkt, so weiß er ihn nicht zu benennen und anzugeben. Da aber dieser Widerstand sicherlich von seinem Ich ausgeht und diesem angehört, so stehen wir vor einer unvorhergesehenen Situation. Wir haben im Ich selbst etwas gefunden, was auch unbewußt ist, sich gerade so benimmt wie das Verdrängte, das heißt starke Wirkungen äußert, ohne selbst bewußt zu werden, und zu dessen Bewußtmachung es einer besonderen Arbeit bedarf[438]).“

Freud, dem wir dies Zitat entnehmen, zieht daraus die Folgerung: „Es bleibt richtig, daß alles Verdrängte unbewußt ist, aber nicht alles Unbewußte ist auch verdrängt. Auch ein Teil des Ichs, ein Gott weiß wie wichtiger Teil des Ichs, kann unbewußt sein, ist sicherlich unbewußt.“

In der oben analysierten Vision „Drohungen“ war dem Betreffenden unbewußt geblieben, daß die ihm drohende Person er selbst sei. Es gibt also wirklich Personen, „bei denen die Selbstkritik und das Gewissen, also überaus hochgewertete seelische Leistungen, unbewußt sind und unbewußt die wichtigsten Wirkungen äußern[439]).“

Ich meine, dies Problem findet leicht seine Lösung. Der Widerstand oder die Verdrängung richtet sich doch gegen einen konkret gegebenen Inhalt: der zu verdrängende Inhalt und die Verdrängung stehen in der Beziehung zueinander, daß sie einander voraussetzen. Gelingt es also der Verdrängung, den Inhalt unbewußt zu machen, so muß sie selbst dadurch auch unbewußt werden. Denn eine be-

wußte Verdrängungstendenz würde den zu verdrängenden Inhalt voraussetzen, d. h. ihn eben bewußt lassen. Darum ist es selbstverständlich, daß ein Widerstand nicht anders als unbewußt sein muß. Erst die Aufhebung des Widerstandes macht ihn bewußt[440]).

24. Das Phänomen der „dramatischen Spaltung" im Traume steht auch in Beziehung zu der schon früher berührten Tatsache, daß der Traum über Erinnerungen verfügt, welche dem Wachen unzugänglich sind. „Maury erzählt, daß ihm eine Zeitlang das Wort Mussidan bei Tag in den Sinn zu kommen pflegte. Er wußte, daß es der Name einer französischen Stadt sei, aber weiter nichts. Eines Nachts träumte ihm von einer Unterhaltung mit einer gewissen Person, die ihm sagte, sie käme aus Mussidan, und auf seine Frage, wo die Stadt liege, zur Antwort gab: Mussidan sei eine Kreisstadt im Département de la Dordogne. Erwacht, schenkte Maury der im Traume erhaltenen Auskunft keinen Glauben; das geographische Lexikon belehrte ihn aber, daß sie vollkommen richtig sei[441])." Zur Aufklärung solcher Art Träume bemerkt nun der scharfsinnige Mystiker du Prel: „Wenn ich im Traume im Examen sitze und auf die vom Lehrer gestellte Frage die Antwort nicht finde, die alsdann mein Nebenmann zu meinem großen Ärger trefflich erteilt, so beweist dieses ganz klare Beispiel vorerst die psychologische Möglichkeit der Identität eines Subjekts unter gleichzeitiger Verschiedenheit der Personen[442])." D. h. die zwei verschiedenen Personen im Traume, von denen die eine die richtige Antwort gibt, die die andere nicht hat, sind nur Einkleidungen, Masken, desselben Ich des Träumers.

Um die Tatsache der „dramatischen Spaltung" begrifflich zu erfassen, nimmt du Prel ein „transzendentales Ich" an. Wie das Wesen der Welt nicht durch das menschliche Bewußtsein (das „irdische" oder auch Wach-Bewußtsein) erschöpft ist, so ist auch das Wesen des Menschen nicht durch sein Selbstbewußtsein erschöpft. Unser Persönlichkeitsgefühl deckt sich nicht mit unserem ganzen Ich. „Der Umfang unserer irdischen Person wäre nur der kleinere Kreis, den der größere konzentrische Kreis unseres metaphysischen Subjekts einschließen würde; das irdische Selbstbewußtsein würde daher seine Strahlen nicht bis an die Peripherie unseres Wesens werfen. In zweiter Linie aber würde sich noch die Frage erheben, ob das metaphysische Subjekt an sich unbewußt ist oder nur relativ, nämlich weil über die Helligkeitsgrenze des irdischen Selbstbewußtseins hinausliegend, wobei dieses Unbewußte nur ein Ungewußtes für uns als irdische Personen wäre[443])." „Wie wir in Ansehung der Welt unterscheiden zwischen transzendentaler, jenseits des Bewußtseins, und empirischer, innerhalb des Bewußtseins liegender Welt, so ist in Ansehung des Menschen das empirische Ich, die mit Selbstbewußtsein begabte Person vom transzendentalen Subjekt zu unterscheiden . . .[444])."

Wie das Bewußtsein seinen Träger hat, nämlich das empirische

Ich, so müssen wir dem Unbewußten auch einen Träger geben, das transzendentale Subjekt. Wir wissen, daß das Ich-Bewußtsein eine Funktion der Erinnerung ist. Denn nur die Erinnerung hält das Selbstbewußtsein zusammen, ohne sie wäre die Identität der Persönlichkeit aufgehoben. „Bestände keine Erinnerungsbrücke von Empfindung zu Empfindung, so müßte mit jeder neuen Empfindung das Selbstbewußtsein neu anheben und von jeder folgenden wieder verdrängt werden. Das Persönlichkeitsgefühl würde atomistisch zersplittert, wie die Perlen einer Kette, wenn man die Schnur herauszieht, auseinander rollen[445])." Beachten wir, daß das Erinnern eigentlich ein Wahrnehmen psychischer Qualitäten bedeutet und daß das Vergessen ein Verdrängungsphänomen ist, so muß uns klar werden, daß alles Verdrängte als zu einem Nicht-Ich Gehöriges uns erscheinen wird und dem Nicht-Wahrgenommenen im Wesen gleichzusetzen ist. Aber eine Aufhebung der Verdrängung, die einer Erweiterung der Wahrnehmungsfähigkeit für psychische Qualität gleich ist, wird ein Stück des „transzendentalen Subjekts" in das empirische Ich überführen. Auch für du Prel zerfällt unser Subjekt nur anscheinend in zwei Hälften „vermöge der Schranken des seinen Gegenstand nicht erschöpfenden Selbstbewußtseins".[446]) Aber durch eine Herabdrückung der „psychophysischen Schwelle" kann ein Teil meines unbewußten zu meinem normalen Ich hinzugeschlagen werden. „Die Verschiebung der Schwelle kommt dem Zuwachs eines neuen Sinnes oder wenigstens der Steigerung der normalen Empfindung gleich . . .[447])." „Mit der Verschiebung der Empfindungsschwelle eröffnet sich also eine transzendentale, dem Tagesbewußtsein verschlossene Welt und ein transzendentales Ich. Immer wieder zeigt es sich also, daß das normale Bewußtsein die Welt so wenig erschöpft als das normale Selbstbewußtsein das Ich. Wir dürfen daher von einem doppelten Bewußtsein, also von einem doppelten Ich, in uns reden, dem diesseits und dem jenseits der normalen Schwelle liegenden . . .[448])." — —

Die Rolle des transzendentalen Subjekts übernimmt bei einem anderen Denker, nämlich bei Schopenhauer, der Wille. Wir haben früher ausgeführt, wie die ethische Einstellung auf Grund der narzißstischen Identifikation entsteht. „Denn wenn ich mich mit jedem anderen identifiziere, seine Leiden zu den meinigen mache, so fällt dadurch die Scheidewand zwischen mir und den anderen. Wir alle sind nur eins, nur durch die Formen der Erkenntnis geforderte Verschiedenheiten. Die weite Kluft zwischen Ich und Nicht-Ich, die dem Egoismus zugrunde liegt, ist durch die Verschiedenheit des Raumes, die mich von den anderen trennt, empirisch begründet. Dem guten Menschen scheint dieser Unterschied nicht wesentlich zu sein, die Vielheit der Individuen sind ihm aufgehoben. Dem moralischen Fühlen liegt (bewußt oder unbewußt) die Auffassung zugrunde, daß ‚jenseits aller Vielheit und Verschiedenheit der Individuen, die das principium individuationis uns vorhält,

eine Einheit derselben liege, welche wahrhaft vorhanden, ja, uns zugänglich ist, da sie ja eben faktisch hervortrat'[449])."

Die Vielheit der Individuen ist eine Illusion, zugrunde dieser Vielheit liegt der eine Wille. Die Welt wird hier gleichsam als ein Traum betrachtet, die bunten Figuren dieses Traumes sind die Folge der dramatischen Spaltung des einen Willens.

Der Ursprung dieser Gedanken liegt viele tausende Jahre von uns entfernt, in der altindischen Philosophie. Nach dieser ist das schöpferische Prinzip der Âtman (das Selbst). Der Âtman wird ursprünglich als Mensch (Urmensch) gedacht, ist zugleich aber die schöpferische Allmacht, der Schöpfer der Menschen und der Götter. Die Buntheit der geschaffenen Welt wird so verstanden, daß der Âtman „seine eine Form ausbreitet vielfach". Die Welt ist nämlich gleichsam der Traum des Âtman. Von dem Traum des Âtman, der der sogenannten Wirklichkeit zugrunde liegt, heißt es in einem philosophischen Gedicht:

Alles wird nur im Geist sichtbar,
Was als Vielheit hier geht und steht;
Und wenn der Geist von sich selbst kommt,
Ist die Vielheit nicht sichtbar mehr[450]).

Was in diesen Spekulationen zum Ausdruck kommt, wenn wir sie aus dem Kosmologischen zurück ins Subjektive introjizieren, ist der Gedanke, daß der „dramatischen Spaltung" des Bewußtseins eine Wesenheit zugrunde liegt, die frei ist von „Vielheit und Verschiedenheit". D. h. der innere „Kern" unseres Wesens sieht anders aus, als es sich im Bewußtsein spiegelt. — —

Die Psychoanalyse hat (wie es scheint, ohne sich klar darüber zu sein) auch ein transzendentales Subjekt eingeführt und nennt es „Es". Zuerst tat es Groddeck, dann übernahm Freud von ihm diese Bezeichnung.

Wir haben bereits auseinandergesetzt, wie das Ich im Gegensatz zum Nicht-Ich steht. Beim Zusammenstoß des Individuums mit der Welt der Objekte, im Überwinden des Widerstandes der Objekte, erlebt es diese Objekte und sich selbst zugleich. In diesem Sinne definiert nun Freud: „Ein Individuum ist nun für uns ein psychisches Es, unerkannt und unbewußt, diesem sitzt das Ich oberflächlich auf, aus dem W-System (Wahrnehmungs-System) als Kern entwickelt . . . Das Ich ist vom Es nicht scharf getrennt, es fließt nach unten hin mit ihm zusammen." „. . . das Ich ist der durch den direkten Einfluß der Außenwelt unter Vermittlung von W-Bw. veränderte Teil des Es, gewissermaßen eine Fortsetzung der Oberflächendifferenzierung . . . Die Wahrnehmung spielt für das Ich die Rolle, welche im Es dem Trieb zufällt. Das Ich repräsentiert, was man Vernunft und Besonnenheit nennen kann, im Gegensatz zum Es, welches die Leidenschaften enthält[451])."

Das Es ist nach dieser Definition, in derselben Weise wie das

transzendentale Subjekt, der zugedachte Träger der unbewußten Erlebnisse, wie das Ich der Träger der bewußten Erlebnisse ist. Die Gefahr dieser neuen Terminologie liegt nur darin, daß man leicht geneigt sein kann, im Es einen Erklärungsgrund des psychischen Geschehens zu suchen, einen neuen Gott, der die menschliche Triebkraft in Bewegung setzt. (Hier rächt sich vielleicht der durch die Psychoanalyse entthronte Gott.)

Die dramatische Spaltung verwandelt das verdrängte Ich in ein quasi Nicht-Ich. Diese Maskerade hat für das Unbewußte keine Bedeutung, im Kern des Individuums hängen doch die durch die Verdrängung gespaltenen Momente miteinander zusammen. Das drückt Freud in seiner neuen Terminologie so aus: „Aber auch das Verdrängte fließt mit dem Es zusammen, ist nur ein Teil von ihm. Das Verdrängte ist nur vom Ich durch die Verdrängungswiderstände scharf geschieden, durch das Es kann es mit ihm kommunizieren[452].“

Die wirkliche Erklärung des psychischen Geschehens liegt in dem Verdrängungsmechanismus und Verdrängungsmotiven, der Gott „Es“ trägt zu dieser Dynamik nichts Neues bei.

25. Im Menschen sitzt gleichsam ein „innerer Richter“, der ihn zwingt, sich gewissen Forderungen zu unterwerfen. Diesen „inneren Richter“ nennt Freud das „Über-Ich“ (Ichideal). Wir wollen nun zu erfahren versuchen, wie dieser „innere Richter“ entstanden sei.

Wir haben oben die Vision „Drohungen“ angeführt. Dort war der Visionär von einer Gestalt mit runden, bösen Augen bedroht. Die Analyse zeigte, daß die drohende Gestalt eigentlich der Visionär selber sei, oder richtiger sein nach außen projiziertes Schuldbewußtsein. Was hinter dieser Gestalt sich sonst noch verbirgt, ist aus folgender Vision desselben Analysanden ersichtlich.

> Vision. Ein Bild von Wrubel: Der „Dämon“ liegt am Grunde eines steinernen Abgrundes . . . mit traurigen, bösen, runden Augen.

Dazu noch die folgende Vision des nämlichen:

> Der Vater als Teufel blickt durch die Spalte der Tür ins Zimmer hinein.

„Die drohende Gestalt mit den bösen, runden Augen“ ist wirklich „jemand, der Macht besitzt“, nämlich der Vater.

Hierher gehört noch eine Vision unseres Analysanden:

> Der Vater erscheint . . . In der Hand hält er ein Messer . . . Tanzend nähert sich der Vater dem Dämon und schneidet ihm die Nase ab.

Der Dämon, der in der steinernen Grube liegt, ist unser Analysand selbst. Ihm droht der Vater und schneidet ihm die Nase ab.

Das Abschneiden der Nase gehörte früher zu den nicht allzu seltenen Leibesstrafen. Der symbolische Sinn dieser Strafe ist aus folgendem ersichtlich: „Es heißt, daß für das männliche Glied die Nase . . . charakteristisch sei:

Ad forman nasi dinoscitur hasta baiardi[453])."

Das Abschneiden der Nase vertritt also symbolisch die Kastration[454]). Diese Art Symbolisierung, d. h. die Darstellung der Sexualorgane durch Teile der oberen Hälfte des Körpers, nennt Freud die „Verlegung von unten nach oben".

Da in den Visionen auch der Vater als Teufel bezeichnet wird, so kann die Kastration auch auf den Vater selbst bezogen werden: Der Vater kastriert sich selbst. Zu dieser Vision gibt der Analysand noch an: „Die Figur des Vaters war so komisch, daß ich lachen mußte." Wir dürfen vermuten, daß der Visionär einmal in seiner Kindheit dem Vater die Entmannung wünschte (infantile Eifersucht). Nach dem Prinzip der Talion überträgt er jetzt diese Strafe auf sich selbst.

Wir sehen hier ein Schuldbewußtsein, gegenüber dem Vater, und die Bestrafung, vollzogen durch den „inneren Richter", hinter dem sich zugleich der Vater verbirgt.

Warum wirft sich der Mensch den Anforderungen des „inneren Richters" unter? Freud antwortet darauf, indem er sagt, der Mensch habe ein Ideal in sich aufgerichtet, an welchem er sein aktuelles Ich mißt. „Die Idealbildung wäre von seiten des Ichs die Bedingung der Verdrängung."

Ursprünglich ist der infantile Mensch narzißstisch und liebt sich selbst („primärer Narzißmus"). Nach der Aufrichtung des Ideal-Ich gilt nun diesem die Selbstliebe, welche in der Kindheit das wirkliche Ich genoß. „Der Narzißmus erscheint auf dieses neue ideale Ich verschoben, welches sich wie das infantile im Besitz aller wertvollen Vollkommenheiten befindet. Der Mensch hat sich hier, wie jedesmal auf dem Gebiete der Libido, unfähig erwiesen, auf die einmal genossene Befriedigung zu verzichten. Er will die narzißstische Vollkommenheit seiner Kindheit nicht entbehren, und wenn er diese nicht festhalten konnte, durch die Mahnungen während seiner Entwicklungszeit gestört und in seinem Urteil geweckt, sucht er sie in der neuen Form des Ichideals wieder zu gewinnen. Was er als sein Ziel vor sich hin projiziert, ist der Ersatz für den verlorenen Narzißmus seiner Kindheit, in der er sein eigenes Ideal war[455])."

„Die Anregung zur Bildung des Ichideals, als dessen Wächter das Gewissen bestellt ist, war nämlich von dem durch die Stimme vermittelten kritischen Einfluß der Eltern ausgegangen, an welche sich im Laufe der Zeiten die Erzieher, Lehrer und als unabsehbarer, unbestimmbarer Schwarm alle anderen Personen des Milieus angeschlossen hatten (die Mitmenschen, die öffentliche Meinung)[456])."

Der Mensch gibt also seinen ursprünglichen Narzißmus auf, bildet sich aber ein Ideal-Ich, dem fortan die frühere Ich-Liebe gehört. Als Modell bei der Bildung des Ideal-Ich scheinen die Eltern gedient zu haben. „Die Institution des Gewissens“, sagt ferner Freud, „war im Grunde eine Verkörperung zunächst der elterlichen Kritik, in weiterer Folge der Kritik der Gesellschaft, ein Vorgang, wie er sich bei der Entstehung einer Verdrängungsneigung aus einem zuerst äußerlichen Verbot oder Hindernis wiederholt[457]).“

Der Vorgang, wie sich das Ideal-Ich bei jedem Individuum bildet, ist unzweifelhaft richtig geschildert. Das ganze Problem des „inneren Richters“ ist aber damit nicht gelöst. Es ist klar, daß, wenn ich in meinem Innern ein Ideal-Ich aufgerichtet und die Ich-Liebe auf es verschoben habe, so werde ich mich in den Dienst dieses geliebten Gebildes stellen und mich ihm gehorsam unterwerfen. Aber ein Ideal ist doch nicht nur eine formale Kategorie, es hat bestimmte Inhalte, die ich zur Richtschnur meiner Handlungen nehme. Und die Frage lautet jetzt, wie komme ich dazu, diese bestimmten Inhalte zum Ideal zu erheben? Antwortet man mir, diese Inhalte sind durch die Imperative der Eltern und Erzieher bestimmt, so frage ich weiter, woher haben diese ihre Imperative bezogen? Wiederum von ihren Eltern, und diese von ihren? Das bedeutet aber bloß eine Verschiebung des Problems. Außerdem wissen wir, daß jede Generation nicht nur die Imperative der früheren Generation unverändert aufnimmt, sondern manches daran streicht, manches modifiziert. Es wirkt sich also in jeder Generation eine eigene idealbildende Arbeit aus. So haben wir in jedem Individuum, auch unabhängig von seinen Eltern und Erziehern (denen es keinesfalls unkritisch gegenübersteht) eine autonome idealbildende Potenz anzuerkennen. Die „Ideale“ müssen für das idealbildende Ich einen inneren Sinn haben!

26. Bei dem Vorgang der Idealbildung wollen wir noch verweilen. Freud sucht diesen Vorgang auch in folgender Weise klarzumachen, indem er von dem von ihm sogenannten „sekundären Narzißmus“ ausgeht.

Wenn das Individuum ein Sexualobjekt aufgeben muß, so besetzt es mit der frei gewordenen Libido sein eigenes Ich, oder, wie Freud sich ausdrückt, „tritt dafür nicht selten die Ichveränderung auf, die man als Aufrichtung des Objekts im Ich . . . beschreiben muß“. Es findet also in diesem Falle „eine Umsetzung einer erotischen Objektwahl in eine Ichveränderung“ statt; da die sexuellen Strebungen, wie alles Affektive, aus dem „Es“ kommen, so ist diese Umsetzung der Weg, „wie das Ich das Es bemeistern“ kann. „Wenn das Ich die Züge des Objektes annimmt, drängt es sich sozusagen selbst dem Es als Liebesobjekt auf, sucht ihm seinen Verlust zu ersetzen, indem es sagt: ‚Sieh‘, du kannst auch mich lieben, ich bin dem Objekt so ähnlich.“

„Diese Umsetzung von Objektliebe in narzißstische Libido, die

hier vor sich geht, bringt offenbar ein Aufgeben der Sexualziele, eine Desexualisierung mit sich, also eine Art Sublimierung[458])." Ich würde sagen, daß die Folge der beschriebenen Umsetzung ein gewisser asketischer (entsagender) Zug ist, der notwendig zum Bilde des Ideal-Ich gehört.

Wir betrachten jetzt die Beziehungen des Kindes zu seinen Eltern. Wir wissen, daß der Knabe eine zärtliche Objektwahl für die Mutter hat und eine ambivalente Einstellung zum Vater. Das macht das Wesen des sogenannten einfachen Ödipuskomplexes aus. Da nun das Kind ursprünglich bisexuell ist, so ergänzt sich seine Beziehung zu den Eltern zum vollständigen Ödipuskomplex, d. h. „der Knabe hat nicht nur eine ambivalente Einstellung zum Vater und eine zärtliche Objektwahl für die Mutter, sondern er benimmt sich auch gleichzeitig wie ein Mädchen, er zeigt die zärtliche feminine Einstellung zum Vater und die ihr entsprechende eifersüchtig-feindselige gegen die Mutter".[459]) Das Aufgeben der zärtlichen Objektwahl für den Vater führt den Sohn dahin, dieses aufgegebene Objekt in seinem Ich aufzurichten, was zur Bildung eines Über-Ich führt. D. h. das Verbot, das in der Ödipussituation vom Vater ausgeht, wird vom Sohn willig aufgenommen, weil er sich mit ihm identifiziert, darum seine Prinzipien und Forderungen sich zu eigen machen muß.

Die Beziehung des Über-Ich zum Ich „erschöpft sich nicht in der Mahnung: So (wie der Vater) sollst du sein, sie umfaßt auch das Verbot: So (wie der Vater) darfst du nicht sein, das heißt nicht alles tun, was er tut; manches bleibt ihm vorbehalten. Dies Doppelgesicht leitet sich aus der Tatsache ab, daß das Ichideal zur Verdrängung des Ödipuskomplexes bemüht wurde, ja, diesem Umschwung erst seine Entstehung dankt. Die Verdrängung des Ödipuskomplexes ist offenbar keine leichte Aufgabe gewesen. Da die Eltern, besonders der Vater, als das Hindernis gegen die Verwirklichung der Ödipuswünsche erkannt werden, stärkte sich das infantile Ich für diese Verdrängungsleistung, indem es dies selbe Hindernis in sich aufrichtete. Es lieh sich gewissermaßen die Kraft dazu vom Vater aus und diese Anleihe ist eine außerordentlich folgenschwerer Art. Das Über-Ich wird den Charakter des Vaters bewahren und je stärker der Ödipuskomplex war, je beschleunigter . . . seine Verdrängung erfolgte, desto strenger wird später das Über-Ich als Gewissen, vielleicht als unbewußtes Schuldgefühl über das Ich herrschen".[460])

Mir scheint in dieser ganzen Konzeption doch ein gewisser Zirkelschluß zu stecken. Das Ichideal ist zu dem Zwecke aufgerichtet worden, um mit der Inzestsituation fertig zu werden; anderseits ist die Aufrichtung des Ichideals eine Folge der Überwindung der Inzestsituation! Wenn der Sohn die zärtliche Objektwahl für den Vater aufgibt, richtet er das Objekt im Ich auf. Was zwingt aber den Sohn jene zärtliche Objektwahl aufzugeben? Eben das Verbot des Vaters!

Daraus entsteht ursprünglich eine Feindseligkeit. „Da die Feindseligkeit nicht zu befriedigen ist, stellt sich eine Identifizierung mit dem anfänglichen Rivalen her[461])."

Ich zweifle nicht daran, daß die hier aufgezeigten Mechanismen bei der Bildung des Über-Ich mitgeholfen haben. Aber die inhaltliche Seite der Ich-Ideale ist dadurch letzten Endes doch nicht erklärt.

Ich meine, der primäre Boden, auf dem die Ichideale entstehen, ist der Narzißmus; die anderen Momente spielen die Rolle von mitwirkenden und verstärkenden Kräften. Wie der Narzißmus die Entstehung der hemmenden Mechanismen bewirkt, haben wir bereits in einem anderen Kapitel gezeigt. Hier wollen wir nur kurz das dort Gesagte rekapitulieren.

Warum fordern die Eltern von uns, daß wir in sexuellen Dingen nicht ausschweifend sind? Warum macht die Menschheit bis zu einem gewissen Grade sexuelle Askese zu ihrem Ideal? Warum betrachtet die religiöse Anschauung Geschlechtslust als Sünde? Die Tatsache der Aufrichtung des Objekts im Ich (der „sekundäre Narzißmus") allein erklärt uns das nicht. Groddeck hat sich sogar zu der Behauptung verstiegen: „Woher aber diese Gleichsetzung von Geschlechtslust und Sünde kommt, das wird niemals ergründet werden[462])."

Woher diese Gleichsetzung kommt, wissen wir bereits. Der Narzißt betrachtet den Koitus magisch, er ist ihm Verlust magischer Kräfte. Ein solcher Verlust bedeutet Unheil. Gegen Unheil schützt man sich durch Verbote (wenn nicht absoluter, so doch wenigstens einschränkender Natur). Das ist der Sinn der sogenannten Tabu. Die Übertretung eines Tabu, weil magisch unheildrohend, ist „Sünde". Denn ursprünglich bedeutet eben „Sünde" soviel als „Unheil". Aus diesem Grunde stammt „diese Gleichsetzung von Geschlechtslust und Sünde". Natürlich sind wir heutzutage nicht mehr magisch gesinnt. Das heißt, unser „Ich" bloß ist so aufgeklärt, das „Es" ist aber unter der Macht der magischen Auffassung geblieben[463]).

Warum darf man seinen Nächsten nicht töten? Im Grunde genommen nur darum, weil wir das nicht können. Und warum können wir das nicht? Weil wir uns, auf Grund einer narzißstischen Tendenz, mit dem Nächsten identifizieren. Und das Verbot und die Unmöglichkeit den anderen zu töten, geht nur so weit als die Identifikation ausreicht. Wo sie versagt, wie z. B. während eines Krieges gegen den „Feind", mordet man ohne weiteres. Ebenso ruhig schießt der revolutionäre Terrorist sein Opfer nieder, weil ihn mit ihm das Band der Identifikation nicht verbindet.

Die magische Auffassung und die Identifikation, die beide aus dem primären Narzißmus fließen, genügen um alle möglichen Hemmungsmechanismen zu erklären.

Auch das ist noch zu beachten: Es ist dem Narzißmus eigentümlich, Ideale aufzurichten. Denn der Narzißt liebt ursprünglich doch

etwas Imaginäres, das eigene Bild: der reale Reiz, das Sinnliche, der Genuß, sind hier aufgehoben. Das führt zu schwärmerischer Liebe zum Idealen, bloß Gedachten. Ein asketischer Zug ist dem Wesen des Narzißmus zugehörig.

Wenn der Mensch in der Wirklichkeit seine Objektwahl aufgeben muß, weil er auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, flutet seine Libido zurück zum Ich. Dann entsteht der sekundäre Narzißmus, der zur Idealbildung führen muß. In diesem Sinne darf man natürlich auch sagen, das Ich richte das äußere Hindernis in sich auf: Not wird zur Tugend. Aber in den meisten Fällen ist diese Not erst durch die „Tugend" selbst geschaffen worden.

27. Die Liebe der Kinder zu ihren Eltern macht sie zum Teil für die Imperative dieser gefügig. Diese Liebe ist nur die Antwort auf die Liebe der Eltern zu den Kindern. Die Quelle auch der selbstlosen Liebe der Eltern zu den Kindern ist aber in der Erotik zu suchen. In diesem Sinne sprechen wir von einer „Elternerotik".

Wir wollen diese „Elternerotik" durch einige Traumanalysen klarlegen. Zuerst der folgende Traum:

> Der Träumende küßt die Hand seiner Freundin . . . Die Gesichtszüge der Freundin verwandeln sich in diejenigen des kleinen Söhnchens des Träumers.

Der Analysand saß am Tage bei der Freundin und hatte das Verlangen, ihre Hand zu küssen, welchen Wunsch er jedoch nicht zur Erfüllung brachte. Sein Söhnchen, das mit der Mutter getrennt vom Vater lebt, liebt er wirklich leidenschaftlich. Der Traum charakterisiert die Liebe zum Sohne als wesensgleich mit der Liebe zum Mädchen. Damit ist der erotische Charakter der Liebe zu dem Kinde gekennzeichnet.

Derselbe Träumer träumte vor mehr als einem Jahr:

> Das Innere eines Hauses. Es brennt, das Feuer sieht man aber nicht . . . Bevor die anderen zur (Rettungs-)Arbeit treten, will er seinen (schlafenden) Sohn forttragen. Er nimmt ihn vorsichtig auf den Arm. Der Sohn erwacht und ist unzufrieden. Er (der Träumende) beruhigt ihn mit den Worten: Dort brennt's!

Analyse. „Es brennt, das Feuer sieht man aber nicht" — das bezieht sich auf die obengenannte Freundin. Dem Träumenden scheint, daß die Freundin ihn liebt, daß aber dies Gefühl ihr noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist.

Das Gefühl zur Freundin wird durch die Gefühle zum Sohne gehemmt. Er will ihn darum forttragen, d. h. ihn loswerden. Das Gewissen wird mit den Worten: „Dort brennt's!" (d. h. ich kann nicht anders, weil die Liebe zu stark ist) beschwichtigt. Wir sehen, wie die Liebe zum Kinde und die Liebe zum Weibe miteinander in Konkurrenz treten.

Der Traum hat noch einen anderen Sinn. Es verbirgt sich hier nämlich eine Reminiszenz aus der Kindheit. Damals weckte man ihn nachts aus dem Schlafe, wickelte ihn schnell in etwas ein und trug ihn fort in den Garten, der sich hinter dem Hause befand. Von dort aus sah er den Brand eines Nachbarhauses. Das Kind ist somit der Träumer selbst („dramatische Spaltung") und *die Liebe zum Kinde ist eine besondere Form des Narzißmus.*

Die Identifizierung des Ich mit dem Kinde tritt besonders klar in dem Glauben der Inder auf. So heißt es Manu 9, 8: „Der Gemahl steigt in die Gattin hinein, wird dort Embryo und alsdann geboren . . ." Oder Catapathabrâhmana 2, 3, 1, 2b: „atamâ eva jatam", d. h. das geborene Wesen ist mit dem eigenen Selbst identisch[464]). Dazu bemerkt v. Negelein: „Man wollte den Stamm erhalten, weil man durch seine neugeborenen Mitglieder die eigene Seele wiedererstehen ließ[465])." Die Kinder repräsentieren also unser Ich und die Liebe zu den Kindern ist nach außen projizierte Eigenliebe (die Liebe zu dem eigenen Doppelgänger).

Die Identifikation: Vater = Sohn enthält implizite auch die umgekehrte Identifikation: Sohn = Vater. Daraus ist schon a priori zu schließen, daß sich die Elternerotik in irgendeinem Zusammenhang mit der infantilen (inzestuösen) Erotik befindet. Ein alter Mann erzählt: „Die Mutter liebte mich mehr als die übrigen Kinder; nicht, weil ich der Jüngste war, sondern weil ich den Namen ihres Vaters trug, der Rabbiner in unserem Städtchen gewesen. Sie trug sich mit der Idee, daß auch ich Rabbiner werde[466])." Hier ist die Liebe zum Sohne die direkte Wiederbelebung der infantilen Liebe zum Vater, was sich in der Namensgebung schon kundgibt. Nach der oben zitierten Auffassung der Inder, ist doch die Tochter mit ihrem Erzeuger identisch, ihr Sohn ist aber mit ihr identisch und somit auch mit ihrem Vater.

Ein anderer Herr (derselbe, der die Vision „Drohungen" hatte) träumte:

Winter. Weihnachten oder Fastnacht . . . Er ist auf der Straße mit seinem Töchterchen und, wie es scheint, mit der Frau . . . Ein Kinderkarneval. *Es ist sehr lustig. Er und die Frau halten die Tochter bei der Hand* und laufen auf schmalen, beschneiten Wegen unter Tannen. Man ist genötigt, sich unter den Bäumen zu bücken. *Die Frau geht voraus,* er folgt ihr; *er bleibt stehen,* weil das Kind nicht folgen konnte. Er faßt es bei der Hand. Die Kleine weint: „Papa, Papa, ich habe das rote Käppchen verloren, mein Käppchen, wo ist mein Käppchen?" . . . Er tröstet sie, daß das Käppchen sich zu Hause finden werde. Lustig laufen sie Hand in Hand auf den schmalen Wegen unter den Bäumen. Es wird ihnen so leicht zumute. *In seiner Hand ruht das kleine, weiche Händchen seiner Tochter.*

Analyse. Der Anfang des Traumes schildert eine Szene aus einem glücklichen Familienleben: Vater, Mutter und Kind sind beisammen und es ist ihnen sehr wohl. Dann geht die Frau voraus, und wir erfahren nichts mehr über ihr Schicksal, sie ist fortgegangen. Das entspricht der Wirklichkeit, die Frau hat ihn verlassen. Die unbefriedigte Libido schlägt die Richtung der Elternerotik ein: die Hand der Tochter ruht in der Hand des Vaters.

Dieser Zusammenhang ist sehr wichtig. Die Verzärtelung der Kinder, die sie physisch und noch mehr moralisch zugrunde richtet, ist die Folge des enttäuschten Liebeslebens der Eltern selber, durch die übergroße Zärtlichkeit zu den Kindern suchen sie ihre hungernde Erotik zu befriedigen.

In dem angeführten Traum liegt eine Reminiszenz an eine frühere, glückliche Zeit, an eine Jugendliebe verborgen. Im Winter, zur Weihnachtszeit, war der Träumer zum Besuche im Hause jenes Mädchens, das er damals liebte. Man veranstaltete einen Karneval, an dem auch die Geliebte teilnahm. Im Traume vertritt das Töchterchen die Geliebte.

Das Töchterchen hat ihr rotes Käppchen verloren. Das rote Käppchen erinnert den Analysanden an ein russisches Märchen, dessen Held Lipunuschka hieß und ein rotes Käppchen trug. In früheren Zeiten liebte er es, mit der Frau scherzend, sich mit Lipunuschka zu identifizieren. Somit ist das Töchterchen, das im Traume gewissermaßen als Lipunuschka (mit der roten Kappe) auftritt, er selber, d. h. auch in diesem Traume ist die Elternerotik eine Ausdrucksform des Narzißmus.

Um einen anderen Hintergrund des Traumes zu entdecken, müssen wir das Märchen von Lipunuschka in unsere Betrachtung hineinziehen. Der Analysand erzählt das Märchen in folgender Form:

> Es lebten einmal ein Alter und eine Alte, die hatten keine Kinder, worüber sie sehr traurig waren. Der Vater (= der Alte; der Erzähler hat sich hier versprochen) ging aufs Feld zur Arbeit. Als er müde wurde, vernahm er eine dünne Kinderstimme: „Ruhe aus, Tjatja (= Papachen)!“ Der Alte sah sich um und da bemerkte er ein kleines Menschlein. Er fragte, wer es sei. Die Antwort lautete: „Ich bin dein Sohn Lipunuschka. Ich werde an deiner Statt die Arbeit verrichten.“ Als jener daran zweifelte, sprang Lipunuschka an den Pflug und fing an zu ackern. Sie gingen dann nach Hause. Lipunuschka besorgte auch die ganze häusliche Arbeit, und die Alten waren voller Freude über ihn. — — —

Der Sinn des Märchens ist sehr einfach. Das Kind fühlt sich von den Eltern zu wenig geschätzt und geliebt. In seiner Weise sucht es sich an den Eltern zu rächen und über sie zu triumphieren. Die Phantasie des Kindes macht nun die Eltern kinderlos und läßt sie

darüber traurig sein. Dann erscheint Lipunuschka, erhebt sich zu einem unentbehrlichen und gleichberechtigten Mitglied der Familie (durch die großen Arbeitsleistungen) und die Alten sind jetzt voller Freude.

Wir haben oben gehört, daß der Analysand, mit der Frau scherzend, sich mit Lipunuschka verglich. Dadurch wird die Frau zur Stellvertreterin der Mutter. Mit dem Verhalten der Frau ihm gegenüber ist er jetzt sehr unzufrieden, sie versteht es nicht und verstand es nie, ihn gebührend zu schätzen. Ebenso verstanden es niemals die Eltern. Indem der Träumer sein eigenes Kind zu Lipunuschka macht, vollzieht er eine merkwürdige Doppelidentifikation: Er nimmt seinem Kinde gegenüber diejenige Stellung ein, welche seine Eltern ihm gegenüber in seiner Kindheit einnehmen sollten, wie dies damals sein Verlangen war. Die Elternerotik ist hier die Wunscherfüllung der infantilen Erotik (d. h. er macht an seinem Kinde gut, was seine Eltern gegen ihn verfehlt haben). — —

Weil die Liebe der Eltern zu den Kindern echte Erotik ist, so tritt sie oft mit der Liebe des Mannes zum Weibe in Konkurrenz. Weil wir aber, Menschen wie wir sind, unfähig sind zur wirklichen Entsagung, so bringt uns das Haftenbleiben an der Elternerotik in folgenschwere Konflikte, die in erster Linie für die Kinder große Gefahren bergen. Die Liebe zum Kinde, die sich der Liebe zum Weibe in den Weg stellt, muß notwendigerweise in versteckten Groll übergehen.

Die Elternerotik war und bleibt ein mächtiger biologischer und kultureller Faktor. Dessenungeachtet soll man die großen Gefahren nicht unterschätzen, die in den Übertreibungen der Elternerotik verborgen sind. Die übergroße Liebe zu den Kindern schützt nicht vor verstecktem Groll gegen sie. Weil wir unsere Kinder zu viel lieben (und sie dadurch unserer neuen Liebe hindernd in den Weg treten), hassen wir sie deshalb. Um diesen Haß zu bekämpfen, lieben wir sie noch stärker („Überkompensation") und überhäufen sie mit Zärtlichkeiten und machen sie zu unseren leibeigenen Puppen. Mit Recht meint eine bekannte Schriftstellerin, daß „die Eltern, ‚die nur für ihr Kind leben', eine schlechte Gesellschaft für diese sind".[467]) Wenn die Eltern alles ihrer Kinder wegen aufgeben und sich jeden Zwang auferlegen, so ist es billig und begreiflich, wenn sie von ihren Kindern fordern, sich ihrem Willen zu beugen. Und die leibeigenen Puppen tun es, um dann dasselbe von ihren Kindern zu fordern. Und so entsteht eine geschlossene Kette von Entsagungen und Entbehrungen. „Die hysterische Verhimmelung der Kinder ist nur ein Symbol für den unerlaubten Gedanken: man tut zu viel für die Kinder und zu wenig für die Erwachsenen. Aber dieser Gedanke ist die Wahrheit und sollte ausgesprochen werden dürfen[468])." — —

Wie in der infantilen, so äußert sich auch in der Elternerotik ein

Stück Identifikation. Aber es kommen hier zwei verschiedene Arten der Identifikation vor. Zur Illustration sehen wir uns folgendes an. Ein kleiner Knabe, den der Vater jeden Tag spazierenführt, sagt einmal: „Wenn ich groß werde, werde ich auch ein Bubi haben." — Wast wirst du mit deinem Bubi machen? — „Ich werde ihn jeden Tag spazierenführen." Hier tritt eine Doppelidentifikation zutage: er ist der Vater und sein Bubi ist sein Stellvertreter. In der Identifikation mit dem Vater nimmt er diesen zum Vorbild, zum Ideal; in derjenigen mit seinem künftigen Bubi projiziert er sich hinaus und wählt sich zum Liebesobjekt. Das sind zwei Grundformen der Identifikation: was man sein, und was man haben möchte[469]).

28. Träume sind Halluzinationen des Schlafenden. Man kann aber auch im Wachen halluzinieren, das sind dann die Träume im Wachen. Herbert Silberer hat nun gezeigt, wie man die sinnlich-symbolische Darstellung von Gedanken gewissermaßen provozieren kann. Wenn man in ermüdetem Zustande, insbesondere vor dem Einschlafen, sich zwingt, einen theoretischen Gedanken weiterzuspinnen, so nehmen die abstrakten Beziehungen konkrete Gestalt an und werden halluziniert[470]). (Das „autosymbolische Phänomen".) Die Nachprüfung dieses Verfahrens läßt zwar vermuten, daß die Erscheinung noch von einem individuellen Faktor abhängt, da es nicht jedem gelingen will, die symbolische Halluzination bei sich hervorzurufen. Jedoch ändert das an der prinzipiellen Bedeutung der erzielten Ergebnisse nichts. Nicht jeder auch kann Dichter oder Künstler sein; dennoch hat die Erforschung der Psychologie der künstlerischen Produktion allgemein menschlichen Wert. Silberers Methode bestätigt experimentell, daß unter gewissen Umständen die Psyche zur sinnlich-symbolischen Darstellung greift.

Zur Illustration teile ich zwei symbolische Halluzinationen („hypnagogische Visionen") mit, die ich bei mir selbst hervorgerufen habe. Unmittelbar vor dem Einschlafen zwang ich mich, über den tragischen Helden und den Verbrecher nachzudenken. Es entstand dann die

> Vision I: Ein halbdunkles Gemach. Ein Mann und eine Frau. Es scheint, der Mann hat die Frau überfallen. Er wird aber von der Frau geschlagen.

Der theoretische Gedanke, der hier nach Ausdruck ringt, ist der folgende: „Der tragische Held bedeutet den Verbrecher in uns. Weil er die uns von der Gesellschaft suggerierte ethische Norm übertritt, muß er am Ende zugrunde gehen, analog wie der Verbrecher, der seine Taten durch die Strafe sühnen muß." In der Vision sehen wir wirklich den Verbrecher, dem seine Tat aber nicht gelingt und der seine Strafe bekommt (die tragische Situation). Da aber nach psychoanalytischer Auffassung im Unbewußten das Sexuelle eine dominierende Rolle spielt, so erscheint in der Vision nicht der Verbrecher schlechthin, sondern der Sexualverbrecher.

Ein anderes Mal denke ich (vor dem Einschlafen) über die Beziehungen zwischen dem „Fliegenden Holländer“ und den Inzestgefühlen nach. Es stellt sich die

Vision II ein: Der unendliche Sternraum. Der Fliegende Holländer, in einem schwarzen Mantel eingehüllt, schwebt in diesem Raume. (Allmählich verwandelt sich die Szene): Ich sehe vor mir, hell beleuchtet, Raphaels „Madonna“. (Die Verwandlung war derart geschehen, daß der besternte Raum sich zur Leinwand des Bildes verdichtete.)

Die Vision hat den theoretischen Gedanken versinnlicht: „Weil er zu viel auf dem Arm der Mutter saß (Raphaels Bild), muß er als Erwachsener voll Unruhe sein (das Schweben des Holländers)[471].“ Daß die Begründung erst nach dem, was zu begründen ist, kommt, entspricht (zwar nicht der logischen, aber) der psychologischen Sukzession: wir denken vorerst an ein Ding und dann suchen wir es aus seinen Existenz- und Entstehungsbedingungen zu begreifen. (In Parenthese sei noch bemerkt, daß sich darauf eine Regel der Traumdeutung stützt, nach welcher man manche Träume „von hinten nach vorn“ liest, um sie richtig zu verstehen.)

Gewöhnlich stehen die Halluzinationen in Beziehung zu dem Unbewußten; um einen theoretischen Gedanken in eine Halluzination umzusetzen, dazu gehören (außer dem individuellen Faktor) noch zwei Sachen: ein schlaftrunkener Zustand und eine intensive Energiebesetzung des Gedankens. „Eine Beziehung der Halluzination zu den Wachgedanken . . . ergibt sich nur, wenn diese energiebesetzt waren. Geht man darauf aus, eine Umsetzung der Wachgedanken in ein Symbol zu erzielen, so muß man sie eben willkürlich mit Aufmerksamkeit besetzen. Geschieht dies nicht, so werden sie sich freilich der stets bereiten affektbeladenen Komplexe des Einschlafenden bemächtigen und (ohne Rücksicht auf die Wachgedanken) selbst zur symbolischen Darstellung zu gelangen suchen[472].“ Beachtet man, daß ein schlaftrunkener oder ihm verwandter Zustand sich wenig eignet, um theoretische Gedanken auf die Dauer mit Aufmerksamkeit zu besetzen, so wird es klar, warum der Wissenschaftler seine Probleme nicht auf halluzinatorischem Wege löst, warum er nicht Visionär, sondern Denker ist. Der Visionär ist der ungehemmte Denker, der darum den regredienten Weg der Halluzination geht.

Herrschen im Individuum starke Affektzustände, so erschweren sie das „Vordringen“ der Idee, da sie „die Aufmerksamkeitsfunktion eines Teiles ihrer Energie berauben, indem sie sie für die autonomen Komplexe in Anspruch nehmen. Die Affekte begnügen sich indes nicht damit, die apperzeptive Funktion zu stören. Sie leisten außer diesem negativen Effekt auch eine positive Arbeit, indem sie vermöge der auf sie gelenkten Aufmerksamkeitsenergie die Komplexe, denen sie angehören, geltend zu machen suchen“.[473])

Die oben mitgeteilte Vision II ist nicht nur die Versinnlichung einer bestimmten Idee, sie hat noch einen verborgenen Hintergrund. Es ist schon auffallend, den Holländer in der Rolle eines phantastischen Aviatikers, statt auf offener See, anzutreffen. Der unendliche Sternraum war aber der Schauplatz einer unzähligen Menge stereotyp wiederkehrender Flugträume, die der Autor als ganz kleines Kind träumte. Der Fliegende Holländer ist also er selbst. Und wirklich, in den letzten fünf bis sechs Jahren war er gezwungen, von einem Orte nach dem anderen zu wandern, ohne irgendwo festen Fuß zu fassen. Die Sehnsucht nach der Heimat ist aber sehr groß. Der Fliegende Holländer verwandelt sich darum in das kleine Kind, das auf dem Arm der Mutter sitzt und sich dort vor allen Beschwerden ausruht und sicher fühlt. Mit dem theoretischen Gedanken hat sich ein Komplex vergesellschaftet und in der hypnagogischen Vision haben sie ihren gemeinsamen Ausdruck gefunden. Diese Analyse liefert uns zugleich eine sehr wichtige Einsicht: *Der Erwachsene sehnt sich aus den Stürmen und Entbehrungen des Lebens in den sicheren Hafen der Kindheit zurück.* Darin ist das Hauptmoment der Macht des Infantilen im Seelenleben des Erwachsenen begründet.

29. Außer den Träumen und den Visionen gibt es noch „Tagträume", d. h. Wachphantasien, die sich ebenso wie Träume analysieren lassen. Hier ein solcher Tagtraum (stammt wiederum von demselben, der die Vision „Drohungen" hatte):

> Er hat in der medizinischen Klinik die Bekanntschaft einer schönen jungen Engländerin gemacht. Bald ging die Bekanntschaft in ein Liebesverhältnis über. (Hier unterbricht sich der Phantast und fragt sich selber, wie er eigentlich zu der Bekanntschaft mit der Engländerin gekommen sei? Dann folgt eine neue Phantasie):
>
> Auf der Straße trifft er mich (L. K.) mit einer mir befreundeten Dame. Ich stelle ihm die Dame vor. Diese macht ihn mit ihrer Kusine bekannt, mit deren Hilfe er später die Engländerin kennenlernt.

Analyse. Die „Engländerin" stammt aus einem meiner Träume, den ich ihm einmal gelegentlich zur Illustration der Traumdeutung erzählt habe. Indem er gewissermaßen meine Träume träumt, identifiziert er sich mit mir. Zu jener Zeit sprach er oft über das Gefühl der Minderwertigkeit, das man hat, wenn man der eigenen Stimmung nicht Herr werden kann und zu fremder Hilfe und Weisheit Zuflucht nehmen muß. Jetzt ist er ebenso weise, er ist selbst der Psychoanalytiker, er träumt nach demselben Muster wie dieser. Ja, noch mehr! Er übt am Psychoanalytiker Rache, indem er ihm die „Engländerin", von der er geträumt, wegnimmt. Die „Engländerin" ist aber nur eine Deckfigur für die mir befreundete Dame, denn auch diese studiert Medizin.

Dieser Tagtraum ist überdeterminiert. Der Psychoanalytiker ist der Überlegene, dem gegenüber der Analysand sich gedemütigt fühlt. Er kann darum den Vater vertreten, der wirklich dem Kinde weit überlegen ist und von dem das Kind so oft gedemütigt wird. Unser Analysand war auf seinen Vater nicht gut zu sprechen, er war seit der frühesten Jugend nicht gut gegen ihn gestimmt. Die phantasierte Rache gegen mich war eine „Übertragung" der infantilen Rachegefühle gegen den Vater, die Liebesaffäre — das infantile Inzestgefühl zur Mutter. In Wirklichkeit hatte der Analysand die Freundin niemals gesehen, ebenso wie er die Engländerin aus meinem Traume bloß entlehnt hatte.

30. Das Verhältnis zwischen Wachphantasie und Traum ist dasselbe wie zwischen dem Gedanken an ein Ding und seiner sinnlichen Wahrnehmung. Der Traum ist eine zur Wahrnehmung gewordene Phantasie. Dasselbe Verhältnis besteht zwischen dem Mythos und dem auf der Bühne dargestellten Drama. Für das antike Drama ist es ohne weiteres klar: dieses ist nur eine Versinnlichung des volkstümlichen Mythos. Wenn dies uns für das moderne Drama nicht gleich einleuchten will, so kommt es daher, daß die Schulweisheit willkürlich unter „Mythos" nur die Phantasieerzeugnisse einer fernen, historischen Epoche — die „Göttersage" — begreifen will. Da die Götter nur idealisierte Menschen sind, so liegt keine prinzipielle Kluft zwischen der Götter- und Heldensage. „Aus allgemeinen, verbreiteten Grundtypen erwachsen örtlich und zeitlich sehr verschiedenartige Sagen, die natürlich bei aller Abweichung im einzelnen im Kerne doch übereinstimmen . . . Der Volksglaube scheint unwillkürlich aus der Veranlagung des menschlichen Gemütes zu entstehen . . ., er wird gewissermaßen mit jedem Menschen auch neu geboren, dieselbe Anlage, aus der die Urbilder entkeimten, schafft immer neue Vorstellungen ähnlicher Art. Der Volksglaube bleibt nicht unverändert bestehen, er formt sich immer neu[474])." Wir sahen z. B., daß Warenka Olessowa sich von einer griechischen Nymphe oder einer schlesischen Lisse nur durch die äußere Hülle unterscheidet. Wir haben darum keinen Grund, den Mythos zu eng zu fassen oder ihn zu scharf von den anderen Phantasiebildungen abzugrenzen. „Der mythologischen Anschauungsweise und Denkart gehören alle Gebilde an, die nicht durch verstandesmäßige Kontrollapparate hindurchgegangen sind[475])." Die mythenbildende Phantasie, so können wir die bisherigen Ergebnisse formulieren, sucht die unerfüllten und unerfüllbaren Wünsche und Strebungen sowohl des Volkes wie des Individuums gedankenmäßig zu erfüllen; der Traum einerseits und das (dargestellte) Drama anderseits sind die Versinnlichungen (d. h. die vollkommenen Regressionen) jener wunscherfüllenden Gedanken.

31. Die Sprache des Unbewußten, die wir zu erforschen bemüht

waren, ist eine symbolische oder Bildersprache. Auch das Bewußte greift oft zum Symbol. Es erscheint uns darum wichtig, das Gemeinsame wie das Unterscheidende im Gebrauch des Symbols von seiten des Bewußtseins und des Unbewußten aufzuzeigen. Zu diesem Zwecke lassen wir einige Illustrationen folgen. „So ist die gleich einem Schöpfgefäß gehöhlte Hand eine auf unmittelbarer Assoziation beruhende Gebärde für ein ‚Trinkgefäß'. Die nämliche Gebärde braucht aber der Indianer, um ‚Wasser' auszudrükken." „So kann die plastische Nachbildung des gehörnten Stierkopfes bei den Neapolitanern, neben ihrer unmittelbaren Bedeutung, symbolisch die ‚Stärke', als die Haupteigenschaft des Stieres, dann die ‚Gefahr', zunächst die vom Anstürmen eines wütenden Stiers drohende, hierauf die Gefahr überhaupt und endlich infolge einer dritten Übertragung den ‚Wunsch, vor der Gefahr behütet zu werden', ausdrücken[476])." Die Symbole des Bewußtseins sind ebenso mehrdeutig, wie diejenigen des Traumes und der Mythen. „In der Gebärdensprache heißt es nicht: ‚er starb, weil er dem Trunke ergeben war', sondern: ‚trinken, trinken, sterben'. Die Gebärde des Trinkens wird mehrmals nacheinander ausgeführt, dann als Zeichen für Tod der Kopf mit geschlossenen Augen auf die rechte Hand gelegt und eine weisende Gebärde nach dem Boden hinzugefügt: ‚schlafen da unten'[477])." Das heißt, **jedem einzelnen Symbol haftet eine gewisse Unbestimmtheit an, erst aus dem Zusammenhang der Symbole kann man deren Sinn ersehen.** Ein weiteres gemeinsames Merkmal der bewußten (absichtlichen) und der unbewußten (unabsichtlichen) Symbolik liegt darin, daß, wie die eine so auch die andere unmittelbar nur die Gegenwart ausdrückt; die Zeitausdehnung muß erst hinzugedeutet werden. Das hängt mit der sinnlichen anschaulichen Natur des Symbols zusammen: alles Sinnliche ist Gegenwart.

Zu der Gebärdensprache nehmen diejenigen Zuflucht, die sich der Lautsprache nicht bedienen können: die Taubstummen und die Fremden, die der Landessprache unkundig sind, ebenso sind auch die Kinder zu oft genötigt, zur Verständigung sich der Gebärdensprache zu bedienen. Die Gebärde ist in gewissem Sinne die Sprache der geistig Schwächeren. Das gilt aber von jeder Art Symbolik. „(Die Bilder) werden um so erwünschter sein und um so eifriger gesucht werden, je mehr sich ein Begriff der sinnlichen Wahrnehmung entzieht und je schwerer eine angemessene Vorstellung desselben fällt. Wenn sich z. B. ein spekulierender Weiser die Welt, richtiger die unentwickelte, die Keime aller Dinge in sich schließende Weltmasse unter dem Bilde eines Eies denkt, . . . — wenn der römische Kaiser als Zeichen der Weltherrschaft eine Kugel in der Hand hält, die Erdkugel im kleinen . . ., — oder wenn ein Kirchenvater die göttliche Dreieinigkeit unter dem Schema eines stehenden Dreiecks oder einer tönenden Harfe zu begrei-

fen sucht — wenn er für die Ewigkeit und die stete Wiederkehr der menschlichen Dinge keine bessere Erklärung als eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, zu geben weiß: so sind es die metaphysischen Begriffe Gott, Welt, Erdkreis, Ewigkeit, Dreieinigkeit usw., die den sinnenden Geist zu dieser Fassung drängten, die ihm nebelhaft vorschwebten, die ihn wie Schemen ängstigten und quälten, bis er sie vermittels eines klaren Bildes bewältigte[478])."

Sogar eine abstrakte Wissenschaft, wie die Mathematik, mußte eine sinnlich-symbolische Phase durchmachen. Die Begriffe der Differential- und Integralrechnung, die der moderne Mathematiker als abstrakte Relationen zu fassen sich gewöhnt hat, wurden anfänglich mit Hilfe von durch krumme Linien begrenzten Flächenstücken fixiert und durch Operationen mit solchen geometrischen Figuren die meisten analytischen Sätze gewonnen. Der strenge Mathematiker betrachtet es jetzt fast als eine Freveltat in der reinen Analysis zur Hilfe der anschaulichen Geometrie zu greifen. „Betrachten wir das Zustandekommen des Symbols auf der Linie der Evolution, so sehen wir es entstehen, wenn der Mensch geistig nach etwas greift, was seiner Fassungskraft noch zu ferne ist. Umgekehrt kann das Symbol auch entstehen, wenn seine ehemals höhere Fassungskraft abgenommen hat (z. B. im Traum und bei geistiger Störung). In beiden Fällen gleitet er beim Versuch, die (dem Symbol zugrunde liegende) Idee zu erhaschen, gleichsam ab und verfällt in eine niedrigere als die von der Evolution angestrebte Auffassung[479])."

Die Symbole, deren sich das Bewußtsein bedient, müssen, da sie eine erläuternde Funktion haben, von sachlicher Natur sein, sie müssen den Zusammenhang mit der Sache, auf die sie hinweisen sollen, leicht zum Bewußtsein bringen. Kleinpaul erzählt z. B. folgendes: „In deutschen Dorfschenken entsinne ich mich, die bündige Notiz: ‚Hier wird nicht gepumpt', aber statt des letzten Wortes gepumpt ein Bild gesehen zu haben, welches einen wasserpumpenden Mann darstellte." Worauf der wasserpumpende Mann hindeuten soll, war jedem ohne weiteres klar. Ebenso verständlich sind die sogenannten rechtlichen Symbole. So war in alten Zeiten „das Setzen des Fußes auf Land oder anderes Gut ein Zeichen des Besitzergreifens".[480]) Oder: „das altn. scotation bestand darin, daß ein wenig erde aus dem verkauften oder gepfändeten Grundstück in den aufgehaltenen rockschoß oder Mantel des neuen erwerbers geschüttet oder geworfen wurde; das wies ihn in den besitz ein".[481]) Es ist eine bildliche Darstellung der Übergabe des Besitzrechtes (mit Hilfe einer Methode, die sich auf das Prinzip: pars pro toto, gründet), welche jedem ganz verständlich sein dürfte.

„Die Bildersprache ist die deutlichste unter allen, sobald sie verstanden wird. Ja, sobald sie verstanden wird! Und wer kann sagen, daß er richtig verstanden ist? . . . Wer in Bildern spricht, hat immer den Vorteil, daß er an den Verstand appelliert und eventuell

diesen Verstand in Zweifel ziehen kann. Ein oft benutzter Vorteil!"[482]) Diesen Vorteil nutzt quasi das Unbewußte aus, welches sich des Symbols, nicht um zu erläutern, bedient, sondern umgekehrt, um zu entstellen. Damit hängt es zusammen, daß die meisten (erläuternden) Symbole des Bewußtseins noch einen verborgenen sexuellen Sinn besitzen (sie sind also überdeterminiert). Das Setzen des Fußes auf Land als Zeichen des Besitzergreifens, die Gebärde des Rechtslebens, hat aber auch einen weniger harmlosen Sinn. Denn: „Als Zeichen der Besitzergreifung faßt man es auch gewöhnlich auf, wenn der Liebende der Geliebten, der Bräutigam der Braut verstohlen auf den Fuß tritt[483])." Die Bedeutung der Erde als Mutter-Erde, als Symbol des Weibes, kennen wir bereits. Es liegt hier wahrscheinlich wieder der Fall vor, wo der ursprüngliche sexuelle Sinn (die Besitzergreifung des Weibes) ins Harmlose (als Rechtssymbol) umgedeutet wird.

„Wenn es heißt, daß man, um etwas zu vergessen, sobald man daran denkt, den Pantoffel rückwärts über den Kopf werfen solle, so soll damit wohl eben ein Vonsichtun der Gedächtniskraft symbolisiert werden[484])." Hier ist die symbolisierende Handlung rein sachlicher, beschreibender Natur. Dennoch ist es auffallend, daß man einen Pantoffel werfen solle; warum nicht irgendeinen anderen Gegenstand? Die Antwort läßt sich leicht geben, wenn man folgendes berücksichtigt: „Will man eine quälende Liebe loswerden, so schabt man den Kot vom Absatz des rechten Schuhes ab, tut ihn in die Schuhe und wirft ihn von einem Wassersteg rückwärts über den Kopf ins Wasser und geht, ohne sich umzusehen, nach Hause[485])." Jener Vergessungszauber war wohl ursprünglich ein Mittel gegen quälende Liebe, die Handlung symbolisierte das Weggehen vom Sexualobjekt. Daß der Pantoffel das weibliche Geschlechtsorgan symbolisiert, haben wir früher schon hervorgehoben. So heißt es in Fr. Müllers Faust: „Der Königin von Arragonien Pantoffelflicker (= Liebhaber) möchte er gerne sein[486])." Auch die Redensart: ein Pantoffelheld, unter dem Pantoffel usw.[487]).

Die zuletzt angeführten Beispiele zeigen uns, daß das Zustandekommen des Symbols nicht nur, wie Silberer meinte, davon abhängt, daß der Mensch nach etwas greift, was seiner Fassungskraft noch zu ferne ist. Vielmehr wirkt sich in dieser Weise das magische Denken aus. Wenn jemand den Pantoffel rückwärts über den Kopf wirft, um eine quälende Liebe loszuwerden, so ist diese Handlung doch kein Erläutern von etwas schwer zu Fassendem durch ein Symbol. Der so Handelnde erläutert nichts, sondern er glaubt etwas, nämlich die ihn quälende Liebe (oder vielleicht die ihn quälende Frau) in dieser Weise magisch zu vernichten. Das magische Denken fließt aus dem Narzißmus. Diesem sind aber Bild und Abgebildeter (Ich und Ich-Imago) gleichbedeutende Dinge. Das involviert die Idee der Stellvertretung. Statt die quälende Frau zu vernichten, tut man das mit ihrer Stellvertretung, mit dem Pan-

toffel, der mit ihr assoziativ zusammenhängt und auf sie hinweist. Das sieht wie eine Symboliserung aus, denn Symbol ist etwas, was auf etwas anderes hinweist. Aber im Symbol fehlt jener Ernst, der in der magischen Handlung enthalten ist.

Auch im Traume und den ihm verwandten Zuständen regredieren wir auf die magisch-narzißstische Stufe zurück: die „Symbole" des Traumes sind eben keine bloß erläuternde Gleichnisse, sondern vermeintliche Wirklichkeiten. Dem Träumenden sind die Bilder affektbesetzter Ersatz für etwas, was sonst unbewußt bleibt. Darum möchte z. B. S. Ferenczi den Ausdruck „Symbol" nur für solche Dinge (resp. Vorstellungen) reservieren, „denen im Bewußten eine logisch unerklärliche und unbegründete Affektbesetzung zukommt und von denen analytisch festzustellen ist, daß sie diese affektive Übertonung der unbewußten Identifizierung mit einem anderen Dinge (Vorstellung) verdanken, dem jener Affektüberschuß eigentlich angehört. Nicht alle Gleichnisse sind Symbole, sondern nur jene, bei denen das eine Glied der Äquation ins Unbewußte verdrängt ist". Mit Rank und Sachs meint er, daß im psychoanalytischen Sinne das Symbol „ein stellvertretender anschaulicher Ersatzausdruck für etwas Verborgenes (ist)".[488])

So eng läßt sich der Ausdruck „Symbol" nicht fassen, schon aus Rücksicht auf Sprachgewohnheit. Außerdem haben wir gesehen, daß hinter gewöhnlichen Gleichnissen und verwandten Redensarten oft auch das Symbolische in jenem spezifischen Sinne des stellvertretenden Ersatzausdruckes für etwas Verborgenes steckt. Es ist aber wichtig, auf die unterscheidenden Merkmale zu achten: es gibt also erstens stellvertretende Ausdrücke bloß erläuternder Natur (das sind die „Symbole" des Bewußten), und solche, die auf etwas Verborgenes hinweisen (Symbole im psychoanalytischen Sinne). Die Symbole des Unbewußten haben mit der magischen Handlung das Gemeinsame, daß sie etwas Ernstes immer meinen, sie sind keine bloßen Spielereien oder Mittel der Darstellung.

Manche Redensarten werden erst verständlich, wenn man sie als Symbole des Unbewußten bloßstellt. So sagt man z. B. in der Grafschaft Ruppin zu einem, der etwas vergessen hat: „Du hast dich gewiß an die große Zehe gestoßen[489])." Zu dieser Redensart nehmen wir den folgenden Traum hinzu:

> Der Nagel der großen Zehe wächst sehr schlecht, so daß er Schmerz verursacht. Er soll darum mit der großen Schere entfernt werden, wobei eine weiße Flüssigkeit erscheinen wird . . .

Analyse. Die „weiße" Flüssigkeit ist nicht schwer als Sperma zu erkennen. Als bei dem Analysanden zum ersten Male Pollutionen vorkamen, erschrak er darüber und faßte es als etwas Krankhaftes auf. Er forschte über die ihm neue Erscheinung in einem Lexikon, wo er eine Krankheit fand, die dort als „Milch-Urin" bezeichnet war. „Die große Zehe" bedeutet in diesem Zusammen-

hange den Penis und die Operation der Entfernung des Nagels ist eine Kastration.

Wir wissen, wann man dem Kinde mit dem „Abschneiden" droht: wenn man es bei onanistischen Manipulationen ertappt. Der Traum dürfte eine Strafreaktion gegen masturbatorische Gelüste sein.

Wenden wir die hier gewonnene Einsicht auf die Redensart aus der Grafschaft Ruppin an. „Sich an die große Zehe stoßen" ist soviel als onanieren. In jener Redensart liegt ein tiefer psychologischer Sinn verborgen: Wer nämlich früher Masturbation getrieben hat und dann diese Tatsache aus dem Bewußtsein verdrängt, der wird vergeßlich, weil das Vergessenwollen sich verallgemeinert und auch auf indifferente Tatsachen verschiebt.

Ein Kritiker der Freudschen Lehren, Semi Meyer, ironisiert über die psychoanalytische Methode: „Überall soll für die einfachsten Dinge ein assoziativ erst wieder an den Haaren herbeizuziehender Ersatz eintreten. Ja, warum geschieht das denn im Traume? Im wachen Leben kommt doch derartiges gar nicht vor[490])." Darauf ist zu erwidern, daß der Herr Kritiker das „wache Leben", wie es sich in Sitte und Brauch, im Rechte und in der Religion offenbart, gar nicht kennt, sonst würde er eine solche kühne Behauptung nicht aufstellen. Wenn in Frankfurt „bei Verpfändung von Grundstücken ein säckchen erde vor gericht gebracht und zu den acten gelegt (wird)"[491]), so ist das Säckchen Erde wohl als Ersatz für das verpfändete Grundstück aufzufassen. Noch merkwürdiger ist z. B. der „Clagefurter Gebrauch, den dieb erst zu henken und dann zu untersuchen".[492]) Das Verbrechen muß gesühnt werden, das ist dem primitiven Menschen klar, und so henkt er denn den Erstbesten, um das Sühnebedürfnis zu befriedigen. Der Gehenkte erscheint somit als Ersatz (Symbol) für den wirklichen Dieb, dem es vielleicht gar gelungen ist, der Gerechtigkeit zu entgehen. Solche Tatsachen spielten sich zwar in historischen Urzeiten ab, jedenfalls aber nicht im Traume, sondern im wachen Leben. „Die westfälische Redensart: die Krähe bringt mir eine Nuß — bedeutet: ich bekomme einen Mann[493])." Es ist klar, daß auch im „wachen Leben", — wenn vielleicht nicht so häufig wie im Traume, — „für die einfachsten Dinge ein assoziativ erst wieder an den Haaren herbeizuziehender Ersatz" eintritt.

32. Es tritt an uns nun das Problem heran, wie der visionäre (halluzinatorische) Charakter des Traumes zustande kommt? Gewiß finden sich auch im Traume Elemente vor, die bloß gedacht oder irgendwie gewußt sind. Aber der vorstechende Charakterzug des Traumes ist doch das Visionäre.

Aus der Psychologie des Denkens (siehe oben IX, 25) wissen wir, daß die „Vorstellung" die Aktualisierung einer Reproduktionstendenz (Belebung einer „Gedächtnisspur") bedeutet. Nachdem die „inneren Widerstände" überwunden sind, kann die Bewegung, der Prozeß der Aktualisierung entweder die Innervations-

sphäre ergreifen und als diese oder jene „Tat" zum Abschluß kommen, oder zum halluzinatorischen Erlebnis führen. Die „Vorstellung" ist der Kreuzpunkt, wo sich die beiden Wege zur Tat (Wirklichkeit) und zur Vision treffen (siehe das graphische Schema auf S. 139).

Die Voraussetzung des Traumes ist der Schlaf. Dieser aber unterbindet die Motilität (wenn auch nicht in absolutem Sinne). Richtiger wäre es zu sagen, der in den Schlaf Verfallende verzichtet gleichsam auf jeden tätigen Eingriff in den Gang der wirklichen Geschehnisse, er zieht sich in sich selbst zurück, er ist der Introversion verfallen. Die Unterbindung der Motilität bewirkt nun, daß der aktualisierten Reproduktionstendenz nur der einzige Weg zur Vision frei bleibt. Wenn ich im Wachen Hunger oder Durst verspüre, so unternehme ich das Nötige, um den Hunger oder den Durst zu stillen. Wenn ich aber im Schlafe dasselbe verspüre, so lasse ich mich aus meiner Introversion nicht stören und halluziniere das Befriedigungserlebnis. Dasselbe kann aber auch unter außerordentlichen Verhältnissen eintreten, so z. B. die Halluzinationen der in der Wüste von Durst Verschmachtenden. Aber in diesem Falle ist die adäquate Handlung durch die realen Umstände, die sich nicht bewältigen lassen, gehindert, so daß wiederum der einzige Weg, der der aktualisierten Reproduktion offen bleibt, nur derjenige der Halluzination ist.

Der Traum ist eine Regressionserscheinung. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Regression nicht dem Träumen allein zukommt. „Auch das absichtliche Erinnern und andere Teilvorgänge unseres normalen Denkens entsprechen einem Rückschreiten im psychischen Apparat von irgendwelchem komplexen Vorstellungsakt auf das Rohmaterial der Erinnerungsspuren, die ihm zugrunde liegen. Während des Wachens aber reicht dieses Zurückgreifen niemals über die Erinnerungsbilder hinaus; es vermag die halluzinatorische Belebung der Wahrnehmungsbilder nicht zu erzeugen. Warum ist das im Traume anders?"[494])

Im Wachen ist die Beziehung zur objektiven Welt nicht aufgegeben, die Eindrücke, die auf uns zukommen, stören die Regression, so daß sie nicht vollkommen sein kann. „Beim Traume (dagegen) käme vielleicht zur Erleichterung der Regression hierzu das Aufhören der progredienten Tagesströmung von den Sinnesorganen . . .[495])." Eine Mittelstellung zwischen Traumzustand und vollem Wachen nimmt das „autosymbolische Phänomen" ein. Denn dieses Phänomen tritt zwar hart vor dem Einschlafen auf, aber dennoch im Wachen. Hier versetzt sich der Mensch willkürlich in den Introversionszustand, er entschließt sich gleichsam, sich durch die Ansprüche der objektiven Umgebung nicht stören zu lassen und nur der aktualisierten Reproduktionstendenz hinzugeben. Dann kommt es auch wirklich zur Halluzination.

33. Verwandt mit dem Traume ist in gewissem Sinne das hyste-

rische Phänomen. Die Psychoanalyse hat gezeigt, daß die hysterischen Symptome (also solche körperliche Sensationen, die sich nicht auf verständliche objektive Reize zurückführen lassen) sich durch unbewußte (verdrängte) Komplexe determinieren lassen. Sie sind also Halluzinationen nicht visueller Natur.

Stekel erzählt z. B. folgenden Fall: „Unser Patient zeigt eine auffallende Vorliebe für den Katholizismus. Er ist Jude und wollte sich schon längst taufen lassen. Er leidet an einer typischen Christusneurose. Er zeigt die charakteristischen Kopfschmerzen um die Stirne, welche dem Dornenkranz entsprechen, hat Spasmen und Verrenkungen der Extremitäten, welche der Kreuzigungsphantasie konform gebildet erscheinen[496]).“

Zum Vergleich nehmen wir folgenden Traum:

> Er ist Christus. Er wird gekreuzigt (dabei verspürt er weder Schmerz noch fühlt er Angst).

Analyse. Es äußert sich hier der Größenwahn: Er ist kein einfacher, unbedeutender Mann, für den er im Leben gilt; er ist der große Held, der Kämpfer für Freiheit und Menschenglück, so wie es der Gekreuzigte war. Wenn er auch jetzt unter verschiedenen Entbehrungen zu leiden hat, so tut es nichts, das ist das Los aller Großen, wie dies uns die Leidensgeschichte Christi offenbart.

Wir sehen also, was unser Träumer visuell erlebt, erlebt Stekels Patient am eigenen Körper. Die hysterischen Symptome sind psychogene somatische Sensationen, einfacher ausgedrückt Halluzinationen der Haut- und Muskelsphäre.

Unerfüllte, unerfüllbare und verdrängte Regungen toben sich im Traume in visuellen Bildern aus. Das ist aber nicht der einzige Weg: im hysterischen Symptom kommen die verdrängten Regungen durch somatische Zeichen zum Ausdruck.

Von hier aus finden wir den Weg zur Alltäglichkeit wieder. Denn eigentlich gehört hierher auch folgende Erscheinung: Wir wissen bereits, daß das Tier (wie auch der Mensch) mit der Speicheldrüsenreaktion nicht nur dann reagiert, wenn die Speise sich in seinem Munde befindet, sondern auch dann, wenn es diese aus der Ferne bloß sieht oder sogar, wenn es nur die Stimmen der es fütternden Personen vernimmt. In dem einen Falle sprechen wir von adäquatem Reiz und physiologischer Reaktion, im anderen Falle aber von symbolischem Reiz und psychologischer Reaktion. Im Grunde genommen darf man die psychologische Reaktion auch als Halluzination bewerten. D. h. die Halluzination wie das hysterische Symptom sind eben psychische Gebilde, beruhen auf assoziativer Grundlage, sind Reaktionen auf symbolische, nicht aber adäquate Reize.

34. Bekanntlich vergessen wir unsere Träume bald. Auch wenn dies nicht der Fall ist, so ist die Erinnerung des Traumes meistens

eine sehr lückenhafte. Es kann uns darum vorgehalten werden, „daß wir den Traum, den wir deuten wollen, eigentlich gar nicht kennen, richtiger, daß wir keine Gewähr dafür haben, ihn so zu kennen, wie er wirklich vorgefallen ist“. Es läßt sich auch „ferner in Zweifel ziehen, ob ein Traum so zusammenhängend gewesen ist, wie wir ihn erzählen, ob wir bei dem Versuche der Reproduktion nicht vorhandene oder durch Vergessen geschaffene Lücken mit willkürlich gewähltem, neuem Material ausfüllen, den Traum ausschmücken, abrunden, zurichten, so daß jedes Urteil unmöglich wird, was der wirkliche Inhalt unseres Traumes war“.[497]) Wer sich aber an den Gedanken der psychischen Kausalität gewöhnt hat und an dem Standpunkt festhält: „Es gibt da nichts Willkürliches“, wird sich von jenem Zweifel nicht irreführen lassen.

Das Vergessen der Träume ist die Folge der Verdrängung, die auch während des Träumens selbst ihre entstellende Wirkung übt. Wir konnten uns früher überzeugen (siehe Kap. IV, Fall III), daß ein einziger Anhaltspunkt genügt (dort war es das erinnerte Bruchstück, das Wort „Henoch“), um mit der analytischen Deutungsarbeit einsetzen zu können. Wir fanden hinter dem Traumwort „Henoch“ eine Todessehnsucht agieren. Die intensive Verdrängung dieser Regung hat den ganzen manifesten Trauminhalt zum Vergessen gebracht. Es ist selbstverständlich möglich, daß das Wort „Henoch“ selbst im Traume gar nicht vorgekommen war. Jedenfalls ist aber dieses Wort als Ersatz für den vergessenen Trauminhalt eingetreten. Für die Analyse ist es prinzipiell ohne Unterschied, wenn anstatt des ohnedies entstellten Trauminhaltes eine neue Entstellung in Form eines Ersatzes tritt. Denn was wir suchen, ist doch der latente Inhalt, zu dem wir ebensogut von der Ersatzerinnerung mit Hilfe der Einfälle gelangen können.

Wie steht es aber mit den möglichen Ausschmückungen und „willkürlichen“ Ausfüllungen der Erinnerungslücken? Daß auch diese nichts prinzipiell Neues bringen, wollen wir durch die Analyse eines erlogenen Traumes beweisen. Dieser lautet:

> Die Freundin hat den X. geheiratet. Er (der Träumer) hat sie beide erschossen.

Analyse. Der Analysand war gegen seine Freundin mißgestimmt und wollte ihr etwas Unangenehmes erzählen. Da fiel ihm plötzlich ein, den oben geschilderten Traum als angeblich von ihm geträumt zu erzählen (was er jedoch unterließ zu tun). Der X. war eine Persönlichkeit, die jene am wenigsten sich als Lebensgefährten wünschen konnte, er war seiner ganzen Weltanschauung nach zu zynisch und jedenfalls wußte sie sich in intellektueller Hinsicht hoch über ihm stehend. Der „erlogene“ Traum verwirklicht eine Rache gegen die Freundin wegen ihrer Nichtnachgiebigkeit gegenüber den Liebeswerbungen des Träumers. Der Traum will besagen: „Einem von dir so hochgeschätzten Mann, wie ich es bin,

willst du nicht nachgeben. Am Ende wirst du die Frau eines so wenig von dir geachteten Mannes, wie X. es ist.“ Kurz, der „erlogene“ Traum ist eine Kränkung der Freundin. Daß der Analysand den erlogenen Traum der Freundin doch nicht erzählte, hängt mit dem Widerstand des erwachten besseren Triebes zusammen, der uns verbietet, jemandem, insbesondere einem geliebten Wesen Schmerz zuzufügen.

Der erlogene Traum ist, wie wir sehen, ein vollwertiger Traum, er dient ebenso der Wunscherfüllung wie der wirkliche Traum. Wir sind nicht imstande etwas auszudenken, was nicht in unserem Seelenleben irgendwie determiniert sei.

35. Die Lücke, die sich möglicherweise bei der Reproduktion des Traumes im wachen Zustande ergebe, gefährdet das Ergebnis unserer Arbeit nicht. Die Veränderungen, die der Traum durch die Redaktion des Wachzustandes erfährt, können nicht willkürlich sein. „Sie bleiben in assoziativer Verknüpfung mit dem Inhalt, an dessen Stelle sie sich setzen, und dienen dazu, uns den Weg zu diesem Inhalt zu zeigen, der selbst wieder der Ersatz eines anderen sein mag[498]).“ Die Veränderungen, die der Wachzustand am Trauminhalte vornimmt, konnten wir früher an dem Traum Nr. 2 gut beobachten. Es wurde dort das anstößige Wort: „nackte“ ausgelassen und die Worte: „aus Marmor“, die die Situation ins Harmlose umdeuten, eingeschoben. Die „Zensur setzt ihre Arbeit nach dem Erwachen mit noch größerem Eifer weiter fort, wobei sie nicht nur Auslassungen und Einschränkungen im Trauminhalte bewirkt, sondern „auch Einschaltungen und Vermehrungen desselben verschuldet[499]).“ Diese nachträgliche Entstellung des Trauminhalts nennt Freud die „sekundäre Bearbeitung“.

Eine besonders große Rolle spielt die sekundäre Bearbeitung in der Dichtung. So bekennt z. B. Paul Heyse: „Meistens tragen die nachtwandlerischen Eingebungen der Phantasie auch darin den Charakter der Traumwelt, daß sie eines klaren Zusammenhanges entbehren, und erst vom Verstande und künstlerischer Besonnenheit geordnet und von willkürlichen Elementen gereinigt werden müssen, wenn sie sich am Licht des Tages legitimieren sollen.“ (Jugenderinnerungen, S. 346.) Goethe erzählt von Schiller: „Ich sah ihn . . . ein pompöses Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf sieben reduzieren.“ Ebenso Goethe selber: beim Faust hat sich ihm „das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist“. (Gespr. mit Eckermann.) Es ist klar, die unmittelbaren Eingebungen der dichterischen Phantasie werden einer nachträglichen Zensur des Verstandes, einer „sekundären Bearbeitung“ unterworfen und erst dann der Öffentlichkeit übergeben. „Die Sprache der Poesie ist die Sprache der Erregung . . . Gerade das, was uns rätselhaft dünkt, das ist urwüchsiger Natur, das ist die

wahre Muttersprache des menschlichen Geschlechtes. Was uns alltäglich erscheint, sich beinahe von selbst versteht, ist erst das Spätere, das im Ernste der Erklärung bedarf. Und die Erklärung, sie liegt darin, daß die kühle Erwägung zurückgedrängt hat, was die natürliche Beredsamkeit hervorsprudelt[500])."

Bei Selma Lagerlöf finden sich Notizen über die Art, wie sie am Gösta Berling gearbeitet hatte, und da sieht man klar, wie die sekundäre Bearbeitung wirkt.

Zuerst schrieb sie ein Kapitel, das von der Weihnachtsnacht in der Schmiede handelte. Es war ihr erstes, „und mehrere Jahre hindurch blieb es ihr einziges".

„Nach einigen Jahren kam ein zweites hinzu. Es war die Geschichte von dem Ball auf Borg und von den Wölfen, die Gösta Berling und Anna Stjärnhök verfolgten.

„Dies wurde ursprünglich gar nicht in der Absicht geschrieben, es mit der Saga aufzunehmen, sondern als eine Art Gelegenheitsgedicht, das bei einer kleinen Gesellschaft vorgelesen werden sollte . . . "

(Soll sie die Novelle in die Saga einfügen?) „Aber sie war ja ein Abenteuer für sich, ganz abgeschlossen, sie würde sich seltsam ausnehmen unter den übrigen, die besser zusammenhingen. Vielleicht aber, dachte sie dann, wäre es gar nicht so übel, wenn alle Kapitel der Saga solche mehr oder weniger in sich abgeschlossene Abenteuer wären. Es würde schwer durchzuführen sein, aber unmöglich wäre es nicht. Es würden vielleicht Lücken im Zusammenhang entstehen.

„Es verhielt sich aber so, daß sich dies alles in den achtziger Jahren zutrug, in der besten Zeit der strengen Wirklichkeitsdichtung. Sie bewunderte die großen Meister dieser Zeit und kam nie auf den Gedanken, daß man in der Dichtung eine andere Sprache anwenden könnte, als die, deren sich diese bedienten . . . Obgleich ihr Gehirn übervoll war an Geschichten von Gespenstern und wilder Liebe, von wunderschönen Damen und abenteuerlustigen Kavalieren, suchte sie von dem allen in ruhiger, realistischer Prosa zu schreiben.

„Aber als die Saga schließlich fertig war, sah sie gar wunderlich aus. Sie war toll und wild; und mit dem Zusammenhang war es nicht besser bestellt, als daß alle ihre Teile noch immer die alte Lust hatten, jeder seine eigene Straße zu ziehen[501])."

Wir sehen also, daß der Dichter gewöhnlich mit vorgefaßter Meinung an sein Produkt herantritt, er mißt es an traditionell gewordenen Maßstäben. Er zwingt somit seine Gestalten, eine Sprache zu führen, die nicht ganz die ihrige ist. Und dann sucht der Dichter in das Ganze einen Zusammenhang hineinzubringen, der ursprünglich vielleicht fehlte. Anders gesagt, die Gestalt, unter welcher wir die Dichtung zu Gesicht bekommen, nicht ihre ursprüngliche ist, es hat bereits die „sekundäre Bearbeitung" am Werke gewütet.

Wir wollen an einigen Gedichten Goethes die sekundäre Bearbeitung vor Augen führen; wir werden uns dann überzeugen, daß hier mehr als bloß stilistische Verbesserung vorliegt.

a) Im Gedichte „Wechsel" heißt es:

Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt.

So lautet die letzte Redaktion. In der Handschrift H^1 hieß es aber:

Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten,
Als kaum sich der Busen der Ersten geküßt[502]).

Diese Änderung ist von derselben Art und von derselben Intensität wie im Traume jenes Jünglings, der die nackten Mädchen durch Mädchenfiguren aus Marmor ersetzt. (Siehe S. 206.) Das unmittelbare erotische Gefühl des Gedichts spricht vom Busen des Weibes, die Beziehung zur infantilen inzestuösen Sphäre ist dadurch gekennzeichnet.

b) Das Gedicht „Die Bekehrte" erzählt:

Bei dem Glanz der Abendröte
Ging ich still den Wald entlang,
Damon saß und blies die Flöte,
Daß es von den Felsen klang ...

In einem ersten Abdruck stand aber geschrieben:

Damon saß und blies die Flöte,
Daß mir's in die Seele drang.

In einem zweiten Abdruck hieß es wieder:

Damon saß und blies die Flöte,
Daß es durch die Seele drang[503]).

In der ersten Fassung war die Seele des Mädchens von dem Flötenspiel des Knaben stark ergriffen. In der zweiten Fassung ist die Wirkung des Flötenspiels etwas abgeschwächt, denn die Seelenergriffenheit ist hier allgemeiner gefaßt, sie ist nicht mehr individuelle Äußerung des Mädchens, kein Ausfluß ihrer erotischen Stimmung. In der endgültigen Redaktion ist von der Seelenergriffenheit überhaupt keine Rede mehr. Diese Abstumpfung des Ausdruckes mutet wie ein Verdrängungsphänomen an.

c) Und nun das Gedicht „Auf dem See":

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

(Endgültige Fassung.)

Ich saug' an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt,
Und herrlich rings ist die Natur,
Die mich am Busen hält![504])
(Fassung der Handschrift H[19].)

An der Nabelschnur saugt das Kind die Nahrung aus dem Mutterleib. Somit ist die Welt = die Mutter[505]). Die holde Natur, „die mich am Busen hält", ist also eine infantile Reminiszenz. Jetzt verstehen wir recht, warum der Dichter den Kuß auf den Busen durch den Kuß auf die Lippen ersetzt! Es liegt dies ganz in der Richtung jener immanenten Entwicklung, die über den Inzest zur sonstigen Objektwahl führt. Im Prozesse der Verdrängung der infantilen Erotik wird die „Busenerotik" (Bindung an die Mutter) durch die „Lippenerotik" (inzestfreie Objektwahl) ersetzt.

36. Ich will jetzt einen Traum anführen, der frei von sekundärer Bearbeitung zu sein scheint. Außerdem ist eine Besonderheit dieses Traumes, daß er keine visuellen Momente enthält, er besteht ausschließlich aus „Bewußtheiten". Dieser Traum (α) lautet:

1. Sie werden verhaftet, gerichtet, aber freigesprochen. Es scheint, man ist damit unzufrieden.
2. Es geschieht etwas, ich weiß aber nicht was.
3. „Die heiligen Russen — —" (geträumte, aber nicht gehörte Worte). (Klingt ironisch.)

Der Traum ist dreiteilig, wird aber als einheitlicher Traum empfunden. Für das Wachbewußtsein scheint hier kein innerer Zusammenhang gegeben zu sein. Der nicht halluzinatorische Charakter des Traumes ist im 3. Teil besonders unterstrichen: die Worte sind zwar geträumt, aber nicht gehört[506]).

Die Analyse des Traumes geht sehr schwierig: Zunächst fällt dem Träumer zum 1. Teil nichts ein. Zum 2. Teil: „Ich weiß wirklich nicht, was in mir geschieht! Meine Lebenssituation ist mir unklar geworden." Das bezieht sich auf seine Beziehungen zu einer ihm nahe stehenden Frau, die in letzter Zeit durch eine Komplikation unklar geworden sind, er weiß nicht, ob es gut ist, die Beziehungen weiter zu pflegen oder besser sie vollständig abzubrechen.

Nun hat derselbe vor einigen Monaten folgenden Traum (β) gehabt, den wir zum Vergleich heranziehen wollen:

„Ein Zimmer in einem öffentlichen Lokal. An einem Tisch sitzen Kerle, spielen Karten und benehmen sich gemein. Ich sitze auch dabei. Es kommt noch ein Kerl. Die Vorherigen geraten mit dem Neuankömmling in Konflikt und bringen ihn um. (Ich fühle die Mitverantwortung für diese Tat. Polizei wird gerufen. Ich fürchte zur Verantwortung herangezogen zu werden. Zugleich fühle ich aber, es sei recht so. Ich wurde freigesprochen.")

Vergleichen wir den eingeklammerten Teil dieses Traumes (β) mit dem 1. Teil des vorherigen Traumes (α), so merken wir, daß in beiden Fällen dasselbe geschildert ist, mit dem Unterschied, daß in dem einen Fall „Ich“ freigesprochen wird, in dem anderen werden „sie“ freigesprochen. D. h. „Ich“ und „sie“ bedeuten bloß die „dramatische Spaltung“ desselben Individuums (oder wie du Prell in solchem Falle sich ausdrückt, „die Identität des Subjekts bei gleichzeitiger Verschiedenheit der Personen“).

Wir können nun den Traum (β) so deuten: Die Kerle, die beim Tische sitzen und sich gemein benehmen = das Triebhafte; der Ankömmling = das Ideal-Ich. Diese beiden Elemente kommen in Konflikt miteinander, und das Ich wird von dem Triebhaften überwältigt und geht zugrunde. Zwar wird das Triebhafte freigesprochen, aber wie uns Traum (α) schildert: „m a n ist damit unzufrieden“. In dem Konflikt ist das Ich zugrunde gegangen, was geblieben ist, kann nur „man“ (= „Es“) sein. Das ist begreiflich, denn das Ich verträgt keine Widersprüche, das Ich muß einheitlich sein.

„Die heiligen Russen — —“ Der Träumer ist Russe. „Swjataja Ruß“ (das heilige Rußland) ist ein in alten Zeiten oft gebrauchter Ausdruck. Wie wenig die Russen aber heilig sind, weiß man zur Genüge. In dem Ausdruck, der soviel bedeuten will als „Scheinheiligkeit“, macht sich der Träumer endlich über sich selbst lustig.

Wir sehen, in dem Traume (α) steckt viel Zerrissenheit: weder die Triebhaftigkeit noch das Ideal-Ich gewinnt hier die Oberhand. Daraus wahrscheinlich erklärt sich der unanschauliche (nicht halluzinatorische) Charakter des Traumes: die Hemmungen wirken noch so stark, daß die Regression nicht vollkommen sein kann. Das Fehlen aber der „sekundären Bearbeitung“ erklärt sich daraus, daß der Betreffende durch die psychoanalytische Schulung gelernt hat, in die Schilderung seelischer Zustände nicht mehr hineinzutragen als dort wirklich gegeben war. Sonst läßt man sich gewöhnlich durch intellektuelle Vorurteile in der Schilderung seelischer Erlebnisse leiten und verfälscht sie dementsprechend.

„Soweit wir den Sachverhalt durchschaut haben, müssen wir sagen, der wesentliche Faktor der Traumbildung ist ein unbewußter Wunsch . . .[507]).“ Legen wir diesen Maßstab an unsere zwei Träume an und fragen uns, welche Wünsche in diesen zur Darstellung gelangen. Im Traume (β) ist es nicht schwer einzusehen: Im nicht eingeklammerten Teil dieses Traumes dominiert der Wunsch Triebmensch zu sein, was nur möglich ist, wenn das Ideal-Ich umgebracht sei; diese letzte Bedingung bringt nun unser Traum zur Darstellung, wodurch dem Wunsche zur Triebhaftigkeit Genüge getan ist. Im eingeklammerten Teil dieses Traumes ist wiederum der Wunsch, freigesprochen zu werden, zur Darstellung gebracht. Im Traume (α) wirkt nur dieser letzte Wunsch (freigesprochen zu werden) traumbildend. Aber dieser Wunsch ist schon von Anfang an stark gehemmt und es gelingt ihm nicht, die traumbildende Arbeit

voll zu beherrschen, darum kommt es eigentlich nicht zu einem richtigen Traum. Was wir hier vor uns haben, ist bloß eine gewisse Annäherung an einen Traum.

Übrigens sind wir beim Traum (α) an die folgenden Worte Freuds erinnert: „Man kann Träume von oben und Träume von unten unterscheiden, wenn man diesen Unterschied nicht zu scharf fassen will. Träume von unten sind solche, die durch die Stärke eines unbewußten (verdrängten) Wunsches angeregt werden, der sich eine Vertretung in irgendwelchen Tagesresten verschafft hat. Sie entsprechen Einbrüchen des Verdrängten in das Wachleben. Träume von oben sind Tagesgedanken oder Tagesabsichten gleichzustellen, denen es gelungen ist, sich nächtlicherweise eine Verstärkung aus dem vom Ich abgesprengten Verdrängten zu holen. Die Analyse sieht dann in der Regel von dem unbewußten Helfer ab und vollzieht die Einreihung der latenten Traumgedanken in das Gefüge des Wachlebens. Eine Abänderung der Theorie des Traumes wird durch diese Unterscheidung nicht erforderlich[508])."

Auch unser Traum (α) ist ein solcher „Traum von oben", in dem also ein aktueller Seelenkonflikt dominierend ist. — —

Wir machen noch auf die Methode aufmerksam, wie wir uns von den Einfällen des Analysanden unter Umständen frei machen können, ohne dabei uns nur auf die „Intuition" zu verlassen. Wir haben nämlich die beiden Träume (α) und (β) wie Mythen behandelt und an ihnen die vergleichende Methode angewendet: indem wir das Freigesprochenwerden der „sie" des einen Traumes mit dem Freigesprochenwerden des „Ich" des anderen Traumes einander gleichgesetzt haben (d. h. als gleichbedeutend annahmen), fanden wir den Schlüssel zu beiden Träumen. Natürlich setzt die Anwendung der vergleichenden Methode voraus, daß man mehrere Träume derselben Person aus weit auseinander liegenden Zeiten vor sich hat. In einer längeren Analyse ist das aber öfters der Fall[509]).

Es kann aber vorkommen, daß auch ohne Zuziehung anderer Träume die vergleichende Methode sich anwenden läßt. Hier ein Beispiel dafür. Jemand träumt:

> Abenddämmerung. Er sieht durch das Fenster hinaus. Eine Flut, die immerfort anwächst. Die elektrischen Lampen brennen nicht mehr (eine Folge der Flut). Beängstigende, unruhige Stimmung.
>
> Er geht in ein anderes Zimmer, das aussieht, wie das Zimmer seiner Kindheit. Am Bette der Schwester zündet er die elektrische Lampe an. Man kann sie jetzt nicht mehr auslöschen, sie brennt immerfort. Die unruhige Stimmung verstärkt sich.

Um diesen Traum zu deuten, brauchen wir keine Einfälle des Träumers. Der Traum besteht aus zwei Teilen, die man als zwei

Träume betrachten kann, um die vergleichende Methode an ihnen anzuwenden. In dem ersten Teile heißt es unter anderem: „Die Lampen brennen nicht mehr"; im zweiten Teile heißt es wiederum: „er zündet die Lampe am Bette der Schwester an". Das Brennen der Lampen bedeutet soviel als das erotische Brennen. Weil die inzestuöse Erotik zu stark ist, in der Sprache des Traumes „immerfort brennt", kann sich die inzestfreie Erotik nicht entfalten. Darum brennen die Lampen im ersten Teil des Traumes nicht, sie sind, wie es scheint, daran durch eine Flut, die immerfort anwächst, gestört. In diesem Zusammenhange bedeutet diese immerfort andauernde Flut, wie im zweiten Teil die immerfort brennenden Lampen, die inzestuöse Erotik. Die unruhige, beängstigende Stimmung ist, wie wir bereits wissen, die Folge der erotischen Entbehrung. Man kann sie aber zugleich auch betrachten als die „Gewissens"- oder „Sicherungs"-Angst, die sich gegen das „Sündhafte" richtet.

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache so: Der Träumer lebte seit längerer Zeit in sexueller Abstinenz. Er liebte zu jener Zeit ein junges Mädchen, das ihm zwar sehr zugeneigt war, aber vorläufig die bloß freundschaftlichen Beziehungen nicht übertreten wollte. In Briefen nannte er sie oft: „Meine teuere Schwester." Wir sehen, wie diese erotische Entbehrung eine Regression auf das inzestuöse Gebiet bewirkt. Die inzestuöse Stimmung aber bewirkt ihrerseits eine Unterbindung des normalen Stroms des erotischen Gefühls: es entsteht fast eine Art Impotenz.

37. Der Traum ist eine Kompromißschöpfung von Wunsch und Gegenwunsch, von Trieb und Triebhemmung. Im Traume kommt das Verdrängte zum Ausdruck, aber meistens sich den Forderungen der Verdrängung ein Stück unterwerfend. Im extremen Fall kann es darum auch vorkommen, daß entweder der Wunsch unverhüllt sich durchsetzt, oder nur seine Knebelung durch den Gegenwunsch, durch die Hemmung die Traumszene beherrscht. In die eine Kategorie gehören jene offenen Wunscherfüllungsträume, wie die Hunger- und Durststillungsträume sind, sowie auch die ausgesprochenen sexuellen Träume (die man auch Pollutionsträume genannt hat), wie z. B. Traum Nr. 1 (dieses Kapitels), wo der Jüngling das Mädchen, das an sein Bett herantritt, vergewaltigt. In die andere Kategorie gehören jene Träume, wo sich das andere Extrem durchsetzt und die Wunscherfüllung zum Scheitern bringt, das sind die Angstträume.

Es sei darauf hingewiesen, daß nicht jeder Traum mit scheinbar peinlichem Inhalt als Angsttraum zu bewerten ist. Wir erinnern hier an den oben (dieses Kapitels, 33) angeführten „Christus-Traum", wo das Gekreuzigtwerden sich als im Dienste der Größensucht herausstellte, und der Traum als ein Trosttraum zu bewerten war. Die Traumanalysen leiten uns zum Schluß, daß die Gefühle, die man im Traume äußert, nicht aus den geträumten Situationen logisch folgen, sondern, umgekehrt, die Gefühle sind das

P r i m ä r e, d a s d e n T r a u m e r z e u g t. Folglich ist nur ein solcher Traum als Angsttraum zu bewerten, in dem der Angstaffekt irgendwie durchschimmert.

Ein Herr träumt:

Er geht mit Herrn NN. Ein Polizeihund läuft auf sie zu, womit er unzufrieden ist. Herr NN. wehrt sich mit der l i n k e n Hand gegen den Hund. (Er erwacht und hat dann als Fortsetzung des Traumes die folgende) V i s i o n: Eine große Schildkröte.

Das Erwachen aus dem Traume entlarvt ihn als einen Angsttraum. Denn jeder Traum ist in erster Linie ein „Wächter des Schlafes", ein „Bequemlichkeitstraum". Bringt uns aber die Traumsituation zum Erwachen, so bedeutet das das Scheitern der Traumfunktion, wir haben vor uns einen Angsttraum, wenn auch der Träumer nicht ausdrücklich den Angstaffekt angibt.

Unser Träumer hatte vor dreißig Jahren als Kind folgenden Traum:

Er befindet sich am Ufer der . . . (Der Lieblingsort für die Spiele mit den Gefährten.) Es erscheint eine riesige Schildkröte, die in Galopp auf ihn zurennt. (In großer, herzklopfender Angst erwacht er.)

A n a l y s e. Der Herr NN. ist ein Doppelgänger des Träumers, denn er wehrt sich gegen den Hund, mit dessen Erscheinen der Träumer unzufrieden ist. Die l i n k e Hand deutet auf etwas Verbotenes hin (was n i c h t r e c h t ist). Der Hund ist der Vertreter der schamlosen Sexualität. Der Traum zeigt uns den Kampf zwischen der extrem-tierischen („abgespaltenen") Sexualität und den Verdrängungstendenzen. Das Auftauchen der infantilen Vision zeigt uns die Quelle an, woher die sexuelle Konstellation des Traumes stammt: die Kindheit. — Zum letzteren Traum (aus der Kindheit) gibt der Träumer an: Schildkröten hat er damals am Traumtage bei einem widerlichen Kerl gesehen, der als Mieter in ihrem Hause wohnte; dieser hatte die Gewohnheit, das Kind zu liebkosen und auch zu reizen. Dadurch war, wie es scheint, ein Keim zum homoerotischen Erleben und zu dessen Abwehr gegeben. Nun im Zimmer dieses Kerls sah er die Tiere am Boden herumkriechen und staunte sie neugierig an, aber ohne Angst. Im Traume tritt eine riesige Schildkröte auf, wogegen die Tiere in der Wirklichkeit sehr klein waren. Wir sehen, wie die lauernde Angst die Impressionen des Tages umarbeitet. Die riesigen Dimensionen der geträumten Schildkröte sind der Ausdruck des riesigen Kampfes zwischen Libido und Verdrängung.

Zur Bekräftigung unserer Deutung führe ich noch einen Kindertraum des nämlichen Herrn an:

Der „Kerl" befindet sich im Zimmer. Das Kind fühlt sich sehr gepeinigt und kann nicht loskommen.

Wir sehen daraus, daß der Angstaffekt der beiden vorherigen Träume nicht auf die geträumte Situation (auf den Polizeihund und die riesige Schildkröte) zu beziehen sei, sondern ausschließlich auf die verdrängte oder zu verdrängende Erotik. Die geträumte Situation ist nur der Versuch, den Angstaffekt sozusagen rational zu begründen.

Denn neurotische Angst taucht ursprünglich im Bewußtsein gegenstandslos auf, entweder in Form unmotivierten Angstanfalles oder als „ängstliche Erwartung" oder Unruhe unbestimmter Natur. Der Angstzustand wird aber bald vom Bewußtsein irgendwie plausibel begründet, durch diese oder jene Situation gleichsam motiviert. Die Angst ist immer bereit, „sich mit irgendeinem passenden Vorstellungsinhalt zu verbinden" (Freud). Dadurch wird der Ausdehnungsbereich der Angst gleichsam verringert: in dem Rationalisierungsbestreben äußert sich eine „Eindämmungstendenz", welche „die Abgrenzung krankhafter Phänomene auf einzelne schärfer umrissene pathologische Typen und Mechanismen" schafft[510]).

Es wäre noch richtiger zu sagen, der Angstaffekt wird nach außen projiziert und tritt uns von dort als drohende Gefahr entgegen. D. h. es liegt im Angstaffekt die Tendenz zur Wahnbildung verborgen.

38. Die Angstneurose hat auch auf dem Gebiete von Mythos und Sage zur Schöpfung von Angstgestalten geführt. So insbesondere zu den das „Alpdrücken" verursachenden Geistern, wie Alp, Mahr, Trude usw. Die Mahre „ist die Seele einer noch lebenden Person, die während des Schlafes den Körper verläßt und sich auf den Körper des Mitmenschen setzt und ihn quält. In der Regel ist sie weiblicher Gestalt. Oft ist sie die Seele der Geliebten, die ihren Liebsten im Schlafe drückt. Sie verläßt in Gestalt eines Tieres den Körper und wandelt als Katze, Hund, Maus, sehr oft auch als Strohhalm oder Flaumfeder während der Nacht umher. Durch Ast- und Schlüssellöcher kommt sie in die Stuben. Sie setzt sich auf des Schlafenden Brust und Kehle, daß er weder atmen noch schreien kann. Verstopft man Schlüssel- und Astloch, so kann man die Mahre fangen. Dann hat man während der Nacht in der Regel einen Strohhalm in der Hand. Mit Morgengrauen muß aber die Mahre ihre richtige Gestalt annehmen und dann ist sie meist ein nacktes Frauenzimmer".[511]) Die Quälgeister sind somit die Sexualobjekte, die Angst — die verwandelte Liebessehnsucht.

Wir sehen, daß den mythischen Angstgestalten die animistische Weltauffassung zugrunde liegt, die sich wiederum auf den Narzißmus stützt.

Wir sehen das am klarsten in folgender Erzählung aus einem mittelalterlichen Schriftsteller (Prätorius, Weltbeschreibung 2, 16): Zwei Mädchen sitzen nachts am Tisch, und die eine sagt:

Geist tue dich entzücken
Und tue jenen Knecht drücken!

„Darauf stieg ihr und der anderen Magd gleichsam ein schwarzer Rauch aus dem Halse und kroch zum Fenster hinaus, die Mägde fielen zugleich in tiefen Schlaf[512])." — Nach animistischer Auffassung zerfällt der Mensch in Körper und Seele, die sich vom Körper unter gewissen Voraussetzungen trennen kann. Während der schlafende Körper hier ruhig liegenbleibt, wandert der „Geist" fort, um jemanden als „Alp" zu belästigen. Die alpdrückenden Frauen befriedigen zur selben Zeit wie die sexuelle Phantasie der Frauen selbst, so auch die „ängstliche Erwartung" ihrer Sexualobjekte, der Männer.

Daß solchen angstneurotischen Phantasien wirkliche halluzinatorische Erlebnisse zugrunde liegen, ersieht man aus folgendem: Ein junger Mann meiner Beobachtung, der viele angstneurotische Symptome zeigt, übernachtet im Dorfe K. im Hotel. In der Nähe des Hotels fließt der Dorfbach vorbei, dessen Rauschen man vernimmt. Im Halbschlummer tritt die folgende Vision auf:

Unter dem Bette kommt plötzlich ein Mann zum Vorschein, klettert zu ihm aufs Bett (er hört das Knistern der Bettdecke), setzt sich ihm auf die Brust und würgt ihn. Mit großer Mühe und Anstrengung gelingt es ihm, zu sich zu kommen und das Gespenst zu verscheuchen.

Diese angstneurotische Vision ist nicht schwer als Ausfluß einer homosexuellen Begierde zu begreifen. Der junge Mann war wirklich in dem Alter von 15—18 Jahren häufig homosexuellen Versuchungen ausgesetzt, tiefe Spuren davon sind noch hinterblieben. Im Dorfe K. wohnt ein bekannter Analytiker, mit dem er im Leben eine gewisse Komplikation hatte, von dem er sich beeinträchtigt fühlte und den er trotzdem zur Konsultation aufsuchte. Er war gewissermaßen „aus dem Hinterhalt überfallen". Diese Situation benutzt nun die verdrängte Homosexualität und schafft eine angstneurotische Halluzination: er ist von einem Mann, der unter dem Bette hervorkommt, überfallen — eine typische Vergewaltigungsphantasie.

Zur weiteren Illustration noch folgende Alpsage: „War noch in Reinsbüttel bei Wesselburen bei einem Schmied in der Lehre, da ward ich auch einmal vom Nachtmahr geritten. Das war ein unangenehmes Gefühl. Ich konnte gar keine Luft schöpfen und wollte schreien, aber konnte nicht. Endlich gelang es mir, das Tier zu erwischen. Das war so glatt wie ein Aal[513])." Der Aal ist, wie die Schlange, ein Phallossymbol. Die verdrängte Masturbation äußert sich hier in der peinlichen ängstlichen Vision. Das erschwerte Atmen („ich konnte keine Luft schöpfen") ist die bekannte Begleiterscheinung des Koitus.

Wie fest der Glaube an die Quälgeister noch fast in unseren Tagen im Volke wurzelt, das ersieht man aus einer merkwürdigen Gerichtsverhandlung. Am 3. Juli 1891 stand in den Wiener Blättern zu lesen: „Eine Frau Fanny Strobl, Bedienerin, verklagte das Mädchen Marie Wirzar, weil ihr dieselbe fortwährend offene Korrespondenzkarten mit den Titulaturen: Menschenfresserin, Trud, Hexe, geschickt habe. Eine derartige Karte lautete wörtlich:

„Du Blutsaugerin, Du hast mir schon die ganze Brust ausgesogen, ich habe nichts mehr als die Haut, jede Nacht fährst Du durch den Rauchfang!"

„Die Schreiberin dieser Karte erzählte gestern dem Richter, daß ihr die Privatklägerin, seit sie (die Angeklagte) von ihr weggezogen sei, keine Ruhe lasse, sie von jedem Dienstplatze wegbringe und sie selbst während der Nacht besuche. Richter: Während der Nacht? Erklären Sie sich doch deutlicher. — Angeklagte: So eine Trud kommt wie ein Wind über die Menschen und betäubt sie. Wenn der Mensch zu sich kommen und ausrufen kann: ‚Jesus, Maria und Josef!' dann läßt sie nach. Die Frau (mit dem Finger auf die Privatklägerin weisend) ist eine solche Trud. Sie vertreibt mich aus jedem Posten, so daß ich nirgends länger als drei Wochen bleiben kann. Gegen 12 Uhr, wenn ich im Bette liege, kommt sie unter dem Bette hervor, setzt sich auf mich und saugt mir das Blut aus der Brust. Ich bin schon so matt, daß ich gar nicht mehr arbeiten kann. Früher war ich stark und gesund, jetzt bin ich ganz mager, weil sie mir schon alles Blut ausgesogen hat!"

„Jetzt schreit eine Frau aus dem Zuschauerraum: ‚Dös is auch wahr! Sie soll ihr a Ruh lassen. Ich hab' selber g'sehen, daß s' auf der Brust a ganz roten Fleck g'habt hat und am Arm is sie so zerbissen, daß man urdntlich die Zähn sieht!' "

„Der Richter wies die Frau mit strengen Worten zur Ruhe und vertagte die Verhandlung behufs Zuziehung des Gerichtspsychiaters[514])."

Wir wissen nicht, wie sich der Gerichtspsychiater über die Marie Wirzar geäußert hat. Jedenfalls fand sie im Publikum mit ihren Behauptungen Anklang; der Glaube an die Trud ist noch im Volke lebendig. In dem angeführten Falle haben wir es mit der verdrängten Homosexualität zu tun: die vermeintliche Trud besucht die Marie Wirzar nachts in ihrem Bette, setzt sich auf sie und saugt ihr das Blut aus der Brust. Die Angstwahnideen datieren von der Zeit an, da sie von der Frau Strobel wegzog: sie sind durch die unbefriedigte, homosexuelle Libido hervorgerufen.

Der Mechanismus, der den oben geschilderten Angstwahnideen (auf homosexueller Grundlage) zugrunde liegt, ist der folgende: Im Unbewußten gilt der Satz: „Ich (die Frau) liebe sie (die Frau)." Dieser Gedanke wird abgewehrt: „Ich liebe sie nicht — ich hasse sie ja vielmehr." Das steht aber in Widerspruch mit dem Liebes-

gefühl, das Haßgefühl sucht Stützpunkte, muß plausibel begründet werden, um bestehen zu können. Zu Hilfe kommt die Projektion: „Sie haßt mich, folglich muß auch ich sie hassen." So wird das Liebesobjekt in den Verfolger verwandelt, so daß jetzt der Wahn behaupten kann: „Ich liebe sie nicht — ich hasse sie vielmehr — weil sie mich verfolgt[515])."

Dieser Mechanismus läßt sich aber auch direkt aus der animistischen Auffassung ableiten: Aus der verdrängten Liebe entsteht Angst; animistisch wird aber jeder seelische Zustand, wie jede Krankheit auch, auf einen ihn bewirkenden Dämon, auf ein „Ich-Wesen" zurückgeführt (da doch für den Animisten jede Wirksamkeit Seelenhaftes bedeuten muß, hinter jedem Geschehen steht ein agierender Gott). Der paranoische Verfolgungswahn begegnet sich mit dem animistischen Wahn.

39. Die neurotische Angst ist die Folge angehäufter Sexualerregung, sie tritt dann auf, wenn der Äußerung der Libido irgendwelche Hemmungen in den Weg treten. Die neurotische Angst ist somit die Reaktion auf sexuelle Entbehrung. Diese müssen nicht notwendig nur physischer Natur sein. „Vermissen die Sinnesorgane nur kurze Zeit, etwa einige Tage, die sie so angenehm erregenden und befriedigenden Impressionen, so stellen sich beim Liebenden Depressionen des nervösen Zentralorgans ein, wie sie ganz ähnlich bei der Entziehung narkotischer Reizmittel, etwa des Morphiums, beobachtet werden. Die Sehnsucht ist in der Tat ein der Morphiumsucht verwandter Zustand des Nervensystems[516])."

Von der neurotischen „Entbehrungsangst", die durch äußere Umstände bedingt ist, muß man jene Angst unterscheiden, die durch gewaltsame Verdrängung erst geschaffen wird. Wir können in diesem Falle von „Verdrängungsangst" sprechen: hier ist die Anhäufung des erotischen Affektes gleichsam künstlich hervorgerufen. Wird die Verdrängung aufgehoben, so schwindet die Anhäufung und somit auch die Angst.

Wir haben früher auseinandergesetzt, daß ursprünglich die Angst nicht ein Produkt der Verdrängung, sondern selbst nur Verdrängungsmechanismus ist. Überall wo eine magische Gefahr droht, wo ein Tabu verletzt werden kann, tritt Angst auf. Später mit der Bildung aus den Tabuvorstellungen einer ethischen Instanz tritt die Angst entweder als Sicherung gegen das Verbrechen (Übertretung der ethischen Norm, des Tabuverbotes) oder nachträglich als Strafe auf. So entstehen die zwei anderen Arten der neurotischen Angst: die Straf- und die Sicherungsangst, die wir beide zusammenfassend als „Gewissensangst" bezeichnen können.

Zur Illustration der Gewissensangst folgender Fall:

„Ein Mörder hatte einen so furchtbaren Traum, in dem seine Opfer ihn mit glasigen Augen anstarrten und drohend auftraten,

so daß er den Untersuchungsrichter kommen ließ und ein volles Geständnis ablegte[517]).“

Seine Selbstbestrafung in Form von Angst war dem Mörder viel schrecklicher als die Strafen, die ihm von seiten der Gerechtigkeit drohten. — Ist bei Verdrängungsangst Aufgabe der Therapie Aufhebung der Verdrängung, so tritt bei der Strafangst noch die Notwendigkeit der „psychoanalytischen Absolution“ (Entwertung der Motive der Verdrängung) hinzu.

Auch die Angstträume mit inzestuösem Hintergrund sind Strafangstträume. So z. B. Traum Nr. 10 (S. 228). Er brachte in der Bildersprache der Mythologie den geschlechtlichen Verkehr mit der Mutter zur Darstellung. Der Angstaffekt am Ende des Traumes (das Zusammenfahren und Erwachen) ist die Reaktion gegen das Unerlaubte (Scheitern der Traumfunktion). Hier hat die Angst den Charakter der Selbstbestrafung, sie ist der Ausdruck des bedrückten Gewissens.

Die Angst- und Strafträume scheinen die Wunscherfüllungstheorie des Traumes in Frage zu stellen. Darauf antwortet aber Freud: „Eine Wunscherfüllung müßte gewiß Lust bringen, aber es fragt sich auch, wem? Natürlich dem, der den Wunsch hat. Vom Träumer ist uns aber bekannt, daß er zu seinen Wünschen ein ganz besonderes Verhältnis unterhält. Er verwirft sie, zensuriert sie, kurz, er mag sie nicht. Eine Erfüllung derselben kann ihm also keine Lust bringen, sondern nur das Gegenteil davon. Die Erfahrung zeigt dann, daß dieses Gegenteil . . . in der Form der Angst auftritt. Der Träumer kann also in seinem Verhältnis zu seinen Traumwünschen nur einer Summation von zwei Personen gleichgestellt werden, die doch durch eine starke Gemeinsamkeit verbunden sind. Anstatt aller weiteren Ausführungen biete ich Ihnen ein bekanntes Märchen, in welchem Sie die nämlichen Beziehungen wiederfinden werden: Eine gute Fee verspricht einem armen Menschenpaar, Mann und Frau, die Erfüllung ihrer drei ersten Wünsche. Sie sind selig und nehmen sich vor, diese drei Wünsche sorgfältig auszuwählen. Die Frau läßt sich aber durch den Duft von Bratwürstchen aus der nächsten Hütte verleiten, sich ein solches Paar Würstchen herzuwünschen. Flugs sind sie auch da; das ist die erste Wunscherfüllung. Nun wird der Mann böse und wünscht in seiner Erbitterung, daß die Würste der Frau an der Nase hängen mögen. Das vollzieht sich auch und die Würste sind von ihrem neuen Standort nicht wegzubringen; das ist nun die zweite Wunscherfüllung, aber der Wunsch ist der des Mannes; der Frau ist diese Wunscherfüllung sehr unangenehm. Sie wissen, wie es im Märchen weitergeht. Da die beiden im Grunde doch eines sind, Mann und Frau, muß der dritte Wunsch lauten, daß die Würstchen von der Nase der Frau weggehen mögen[518]).“ Das heißt außer den Wünschen, die Repräsentanten der partikulären Strebungen sind, gibt es noch einen Wunsch, der aus der Gesamtpersönlichkeit

des Träumers kommt. Jeder einzelne Wunsch, jede einzelne Regung, wenn sie allein zur Herrschaft kommen sollte, kann leicht zur Desorganisation, zum Zerfall des Ich führen. Der Wunsch des Ich, sich selbst gesund zu erhalten, d. h. die eigene Integrität zu wahren, kann sich auch traumbildend auswirken. Wenn in den gewöhnlichen Träumen der unbewußte traumbildende Wunsch dem Verdrängten angehört, so ist es bei den Strafträumen gleichfalls „ein unbewußter Wunsch, den wir aber nicht dem Verdrängten, sondern dem ‚Ich‘ zurechnen müssen“.[519])

40. Wie sich die Strafangst völkerpsychologisch auswirkt, wollen wir an der Hand von Volkssagen zeigen. Hier z. B. eine pommersche Sage:

> Vor langen Jahren hat in Saal (Kreis Franzburg) eine Bauernfrau mit Namen Brummshagensch gelebt, die öfter Reisende, namentlich Vieh- und Pferdehändler, mit ihrem Fuhrwerk nach Rostock beförderte. Eines Tages hatte sie einen Viehhändler dorthin zu fahren, der eine wohlgefüllte Geldkatze um seinen Leib geschnallt trug. Diesen Mann soll Brummshagensch in ihrer Geldgier umgebracht haben. *Seitdem aber soll die Ruhe von ihr gewichen sein* und nach ihrem Tode ging sie als Spuk um, indem sie ins Dorf Kommenden oder aus dem Dorf Gehenden aufhockte, *ihnen Angst* und Beschwerden verursachte und sie am Weitergehen hinderte. Den Leuten blieb schließlich nichts anderes übrig, als den Saaler Pastor zu Rate zu ziehen. Dieser bannte nun Brummshagensch an eine bestimmte Stelle des Saaler Holzes, des sogenannten Kuhläger, und erlaubte ihr, von hier jedes Jahr nur um einen Hahnenschrei näher nach Saal heranzukommen. Eine Zeitlang ließ Brummshagensch nun nichts mehr von sich hören. Als sie dann aber von neuem in der Nähe des Dorfes zu rumoren begann, wurde sie zum zweiten Male nach dem Kuhläger gebannt und jetzt wurde ihr gestattet, alle Jahre einen Hahnentritt näher zu kommen. Seitdem ist sie nicht wieder aus dem Walde herausgekommen. *Im Walde aber spukt sie bis auf den heutigen Tag weiter*[520]).

Brummshagensch ist der geldgierige Verbrecher, der noch insgeheim in den Menschen lebt. Das alte Weib führt das aus, wozu bei den meisten schon der Mut fehlt. Die Reaktion gegen die kriminelle Tat ist der starke Angstaffekt: Brummshagensch verliert ihre Ruhe, läuft nach dem Tode als Spuk herum, der den Leuten Angst einflößt. Die Menschen projizieren ihre Angst nach außen und deuten sie in eine Angst vor dem Verbrecher um: sie ist aber die Angst vor dem „*Verbrecher in uns*“. Die Bannung des Spukgeistes an einen bestimmten Ort ist der ethnopsychologische Ausdruck der „Eindämmungstendenz“. Die Bannung will aber nicht so leicht gelingen, was von der Stärke des kriminellen Komplexes zeugt.

Die hemmende Funktion der Angst, die die Tat auszuführen hin-

dert — die Abwehrreaktion gegen das Kriminelle — tritt sehr häufig in den Sagen von Schatzgräbern auf. Hier einige Proben. Ein Knecht hört eine Stimme, die ihm in der Nacht zuruft: „Geh dorthin, wo der Schatz begraben liegt, es soll dein Glück sein." Als der Knecht an Ort und Stelle war, gewahrte er eine Tür, an welcher ein Schloß hing. Als er das Schloß erbrechen will, „sieht er plötzlich sich zur Seite eine Gestalt auftauchen, welche eine Flinte auf ihn anlegt. Da konnte er sich nicht mehr halten und stieß Laute des Schreckens aus. In demselben Augenblick verschwand die Tür vor seinen Augen". In einer anderen Sage machen sich einige Burschen in der Nacht daran, einen Schatz zu heben. Alles war im besten Zuge, „als plötzlich ein Wagen angefahren kam, welchen ein Kutscher ohne Kopf lenkte. In demselben Augenblick, wo der Wagen nahe herangekommen war, erhob sich ein gewaltiger Wind, die Laterne verlosch und die Schatzgräber liefen entsetzt davon".[521]) Es gibt eine Unmenge solcher Sagen. Ihnen allen ist gemein, daß vor der Vollbringung der Tat plötzlich ein Hemmnis eintritt, irgendeine Schreckgestalt, die den Helden in Angst versetzt und die Tat zu unterlassen zwingt. Wo aber die präventive Angst nicht genügt, um die „böse" Tat zu verhindern, wirkt sie sich nachträglich als Strafangst aus. —

Daß es Selbstbestrafung geben kann, mutet auf den ersten Blick befremdend an. Ist man aber tiefer in die psychologische Erkenntnis eingedrungen, wundert man sich nicht mehr darüber. Denn es liegt in der Strafe, in welcher Form sie auch auftritt, eine erlösende Wirkung. Den Zusammenhang haben wir schon einmal berührt, er ist erstens magischer und dann infantiler Natur.

Der magische Hintergrund der erlösenden Wirkung der Strafe liegt im folgenden Ideengang: Wie der Untergang der Sonne die Voraussetzung ist für ihr künftiges Aufgehen, so ist der Tod die Voraussetzung des Lebens. Das Leiden ist aber eine abgeschwächte Form des Todes, sozusagen ein partieller Tod, Aufopferung eines Gliedes des Körpers nach dem Prinzip pars pro toto (die ursprünglichen kriminellen Strafen sind doch meistens Körperstrafen). Begeht jemand ein Verbrechen, so vergeht er sich gegen ein Tabu, das droht mit Unheil. Um dieses Unheil abzuwehren, kommt die Strafe (nach späterer religiöser Auffassung das Opfer an die Gottheit). Es scheint natürlich, diese Strafe an jenem zu vollziehen, der das drohende Unheil heraufbeschworen hat. Wenn aber der Verbrecher nicht zu erreichen ist, so begnügt man sich oft auch mit der Bestrafung eines Ersatzes. So bestrafte man in früheren Zeiten oft das Bild des Delinquenten. Das gegen den Verbrecher gesprochene Urteil wurde an seinem Bilde vollzogen: „das Gemälde des Verbrechers auf eben die Art und Weise als er selbst gestraft worden, also daß eben dasjenige, was das Bild eines Menschen ge-

wesen, auch das Bild der Strafe vorstellen muß".[522]) Das heißt die Strafe hat erlösenden Wert, sie ist eine magische Handlung, die den Zweck hat, das durch Verbrechen verursachte Unheil abzuwehren. Obgleich wir bewußt von dieser Auffassung fern zu stehen scheinen, benimmt sich aber unser Unbewußtes (in diesem Fall das Ideal-Ich), als hält es noch an dieser magischen Auffassung fest.

Der infantile Mensch betrachtet die Strafe als etwas, was ihm Anrecht auf zukünftige Seligkeit gibt. Denn die Eltern überhäufen es oft mit verstärkten Zärtlichkeiten, wenn sie es gestraft haben. Also auch vom infantilen Standpunkte hat Strafe erlösende Wirkung. Dieser Standpunkt wirkt sich auch religiös aus, indem insbesondere im Christentum behauptet wird: „Es gibt keinen anderen Weg zum Leben und zum wahren inneren Frieden als den Weg des Kreuzes" (d. h. des Leidens)[523]).

Wir sahen früher, in der Analyse der schlesischen Sage von den Wasserlissen, wie der Junge, weil er ein Verbot übertritt, von den Lissen gezüchtigt wird. Ebenso wird der Seher Teiresias von Athena geblendet, weil er die Freveltat begeht und seine Mutter im Bade belauscht. Der Neurotiker aber bestraft sich selbst, indem er seine Krankheitssymptome produziert. Hier wirkt sich noch eine psychologische Gesetzmäßigkeit aus: Jede Schmerzempfindung nämlich ist gewöhnlich von einem mehr oder weniger intensiven Unlustgefühl begleitet. Die feste Assoziation von Schmerz und Unlust ist, wie jede Assoziation, umkehrbar, d. h. Unlustgefühle können zu Schmerzempfindungen führen. Bei neurotischen Personen kommt es so weit, daß das Unlustgefühl der schuldbeladenen Psyche zu einem körperlichen Schmerz wirklich führt[524])[525]).

41. Wir haben oben von den Geburts- und Mutterleibsphantasien gesprochen. Freud sagt über diese Art Phantasien: „Sie enthalten sowohl die Aufklärung für die sonderbare Angst so vieler Menschen, lebendig begraben zu werden, als auch die tiefste unbewußte Begründung des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode, welches nur die Projektion in die Zukunft dieses unheimlichen Lebens vor der Geburt darstellt. Der Geburtsakt ist übrigens das erste Angsterlebnis und somit Quelle und Vorbild des Angstaffektes[526])."

Diese letztere Behauptung Freuds wollen wir näher prüfen. Ob der Geburtsakt ein Angsterlebnis sei, darüber läßt sich natürlich auf Grund unmittelbarer Beobachtung nichts entscheiden, weil wir doch keine ununterbrochene Erinnerung von dieser Zeit besitzen. In der Analyse stoßen wir jedoch auf manche Träume, die solchen Schluß nahelegen. Hier z. B. ein solcher Traum:

In der Umgegend seines Heimatdorfes. Er mit einigen Freunden besichtigen alte Ruinen. Er zeigt ihnen ein Loch in der Erde und erzählt, er erinnere sich, wie er einmal in diesem Loch steckengeblieben sei, konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts und mußte fast ersticken. Er mußte große Angst dabei ausstehen.

Wir wissen auch sonst, daß der Traum über ein viel weitgehenderes Gedächtnis verfügt, als das Wachleben. Und wir wissen auch, daß Erlebnisse aus der frühen Kindheit meistens nicht als Erinnerungen reproduziert werden, sondern als Wiederholungen in verschiedenen Symptomen (der „Wiederholungszwang"). Wir müssen also annehmen, daß manches, was in unserem wachen Erinnern nie reproduziert werden kann, irgendwie unser Traumleben beeinflussen kann.

Und jetzt sehen wir uns unseren Traum genauer an. Die Erde = Mutter. Das Loch in der Erde = Vagina. Das Steckenbleiben in diesem Loche, weder vorwärts noch rückwärts können = die Geburt. Diese wird als ein großes Angsterlebnis angegeben.

Ich muß noch die Bemerkung beifügen, daß der Analysand keine Ahnung von der angsterzeugenden Bedeutung der Geburt hatte, so daß er unbeeinflußt in diesem Punkte war. Ich selber verhielt mich auch skeptisch zu dieser Behauptung Freuds, erst dieser Traum machte mich über diesen Zusammenhang nachdenklich.

Der Träumer, von dem hier die Rede ist, war ein Mann mit ziemlich starkem Introversionshang. Nun muß für jeden Introvertierten das Verweilen im Mutterleibe, wo man von der Beziehung zu der Objektwelt befreit ist, wo man vor allen Schwierigkeiten und Beschwerden des Lebens geschützt ist, als höchstes Ideal erscheinen. Der Traum will besagen: Wie mir damals das plötzliche Hineingestoßenwerden in das Leben so viel Angst gemacht hat, ebenso bin ich jetzt ängstlich, mich in die Schwierigkeiten des Lebens zu werfen[527]).

Wenn auch also die Geburt das erste Angsterlebnis sei, so bringt uns diese Einsicht doch keinen Schritt näher zum Verständnis des Angstaffektes. Daß jedes Angsterlebnis seine Quelle und Vorbild in der Geburtsangst hat, sehe ich nicht ein. Jedesmal, wo der Mensch einer neuen Situation gegenübersteht, die auf seine Kräfte erheblichen Anspruch stellt, wo er nicht sicher ist, diesem Anspruch zu entsprechen(die Gefahrsituation realer oder magischer Natur), entsteht Angst. Warum wir diese Angst unbedingt auf die Geburtsangst zurückführen müssen, ist nicht einzusehen[527]a).

42. In der Mutterleibsphantasie liegt nicht nur die Sehnsucht nach Wiedergeburt, sondern zu gleicher Zeit eigentlich die Sehnsucht nach dem Tode. Aber wohlbemerkt die Sehnsucht nach jenem Tode, der als eine Voraussetzung des Lebens oder als eine Form des Lebens erscheint. Wir sahen oben, daß Freud der Meinung ist, daß die Mutterleibsphantasien den Glauben an die Unsterblichkeit begründen.

Wir wollen nun zusehen, wie der primitive Mensch den Tod betrachtet. „Dem altertum war der Tod kein tötendes wesen, bloß ein in die unterwelt abholendes . . . Hierzu stimmt die jüdische, vom Christentum behaltene vorstellung, des armen mannes seele wird

von engeln Gottes abgeholt und in Abrahams schoß getragen[528]).“ Nach altn. Glauben hieß es:

Zu Odin kommen die Edlen die das Eisen wegrafft
Und der Troß der Knechte zu Thor[529]).

Der Tod scheint dem primitiven Bewußtsein nur ein anders geartetes Leben zu sein.

Wie wenig ernst der Tod vom Primitiven genommen wird, folgt auch aus den verschiedenen Gebräuchen bei der Bestattung. „Eine der ältesten Sitten aller germanischen Stämme ist es, dem Toten in seinen Hügel dasjenige mitzugeben, was ihm im Leben teuer und wert gewesen ist, was er hier zu seinem Leben gebraucht hat . . . Schon aus der Steinzeit findet man Waffen, Handwerkzeuge, Schmucksachen in den Gräbern, die folgenden Zeitalter setzen die alte Sitte fort; Trinkhörner, Würfel, Glasbecher usw. treten zu den früheren Gegenständen, und als der nordische Wiking als Seekönig den Ozean auf seinen Barken durchfurchte, da bedurfte er des Schiffes auch noch nach dem Tode . . . Noch in diesem Jahrhundert legt man in Schweden den Toten Tabakspfeifen, Handmesser, ja selbst die gefüllte Branntweinflasche in den Sarg[530]).“

Die Sitte, den Toten ins Grab Waffen, Werkzeug, Schmuck usw. mitzugeben, hängt ursprünglich mit magischer Auffassung des Todes zusammen. Man dachte sich den Tod als eine geheimnisvolle magische Gewalt und fürchtete, von dieser magischen Gefahr irgendwie erfaßt zu werden. Nun gehören nach magischer Auffassung die Sachen eines Menschen zu ihm, wie nach unserer Vorstellung die Glieder seines Körpers. Das assoziative Denken, das zugrunde der magischen Auffassung liegt, zwingt dann den Überlebenden in folgender Weise zu handeln: Wenn der Tote für den Lebenden eine Gefahr bedeutet (die magische Ansteckungsgefahr), so geht dieselbe Gefahr auch von den Sachen aus, die dem Toten gehörten, die also mit ihm untrennbar verbunden sind, man muß sie also ebenso bestatten (oder verbrennen), wie man das mit dem Toten selbst tut. Bei manchen Stämmen wird sogar die Hütte, in der jemand gestorben ist, verbrannt oder jedenfalls verlassen, weil von ihr eine Gefahr ausgeht. Aber auf diesem Grunde entstehen dann sekundär Vorstellungen, wo man sich den Toten als fortlebend denkt. Denn wenn man dem Toten Sachen mit ins Grab gibt, so ist er nicht tot.

Wie stark diese Vorstellungen sind, sehen wir aus folgendem Brauch der Kohls, einer indischen Völkerschaft: „Der Tote, dessen Körper man eben verbrannt hat, wird von dem Pahan (Oberpriester), dem Teufelspriester und den Gästen nach vollendetem Leichenschmaus auf einem Felde, das ihm angehört hatte, gesucht: ‚Wo bist du jetzt? Bist du in der Chatu (einem aufgestellten Wassergefäß) oder bist du unter dem Dornstrauch?‘ Da keine Antwort erfolgt, wendet sich der Teufelspriester zu den Umstehenden, die

gemütlich ihr Sukul rauchen: ‚Nun, was weiß ich, wo er ist?' Jetzt wendet sich der Zug zu dem Bauernhause, das der Familie des Verstorbenen angehört hatte, zurück. Sie finden es verschlossen; mit dem Stocke schlägt der Pahan dreimal auf das niedrige Dach und fragt, wer drinnen ist. Er will erforschen, ob der Verstorbene sich in seinem Hause aufhalte. Und richtig, eine Stimme antwortet aus demselben: ‚Ich bin hier, was bringst du da draußen, bringst du Freude oder Schmerz?' Die Antwort lautet: ‚Für Trauer bring ich Freude' — und sofort öffnet sich die Tür und ein Mann, der sich vorher heimlich hinter dieselbe gestellt hatte, tritt heraus. Alle, der Pahan an der Spitze, blicken nun in das Haus, um zu sehen, ob in der fingerdick auf den Boden gestreuten Asche noch weitere Spuren enthalten seien, als die an der Tür von dem Manne herrührenden. Man ist befriedigt, als man nichts entdeckt. ‚Auf seinem Felde ist er nicht', sagt einer, ‚in seinem Hause auch nicht, wer weiß, wo er ist?' ‚Ob er aber in der Nacht nicht wieder in sein Haus kommt?' meint ein anderer; ‚wo soll er schlafen, wenn er keine Stätte gefunden hat?' ‚Gewiß, er kann noch kommen', bestätigt ein anderer, ‚darum macht die Asche glatt und bindet die Türe zu, damit niemand hereinkomme'. Nach dieser Weisung wendet sich der Mann seinem Hause zu und auch die übrigen Gäste zerstreuen sich. Kaum graut der Morgen, als sich auch schon vor dem Hause eine ziemliche Menge Menschen versammelt hat, die nur auf den Teufelspriester warten, um das Haus zu untersuchen . . . Da tritt der unheimlich aussehende Mann auch schon in den Hof und . . . nun untersucht der Pahan genau die auf den Boden gestreute Asche. Aber so sorgsam er auch bis in den äußersten Winkel spürt, er findet nichts und erklärt heraustretend, der Verstorbene müsse wohl bei Singbonga, dem guten Gotte . . ., einen Wohnort gefunden haben, auf der Erde gehe er nicht umher. Die Freude der Angehörigen ist groß und sofort gehen sie daran, das Haus von der Asche zu reinigen und wieder wohnlich zu machen[531])."

Wir sehen hier noch Spuren der ursprünglichen Auffassung: das Haus, wo der Verstorbene früher wohnte, ist gefährlich, man nähert sich dieser Stätte mit einer gewissen Ängstlichkeit. Später entspringt daraus der Gedanke, der Tote kann vielleicht in seinem Hause herumspuken. Das heißt aus der Angst vor der magischen (oder, wenn man will, der ansteckenden) Gefahr des Todes entwickelt sich die animistische Idee des Spukes, des Herumirrens des Verstorbenen: wie die Seele den Körper während des Schlafes zeitweise verläßt und irgendwo herumschweift (der Traum), ebenso verläßt die Seele den Körper im Tode und spukt dann als Gespenst herum.

Es ist klar, daß der Tod vom animistischen Standpunkt kein gefürchteter Zustand zu sein braucht. Das heißt er ist ein gefürchteter und nicht gefürchteter Zustand zugleich (Polarität). Dem Primitiven ist der Tod nur ein Leben nach dem Tode. Oder das „hier nicht anwesend sein". Das ist auch aus dem Folgenden ersichtlich:

„Der Talmud Berachoth 58 b und demgemäß auch das Synagogenritual enthält die sonderbare Vorschrift: Wenn man einen Freund nach zwölf Monate langer Abwesenheit wiedersieht, so spricht man das Dankgebet: Gelobt seist du, o Herr König der Welt, der du die Toten wieder belebst[532])." Die längere Abwesenheit und der Tod sind also ein und dasselbe! Es ist derselbe Standpunkt, den auch unsere Kinder öfters annehmen. So erzählt z. B. Freud: „Von einem hochbegabten zehnjährigen Knaben hörte ich nach dem plötzlichen Tode seines Vaters zu meinem Erstaunen folgende Äußerung: Daß der Vater gestorben ist, verstehe ich, aber warum er nicht zum Nachtmahl nach Hause kommt, kann ich mir nicht erklären[533])."

Weil der animistisch Denkende den Tod nur als „ein Leben nach dem Tod" begreift, kann er leicht verleitet sein, den Tod sich zu wünschen. Leo Tolstoi schildert z. B. in seiner „Kindheit" folgendes: Der Jüngling Nikolaus wurde eines Tages wegen einiger Vergehen vom Lehrer getadelt und vom Vater gezüchtigt. Das Mädchen, das er liebte, war ihm nicht geneigt und tanzte lieber mit den anderen. Nikolaus fühlte sich darum unglücklich und von aller Welt verlassen. Da entspinnt sich bei ihm eine Todesphantasie: Er ist tot und liegt im Zimmer aufgebahrt; alle die Bösen, die ihn bis jetzt so verkannt haben, sie beweinen und beklagen ihn bitterlich. Sie stehen umher, erst jetzt haben sie begriffen, was sie an ihm verloren haben. „So wird . . . selbst der eigene Tod gewünscht, teils um den Angehörigen Schmerzen zu bereiten, teils um ihnen die Erkenntnis abzuringen, was sie an dem stets Zurückgesetzten verloren haben[534])."

In der geschilderten Todesphantasie wird das Ich des Nikolaus „auseinandergelegt": als toter Körper liegt Nikolaus dort im Zimmer aufgebahrt und wird von den Seinigen beweint; als unsterbliche Seele aber steht Nikolaus beiseite, beobachtet die Ereignisse und hat seine Freude daran. Diese Ich-Spaltung liegt vielleicht jeder Todessehnsucht zugrunde.

So führt uns das Todesproblem zum Narzißmus zurück. In der Narkissos-Sage hieß es, daß der schöne Jüngling sich selbst im Wasser erblickend, sich in die eigene Gestalt verliebt und in unbefriedigter Sehnsucht dahinschwindet; an seiner Stelle läßt die Erde eine nach ihm benannte Blume aufsprießen (Roscher, Lexikon usw.). Hier tritt der Tod als Folge der unbefriedigten Liebessehnsucht auf. Auch oben in der Todesphantasie des Jünglings Nikolaus ist dieses Moment vorhanden: weil sich Nikolaus in seiner Liebessehnsucht wie von seiten des Mädchens so auch von seiten der Eltern und Lehrer enttäuscht fühlt, sehnt er sich nach dem Tod.

In der Narkissos-Sage sehen wir noch folgendes: Narkissos ist gestorben. Aber aus seiner Vereinigung mit der Mutter-Erde ist neues Leben entstanden.

Wenn wir das zergliedern, so erhalten wir eigentlich zwei Gedanken: 1. Der Tod ist Voraussetzung des Lebens (d. h. wohl Voraussetzung für neues Leben). 2. Der Tod ist Vereinigung mit der Mutter. (Mutterleibsphantasie. Introversion.)

43. Aus all dem leuchtet es ohne weiteres ein, daß es auch Todessehnsuchtsträume geben muß. Die Todessehnsucht ist eben auch ein Wunsch, der traumbildend sich auswirken kann. Wir wollen einige Beispiele anführen.

> Traum (a): Er ist in einem Garten, in dem sich ein Sommertheater befindet. Vor dem offenen Eingang steht viel Publikum, so daß man draußen nicht viel vom Schauspiel zu sehen bekommt . . . Er tauscht seine Eintrittskarte gegen eine Sperrsitzkarte um und tritt in den Theatersaal ein, welcher ein kleines Zimmer ist, wo sich nur wenige Personen befinden . . . Man hört die gedämpften Töne einer Orgel . . . Er befindet sich wieder im Garten, an seiner Seite geht sein verstorbener Freund X. (Selbstmörder.) Im Garten sieht man merkwürdige hölzerne Gebäude, ohne Türen und Fenster.

Analyse. Der Anfang des Traumes versetzt uns in eine Zeit, wo der Träumer noch ganz jung war; da besuchte er oft ein solches Sommertheater. Gewöhnlich besaß er eine Karte, die nur zum Eintritt in den Garten berechtigte; bei großem Andrang bekam man meistens nichts vom Schauspiel zu sehen. Der Traum korrigiert die damalige ungünstige Situation, indem es dem Träumer jetzt gelingt, sich eine Sperrsitzkarte zu verschaffen.

Man hat das Leben so oft mit einem Schauspiel verglichen, wo das Schicksal das Amt des Regisseurs übernimmt. Der Träumende bekommt aber von diesem Schauspiel (wie früher in seiner Jugend) zu wenig zu sehen: Das Theater stellt nur ein kleines Zimmer vor. Das bezieht sich auf die Dürftigkeit seiner Lebensumstände, auf die Entbehrungen, unter denen er zu leiden hat.

Die Orgeltöne erinnern den Analysanden an Kirchen. Früher liebte er es, mit seiner Frau Kirchen zu besuchen, um der Kirchenmusik zu lauschen. Jetzt ist er mit der Frau entzweit, die übrigens, wie er meint, an seiner jetzigen Misere schuld ist. Er trägt sich mit dem Gedanken, die Frau zu verlassen. Der Traum sucht die jetzige trostlose Situation zu korrigieren: an Stelle der Frau geht an der Seite des Träumenden der verstorbene Freund. Die sich von der Frau abwendende Erotik schlägt den Weg zum verstorbenen Freund ein.

Er befindet sich jetzt in Gesellschaft eines Toten, d. h. im Totenreiche, worauf, wie es scheint, auch die hölzernen Gebäude ohne Tür und Fenster (= die Särge) hindeuten. Die gedämpften Töne der Orgel sind wohl als die Grabmusik aufzufassen. Er ist also tot, er

selbst ist der Selbstmörder. Die Liebe zum Freunde ist narzißstischer Natur (= die Liebe zum eigenen Doppelgänger).

Die von der Frau sich abwendende Libido geht in homosexuelle, zugleich in narzißstische Liebe über. Die erotischen Affekte suchen ihr Objekt. Im Narzißmus bleibt er aber unbefriedigt, die Erotik drängt darum zur Todessehnsucht. Bei einem altnorwegischen Dichter (Hávamál 50) heißt es doch: „Der Baum, der einsam im Dorfe steht, stirbt ab und nicht Laub noch Rinde halten ihn fürder warm; so ist der Mann, den niemand liebt, was soll er länger leben?“[535])

Der verstorbene Freund (der Selbstmörder) stellt den toten Körper des Träumenden dar. Seine unsterbliche Seele aber bleibt unversehrt und beobachtet ruhig die Ereignisse. Die Ich-Spaltung, die der Todessehnsucht zugrunde liegt, tritt hier klar zutage.

Traum (b): Man führt ihn irgendwohin, er ist zum Tode verurteilt. Es gelingt ihm aber zu entfliehen . . .

Er befindet sich in einem Hause im letzten Zimmer. Er hört, wie im nächsten Zimmer die Frau mit jemandem spricht. Durch die halboffene Tür bemerkt er einige Personen, anscheinend Spitzel, die ihn suchen. Er springt durch das Fenster, läuft um das Haus herum, springt durch ein Fenster an der anderen Seite des Hauses wieder hinein; er versteckt sich hinter dem Flügel der offen gebliebenen Tür. Er denkt sich dabei, daß die Spitzel ihn hier schwerlich vermuten werden.

Analyse. Als er sich zum Schlafen hinlegte, scharrte er am Tische, ohne dabei Bestimmtes im Sinne zu haben. Er stößt auf das offen liegende Taschenmesser und ergreift es. Sofort legt er es zurück, denkend: „Was willst du denn!“ Dieser sofort zurückgedrängte Selbstmordimpuls wird im Traume wieder lebendig.

Wir wollen mit unserer Analyse vorerst an dem letzten Teil des Traumes einsetzen. „Er befindet sich im letzten Zimmer.“ Das letzte Zimmer ist wohl der Sarg. Die Ursache des Selbstmordgedankens ist unmittelbar angegeben: „Die Frau im nächsten Zimmer spricht mit jemandem“, also nicht mit ihm, sondern mit einem anderen. Auch in diesem Traume ist es die unerfüllte Liebessehnsucht, die zum Selbstmord drängt.

„Er springt durch das Fenster.“ Einmal, nach einem heftigen Streit mit seiner Frau, wollte er wirklich durch das Fenster springen, wurde aber von der Frau verhindert. „Durch das Fenster springen“ bedeutet somit die Ausführung des Selbstmordes. Dem Selbstmordimpulse stellt sich jedoch der Selbsterhaltungstrieb entgegen und gewinnt diesmal die Oberhand: dem Träumer gelingt es, der drohenden Gefahr zu entgehen. Die umständliche Darstellung dieses Kampfes drückt der erste Teil des Traumes viel einfacher aus: „er ist zum Tode verurteilt, es gelingt ihm aber zu entfliehen.“

Der narzißstische Hintergrund des Traumes gibt sich im Ergreifen des Messers vor dem Einschlafen kund. Erinnern wir uns des Falles des Zwangsneurotikers, der seine Mutter mit einem Messer erstechen wollte. Das Messer ist wohl ein Symbol des männlichen Gliedes. Das Ergreifen des Messers gegen sich selbst ist ein narzißstischer Akt, da er sowohl auto- wie auch objekt-erotisch gedeutet werden kann. (Das Messer — der Phallos — wird gegen sich, als Objekt, gerichtet.)

Im Traume werden wirkliche Begebenheiten reproduziert. Der Analysand leitete vor einigen Jahren in Rußland eine kleine (geheime) Arbeiterversammlung. Sie befanden sich damals im letzten Zimmer des Hauses. Da erschien plötzlich die Polizei. Er stand nahe beim Fenster und wollte durch das Fenster die Flucht ergreifen. Es war aber schon zu spät und die Teilnehmer der Versammlung wurden verhaftet. Im Traume ist er viel glücklicher. Ein Jahr später ging er in die Deportation. Nach kurzer Zeit entfloh er jedoch. Auf dem Dampfschiff versteckte ihn ein (eingeweihter) Schiffsbeamter in seiner Kabine hinter einem Vorhang, die Tür blieb aber offen und es gingen Leute in verschiedenen Dienstangelegenheiten ein und aus. „Hier können mich die Spitzel jedenfalls nicht vermuten", so dachte er damals.

Der Traum erscheint jetzt als Trosttraum. Er will besagen: „Wie du schon einmal den Gefahren entronnen bist, so wird es dir auch jetzt gelingen, der Todesgefahr zu entgehen." Wahrlich, „die meisten begnügen sich mit den Selbstmordimpulsen", so daß „man beinahe den Eindruck gewinnt, daß viele Menschen nur durch ihre Selbstmordphantasien am Leben erhalten werden."[536])

Der nämliche Träumer erkrankte, als er kaum sechs Jahre alt war, ganz plötzlich und so gefährlich, daß der herbeigeholte Arzt seinen Zustand für hoffnungslos erklärte. Nach einigen Tagen war er jedoch wieder vollkommen gesund. An jenem Abend, wo er in der Nacht erkrankte, ging er mit dem Vater spazieren. Sie waren in einem Garten, wo Militärmusik spielte; spät abends kehrten sie zurück nach Hause. Nachts erwachte er und weinte wahrscheinlich, denn die Mutter war aufgestanden, um zu schauen, was mit ihm sei. Vor der Genesung hatte er die folgende Vision:

> Auf dem Dache eines Hauses steht der Kaminfeger, der ihn unbedingt mitnehmen will. Aus seiner rechten Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger bildet nun das Kind so was wie einen Revolver und schießt den Mann oben tot.

Aus dem Munde der Mutter wie auch der Großmutter weiß er, daß er aus seiner Bewußtlosigkeit, die einige Tage dauerte, mit den bezeichnenden Worten erwachte: „Jetzt habe ich ihn erschossen" —, und war bald wieder munter und gesund.

Diese Vision drückt wohl den Kampf mit dem Tode aus. Der

Kaminfeger ist die Figur, mit der man so häufig die Kinder einzuschüchtern sucht, man droht ihnen, der Kaminfeger werde sie fortschleppen, wenn sie nicht brav seien. Das Kind merkt aber bald, daß es der Tod ist, der einen für immer wegrafft. Somit wird der Kaminfeger zum Todesboten.

Das Haus, auf dessen Dach der Kaminfeger stand, befand sich als letztes in der Häuserreihe auf dem Wege zu jenem Garten. In der Vision befindet sich das Kind auf diesem Wege allein ohne Vater. Sollte vielleicht diese Vision zugleich eine Auflehnung gegen den Vater bedeuten? Auf dem Wege zur Lust wird das Kind vom Vater gestört, es verwandelt diesen in den häßlichen Kaminfeger und schießt ihn tot. Die Krankheit des Knaben dürfte von hysterischer Art gewesen sein, um die Liebe der Mutter (durch das Kranksein) in stärkerem Maße an sich zu ziehen[537]). Nachdem der Störer (wenn auch auf phantastische Weise) beseitigt war, konnte das Kind wieder gesund werden. Das Kind war durch unbefriedigte Liebessehnsucht zur Todessehnsucht gedrängt worden, hatte aber den Tod überwunden. Ebenso später der Erwachsene, wie dies uns die Analyse des Traumes (b) belehrt. Die Reaktionsweise des Erwachsenen ist bereits in der Kindheit vorgebildet, „eigentlich die ersten Kinderjahre den Rhythmus angeben, in dem sich das spätere Schicksal des Menschen erfüllt".[538])

44. Den narzißstischen Hintergrund der Todessehnsucht treffen wir auch bei Arnold Böcklin an. Daß er die Todessehnsucht kannte, wäre schon daraus zu vermuten, daß er die „Toteninsel" schuf. Man berichtet über Böcklin folgendes: „Im Sommer des Jahres 1880 hatten die schmerzhaften Leiden (Gelenkentzündung) eine schwere Nervendepression des Meisters herbeigeführt. Zu seiner Arbeitsunlust waren Müdigkeit und so starke Melancholie hinzugekommen, daß seine Umgebung ernsthaft um ihn besorgt wurde . . . Er reiste in Begleitung Friedrich Albert Schmidts im Juli nach Ischia, der reizenden Neapel vorliegenden Insel, um dort unter der glühenden Sonne des schönsten Sommerhimmels und in den blauen Wellen des Golfes eine Linderung seiner Schmerzen zu suchen. Jedenfalls aber reiste er noch recht hoffnungslos ab, ein niedergeschlagener Sklave seines Leidens und seine letzten trüben Worte an die Gattin waren, sie würde ihn nur gesund oder gar nicht in Florenz wiedersehen. Ob ihm der Gedanke an Selbstmord diese Worte eingab, oder ob sie bloß den eventuellen Plan einer dauernden Übersiedlung nach Süden andeuteten, läßt sich heute nicht mehr sagen. Jedenfalls war die damalige Gefühlsdepression Böcklins so stark, daß er in den ewigen Stunden des Schmerzes wohl oft mit dem Gedanken an einen freiwilligen Tod ernsthaft und überlegt gespielt haben mag[539])." Schmidt hat „aus dem Munde Böcklins erfahren, daß in jenen Julitagen des Jahres 1880 der Anblick der Festung von Ischia mit ihren steinernen Kasematten die Konzep-

tion der ‚Toteninsel' angeregt hat".[540]) Der Anblick der Festung von Ischia wirkte bloß wie der Reiz im Assoziationsexperiment. Daß bei Böcklin narzißstische Regungen in der Tat noch aktuell waren, folgt aus seiner Arbeitsweise: „Modelle betraten nie sein Atelier. Den nackten Körper studierte er im Spiegel an sich selbst[541])." Der Narzißmus äußert sich darin ziemlich unverhüllt. Erinnern wir uns nun an das Selbstbildnis Böcklins, wo der Tod ihm auf der Geige vorspielt und der Künstler mit gespannter Aufmerksamkeit zuhorcht. Es ist die symbolische Darstellung der Todessehnsucht und des Narzißmus zugleich.

45. Die oben entwickelten Beziehungen und Zusammenhänge verhelfen uns auch manchen Totenbrauch und Aberglauben zu begreifen. Hier nur einige wenige Illustrationen. Aus Dithmarschen z. B. wird erzählt: „Früher fand hier (bei Begräbnisfeierlichkeiten) ein sogenanntes Chorsingen statt, indem ein Sänger, der gleichsam den Verstorbenen repräsentierte, den ersten Teil, die erste Hälfte einer Strophe, und der ganze Chor die andere Hälfte sang. In St. Annen mußte sogar früher ein Knabe ins Grab steigen und so auf dem Sarge stehend singen[541])." Der Chor trägt hier gleichsam sich selbst zum Grab: indem der Chor in der Person des Chorführers sich mit dem Toten identifiziert, lebt er gleichsam die eigene Beisetzung mit. Es ist die Dramatisierung der narzißstischen Ich-Spaltung.

Die dramatische Vorführung (und das ist jedes öffentliche Leichengeleit) bringt die allgemeine Todessehnsucht zum Abreagieren. Man ist nun wieder froh und lebenslustig, darum der Leichenschmaus. „Früher scheint man bei Trauermahlzeiten tüchtig gezecht zu haben. In Ketelsbüttl, Kirchspiel Meldorf in Süddithmarschen, soll man sogar um den Sarg getanzt haben, was auch noch vor nicht gar vielen Jahren in Schlichting geschehen ist[542])."

Der Zusammenhang zwischen Todessehnsucht und verdrängter Erotik ist aus dem folgenden Glauben ersichtlich: „Das Volk erzählt viele Sagen von gespenstischen Leichenzügen . . . Geistersichtige Leute gab es früher fast in jedem Dorfe, und alle Sagen stimmen darin überein, daß einen (gespenstischen) Leichenzug sehen, ein hübscher Anblick sein soll, während ein Brautzug häßlich aussehe, da die Braut mit dem Haare um die Zähne auf dem Wagen sitze[543])." Wer einen Brautzug häßlich findet, der sieht gerne einen Leichenzug: die verdrängte Erotik schlägt in Todessehnsucht um.

Der narzißstische Hintergrund der Todessehnsucht offenbart sich auch in der allgemein verbreiteten Sitte, im Hause, wo ein Verstorbener liegt, die Spiegel zu verhängen. Der Spiegel ist doch das äußere Hilfsmittel, die Ich-Spaltung (Ich-Verdoppelung) hervorzurufen. In Königsberg z. B. verhängt man den Spiegel, „weil sonst die Leiche sich darin besieht und die Angehörigen auch

später deren Abbild darin erblicken".[544]) Hier tritt die Identifikation des Spiegelschauers mit dem Toten klar zutage. —

Die Identifikation mit dem Toten, die durch alle diese Gebräuche und Anschauungen hindurchschimmert, ist der Hauptgrund, warum dem Primitiven der Tod als eine gefährliche Magie (als eine magische Gefahr) erscheint. Der Tote droht den Lebenden nach sich zu ziehen, es geht vom Toten eine gefährliche Anziehungskraft aus, der Tod ist gleichsam ansteckend. Darum ist der Mord verabscheuungswürdig, er setzt in der primitiven Gemeinschaft eine gefährliche magische Potenz.

46. W. Stekel berichtet über den Selbstmordversuch „eines hochbegabten Künstlers, der sich von einem Freunde eine große Dosis Ziankali geben ließ, dieselbe austrank in der sicheren Gewißheit, in den Tod zu gehen. Es hatte sich aber nur um eine gehörige Dosis Bromkali gehandelt, denn der Ärmste erwachte nach einem etwas längeren Schlaf mit einem dumpfen Kopf und war dem Leben wiedergegeben. Auch dieser Patient litt ebenso wie unter Zwangsvorstellungen und Selbstmordimpulsen unter den Vorwürfen, die er sich wegen der bis ins hohe Alter hinein getriebenen Onanie machte. Seine schwerste Zwangsvorstellung lautete: Es könnte ihm jemand entgegenkommen und an ihm ein Attentat verüben. Eigentlich eine homosexuelle Reminiszenz aus seinem 9. Lebensjahre".[545]) Der Selbstmord ist ein gegen sich selber gerichtetes sexuelles Attentat.

Zum Vergleich mit diesem Fall führen wir einen Angsttraum an:

> Ein Landstreicher kommt die breite Treppe eines großen Hauses hinauf und fordert bei ihm (dem Träumer) einige Pfennige, er droht mit einem großen Stock. In großer peinlicher Angst läuft der Träumende durch die Zimmer des Hauses fort . . . Er ist draußen. Aus dem Tor des Hauses, das sich in dasjenige verwandelte, wo seine Kindheit verflossen war, kommt der Landstreicher.

Analyse. Der Landstreicher ist eine wirkliche vom Analysanden oft gesehene, arm gekleidete Persönlichkeit, die er gewöhnlich traf, als er zu seiner Braut ging. Am letzten Tage hatte er große Sehnsucht, die Braut zu sehen, er hatte sie erwartet, sie kam aber nicht. Aus diesem und manchen anderen Gründen entschloß er sich, die Braut nicht wieder zu sehen. Abends wollte er in den Bibliothekkasten einen Bestellzettel werfen; das zu bestellende Buch handelte vom Leben der Landstreicher. Dann überlegte er sich, daß er morgen in der Bibliothek die Braut möglicherweise treffen könnte, und unterließ darum die Bestellung.

Die Deutung des Traumes liegt jetzt auf der Hand. Der Landstreicher befand sich gewöhnlich auf dem Wege, der den Analysanden zu seiner Braut führte. Die Vermeidung dieser, d. h. die

Verdrängung der Liebe zu ihr, hat die Form der Vermeidung des Landstreichers (des Buches über ihn) angenommen. Am Ende kommt der Landstreicher doch, d. h. die Überwindung der Liebe ist nicht gelungen, die Verdrängung ist gescheitert. Der wiederauftauchende erotische Affekt hat aber die Verdrängungstendenz gegen sich: der Träumer läuft fort. Aus diesem Widerstreit von Trieb und Gegentrieb scheint der Angstaffekt zu stammen, der die in das Gegenteil verwandelte Libido ist.

Der Landstreicher bedroht ihn mit dem Stock. Das kann als ein homosexuelles Attentat aufgefaßt werden[546]). In Stekels Fall hatte der Künstler die Zwangsidee, daß jemand ihm entgegenkommen und ein Attentat auf ihn verüben wird. Den Inhalt dieser Zwangsvorstellung realisiert nun unser Traum: dem Träumer kommt jemand entgegen, um das Attentat zu verüben. Aber in unserem Traume tritt an Stelle des Selbstmordes der Angstaffekt: der Selbstmord scheint nun ein Mittel zu sein, um der ungeheueren Angst zu entgehen.

Daß ein Zusammenhang zwischen Angst und Todessehnsucht gegeben ist, ersieht man auch bei manchem Dichter. So in Schillers Don Carlos:

Ich liebe ohne Hoffnung . . .
Mit Todesangst.

Ebenso bei Lenau, Don Juan:

Daß um dich Schönen weiht ein Todesgrauen,
Macht dich vielleicht gefährlicher den Frauen.

Der Zusammenhang zwischen unbefriedigter Libido, Angst und Todessehnsucht tritt hier klar zutage.

Die neurotische Angst, wie auch die Todessehnsucht, beide sind sie der Ausdruck unbefriedigter Libido; sie können darum einander ersetzen. Man kann auch zwischen beiden schwanken, dann tritt leicht eine Synthese beider ein: die Angst vor dem Tode, Todesgrauen. Auf dieser Grundlage nimmt der Todesbote die Züge eines Alp (Angstdämons) an.

Der Tod als Angstdämon tritt uns z. B. in einer kleinen Erzählung von G. P. S. Cabanis: „Fange! Klatsche! Eins, zwei, drei!" (in der Wochenschrift „Licht und Schatten", I. Jahrgang, Nr. 2, München 1910) entgegen.

Im Hofe des Schlosses spielen Gerd und Inge Ball. Vom Sims des breiten Eckturms hing ein Wildrosenstrauch nieder.

Geird war am Werfen. Als Inge nach dem Ball in der Luft schaute, fiel ihr Blick auf die Rosen, sie fing und hielt den Ball in den Händen.

„Was guckst du? Wirf!" rief der Junge ungeduldig.

„Hast du den Rosenstrauch gesehen oben am Turme?" fragte die Kleine . . . „Ob wohl einer es wagen würde, einen Zweig von dem Strauch zu holen, wenn seine Dame es forderte?"

„Wenn man sich vom Turmfenster aus vorsichtig aufs Gesims niederließe und sich an der Brüstung festhielte, könnte man den äußersten Zweig wohl erreichen", sagte er überlegend.

„Fang!" rief Inge und warf den Ball in die Höhe.

Gerd hatte die Hand am Kinn und sann; der Ball fiel unbeachtet zu Boden.

„Tolpatsch!" lachte das Mädchen.

„Du," sagte der Junge ernst, „jetzt bist du meine Dame, und ich bin dein Ritter, und ich hole dir den Zweig."

„Das tust du nicht."

„Und das tu ich doch!" Und weg war er . . .

Er war schon im Turme. Sie rannte hinterher, aber er hatte die schwere Tür ins Schloß fallen lassen, und das Kind konnte sie nicht öffnen. Einen halben, flüchtigen Blick schickte sie nach oben. Nein, sie vermochte es nicht, sie wollte es nicht sehen. Aufgeschrien hätte sie, und der Bruder wäre dann sicher herabgestürzt. Zerschmettert sah sie ihn schon zu ihren Füßen. Es preßte ihr den Hals zusammen, sie drückte die Hand gegen die Augen. Dann kniete sie nieder und faltete die Hände. Da fiel ein Schatten vor ihr ins Gras, sie hob die Augen: ein Mann in langem braunen Mantel, mit Stundenglas und Hippe schritt auf die Turmpforte zu — der Tod. Inge erbleichte, sie fühlte es, er kam, um Gerd zu holen.

Das Kind sprang in die Höhe und trat dem Knochenmann in den Weg. „Lieber Herr Tod," sagte sie, „die Tür ist verschlossen, du kannst nicht hinein. Komm! Spiele Ball mit mir. Ich weiß ein ganz neues Ballspiel, das heißt: Fange, klatsche, eins, zwei, drei, das ist so schön, das mußt du lernen."

Der Tod blieb stehen und sah verwundert auf das liebliche Kind nieder . . .

„Ich habe aber keinen Ball", sagte der Tod . . .

Inge sah sich flink um, in ihrer Herzensangst konnte sie den Ball nicht entdecken.

„Weißt du was? wir spielen mit deinem Kopf. Du kannst ihn ja doch — herunternehmen . . ."

„Bitte, bitte", drängte Inge wieder und hob die rosigen Patschhändchen; und da der Tod sich ein wenig zu ihr niederbeugte, faßte sie herzhaft zu, obgleich ihr innerlich schauderte, nach dem kalten, harten Schädel und hob ihn ab.

„Siehst du! So!" sagte sie schweratmend, und nun begann sie: „Fange, klatsche, eins, zwei, drei", und der Schädel flog klappernd in die Höhe und in ihre geschickten Händchen zurück . . .

Der Tod stand und rasselte mit seinen sämtlichen Knochen, sprechen konnte er ja nicht, da er seinen Kopf nicht bei sich hatte, und nach dem Kinde greifen konnte er auch nicht, weil er dazu hätte sehen müssen, und auch hierfür braucht man den

Kopf . . . Er stand also und klapperte und streckte die Hände zum Fangen aus . . .

Endlich öffnete sich die Turmpforte, und Gerd trat heraus, einen prächtigen Rosenzweig in die Höhe haltend. Da warf Inge dem Tod seinen Schädel zu, lief zum Bruder und hing sich schluchzend an seinen Hals.

Der Tod setzte den Schädel wieder auf, faßte Stundenglas und Hippe und ging davon . . .

Wir sehen hier, wie Bruder und Schwester in die Beziehung von Ritter und seiner Dame zueinander treten. Im Namen seiner Liebe ist der kleine Ritter zur Heldentat bereit. Vom Momente der Trennung mit dem geliebten Bruder überfällt die kleine Dame die ungeheure Angst. Als Produkt dieser übergroßen Angst ist die Halluzination des Todes, des Knochenmannes. Todesbote und Angstdämon fallen hier zusammen. —

Merkwürdig ist es, daß manche Menschen gerade in der letzten Stunde des Lebens halluzinatorisch ihre Liebe nochmals erleben. So berichtet J. Chr. Heer vom Tode seines Vaters, dem einige Jahre vorher derjenige der Mutter vorangegangen war: „Als der Achtzigjährige das Haupt selber ins Sterben neigte, da war sein letzter Gedanke bei der Mutter. In jenem Schlaf und Traum, der ihn vom Leben in den Tod hinüberführte, ging beständiges Liebesgeflüster über seine Lippen: ‚Bethli — Rehlein — du liebes, herziges — ich streichle dir das dunkle Haar. — Hörst du, wie schön die Töß rauscht? — Nein, in dieser Mondnacht gehen wir nicht so bald heim!‘“[547])

Ebenso schildert der Bornholmer Dichter Martin Andersen Nexö wie die alte Bäuerin, die „Großmutter“, stirbt. Da heißt es:

Großmutter lag eine Weile schweigend da und schöpfte Atem, während sie zu einem welken Heidekrautstrauß hinaufstarrte, der unter dem Balken hing.

„Den hat er (der verstorbene Mann) wahrhaftigen Gott für mich gebunden, das erstemal, als er unser Lager in der blühenden Heide machte. Er mocht' die Heide so schrecklich gern, Anders, und jedes Jahr nahm er mich aus dem Schlaf heraus und führte mich da hinaus, wenn sie blühte, bis zu allerletzt, bis er abgerufen wurd'. Ich war ihm immer neu, wie an dem ersten Tag — darum haben das Glück und die Freude auch beständig Wohnung in mir genommen . . .“

„. . . und ich gehe mit Frieden davon und kann ruhig in meinem Grabe liegen. Ich bin hier auf der Erde um nichts betrogen und ich hab' nichts, warum ich wiederkommen müßt' . . .[548]).“

Die alte Bäuerin wie auch der alte Heer, beide haben die Liebe voll gekostet, sie waren mit dem Leben zufrieden, sie sterben ruhig und in Frieden. Die Todesangst ist eben bloß ein neurotischer Zug. — — —

Die obigen so verschlungenen Erörterungen kurz zusammenfassend, können wir nun endgültig sagen: Der Traum (wie auch der Mythos) ist eine Wunscherfüllung. Nur muß man noch dabei beachten, daß nicht nur diese Wunscherfüllung nicht offen, sondern mannigfaltig entstellt zum Ausdruck kommt; der Wunsch selbst, der traumbildend sich auswirkt, kann erstens sich als Angst maskieren, und zweitens braucht der Wunsch nicht bloß ein Lebenswunsch zu sein, auch der Tod, wie auch das Leid überhaupt, kann unter Umständen gewünscht sein.

XIV. Die Affektverwandlung und der „primäre Bewegungsimpuls“

1. Unsere letzteren Ausführungen haben vor uns das Problem der „Affektverwandlung“ aufgerollt. Wir sahen, wie sich die verdrängte Erotik entweder in Angst oder in Todessehnsucht verwandelt. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß Philosophen uns einwenden werden, der eine Affekt könne sich doch nicht in den anderen verwandeln, wie soll das eigentlich vor sich gehen? Das eine Gefühl kann doch nicht seine Qualität ändern und etwas anderes werden! Wir können aber den Philosophen darauf antworten, die Sache verhalte sich so, „als ob“ die Qualität in eine andere übergeht. Oder vielmehr: Auch in der Physik sprechen wir von der Verwandlung der einen Qualität, z. B. der Wärme in die andere, z. B. in Arbeit. Natürlich sind Wärme und Arbeit als bestimmte wahrnehmbare Qualitäten ineinander unverwandelbar, aber jene Verwandlung, die die Physik behauptet und behaupten muß, will bloß besagen: die verschwundene Wärmemenge und die an ihre Stelle gewonnene Arbeitsmenge sind einander „äquivalent“, treten unter bestimmten Voraussetzungen füreinander ein, sind nur verschiedene Ausdrücke für dieselbe Wesenheit, die „Energie“. Nichts anderes meinen wir auch mit der „Affektverwandlung“: der eine Affekt tritt an Stelle des anderen. Die Tatsache der „Affektverwandlung“ deutet eben darauf hin, daß hinter der wahrnehmbaren Verschiedenheit der Affekte eine ihnen allen gemeinsame Natur steht.

Die Affektverwandlung läßt sich auch unter dem Gesichtswinkel der Affektverschiebung betrachten. In der neurotischen Angst z. B. verwandelt sich die Sehnsucht nach der geliebten Person in den gegenteiligen Affekt der Angst. D. h. die Libido verschiebt sich vom positiven Pol zum negativen, wenn wir die Liebe (das „Heimliche“) und die Angst (das „Unheimliche“) als einander polar entgegengesetzt erkennen.

2. Wir haben früher ausgeführt, daß die Angst ursprünglich eine Form der Verdrängung ist: weil der auf autoerotischer bzw. narzißstischer Stufe stehende Mensch in der sexuellen Hingabe eine Beeinträchtigung seiner Persönlichkeit erblickt, also eine ihm drohende Gefahr darin sieht, hat er vor dieser Hingabe Angst. Die Angst bedeutet also in diesem Falle die Verdrängung des sexuellen

Affektes. Die Verdrängung besteht aber hier in nichts anderem als in der Verwandlung des sexuellen Affektes in Angst: sie ist eine andere Daseinsform des Sexualaffektes. Später wird diese Beziehung auch umgekehrt (nach dem „Gesetz der Inversion"): wenn das Individuum auf Schwierigkeiten in der Liebesaffäre stößt, so verwandelt sich oft die unbefriedigte Libido in Angst.

In nächster Nähe der Affektverwandlung von Liebe in Angst steht das Schamgefühl. Wir haben früher gehört, daß die Scham Merkmale der sexuellen Aufgeregtheit an sich trägt: das Erröten, die Benommenheit. Das Schamgefühl dürfte nur die abgeschwächte Form der neurotischen Angst sein. Das Peinliche, das dem Schamgefühl anhaftet, kennzeichnet seinen hysterischen Ursprung: es ist die Sehnsucht nach dem Nackten, Begehrenswerten, und doch zugleich die Abneigung dagegen. Derselbe Konflikt also wie im Falle der Angst, nur graduell von ihr verschieden. Und wirklich, das Schamgefühl geht bei andauernder oder grober Verletzung leicht in Angst über. So berichtet Freud: „Eine Anzahl von unzweideutigen Beobachtungen hat mir gezeigt, daß ein erstes Zusammentreffen mit dem sexuellen Problem, eine einigermaßen plötzliche Enthüllung des bisher Verschleierten, z. B. durch den Anblick eines sexuellen Aktes, einer Mitteilung oder Lektüre, bei heranreifenden Mädchen eine Angstneurose hervorrufen kann[549])." In solchen Fällen ist die Schamhaftigkeit zu gewaltsam verletzt, das unbewußt Begehrte zu plötzlich vor das Bewußtsein gebracht worden, die gewöhnliche für das Alltagsleben berechnete Verdrängung genügt nicht mehr, weshalb die Scham bis zur Angst sich steigert.

Das Schamgefühl ist zu wenig exakt erforscht worden, man hat ihm, wie mir scheint, nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt. Es gibt hier manches Merkwürdiges, was dem entwickelten Bewußtsein des Kulturmenschen rätselhaft erscheint. So äußern manche primitive Völker Schamgefühl beim Essen, sie scheuen sich in Gegenwart anderer zu essen, es gilt als unanständig nicht abgewendet eine Mahlzeit einzunehmen. Sonst sind die betreffenden Völker nicht prüde, die Nacktheit geniert sie weniger[550]). Wie sollen wir das begreifen? In erster Linie ist darauf hinzuweisen, daß hier wiederum die Angst vor magischer Gefahr im Spiele ist. Alle Körperöffnungen sind für die Auffassung des Primitiven Pforten, durch die böse Geister in den Menschen hineindringen können. Jeder andere Mensch, insbesondere aber jeder Fremde, bedeutet für uns eine Gefahr, wir wissen nicht, ob er uns gut oder böse gesinnt ist, ob er nicht vielleicht seine magische Macht uns zum Schaden ausüben wird. Und darum muß man in seiner Gegenwart vorsichtig mit dem Essen sein, nicht die Pforte öffnen, durch die er seine böse Magie schicken könnte. Diese Angst wird später abgeschwächt: man betrachtet es bloß als unhöflich in fremder Gegenwart zu essen.

Der Primitive behandelt das Essen mit derselben Schamhaftig-

keit wie wir das Sexuelle. Es läßt sich vermuten, daß für den Primitiven das Essen noch eine erotische Bedeutung besitzt. Daß es so ist, kann man verschiedentlich beweisen. Ich will zuerst darauf hinweisen, daß z. B. die oben, Kap. XIII, 17—18, angeführte Analysandin, die unter Schuldbewußtsein litt wegen den „kindlichen Unarten", dasselbe Schuldbewußtsein auch auf das Essen übertrug. Sie litt unter einer starken Eßbegierde, verabscheute diese Begierde und verfiel ihr doch, machte sich heftige Vorwürfe darüber, ganz wie bei der Masturbation. Es war klar, daß sie das Essen erotisiert hat. Ebenso macht man oft die Beobachtung, daß Mädchen, die unter starker Sexualverdrängung stehen, an Eßunlust leiden: sie wollen sich keine Lust gönnen.

Freud nimmt an, daß die primitivste Äußerung der infantilen Erotik im Saugakt gegeben ist. Im Saugen an der Mutterbrust erlebt das Kind die erste erotische Lust. Daß es so ist, folgt auch daraus, daß viele Dichter das Saugen an der Mutterbrust zum Bilde der höchsten erotischen Lust erheben. Bei Goethe z. B. heißt es („Die Braut von Messina", V, 122):

Gierig saugt sie seines Mundes Flammen.

Ebenso heißt es bei Wieland:

drückt sie mit festem Schluß
An seine Brust und saugt den längsten Kuß,
Den Sehnsucht je geküßt, aus ihren warmen Lippen.

Ferner bei Lohenstein:

Wie sein Rubinenmund nach meinen Äpfeln lechzt
und als ein saugend Kind an den Granaten zeucht.
(Rosen 25.)[551])

Lohenstein vergleicht direkt den Kuß mit dem Saugen des Kindes an der Brust (an den „Granaten")!

Aus der Saugerotik entwickelt sich eine Eß- und Trinkerotik. Und da sehen wir dann, daß das Essen und Trinken bei primitiven Völkern dazu dient, Freundschaft und Gemeinschaft zu stiften. Bei den Eskimos z. B. liegt „im gemeinsamen Essen . . . der Ausdruck der Freundschaft".[552]) „Wie es selbst in zivilisierten Ländern manchmal der Fall ist, so folgt auch beim Eskimo nach gemachtem Kauf und Verkaufe eine kleine Mahlzeit . . . Auf ein ausgebreitetes Fell legt der Hausherr ein Stück halbgefrorenes Renntierfleisch . . ., schneidet ein Stück ab und schiebt es dem neben ihm Sitzenden zu. Dieses Fleisch macht nun, indem jeder davon ißt, die Runde . . . Erst nach beendetem Mahle beginnt das Gespräch[553])." Nach der Auffassung der Kajan (Borneo) gehört jeder, der in ihrem Hause gegessen hat, zu ihrem Stamm, genießt also ihren Schutz[554]). Auch nach arabischer Auffassung gehört ein Fremder, sogar der Feind, wenn er nur das Mahl mit den Leuten teilt, zu ihnen[555]).

Das gemeinsame Essen und Trinken, d. h. der gemeinsame Genuß, einigt die Menschen, verbindet sie miteinander. Im ge-

meinsamen Mahl kommt also das Objekterotische zum Ausdruck. Daraus folgt aber, daß das einsame Essen eigentlich ein autoerotischer Zug, ein Ausdruck der Introversion sei. Anders gesagt, die Schamhaftigkeit des Primitiven beim Essen ist einer autoerotischen Fixierung gleichzusetzen: der Primitive weigert sich durch den gemeinsamen Genuß in Verbindung mit den Mitmenschen zu treten.

Nicht anders ist aber auch unsere Schamhaftigkeit: das unreife Mädchen (die Unreife bedeutet doch nichts anderes als das Verharren in der autoerotischen Phase) widerstrebt sich, in die erotische Gemeinschaft mit dem Manne einzugehen. —

3. Auch der Haß kann als Affektverwandlung von Liebe und als Sicherung gegen sie auftreten. „‚Das Weib ist unser Feind' — wer so als Mann zu Männern spricht, aus dem redet der ungebändigte Trieb, der nicht nur sich selber, sondern auch seine Mittel haßt." (Nietzsche, Morgenröte, Aphor. 346.) Der Haß ist also die Verdrängung der Liebe, zugleich aber nur eine andere Daseinsform der Liebe.

Hier einige Illustrationen. „Ein 24jähriger Mensch enthauptete mit dem Beile seine Tante. Er war . . ., da die Mutter zeitig starb, bei der Tante erzogen. Diese vergötterte ihn . . . (und) hat, wahrscheinlich schon sehr zeitig, mit ihm Unzucht getrieben. Plötzlich fing er an, die Tante zu hassen und zu mißhandeln. Der geschlechtliche Umgang mit ihr war ihm zuwider." (Kraft-Ebing.) Was ist hier der Haß? — Die erwachte Reaktion gegen die inzestuöse Erotik, ihre Verdrängung. Der frei gewordene sexuelle Affekt setzt sich hier in Haß um.

Da die Grausamkeit eigentlich als potenzierter, aktiv gewordener Haß sich auffassen läßt, so gehört hierher auch folgender Fall: „Ein bekannter Don Juan in Kairo, der ein türkisches Fräulein belästigte, fiel auf Anraten ihres Vaters und Bruders einem Racheakte zum Opfer. Er wurde in das Palais eingeladen, wo die zarte Hand des Mädchens das Brechen seines erigierten Penis vollbrachte, um den Verführer unschädlich zu machen[556])." Die Türkin entledigt sich der sexuellen Aufregung durch den Akt der Grausamkeit.

Ebenso im folgenden Falle: „Der Weinhändler Bartle hatte schon mit 14 Jahren sexuelle Erregungen, jedoch entschiedenen Widerwillen gegen Befriedigung derselben durch Beischlaf bis zum Ekel gegen das weibliche Geschlecht. Schon damals kam ihm die Idee, Mädchen zu schneiden und sich dadurch geschlechtlich zu befriedigen. Er verzichtete aber darauf aus Mangel an Gelegenheit und Mut. Neunzehn Jahre alt, schnitt er zum ersten Male ein Mädchen. Hierbei entleerte er Samen, von mächtiger Lust erfüllt . . .[557])." Hier ist die Grausamkeit eine Verwandlungsform des sexuellen Triebes: die adäquate Befriedigungsform des Triebes wird verdrängt durch Verwandlung in Grausamkeit.

Die Beziehungen zwischen Haß und Angst liegen auf der Hand:

wir hassen alles, was uns Angst einzuflößen imstande ist. Man haßt den mächtigen Feind, ebenso die alte Hexe, vor der man sich ängstigt. *Der Haß ist nicht nur eine Sicherung gegen die Liebe, sondern auch gegen die Angst, die an Stelle der verdrängten Liebe treten sollte.*

Die Verdrängungstendenz des Hasses drückt sich auch im Begriffe des Häßlichen aus: das Häßliche ist uns verhaßt und, umgekehrt, erscheint uns zu oft das Verhaßte häßlich. Nach Grimm ist die ursprüngliche Bedeutung von *häßlich* haßhabend, feindselig. So z. B.: er redt und redt, iederman musz im zuhören, damit so macht er sich unholtselig das alle menschen im *heszlich* werden[558]). Im Russischen heißt hassen *nenawidetj*; das ist zusammengesetzt aus ne = nicht und widetj = sehen, d. h. nicht sehen mögen; man mag aber auch das Häßliche nicht gern sehen. Der häßliche Teufel und die häßliche Hexe sind Gestalten, die Angst einflößen. Auch der Tod wird oft in der Gestalt einer alten häßlichen grauenerregenden Frau dargestellt. Es besteht also eine Äquivalenz zwischen Haß, Häßlichkeit und Angst.

In manchen Märchen wird durch den häßlichen Frosch ein verwünschter Prinz dargestellt, den endlich eine arme Tochter, die Heldin des Märchens, heiratet. Der Frosch stellt „das Sexuell-Unheimliche, Ekelhafte dar. Durch diese Symbolik spricht die ursprüngliche sexuelle Abneigung und Sprödigkeit des Mädchens“.[559]) Solange das Mädchen ihre Erotik verdrängt, ist der Prinz ein häßlicher, unheimlicher Frosch; wird aber die Sexualverdrängung aufgehoben, so verwandelt sich der häßliche Frosch in einen schönen Prinzen. Später werden die Begriffe „Schön“ und „Häßlich“ verallgemeinert und bedeuten in übertragenem Sinne: die Tugend und das Laster.

Es ist wichtig, sich die interessante Reihenfolge zu merken: *Die Scham, die Angst, der Haß* (bzw. *das Häßliche und Ekelhafte*), *die Grausamkeit*. Die Scham ist die Form der nicht allzu starken, die Angst diejenige sehr intensiver Verdrängung. Im Haß und in der Grausamkeit tritt zu der intensiven Verdrängung noch ein starkes egoistisches Moment hinzu: die Psyche will sich des Peinlichen, das dem Angstzustande anhaftet, entledigen, indem sie es einem anderen zufügt.

4. Alle die oben geschilderten Zusammenhänge sind merkwürdigerweise in Hebbels „Judith“ anzutreffen. Wir geben darum an dieser Stelle eine kurze Analyse dieses Dramas[560]).

Judith schildert ihre Brautnacht: „Ach, und der Abend war so verlockend, so verführerisch, man konnt' ihm nicht widerstehen; der warme Wind hob meinen Schleier, als wollt' er sagen: nun ist's Zeit; aber ich hielt ihn fest, denn ich fühlte, wie mein Gesicht glühte und *ich schämte mich dessen.*“ Nun kommt Manasses zu ihr. Ihre weiteren Gefühle gibt Judith so wieder: „mir

ward wieder schwer und ängstlich, als ich mich mit Manasses allein befand". Im letzten Moment verstärkt sich der Widerstand und die Scham steigert sich bis zur Angst.

Aber der Bräutigam konnte selbst seine Angst nicht überwinden und so blieb die Ehe unvollzogen, eine Scheinehe, bis der Mann nach einigen Monaten starb. Die unbefriedigte Libido ruft bei Judith Selbstmordimpulse wach, denen sie durch übertriebene Frömmigkeit Einhalt zu tun wähnt. Denn sie sagt zu ihrer Dienerin Mirza: „Du hast oft gesehen, daß ich manchmal, wenn ich still am Webstuhl oder sonst bei einer Arbeit zu sitzen scheine, plötzlich ganz zusammenfalle und zu Gott zu beten anfange. Man hat mich deswegen fromm und gottesfürchtig genannt. Ich sage dir, Mirza, wenn ich das tue, so geschieht's, weil ich mich vor meinen Gedanken nicht mehr zu retten weiß. Mein Gebet ist dann ein Untertauchen in Gott, es ist nur eine andere Art von Selbstmord, ich springe in den Ewigen hinein wie Verzweifelnde in ein tiefes Wasser —." Darauf Mirza (mit Gewalt ablenkend): „Du sollst lieber in solchen Augenblicken vor einen Spiegel treten. Vor dem Glanz deiner Jugend und Schönheit würden die Nachtgespenster scheu und geblendet entweichen." Als wirksames Heilmittel gegen die Selbstmordgedanken wird hier der Narzißmus angepriesen. Aber dieser Vorschlag findet bei Judith kein williges Ohr: „Ha, Törin, kennst du die Frucht, die sich selber essen kann? Du wärest besser nicht jung und nicht schön, wenn du es für dich allein sein mußt." Die Objekterotik gewinnt also die Oberhand. Als Ephraim (ihr Verehrer) ihr von dem schrecklichen Holofernes und seinen Greueltaten erzählt, ruft Judith aus: „Ich möcht ihn sehen!" — Ephraim: „Wehe dir, wenn du von ihm gesehen würdest! . . . Hätte er dich in den Mauern der Stadt gewußt: deinetwegen allein wäre er gekommen!" — Judith (lächelnd): „Möcht' es so sein!" — Und sie geht dann ins Lager des Gefürchteten. Das Motiv ist wohl, um ihn zu erschlagen und dadurch das Volk Israel von dem mächtigen Feind zu befreien. „Aber des Weibes Problem lautet niemals: wie rette ich mein Volk?, sondern allzeit: wie werde ich mit dem Manne fertig?" (Wittels.) Mit Recht fragt nun später Mirza ihre Herrin: „Du sprachst von Rache. Eins muß ich dich fragen. Warum kamst du im Glanz deiner Schönheit in dieses Heidenlager?" — Judith: „Das Elend meines Volkes peitschte mich hierher, die dröhnende Hungersnot . . . Oh, nun bin ich wieder mit mir ausgesöhnt. Dies alles hatt' ich über mich selbst vergessen!" — Mirza: „Du hattest es vergessen. Das also war's nicht, was dich trieb, als du deine Hand in Blut tauchtest!"[561]) Die Idee, das Volk zu befreien, war nur das rationale, man möchte fast sagen heuchlerische Motiv ihrer Handlungsweise; das wahre, unbewußte Motiv hat Judith durch ihr „Versprechen" erst verraten.

Wir wollen jetzt zusehen — und das war das eigentliche Ziel

unserer Analyse —, wie sich die Affekte der Judith bei der Begegnung mit Holofernes entfalten.

Holofernes: Wahrlich, wahrlich, dies Weib ist begehrenswert!

Judith (richtet sich auf): Ja, ich hasse dich, ich verfluchte dich, und ich muß es dir sagen, du mußt wissen, wie ich dich hasse, wie ich dich verfluchte . . . Nun töte mich!

Holofernes: Dich töten? Morgen vielleicht, heute wollen wir miteinander zu Bett gehen.

Judith (für sich): Wie ist mir mit einmal so leicht!

Sie ist von Holofernes als Helden so bezaubert, daß sie endlich ausruft: „Gott meiner Väter, schütze mich vor mir selbst, daß ich nicht verehren muß, was ich verabscheue! Er ist ein Mann . . . Ich muß ihn morden, wenn ich nicht vor ihm knien soll."

Wir sehen jetzt klar, was dieser Haß und diese Grausamkeit bedeuten: die Ablehnung der Liebe. Weil Judith in ihren heimlichsten Gedanken längst Holofernes angehört, anderseits aber ihr Ideal-Ich sich dem widerstrebt, verwandelt sich die Erotik in Haß und Grausamkeit. „In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte", erzählt Judith. Als sie noch immer schwankt und zu ihrer Tat nicht Mut genug fassen kann, da bemerkt sie, wie Holofernes im Schlafe lächelt: „Er lächelt. Ich kenn's, dies Höllenlächeln; so lächelte er, als er mich zu sich niederzog, als er — Töt' ihn, Judith . . . Willst du zögern, bis die wieder hungrige Begier ihn weckt, bis er dich abermals ergreift und — — (sie haut des Holofernes Haupt ab)." — Die sexuell erregte Judith schwelgt in erotischen Phantasien, die grausame Tat aber setzt sich als Abwehrreaktion, als Sicherungstat durch. Die Grausamkeit ist die Verwandlung des intensiven erotischen Verlangens bei allzu intensiver Sexualablehnung. — —

Daß hinter der Grausamkeit öfter die Verdrängungsfunktion ihre Arbeit verrichtet, ist auch aus Folgendem ersichtlich. Der berüchtigte Marquis de Sade hat einen literarischen Entwurf hinterlassen, in welchem unter anderem zu lesen steht: „Beweis, daß die Frauen nach den großen Gesichtspunkten der Natur unnütze Geschöpfe sind, daß diese die ersten Männer ohne Frauen geschaffen hat, daß die Frauen von den Männern gefunden (trouvées) worden sind, die sie genossen haben, und daß die Art sich so vermehrt hat, aber daß sie doch nur ein sekundäres Mittel der Natur sind, wodurch sie selbst beraubt wird, sich ihrer ersten Mittel zu bedienen. Daß infolgedessen ein ihnen auf wirksame Weise zugefügter Schaden, der alle Frauen vernichte, oder auch der Vorsatz der Männer, nie wieder mit Frauen geschlechtlich zu verkehren, die Natur zwänge, um die Art zu erhalten, wieder zu ihren ersten Mitteln zurückzukehren[562])."

Entweder müssen also die Frauen vernichtet werden, oder wenigstens sollen die Männer mit den Frauen nicht mehr geschlechtlich

verkehren: die Grausamkeit und die Sexualablehnung sind selbst von diesem Hypersadisten einander gleichgestellt.

5. Die Verbindung der Grausamkeit mit der Äußerung der Libido ist eine rätselhafte Erscheinung, die der bisherigen Forschung viele Schwierigkeiten bereitete. Um das Rätselhafte an dieser Verbindung unserem Verständnis etwas näherzubringen, behaupten manche Forscher, daß „der Sexualtrieb der meisten Männer eine Beimengung von Aggression, von Neigung zur Überwältigung (zeigt), deren biologische Bedeutung in der Notwendigkeit liegen dürfte, den Widerstand des Sexualobjekts noch anders als durch Akte der Werbung zu überwinden. Der Sadismus entspräche dann einer selbständig gewordenen, übertriebenen, durch Verschiebung an die Hauptstelle gerückten, aggressiven Komponente des Sexualtriebes". Freud, von dem diese Worte stammen, erklärt einige Zeilen später: „Daß Grausamkeit und Sexualtrieb innigst zusammengehören, lehrt die Kulturgeschichte der Menschheit über jedem Zweifel, aber in der Aufklärung dieses Zusammenhanges ist man über die Betonung des aggressiven Moments der Libido nicht hinausgekommen[563])." Nun hat man aber mit Recht darauf hingewiesen, daß die aggressive Komponente der Sexualität noch nicht Sadismus sei: von diesem darf man erst dann sprechen, wenn „die Quelle der sexuellen Lust vom sexuellen Betätigungsgebiete auf das Gebiet der Aggression verschoben wurde. Der Sadist findet die sexuelle Endlust nicht darin, daß er Gewalt- oder Schmerzzufügung bei einer sexuellen Befriedigung ausführt, sondern behufs Besitzergreifung oder Schmerzerregung als Endzweck".[564]) Das heißt wenn auch der Libido eine aggressive Komponente beigemengt ist, so erklärt sich daraus noch keineswegs jene Übertreibung des Grausamkeitsmomentes, die augenscheinlich dazu führt, die Grausamkeit selbst lustvoll zu erleben.

Wie in der Neurose im allgemeinen, so spielt auch im Falle des Sadismus das Erlebnis eine viel wichtigere Rolle als ein eventuell angeborenes Moment. Wie schon Milieu und falsche Erziehung einer sadistischen Einstellung die Wege bahnen, sehen wir beim Marquis de Sade, der von sich selbst erzählt: „Durch meine Mutter mit dem höchsten Adel Frankreichs verwandt, durch meinen Vater mit den ausgezeichneten Familien des Languedoc in Verbindung, geboren in Paris, inmitten von Reichtum und Luxus, glaubte ich, sobald ich denken konnte, daß Natur und Glück sich vereinigt hätten, um ihre Gaben über mich auszuschütten. Ich glaubte es, weil man so einfältig war, es mir zu sagen, und dieses lächerliche Vorurteil machte mich hochmütig, despotisch und aufbrausend. Es schien, daß alles mir nachgeben mußte, daß die ganze Welt meinen Launen schmeicheln mußte und daß es mir allein zukam, mit ihr nach Belieben umzuspringen[565])." Wenn sich einmal ein solcher Hochmut ausgebildet hat, so ist es selbstverständlich, daß jeder noch so geringe Widerstand des Sexualobjekts eine Wut in dem selbst-

herrlichen Mann auslösen muß. Das heißt, im Sadismus spricht sich eine zu starke Betonung des narzißstischen Empfindens aus: der Widerstand des Sexualobjekts wird als Ich-Verletzung erlebt und dementsprechend darauf reagiert. Der Mechanismus bleibt auch in diesem Falle der nämliche, wie der früher von uns beschriebene: die auf Hemmnisse (innerer oder äußerer Natur) stoßende Libido schlägt in Grausamkeit um. Feinere Naturen verfallen der Angstneurose, gröbere (die über weniger innere Zucht verfügen) werden sadistisch (gegen das Sexualobjekt grausam).

In Oskar Wildes „Salome" finden wir den angegebenen Zusammenhang zwischen Hochmut und Sadismus wieder. Es ist lehrreich, die Szene zwischen Salome und Jochanaan zu verfolgen.

Salome: Jochanaan! ich liebe deinen Leib . . . er ist weiß wie der Schnee, der auf den Bergen Judäas liegt . . . Laß mich deinen Leib berühren.

Jochanaan: Hinweg von mir, du Tochter Babylons . . .

Salome: Dein Leib ist abscheulich, dem Leibe eines Aussätzigen gleicht er . . . Doch dein Haar liebe ich, Jochanaan . . . Die langen, dunklen Nächte sind nicht so schwarz . . . Laß mich deine Haare berühren.

Jochanaan: Hebe dich hinweg, du Tochter Sodoms . . .

Salome: Deine Haare sind schrecklich, sie starren von Staub und Schmutz . . . Deine Haare lieb ich nicht! Dein Mund ist es, den ich liebe, Jochanaan! . . . Deinen Mund will ich küssen, Jochanaan, ich will deinen Mund küssen!

Wir sehen, wie nach jeder Abweisung von seiten Jochanaans Salomes Zärtlichkeit ins Gegenteil umschlägt, was sie vorher so anziehend fand, scheint ihr jetzt abscheulich. Am Ende, als alle ihre Liebeswerbungen von Jochanaan entschieden zurückgewiesen werden, wird Salome ganz wütend und verlangt von Herodes das Haupt Jochanaans. Als sie es bekommt, spricht sie: „Ah, du wolltest mich deinen Mund nicht küssen lassen, Jochanaan, jetzt will ich ihn küssen, mit meinen Zähnen werde ich ihn beißen wie eine reife Frucht . . . Verschmäht hast du mich, Jochanaan, mich zurückgewiesen, schmähliche Worte gegen mich gesagt. Wie eine Dirne hast du mich behandelt, mich, Salome, die Tochter des Herodias, Prinzessin von Judäa, und nun, Jochanaan, ich lebe noch, doch du bist tot und dies dein Haupt ist mein." Eine Prinzessin ist nicht gewohnt, daß man ihre Wünsche nicht sofort in Erfüllung bringt. Der hemmungslose Mensch gerät sofort in Wut, wenn seine Libido auf ein Hindernis stößt. Als was erscheint unter diesem Gesichtswinkel der Sadist? Als der primitiv infantile hemmungslose Mensch, das vollste Gegenteil des (innerlich und äußerlich) gehemmten Angstneurotikers.

6. Sehr oft tritt der Sadismus als eine infantil-symbolische Handlung auf. Hier einige Illustrationen, in denen der infantile Hintergrund des Sadismus klar zutage tritt.

Von dem Prinzen Karl von Bourbon-Condé (gestorben 1750) wird erzählt: „Im Grunde ist er ein guter, sogar tugendhafter Mensch, geistreich, unterhaltend, begierig nach fruchtbringender Tätigkeit. Er neigte stets zur ‚Einhurerei' (monoputanisme), d. h. dazu, eine einzige Dirne zu lieben, und zwar beständig zu lieben und fordert auch von ihr unvernünftigerweise unbedingte Treue. Erfährt er das Gegenteil, so richtet sich seine Wut aber mehr gegen den Verführer als gegen die Verführte. Dann wird er rasend und hat gegen zwanzig blutige Zusammenstöße mit seinen Nebenbuhlern gehabt." „Außerdem liebte er sehr die gewaltsamen Entführungen von Frauen, für welchen Zweck er ein einsam gelegenes Lusthaus bereit hielt: Immer war seine Liebe mit etwas Gewaltsamem, Leidenschaftlichem, Finsterem verbunden[566])."

Fassen wir die hier verstreuten, charakteristischen Züge zusammen, so leuchtet es sofort ein, daß der Sadismus des Prinzen eine Verschiebung des infantilen Inzestes darstellt. Die Frau muß gewaltsam entführt werden, weil sie eine Stellvertreterin der Mutter ist, die doch einem anderen angehört. Der Prinz neigt zur „Einhurerei" — dies ist die monogamische Tendenz des Inzestes. Die Frau muß eine „Hure" sein, d. h. eine, die einem anderen bereits angehört hat, dadurch läßt sich ihre Identifizierung mit der Mutter leichter bewerkstelligen. Im Falle der Untreue richtet sich die Wut des Prinzen nicht gegen die Frau, sondern gegen den Nebenbuhler, mit dem es dann zu blutigen Zusammenstößen kommt. Der letztere Zug ist dem „Kampf mit dem Riesen" (= Vater) analog (Kap. XII, 7). In diesem Falle erscheint der Sadismus als eine symbolische Handlung, durch die die Identifikation der Dirne mit der Mutter bewerkstelligt wird.

In einem neu aufgefundenen Manuskripte des Marquis de Sade: „Les 120 journées de Sodome ou l'Ecole du Libertinage", wo eine Unmenge verschiedener sexueller Perversitäten beschrieben wird, und wo der Sadismus den breitesten Raum einnimmt, findet sich eine Schilderung des Herzogs, des Erfinders der dort beschriebenen Abenteuer: „Dieser fünfzigjährige Mann, dieser Riese, dieses ‚Meisterwerk der Natur', ist mit erstaunlichen, geschlechtlichen Kräften begabt, die de Sade höchst originell ausmalt. Er ist im Zustande der ‚ivresse de volupté' nicht mehr ein Mensch, sondern ein ‚wilder Tiger', aus dessen Augen Flammen sprühen, dessen Mund schäumt, der laut schreit, sich in schrecklichen Blasphemien ergeht . . . Seine Körperkräfte sind gewaltig, er ‚konnte ein Pferd zwischen seinen Beinen ersticken'. Seine gastronomischen Exzesse sind nicht weniger enorm, er verschlingt ungeheure Mengen, hält dreimal täglich drei sehr lange und reichliche Mahlzeiten, trinkt jedesmal dabei zehn Flaschen Burgunder[567])." Das Bild des Herzogs, das hier entworfen ist, seine übergroße, körperliche Stärke, seine Ausschweifungen im Essen und Trinken, das alles stempelt ihn zum

„Riesen", d. h. dem Vater, wie er dem infantilen Bewußtsein erscheint. Ein solches Ungeheuer kann selbstverständlich auch im sexuellen Akte nur Gewalt und Grausamkeit zum Ausdruck bringen. Kein Wunder, daß der auf dem infantilen Entwicklungsstadium zurückgebliebene Erwachsene Sadist wird: in den sadistischen Exzessen wird dann die infantile Identifikation mit dem Vater erlebt.

Die vom Marquis de Sade verratene sadistische Auffassung des Koitus entspricht einer infantilen Sexualtheorie, die entsteht, wenn die Kinder „durch irgendeine der häuslichen Zufälligkeiten zu Zeugen des elterlichen Sexualverkehrs werden, über den sie dann doch nur sehr unvollständige Wahrnehmungen machen können. Welches Stück desselben dann immer in ihre Beobachtung fällt, ob die gegenseitige Lage der beiden Personen oder die Geräusche oder gewisse Nebenumstände, sie gelangen in allen Fällen zur nämlichen, wir können sagen sadistischen Auffassung des Koitus, sehen in ihm etwas, was der stärkere Teil dem schwächeren antut, und vergleichen ihn, zumal die Knaben, mit einer Rauferei, wie sie sie aus ihrem Kinderverkehr kennen, und die ja auch der Beimengung sexueller Erregung nicht ermangelt".[568]) Dieses infantile Mißverständnis klingt noch z. B. in dem bekannten Ausdruck nach: „Du gehst zum Weib? — Vergiß die Peitsche nicht!" („Zarathustra".)

Was ist nach alldem der Sadismus? Eine hemmungslose Reaktion des hochmütigen Menschen auf verweigerte Liebe einerseits, anderseits aber ein symbolischer Inzest auf Grundlage eines infantilen Mißverständnisses des Wesens des Koitus. In beiden Fällen ist er aber eine Verwandlungsform der Libido.

7. Ein Gegenstück zum Sadismus (Lust am Schmerzzufügen und Gewalt den andern fühlen lassen) ist der Masochismus (Lust am eigenen Schmerz und Erniedrigung), dessen infantiler Hintergrund auch nicht schwer einzusehen ist. In de Sades Manuskript: „Les 120 journées de Sodome" findet sich eine Episode, die von einem alten Hofmann handelt: „Er muß", so wird dort erzählt, „vor der Dirne eine Lektion hersagen wie ein Schulknabe, muß bei jedem Fehler, den er macht, niederknien, um Schläge auf die Hände und das Gesäß zu empfangen, wie die Lehrer in der Schule es tun, wobei er mächtig angeschnauzt wird[569])." Die Dirne, vor der der Alte die Lektion hersagt und die ihn für die dabei gemachten Fehler straft, ist eine Deckfigur für die Mutter. Der Masochismus ist hier symbolischer Natur, der alte Hofmann schwelgt einfach in seinen Kindheitserinnerungen. Nicht die Schläge an und für sich sind dem Alten so angenehm, sondern sie werden es erst durch die bestimmte Szene (Hersagen der Lektion). Nicht der Schmerz wird hier erotisch empfunden, sondern die Frau, die den Schmerz unter ganz bestimmten Umständen zufügt.

Auch Judiths Hingabe an Holofernes hat einen masochistischen Hintergrund. Denn sie kommt zum Manne, den sie verachtet, und läßt sich von ihm überwältigen. Wir finden in „Judith“ folgendes Gespräch:

Judith: Herr, du müßtest mich verachten, wenn ich — wenn ich dich lieben könnte . . .

Holofernes: Gib mir deine Hand und erzähle mir von deinem Haß!

Judith: Meine Hand? O Hohn, der die Axt an die Wurzeln meiner Menschlichkeit legt! . . .

Um die Quelle dieser Selbsterniedrigung (des ideellen Masochismus) zu erfassen, müssen wir uns klarmachen, wer eigentlich Holofernes ist. Er ist das Ungeheuer, vor dem alle zittern, mit einem Worte, er ist der „Riese“ — der Vater. Der Vater, der strenge, strafende, demütigende Vater, bleibt dennoch in den Augen der Tochter der Held, das Ideal der Männlichkeit. Der ungeheuerliche Holofernes ist für Judith „ein Mann“, den sie bewundern muß, den sie sich auch in ihrem Hasse noch zum Muster nimmt. So sagt sie einmal zu Mirza: „O Mirza, dann werd' ich ein Held sein, ein Held wie Holofernes!“ Merkwürdig ist auch folgendes. Holofernes erzählt nämlich: „In meinen Jugendtagen hab' ich wohl, wenn ich einen Feind begegnete, statt mein eigenes Schwert zu ziehen, ihm das seinige aus der Hand gewunden und ihn damit niedergehauen.“ Ebenso aber verfährt Judith mit Holofernes selbst, sie erschlägt ihn mit seinem eigenen Schwerte.

Manche Frau muß vom Manne verschiedene Demütigungen erdulden, um ihn erst recht lieben zu können, sonst gelingt ihr scheint's die Identifikation des Geliebten mit dem Vater nicht. Es ist kein Zufall und keine Willkür, wenn Nietzsche die Phrase von der Peitsche einem Weibe selbst in den Mund legt. Die Selbsterniedrigung der Frau wurzelt in ihrem infantilen Verhältnis zum Vater.

Das infantile Erlebnis scheint somit auch für den Masochismus maßgebend zu sein. Die untergeordnete Stelle, die das Kind in der Familie einnimmt, die Demütigungen, die es von seiten der Eltern zu erdulden hat, erzeugen im Individuum masochistische Regungen. Mit Hilfe des Masochismus versetzt sich der Erwachsene in bezug auf das Sexualobjekt in die Lage des Kindes, die inzestuöse Bindung äußert sich in der „Wiederholung“ kindlicher Situationen. Man kann oft die Beobachtung machen, wie ein Kind, das vom Vater oder der Mutter gestraft worden war, nach einiger Zeit die Liebe des ihn Strafenden noch eifriger sucht. Denn die Straftat, die das Kind als eine Abwendung der Liebe der Eltern auffaßt, macht es noch begieriger nach dieser Liebe. So züchtet die Straftätigkeit der Eltern die künftigen Masochisten. Die Einsicht in diesen Zusammenhang dürfte zu weitgehenden, pädagogischen Konsequenzen führen. —

Ich will hier noch einen Fall von masochistischer Einstellung aus meiner Beobachtung einschalten. Es handelt sich um eine Frau, deren Ehe nicht zu den glücklichen gehörte. Der Mann war eher grob, von Ritterlichkeit keine Spur, an Zärtlichkeit mangelte es auch; er hatte immer etwas an ihr auszusetzen, und es machte ihm, wie es scheint, Freude, an ihr tausend Minderwertigkeiten herauszufinden und ihr sie vor Augen zu führen. Die Ehe wurde immer mehr unharmonisch, und je mehr die Ehe unharmonischer wurde, je mehr die Frau darunter litt, desto weniger konnte sie sich zusammenraffen und sich davon befreien. In einer der ersten Stunden der Analyse erzählt sie folgenden Traum:

Ihr Mann hat sie in einen Keller eingesperrt. Grau, wie in einem Kerker. Sie ist verzweifelt, sucht sich zu befreien, es kommt ihr aber der Gedanke, der Vater (der längst verstorben ist) wird böse sein, wenn sie aus dem Keller ausbricht.

Es ist klar, daß hier eine Identifikation des Mannes mit dem Vater vorliegt. Obgleich jener sie schlecht behandelt und in letzter Zeit ihr sogar untreu wurde, was sie genau wußte, kann sie sich von ihm nicht losmachen. Sich vom Manne losmachen, aus dem grauen Kerker sich befreien, ist dasselbe als sich vom Vater lossagen. Und das kann sie nicht.

Der Vater hat sie, als die jüngste, sehr geliebt, er war nur unzufrieden, daß sie ein Mädel und kein Bub sei. Er war mit ihr sehr zärtlich, zugleich aber auch sehr streng, suchte sie abzuhärten, zwang sie in gefährliche Situationen, die Mut fordern, und predigte ihr, keine Angst zu haben, in keiner Lage des Lebens, auch vor dem Tode keine Angst zu haben. Sie mußte auf hohe Bäume klettern, eigenwillige Gäule am Zügel führen usw. Sie tat das alles und hatte doch große Angst.

Dieses verfehlte Erziehungssystem züchtete aus dem Mädchen eine stark masochistische Natur. Denn alles über sich ergehen lassen, mutig alles ertragen können, bedeutete ihr soviel, als dem Vater zum Gefallen zu tun, die Liebe des Vaters durch Mut, Tapferkeit und Duldsamkeit zu erwerben.

Noch am Anfang der Analyse geschah es einmal, als sie zu mir ging, daß sie folgende Vision hatte:

Ihr Vater streckt aus dem Grabe die Hand zu ihr heraus. (Dieses Bild steht noch jetzt [während sie das erzählt] vor ihren Augen.)

Hier spricht sich die Angst aus durch die Analyse von ihrer Bindung an den Vater (und infolgedessen auch an den Mann) befreit zu werden: Der Vater mahnt sie also aus dem Grabe. Am Ende gab sie dieser Mahnung nach und lief aus der Analyse weg. —

Man übersieht oft den symbolischen Charakter des sado-masochistischen Komplexes und sucht ihn dann auf Komponenten des nor-

malen Sexualtriebes zurückzuführen. Man sagt z. B.: „Beim Sadismus sind es a k t i v e Komponenten der normalen Sexualität, welche erotische und andere infantile Partialtriebe wiedererwecken. Analog sind p a s s i v e Komponenten zur Entstehung des Masochismus nötig." „Der männliche Masochismus ist schwerer zu erklären als der männliche Sadismus. Denn dieser entsteht durch Vereinigung ausschließlich aktiver Elemente, der aktiven männlichen normalen Sexualkomponente und anderer gleichfalls a k t i v e n Bestrebungen (Grausamkeit, Aggression, Besudelungslust, Trotz u. a.) . . . Analog müßten beim Masochismus p a s s i v e erogene Triebe und andere passive Tendenzen durch eine normale passive Sexualkomponente reaktiviert werden[570])." Indem man die männliche Erotik als aktiv betrachtet, die weibliche dagegen als passiv, kommt man zu dem Schluß, daß eigentlich der Masochismus als angeblicher Ausdruck der Passivität unmännlich sei. Aus der Schwierigkeit der Tatsächlichkeit des männlichen Masochismus zieht man sich dann dadurch heraus, daß man behauptet, die aktiven Partialtriebe werden im Masochismus in eine passive Richtung umgekehrt. „Der Masochismus löst den Sadismus ab, er tritt an Stelle des Sadismus. Quantitativ ist der Masochismus, wenigstens beim Manne um so größer, je intensiver der vorausgegangene Sadismus war. Intensive Masochisten stammen aus sadistischen Familien. Ich kenne Fälle, welche mit fast ausschließlichem Sadismus in meine Behandlung kamen, bei welchen ich während der Analyse den Umschlag in den Masochismus selbst beobachten konnte[571])."

Der zitierte Autor sagt dann noch: „Wir können es also als Resultat der analytischen Erfahrung hinstellen, daß gewöhnlich sich der Masochismus aus dem Sadismus entwickelt." Er fügt aber beschränkend hinzu: „Wir werden aber auch direkte Quellen des Masochismus kennenlernen." Ich meine aber folgendes: Wie wenig die weibliche Sexualität beim genaueren Zusehen (worüber später ausführlicher) passiv ist, ebensowenig ist der Masochismus bloß ein Ausdruck von Passivität. Auch der Masochist sucht die bestimmten Situationen auf, arrangiert sie gewissermaßen, läuft sozusagen den Ohrfeigen nach. Das Bereithalten der Backe, um eine Ohrfeige zu bekommen, ist ebenso eine Tat wie die Ohrfeige selbst. Passiv ist nur derjenige Dulder, der alles über sich ergehen läßt, weil er nicht den nötigen Aufwand, um das Lästige abzuwehren, aufbringen kann. Derjenige aber, der das Leiden sucht, weil er daran seine höchste Lust erleben kann, ist nicht mehr passiv. Durch den bloßen Gegensatz von „aktiv — passiv" läßt sich darum die Beziehung von Sadismus und Masochismus nicht erklären. Ebensowenig durch den Gegensatz männlich — weiblich. Im Masochismus kommt nicht ausschließlich das Weibliche, sondern noch mehr das Kindische zum Ausdruck.

Richtig ist aber an den Behauptungen des obigen Autors, daß der Sadismus später in den Masochismus übergehen kann (wie übrigens auch umgekehrt). Das ist nicht schwer zu begreifen. Im Sadis-

mus spricht sich ein Stück infantiler Größensucht (das Nachahmen der falsch verstandenen Rolle des Vaters, wie auch überhaupt der Übermut des Narzißten) aus; im Masochismus dagegen kommt die Kleinsucht zum Ausdruck. Größensucht und Kleinsucht stehen aber in der Beziehung der Polarität zueinander. Das Umschlagen der einen Sucht in die andere ist dann eine Verschiebung von dem einen Pol zu dem anderen, was eben zum Wesen der Affektverwandlung gehört.

8. Früher, Kap XII, 2 (S. 170), haben wir die sadistische Vision eines keuschen Jünglings angeführt, wo er ein Mädchen im Bette liegend sieht, dann aus dem Dunkel eine Hand erscheint, die bereit ist, den Hals des Mädchens zu ergreifen. Später, Kap. XIII, 38 (S. 285), brachten wir die angstneurotische Vision eines jungen Mannes, wo unter dem Bett ein Mann zum Vorschein kommt, der sich auf seine Brust setzt und ihn würgt. Wenn wir die beiden Visionen miteinander vergleichen, so leuchtet uns ein, daß die Angstneurose ein masochistisch gefärbtes Erlebnis sei. Der Angstneurotiker produziert Phantasien masochistischen Inhalts. Beachten wir aber noch, daß die Szene, wo ich von den Plagegeistern malträtiert werde, doch eine Schöpfung meiner eigenen Phantasie ist, so besteht also der Masochismus des Angsterlebnisses in nichts anderem, als daß ich selbst sadistisch gegen mich bin.

Dasselbe wiederholt sich in der Selbstmordaktion. Wir haben oben gehört, der Knabe Nikolaus (in Tolstois „Kindheit“), der sich tief verletzt fühlt, will Rache an seinen Verwandten nehmen. Er will sich sozusagen durch den Selbstmord die Liebe seiner Umgebung erzwingen, will zugleich dieser Umgebung eine empfindliche Wunde schlagen. Das ist nicht anders als sadistisch zu bewerten. Aber durch diese Racheaktion zerstört er zugleich sich selbst. Auch der Selbstmord läßt sich demnach nicht anders auffassen als ein sadistischer Akt gegen andere und gegen sich selbst zu gleicher Zeit gerichtet, was im Effekt wiederum eine masochistische Aktion ergibt. Sadismus und Masochismus sind eng miteinander verknüpft und gehen leicht ineinander über.

Auch das Gewissen steht in Beziehung zu Sadismus und Masochismus. Ein übermäßig empfindliches Gewissen ist einem sadistisch eingestellten Tyrannen zu vergleichen. Dem gesteigerten Sadismus des Über-Ich entspricht aber auch ein Masochismus des Ich, der nach Strafe verlangt. Freud meint, daß sich hier ein „Strafbedürfnis seitens einer elterlichen Macht“ äußert. „Nun wissen wir, daß der in Phantasien so häufige Wunsch, vom Vater geschlagen zu werden, dem anderen sehr nahe steht, in passive (feminine) sexuelle Beziehung zu ihm zu treten, und nur eine regressive Entstellung desselben ist. Setzen wir diese Aufklärung in den Inhalt des moralischen Masochismus ein, so wird dessen geheimer Sinn uns offenbar. Gewissen und Moral sind durch die Überwindung, Desexualisierung des Ödipuskomplexes entstanden; durch den mora-

lischen Masochismus wird die Moral wieder sexualisiert, der Ödipuskomplex neu belebt, eine Regression von der Moral zum Ödipuskomplex angebahnt. Dies geschieht weder zum Vorteil der Moral noch des Individuums[572])."

Wie ich bereits an anderer Stelle ausgeführt, betrachte ich die Beziehung des Über-Ich zum Ödipuskomplex als sekundär, primär muß das Gewissen aus der narzißstischen Identifikation (aus der Überwindung des Narzißmus) abgeleitet werden. Indem der Mensch sich mit demjenigen identifiziert, dem er Unrecht zugefügt hat, leidet er mit. Die Grausamkeit gegen den anderen schlägt in eigenes Leiden um, das Sadistische geht in das Masochistische über. In der moralischen Einstellung zum Leben hat das Individuum seinen Narzißmus überwunden, in den Selbstanklagen des schuldbeladenen Bewußtseins regressiert es auf die narzißstische Phase zurück, indem es sein Ich wieder zum Zentrum seiner Aufmerksamkeit macht. Wie der Hypochondrische ewig um seine werte Gesundheit besorgt ist, ebenso ist auch der Übertrieben-Gewissenhafte um sich selbst zu stark besorgt, nämlich um seine moralische Gesundheit. Die übertriebene Gewissenhaftigkeit ist verkappter Narzißmus.

9. Um die Tatsache der Affektverwandlung theoretisch zu erfassen, hat ein psychoanalytischer Autor, M. Weißfeld, folgende Charakteristika der Affektivität aufgestellt. Erstens, meint er, muß die Affektivität als solche, „d. i. als inneres Erlebnis, von ihren Objekten oder Zielpunkten unterschieden werden". Denn der Affekt läßt sich doch von einem Objekt auf ein anderes verschieben und bleibt sich als inneres Erlebnis gleich. Als inneres Erlebnis ist der Affekt dann qualitätslos, ein bloßes Drängen nach etwas. Die Affekte haben zwar immer Objekte, „sie haben aber in sich kein ‚Was'. Ein ‚Was' besitzen nur ihre Objekte. Diese Qualitätslosigkeit der Affekte annulliert aber nicht ihr Sein. Sie sind etwas, obwohl sie kein Wesen haben. Es kommt ihnen keine essentia, wohl aber die existentia zu. Eben die Abwesenheit von einem ‚Was' ermöglicht es, daß der Affekt sich auf ein neues Objekt wirft, denn sonst wäre es ihm unmöglich, sich mit seinen Qualitäten, die ja an das vorangegangene Objekt angepaßt sind, an das neue Objekt anzupassen". Da ferner die Affekte durch die Natur ihrer jeweiligen Objekte nicht bedingt sind, können sie eben darum sich von ihren alten Objekten losreißen, um sich auf neue zu werfen[573]).

Die hier aufgestellten Charakteristika der Affekte erklären im Grunde genommen eigentlich das Phänomen der Affektverschiebung. Da aber die Affektverwandlung auch unter dem Gesichtswinkel der Verschiebung von einem positiven auf einen negativen Pol betrachtet werden kann, so wäre damit auch die Affektverwandlung erklärt.

Immerhin bleibt die Frage bestehen, wie sollen wir uns das vorstellen, daß die Affektivität zwar auf Objekte gerichtet, aber dennoch nicht durch Objekte bedingt sei? Wir haben eingangs dieses Kapitels gesagt, daß „hinter der wahrnehmbaren Verschiedenheit der Affekte eine ihnen allen gemeinsame Natur steht“. Es kommt darauf an, das Wesen dieser gemeinsamen Natur zu bestimmen.

Diese allen Affekten zugrunde liegende gemeinsame Natur nenne ich den „primären Bewegungsimpuls“. Damit meine ich folgendes: Die angehäufte Lebensenergie des jungen Lebewesens drängt zur Entladung, das führt zu den verschiedenen Innervationen, zum Hüpfen und Springen der jungen Tiere; in allen diesen Bewegungen liegt ursprünglich kein anderer Zweck als die Selbstgenügsamkeit. Der primäre Bewegungsimpuls ist noch nicht zweckhaft. Aber durch die ersten noch nicht zweckbehafteten Bewegungen kommt das Lebewesen in Berührung mit der Objektwelt, erlebt dabei Lust und Unlust, lernt die Objekte begehren oder verabscheuen. Von diesem Momente an entstehen Zwecke und zweckgerichtete Bewegungen. Jetzt verstehen wir, daß die Affektivität ihrer primären Natur nach qualitätslos und durch die Objekte nicht bedingt und dennoch (sekundär) auf Objekte gerichtet sei.

Und nun können wir auch den Prozeß der Affektverwandlung exakter beschreiben: Die wahrnehmbaren Qualitäten der Affekte, das was wir Liebe, Haß, Angst, Zorn usw. nennen, können natürlich nicht ineinander verwandelt werden, sie lösen bloß einander ab. Was wirklich dabei konstant bleibt, ist der impulsive Charakter, der ihnen allen gemeinsam ist, die energetische Größe des „primären Bewegungsimpulses“, aus dem sich die verschiedenen Affekte entwickelt haben.

Durch die unabsichtlichen Bewegungen, die aus dem „primären Bewegungsimpuls“ resultieren, kommt das Lebewesen in Berührung mit der Welt der Objekte und dann entstehen Erkenntnisse. Erst durch den Einfluß der von den Erkenntnissen (Impressionen) hinterlassenen Erinnerungsspuren bekommen die Bewegungsimpulse den Charakter auf Objekte oder Ziele gerichteter Begehrungen. Das Begehren oder der Wunsch setzt eine erkannte Welt, eine Welt der Objekte voraus. Das Begehren kann sich in Tat umsetzen, ist dann an die sachgemäßen Forderungen der Objekte gebunden, ist, wie wir uns ausdrücken, dem „Realitätsprinzip“ unterstellt. Das Begehren kann auch als bloßer Wunsch sich halluzinatorisch austoben, sich eine Welt der Vision schaffen, die jener Welt der realen Objekte verwandt ist, sie zu ersetzen berufen ist. In der Welt der Vision herrscht das Lust-Unlustprinzip. Das Realitätsprinzip schließt das Lust-Unlustprinzip nicht aus, sondern sucht letzten Endes auch Lust zu gewinnen und Unlust aus dem Wege zu gehen, aber nicht immer in direkter Weise durch Ignorierung der Schwierigkeiten, und nimmt zeitweise Unlust in Kauf.

Wir können darum allgemein sagen, das Begehren ist dem Lust-Unlustprinzip unterstellt.

Nun aber die Welt des „primären Bewegungsimpulses" kennt keine Objekte, keine Ziele, sie steht also „Jenseits vom Lustprinzip".

Wir wissen, daß der Traum unter der Herrschaft der Wunscherfüllung steht. Die Macht des Wunsches, sich im Traume zu realisieren, kommt aber, wie wir jetzt vermuten dürfen, nicht davon, daß er Wunsch sei, sondern ist durch den Impulscharakter des Wunsches bedingt. Im Wesen des Impulses liegt es, so oder so sich durchzusetzen. Obgleich im Laufe der individuellen Entwicklung die Impulse sich in Begehrungen (Wünsche) verwandeln, dennoch ist es zu erwarten, daß auch im späteren Leben noch manche Impulse zur Geltung kommen können. Das heißt, es ist nicht ausgeschlossen, daß manche Regungen in uns wach werden, die „jenseits vom Lustprinzip" stehen.

Wenn ich z. B., der ich kein Bergkraxler bin, hohe Bergtouren mache und in eine Region von steilen Felsen und tiefen Abgründen komme, so habe ich ein Gefühl des Unheimlichen, die Schroffheit der wilden Bergschluchten ängstigt mich. Ich bewältige aber dieses Gefühl bald und setze die Tour fort. Aber in den nächsten paar Nächten erlebe ich wieder das unheimliche Bergpanorama und ängstige mich wieder. Solche Träume haben, wie Freud nun jetzt anerkennt, keinen Wunscherfüllungscharakter. Er meint, daß wir den Mut zur Annahme finden müssen, „daß es im Seelenleben wirklich einen Wiederholungszwang gibt, der sich über das Lustprinzip hinaussetzt".[574]) Ich meine die Angst, die in den Bergen unterdrückt (verdrängt) wurde, setzt sich nun in den Träumen durch, weil sie doch ein Impuls ist. Daß sonst unsere Träume den Wunscherfüllungscharakter angenommen haben, hängt bloß davon ab, daß im großen und ganzen die Impulse sich in Wünsche umgewandelt haben. Aber der Rest von Impulsivität kann sich noch unter Umständen rein durchsetzen, und das führt dann zu dem Durchbruch des Lustprinzips.

Die Angst ist wahrscheinlich ihrer ursprünglichen Natur nach bloß der Impuls wegzulaufen. Der Affekt der Angst entsteht aus der Hemmung des Impulses wegzulaufen. Die Energie dieses Impulses tobt sich dann nachträglich in den Angstträumen aus.

Wir waren geneigt anzunehmen, daß in dem Angsttraum die Funktion des Traumes zum Scheitern kommt. Wir müssen aber jetzt unsere Ansicht über die Funktion des Traumes korrigieren: Das Bewegende des Traumes ist unerledigter Impuls, der positiv (vorwärts strebend, aggressiv) als Sehnsucht, negativ aber (sich zurückziehen, fortlaufen) als Angst bewußt wird.

10. Zu den Affektverwandlungen gehört auch jene, wo Liebessehnsucht in Todessehnsucht übergeht. Die Tatsache, daß ein

Mensch den eigenen Tod wünschen, daß er schließlich „Hand an sich selber legen“ kann, erscheint uns gewöhnlich rätselhaft. Wir waren in der Analyse bis jetzt gewohnt, die Todessehnsucht auf unbefriedigte Libido zurückzuführen, den Selbstmord als einen autoerotischen Akt zu betrachten. Man merke wohl, daß der Ausdruck für Selbstmord: „Die Hand an sich selber legen“, zugleich die Umschreibung einer autoerotischen (onanistischen) Handlung ist!

Nun in letzter Stunde postuliert Freud einen selbständigen Todestrieb, in Gegensatz zu dem Sexualtrieb! Dieser steht unter der Macht des Lustprinzips, jener dagegen bedeutet eben den Durchbruch des Lustprinzips, ist „Jenseits vom Lustprinzip“.

Wir haben oben gesehen, wie Angstsituationen sich nachträglich dem Bewußtsein aufdrängen. Ebenso wissen wir, daß in der Analyse (und auch sonst) die Patienten verdrängte unzweckmäßige Reaktionen in der „Übertragung“ fortwährend neubelebt werden lassen. Wir sprechen in solchen Fällen von einem „Wiederholungszwang“. Freud verbindet den Wiederholungszwang mit dem Triebhaften überhaupt, d. h. er macht den Wiederholungszwang zum allgemeinen Charakter des Triebhaften. Er meint: „Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes, welchen dies Belebte unter dem Einflusse äußerer Störungskräfte aufgeben mußte, eine Art von organischer Elastizität oder, wenn man will, die Äußerung der Trägheit im organischen Leben[575])."

Die organischen Triebe sind also konservativ, auf Wiederherstellung von Früherem gerichtet. Aus dieser Bahn werden die organischen Kräfte nur durch äußere, störende Einflüsse gedrängt. Indem die konservativen organischen Triebe die aufgezwungenen Abänderungen des Lebenslaufes aufnehmen und zur Wiederholung aufbewahren, machen sie den täuschenden Eindruck von Kräften, die nach Veränderung und Fortschritt streben, „während sie bloß ein altes Ziel auf alten und neuen Wegen zu erreichen trachten. Auch dieses Endziel alles organischen Strebens ließe sich angeben. Der konservativen Natur der Triebe widerspräche es, wenn das Ziel des Lebens ein noch nie zuvor erreichter Zustand wäre. Es muß vielmehr ein alter, ein Ausgangszustand sein, den das Lebende einmal verlassen hat, und zu dem es über alle Umwege der Entwicklung zurückstrebt. Wenn wir es als ausnahmslose Erfahrung annehmen dürfen, daß alles Lebende aus inneren Gründen stirbt, ins Anorganische zurückkehrt, so können wir nur sagen: Das Ziel des Lebens ist der Tod, und zurückgreifend: Das Leblose war früher da als das Lebende.

Irgend einmal wurden in unbelebter Materie durch eine noch ganz unvorstellbare Krafteinwirkung die Eigenschaften des Lebenden erweckt. Vielleicht war es ein Vorgang, vorbildlich ähnlich jenem anderen, der in einer gewissen Schicht der lebenden Materie

später das Bewußtsein entstehen ließ. Die damals entstandene Spannung in dem vorhin unbelebten Stoff trachtete danach sich abzugleichen; es war der erste Trieb gegeben, der, zum Leblosen zurückzukehren. Die damals lebende Substanz hatte das Sterben noch leicht, es war wahrscheinlich nur ein kurzer Lebensweg zu durchlaufen, dessen Richtung durch die chemische Struktur des jungen Lebens bestimmt war. Eine lange Zeit hindurch mag so die lebende Substanz immer wieder neu geschaffen worden und leicht gestorben sein, bis sich maßgebende äußere Einflüsse so änderten, daß sie die noch überlebende Substanz zu immer größeren Ablenkungen vom ursprünglichen Lebensweg und zu immer komplizierteren Umwegen bis zur Erreichung des Todeszieles nötigten. Diese Umwege zum Tode, von den konservativen Trieben getreulich festgehalten, böten uns heute das Bild der Lebenserscheinungen. Wenn man an der ausschließlich konservativen Natur der Triebe festhält, kann man zu anderen Vermutungen über Herkunft und Ziel des Lebens nicht gelangen".[576])

Natürlich übersieht Freud nicht, daß seine Lehre hier auf einen gewissen Widerspruch stoßen wird. Man kann gegen ihn geltend machen, daß es doch einen Selbsterhaltungstrieb, wie auch Macht- und Geltungstriebe gibt. Freud meint aber, das sind bloß „Partialtriebe, dazu bestimmt, den eigenen Todesweg des Organismus zu sichern und andere Möglichkeiten der Rückkehr zum Anorganischen als die immanenten fernzuhalten . . .". Der Organismus will eben nur auf seine eigene Weise sterben, die Lebenswächter sind ursprünglich Trabanten des Todes gewesen. „Dabei kommt das Paradoxe zustande, daß der lebende Organismus sich auf das energischste gegen Einwirkungen (Gefahren) sträubt, die ihm dazu verhelfen könnten, sein Lebensziel auf kurzem Wege (durch Kurzschluß sozusagen) zu erreichen, aber dies Verhalten charakterisiert eben ein rein triebhaftes im Gegensatz zu einem intelligenten Streben[577])."

Diesen Entwicklungsgang durch das Leben zum Tod machen bekanntlich nicht alle Lebewesen durch. „Nicht alle Organismen sind dem äußeren Zwang unterlegen, der sie zu immer weiter gehenden Entwicklung antrieb. Vielen ist es gelungen, sich auf ihrer niedrigen Stufe bis auf die Gegenwart zu bewahren; es leben ja noch heute, wenn nicht alle, so doch viele Lebewesen, die den Vorstufen der höheren Tiere und Pflanzen ähnlich sein müssen. Und ebenso machen nicht alle Elementarorganismen, welche den komplizierten Leib eines höheren Lebewesens zusammensetzen, den ganzen Entwicklungsweg bis zum natürlichen Tode mit. Einige unter ihnen, die Keimzellen, bewahren wahrscheinlich die ursprüngliche Struktur der lebenden Substanz und lösen sich, mit allen ererbten und neu erworbenen Triebanlagen beladen, nach einer gewissen Zeit vom ganzen Organismus ab. Vielleicht sind es gerade diese beiden Eigenschaften, die ihnen ihre selbständige Existenz ermöglichen.

Unter günstige Bedingungen gebracht, beginnen sie sich zu entwickeln, das heißt, das Spiel, dem sie ihre Entstehung verdanken, zu wiederholen, und dies endet damit, daß wieder ein Anteil ihrer Substanz die Entwicklung bis zu Ende fortführt, während ein anderer als neuer Keimrest von neuem auf den Anfang der Entwicklung zurückgreift. So arbeiten die Keimzellen dem Streben der lebenden Substanz entgegen und wissen für sie zu erringen, was uns als potentielle Unsterblichkeit erscheinen muß, wenngleich es vielleicht nur eine Verlängerung des Todesweges bedeutet. Im höchsten Grade bedeutungsvoll ist uns die Tatsache, daß die Keimzelle für diese Leistung durch Verschmelzung mit einer anderen, ihr ähnlichen und doch von ihr verschiedenen, gekräftigt oder überhaupt erst befähigt wird[578])."

Die hier dargestellte Lehre Freuds vom Leben und Tod läßt sich kurz auf folgende Behauptungen reduzieren: 1. Das Wesentliche am Triebhaften ist der Wiederholungszwang. 2. Da das Leblose früher da ist als das Leben, so bedeutet dieses den Trieb zur Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes der Leblosigkeit. 3. Dem Todestriebe wirkt entgegen der Sexualtrieb. — Diese Lehre Freuds ist eine grundsätzlich dualistische, die den Kosmos unter zwei miteinander unvereinbare Tendenzen stellt.

Den Todestrieb nennt Freud auch den Nirvana-Trieb. Es ist lehrreich Freuds Lehre mit derjenigen des Buddhismus oder in modernisierter Form eines Schopenhauers zu vergleichen. Die pessimistische Weltanschauung geht davon aus, daß das Leben grausam sei, Leben unmöglich ist, ohne anderes Leben fortwährend zu zerstören. Da aber der Wille zum Leben ein und derselbe ist, wenngleich er in der Erscheinung verschiedene Gestalten annimmt, so kommt der Wille in der Grausamkeit des Lebens eigentlich in Widerspruch mit sich selbst. Die Lösung dieses Widerspruchs ist nur möglich durch Verneinung des Willens zum Leben, also durch den Nirvana-Trieb. Das, was also die pessimistische Weltanschauung als ethische Forderung aufstellt, macht Freud zum Grundgesetz des Naturgeschehens. Das heißt die Freudsche Lehre vom Wesen des Lebens und Todes bedeutet eine Naturalisierung der pessimistischen Weltauffassung. Der Wille zum Leben ist ihm nichts anderes als eben der Wille zum Tod, der Nirvana-Trieb.

Ich meine, daß über die letzten Dinge sich nichts Endgültiges aussagen läßt. Das Rätsel des Lebens ist ein Teilproblem des Rätsels des Seins überhaupt. Unsere Erkenntnis spiegelt nur ein räumlich und zeitlich Begrenztes des Seins wider. Über das Ganze können wir keine adäquate Vorstellung bilden.

Im einzelnen aber läßt sich zu Freuds Lehre folgendes bemerken:

1. Es ist zu bezweifeln, daß der Wiederholungszwang eine grundsätzliche Eigenschaft des Triebes sei. Zwar ist er, wie es scheint,

für das Kind charakteristisch. Das Kind wird nie müde, vom Erwachsenen die Wiederholung eines ihm gezeigten Spieles zu verlangen, und wenn man ihm eine schöne Geschichte erzählt hat, will es immer wieder die nämliche Geschichte hören. Aber, wie Freud selbst bemerkt, ist dieser Charakterzug dazu bestimmt, späterhin zu verschwinden. „Ein zum zweitenmal angehörter Witz wird fast wirkungslos bleiben, eine Theateraufführung wird nie mehr zum zweitenmal den Eindruck erreichen, den sie das erstemal hinterließ; ja, der Erwachsene wird schwer zu bewegen sein, ein Buch, das ihm sehr gefallen hat, sobald nochmals durchzulesen. Immer wird die Neuheit die Bedingung des Genusses sein[579])."

Wir wissen nämlich, daß jedes Erlebnis eine Gedächtnisspur hinterläßt, die später als Erinnerungsbild aktualisiert wird. Der Wiederholungszwang ist nur ein anderer Ausdruck für die Macht der Gedächtnisspuren. Solange der Mensch noch wenig reif ist, sein Erfahrungsschatz noch nicht reich genug ist, steht er unter dem Einfluß einiger weniger früher stattgehabter Erlebnisse. Auf dieser Stufe läßt sich der Mensch durch Reminiszenzen überwältigen. Verstärkt wird der Wiederholungszwang durch die Verdrängung, weil durch sie, wie wir früher bewiesen haben, die seelischen Erlebnisse auf ein höheres energetisches Niveau gebracht werden. In der an Erlebnissen reicheren Psyche treten die verschiedenen Wiederholungstendenzen (Reproduktionstendenzen) miteinander in Konkurrenz und hemmen einander. Dadurch wird dem Wiederholungszwang Grenzen gezogen.

Wir haben gehört, daß „die Neuheit immer die Bedingung des Genusses sein wird". Die Wiederholung stumpft den Genuß ab und macht ihn schließlich unmöglich. Überhaupt wird das Andauernde, Gewohnte, von uns nicht mehr bemerkt, nicht beachtet, nicht perzipiert. Ein Tier bemerkt die ruhende Beute nicht so schnell, als wie wenn sie sich in Bewegung befindet. Die Bewegung ist aber ein gegensätzlicher Zustand: in jedem Moment tritt der sich bewegende Körper aus der Beharrung in die Veränderung. Eine Tatsache wird bewußt durch die Beziehung der Gegensätzlichkeit. Das heißt „das Bewußtwerden ist die Folge eines Kampfes gegensätzlicher Tendenzen: ein zum Beharren geneigter organischer Zustand (durch einen früheren Reiz oder das Fehlen eines solchen gesetzt) stößt auf einen durch den (neuen) Reiz bestimmten Widerstand".[580]) Die Tatsache des Bewußtseins nötigt uns den Schluß auf, daß der lebendige Organismus unter der Macht zweier Tendenzen steht: unter derjenigen der Beharrung und der der energetischen Entladung. Nun betrachtet Freud die Beharrungstendenz als für das Leben wesentliches Merkmal, die energetische Entladungstendenz schreibt er aber der fortwährenden Einwirkung der äußeren Kräfte zu, die das Leben überhaupt erzeugt haben. Diese Auffassung ist aber ganz willkürlich. Denn das Leben dauert eben so lange, wie die es begünstigenden

Voraussetzungen andauern. Und zu diesen Voraussetzungen gehört, wie anzunehmen ist, eine gewisse Kombination von Beharrungs- und Entladungstendenz.

2. Für Freud ist der Todestrieb die Tendenz zur Wiederherstellung des Zustandes der Leblosigkeit, aus dem erst durch einen äußeren Reiz das Leben entstanden ist. Wir wissen aus der Analyse, daß der Tod eigentlich eine Vereinigung mit der Mutter bedeutet. So vereinigt sich in der griechischen Sage der sterbende Narkissos mit der Mutter Erde, und an seiner Statt entsteht eine Blume. Das Verlangen, in den Mutterschoß zurückzukehren, ist wiederum eine Introversionserscheinung. Dem Introvertierten muß das Verweilen im Mutterleibe oder, was dasselbe ist, im Schoße des Todes[581]) als höchst erwünscht erscheinen, denn dort ist er von allen Beschwerden des Lebens befreit, braucht sich keiner Mühe hinzugeben. Der Trieb zur Wiederherstellung der Leblosigkeit oder der Nirvana-Trieb ist ein Ausdruck der Introversionsneigung. Das heißt Freuds Lehre vom Wesen des Lebens berücksichtigt merkwürdigerweise nur diese Introversionsneigung. Als Leben wird willkürlicherweise nur die Introversion betrachtet; die Extraversion, als Ausdruck des Sexualtriebes, wird in Gegensatz zum Leben (das für Freud mit dem Todestrieb identisch ist) gesetzt.

3. Freud erkennt an, daß der Sexualtrieb dem Todestrieb entgegenwirkt, daß durch den Zusammenhang der Generationen gleichsam eine potentielle Unsterblichkeit entsteht. Nun sind aber die Keimzellen, die Träger der potentiellen Unsterblichkeit, ein Produkt des Lebens. Der Sexualtrieb, der innerhalb des Lebens entsteht, wirkt der Todestendenz in der Natur entgegen. Wir haben darum kein Recht, den Lebenstrieb restlos mit dem Todestrieb zu identifizieren. Solange wir den Lebenstrieb mit dem Todestrieb identifizieren, muß es uns merkwürdig erscheinen, warum der einzelne sein Lebensziel, d. h. den Tod nicht auf kürzestem Wege erreichen will. Die Erklärung, die Freud gibt, es sei eben ein rein triebhaftes Verhalten und kein intelligentes Streben, ist bloß eine Verlegenheitserklärung. Geht man aber von der Aussicht aus, der Lebenstrieb sei mit dem Todestrieb nicht ganz identisch, dieser sei vielmehr nur eine Teilerscheinung des Lebens, dann ist es begreiflich, warum das Leben nicht durch einen Kurzschluß seinem letzten Ziele zustreben will. Das Leben will sich eben vollkommen „ausleben", austoben, energetisch entladen. Erst nachdem das geschehen ist, kann der Todestrieb sich auswirken.

Wenn wir die Freudsche Lehre vom Leben und Tod bloß als ein Phantasieprodukt betrachten, so dürfen wir versuchen, sie rein psychologisch zu begreifen. Es wird sich dann zeigen, daß sie nur einen Dualismus widerspiegelt, der von Anfang an in Freuds Ansichten steckt. Freud geht nämlich von Anfang an von dem Dualismus der Ichtriebe und Sexualtriebe aus. Die Ichtriebe rühren

„von der Belebung der unbelebten Natur her und wollen die Unbelebtheit wieder herstellen. Die Sexualtriebe hingegen — es ist augenfällig, daß sie primitive Zustände des Lebewesens reproduzieren, aber ihr mit allen Mitteln angestrebtes Ziel ist die Verschmelzung zweier in bestimmter Weise differentierter Keimzellen".[582])

Die Analyse der Übertragungsneurosen zwang zuerst dazu, den Gegensatz zwischen „Sexualtrieben", die auf ein Objekt gerichtet sind, und anderen Trieben, die man vorläufig als „Ichtriebe" bezeichnete, aufzustellen. Dieser Unterscheidung lag das populäre Gerede von „Hunger und Liebe" zugrunde. Nun mußte der Begriff der „Sexualität" erweitert werden, so daß er vieles einschloß, was sich nicht der Fortpflanzungsfunktion einordnete. Wandte man sich an das Ich selbst, so mußte man auch bald zur Erkenntnis kommen, daß es falsch war, den Libidobegriff nur auf die Energie der dem Objekt zugewendeten Sexualtriebe anzuwenden. „In bedächtigerem Fortschreiten fiel es nun der psychoanalytischen Beobachtung auf, wie regelmäßig Libido vom Objekt abgezogen und aufs Ich gerichtet wird (Introversion), und indem sie die Libidoentwicklung des Kindes in ihren frühesten Phasen studierte, kam sie zur Einsicht, daß das Ich das eigentliche und ursprüngliche Reservoir der Libido sei, die erst von da auf das Objekt erstreckt werde. Das Ich trat unter die Sexualobjekte und wurde gleich als das vornehmste unter ihnen erkannt. Wenn die Libido so im Ich verweilte, wurde sie narzißstisch genannt. Diese narzißstische Libido war natürlich auch die Kraftäußerung von Sexualtrieben im analytischen Sinne, die man mit den von Anfang an zugestandenen ‚Selbsterhaltungstrieben' identifizieren mußte. Somit war der ursprüngliche Gegensatz von Ichtrieben und Sexualtrieben unzureichend geworden[583])."

Durch die Anerkennung des libidinösen Charakters der Selbsterhaltungstriebe, wurde der ursprüngliche Dualismus der Freudschen Lehre aufgehoben. Freud stand nun plözlich der folgenden Frage gegenüber: „Wenn auch die Selbsterhaltungstriebe libidinöser Natur sind, dann haben wir vielleicht überhaupt keine anderen Triebe als libidinöse[584])." Um den Dualismus seiner Lehre zu retten, setzt nun Freud die Gleichungen fest: Ichtrieb = Todestrieb und Sexualtrieb = Lebenstrieb. „Wir vermuten," sagt Freud, „daß im Ich noch andere als die libidinösen Selbsterhaltungstriebe tätig sind. . . . Es bleibt müßlich, daß uns die Analyse bisher immer nur in den Stand gesetzt hat, libidinöse Triebe nachzuweisen. Den Schluß, daß es andere nicht gibt, möchten wir darum doch nicht mitmachen[585])."

Die Formulierung des Gegensatzes: Ichtriebe und Sexualtriebe, war eine provisorische. Die fernere Forschung hat gezeigt, daß das Ich auch unter die Sexualobjekte gehört, da man nicht nur den anderen, sondern auch sich selbst in derselben Weise wie den anderen lieben kann. Nun getraut sich Freud, als vorsichtiger For-

scher, noch nicht, Ichlibido mit Ichtrieb gleichzusetzen. Denn vielleicht wird uns die weitere Forschung doch zeigen, daß im Ich noch andere Triebe als bloß libidinöser Natur vorhanden sind. Ich muß gestehen, daß mir die strenge Unterscheidung zwischen Ichlibido und Ichtrieb nicht einleuchtet, um so mehr als die tatsächliche analytische Forschung, wie Freud selbst anerkennt, keinen Anhaltspunkt für diese Unterscheidung liefert.

Aber wenn wir auch geneigt sein sollten mit Freud jene Unterscheidung aufrechtzuerhalten, so können wir dennoch nicht mit ihm Ichtrieb mit Todestrieb restlos identifizieren. Denn gerade die Tatsache des Todes ist eine der schwerwiegendsten Ichverletzungen, die Allmacht des Ich zerschellt an der Tatsächlichkeit des Todes vollständig. Der größte Teil aller Metaphysik ist doch nur zu dem Zwecke erfunden worden, um den Tod irgendwie wegzudiskutieren. Unsterblich sein bedeutet soviel als allmächtig sein, und das Ich will nichts so sehnsüchtig, als eben allmächtig sein![535a]

Auch der schroffe Gegensatz zwischen Todestrieb und Sexualtrieb läßt sich nach analytischen Einsichten nicht aufrechterhalten. Denn die Befriedigung des Sexualtriebes bedeutet eine Aufhebung einer Spannung, die eben doch das Wesen des Todes ausmacht (denn Leben ist Spannung, der Todestrieb will nach Freud Aufhebung dieser Spannung, Zurückkehr in den Zustand des Anorganischen). Und darum wird so oft die Todessehnsucht mit der Liebessehnsucht vermengt. So z. B. im folgenden Gedicht Heines (aus dem Zyklus „Nordsee"):

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die schönen Sterne blinken,
Möcht ich pressen meine Lippen,
Pressen wild und stürmisch weinen.

Jene Sterne sind die Augen
Meiner Liebsten, tausendfältig
Schimmern sie und grüßen freundlich
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bitte und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,
Oh, beseligt meine Seele.
Laßt mich sterben und erwerben
Euch und euren ganzen Himmel!

Hier fließt die Liebessehnsucht mit der Todessehnsucht in eins zusammen. Ebenso sehen wir dies Verschmelzen von Todessehnsucht und Erotik bei Goethe (Faust II, 11 854 f.):

Ewiger Wonnenbrand,
Glühendes Liebesband
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gotteslust,
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchwettert mich.

„Hier sieht man deutlich, daß die Liebe, der Wonnenbrand, man kann wohl sagen, die Zeugung dem Tode gleichgestellt ist: sie sichern beide dem Menschen die Ewigkeit[586]).“ Einst schrieb Wagner an Mathilde Wesendonk: „Laß uns diesem schönen Tode weihen, der all' unser Sehnen und Begehren birgt und stillt! Laß uns selig dahinsterben, mit ruhig verklärtem Blick und dem heiligen Lächeln schöner Überwindung! Und — keiner soll dann verlieren, wenn wir — siegen! . . .“ Dazu noch folgende Stelle aus Wagners Tagebuch: „Ehe ich die Augen schloß, ging es mir lebhaft durch die Seele, wie ich mich sonst immer an dieser Stelle in Schlaf gebracht durch die Vorstellung, eben da werde ich einst sterben: so würde ich liegen, wenn Du zum letztenmal zu mir trätest, wenn Du offen vor Allen mein Haupt in Deine Arme schlössest, und mit einem letzten Kusse meine Seele empfängest! Dieser Tod war mir die holdeste Vorstellung . . .[587]).“ Es sei noch hinzugefügt, daß nach jüdischer Sagenüberlieferung Moses durch den Kuß Gottes stirbt. Gewiß ist auch hier der Kuß Gottes als die höchste Liebesbezeugung aufgefaßt.

Die oben angeführte Frau (S. 313) schwelgte oft in Todesphantasien. So denkt sie z. B. unterwegs zur Analyse über einen Fall von Selbstmord, den sie unlängst in den Zeitungen gelesen: ein Mann hat in der Küche den Gashahn geöffnet und dorthin eine Katze und einen Hund mitgenommen, beobachtete und notierte ganz genau, wie lange es dauerte, bis jedes der Tiere tot war. Sie dachte, wie schön es sein muß, so zu sterben, sich bis zum letzten Moment beobachtend. — Wenn sie abends am See spaziert und das dunkle Wasser sieht, so zieht es sie mächtig an, sich in den See zu stürzen, um von der dunklen Masse verschlungen zu werden. Es braucht viel Überwindung, um diesem Drang zu widerstehen. — Erinnern wir uns an jene Vision, wo sie die Hand des Vaters aus dem Grabe herausgestreckt sieht, so verstehen wir ihre Todesphantasien: hinter ihrem „Nirwana-Trieb“ steckt die starke Sehnsucht nach dem toten Vater.

Aus all dem ist ersichtlich, daß auch der Todestrieb einen erotischen Zustand darstellen kann. Ob es noch außerdem einen reinen desexualierten Todestrieb gibt, wer kann das entscheiden?

11. Nach dieser langen Abschweifung kehren wir zurück zum Thema des „primären Bewegungsimpulses“. Am Anfang war der

Bewegungsimpuls, der noch keine Objekte, und folglich auch keine Ziele kennt. Der gehemmte Bewegungsimpuls erzeugt Sehnsucht, war er aber negativer Natur, erzeugt seine Hemmung Angst. Erst aus dem Zusammenstoß mit der Objektwelt entsteht aus dem primären Bewegungsimpuls Begehren, Verlangen nach Etwas, Zielstrebigkeit. Unter der Welt der Vision müssen wir darum eine Welt der Impulse annehmen, das eigentliche „Unbewußte", das noch nie bewußt war. Das Verdrängte, das die Psychoanalyse aufdeckt, ist späterer Herkunft als die Welt des „primären Bewegungsimpulses".

Chinesische Mystiker haben das, wie mir scheinen will, eingesehen, und diese Einsicht im Begriff „Tao" fixiert. Man übersetzt das Wort „Tao", da es nun in unseren Sprachen kein ganz passender Ausdruck sich findet, mit „SINN". Nun heißt es in einem chinesischen Gedicht:

Der SINN, den man ersinnen kann, ist nicht der ewige SINN.
Der Name, den man nennen kann, ist nicht der ewige Name.
Jenseits des Nennbaren liegt der Anfang der Welt.
Diesseits des Nennbaren liegt die Geburt der Geschöpfe.
Darum führt das Streben nach Ewig-Diesseitigen
Zum Schauen der Räumlichkeit.
Beides hat einen Ursprung und nur verschiedene Namen.
Diese Einheit ist das große Geheimnis.
Und des Geheimnisses noch tieferes Geheimnis:
Das ist die Pforte der Offenbarwerdung aller Kräfte[588]).

Der „ewige SINN" hat keinen Namen, er liegt jenseits des Nennbaren. Der Anfang der Welt, d. h. der Anfang der Welt in uns liegt jenseits des Nennbaren. Denn das Nennbare, das Räumlich-Geschaute liegt eine Schicht höher als der „ewige SINN". Das heißt unsere Wesenheit fängt früher an als das Gestaltete und das Benennbare. Diese ewige Wesenheit, der „ewige SINN", ist der Impuls in uns, der früher da ist als die „nennbare Welt".

Der primäre Bewegungsimpuls, sagten wir, bringt uns in Berührung mit der Welt der Objekte und auf diese Weise entstehen Wahrnehmung und Vorstellung, die wir kurz die Welt der Vision nennen können. Im weiteren Verlaufe entwickelt sich die Sprache als Stellvertreterin für die Vision. Denn die visionäre Welt läßt sich in Worte umsetzen, mit Worten schildern, wenn auch in abstrakter Art. Man sollte darum d r e i seelische Schichten unterscheiden: des zielfreien, objektlosen Affektes oder des „primären Bewegungsimpulses", der Vision, des Wortes (begrifflichen Denkens). Bildende Kunst und Dichtung, ebenso Mythologie und Religion sind in den beiden oberen seelischen Schichten verankert, sie bringen unsere Sehnsüchte und Befürchtungen zum Ausdruck. Dagegen gibt es auch eine Sehnsucht nach der „objektlosen Welt", und das ist die M y s t i k. Sie will das Schweigen, will in jene seelische Tiefe zu-

rückversinken, wo die Vision noch nicht geboren, das Wort noch nicht erklungen.

Der primäre Bewegungsimpuls bedeutet das Dynamische des Affektes. Dies Dynamische offenbart sich uns als Rhythmus. In diesem äußert sich eine allgemeine dynamische Gesetzmäßigkeit. Denn jede Lebensäußerung wird durch sich selbst gehemmt, jede Kraftentfaltung muß erlahmen. Jede Wirkung ruft eine Gegenwirkung hervor. Die Sukzessivität von Wirkung und Gegenwirkung, Kraftentladung und Erlahmung, das Auf und Nieder, das ist eben Rhythmus.

Der Rhythmus bedeutet eine „zeitliche Gestalt" in derselben Weise, wie jede räumliche Bewegung erstarrt eine bestimmte Figur bedeutet. Der Rhythmus als zeitliche Gestalt wird uns sichtbar als Tanz und hörbar als Musik. Die Lust, die mit der Musik verbunden ist, folgt aus der ungehemmten Auswirkung primärer Bewegungsimpulse[589]).

XV. Der Haßaffekt

1. Wir haben im vorigen Kapitel den Haß als eine Verwandlungsform der Liebe kennengelernt. Das Gemeinsame zwischen Liebe und Haß ist jedenfalls die Gebundenheit an eine bestimmte Person (an das Haß-, wie an das Liebesobjekt). Je mehr man einen haßt, desto mehr hängt man affektiv an ihm, er füllt unser Wesen in derselben Weise aus, wie einer, den man vom ganzen Herzen liebt.

Der Haßaffekt ist primär eine narzißstische Reaktionsweise, genauer gesprochen ein Ausdruck der Introversion. Der Introvertierte schließt sich von der Objektwelt ab, zieht sich gleichsam in sein Schneckenhäuschen zurück. Der Anspruch, den das Objekt auf seine Aufmerksamkeit erhebt, erscheint dem Introvertierten als Zudringlichkeit, er will den nötigen psychischen Aufwand nicht aufbringen. Auf die Zumutung, sich mit dem Objekte abzugeben (d. h. also aus der Introversion, der Selbstgenügsamkeit herauszutreten), reagiert der Introvertierte mit Haß. Wir können bei unseren Kindern beobachten, wie sie sich gewöhnlich vor neuen Gegenständen und besonders vor fremden Menschen ängstigen und fortlaufen. Der Fremde bedeutet ihnen Gefahr, das Gefährliche aber haßt man.

Diese Einstellung kommt auch im Völkerleben zum Vorschein. Der Haß gegen Fremde tritt als Hypernationalismus und Chauvinismus in Erscheinung. Besonders bei den Primitiven wird jeder Fremde als Feind und unbestimmte Gefahr angesehen. So sieht man z. B. auf Borneo nicht gern einen Fremden in der Nähe von kleinen Kindern, ebenso fürchtet man dort die Anwesenheit des Fremden bei religiösen Handlungen, weil er die angerufenen Geister erschrecken könnte. Der Introvertierte hat kein Interesse und keine Liebe für alles, was außerhalb seines engen Gesichtskreises liegt. Alles, was jenseits dieses Gesichtskreises kommt, empfindet er als lästig, gefährlich, und haßt es darum. Durch den Haß schließt sich der Introvertierte noch stärker von der Objektwelt ab.

Und doch bedeutet der Haß eine Relation zum Objekt! Wie kommt der Introvertierte dazu? Es ist leicht zu begreifen, was hier vorgeht. Die natürliche Einstellung des Introvertierten zum Objekt wäre die Indifferenz; der Haß aber ist die Einstellung des Introvertierten zu dem sich aufdrängenden Objekt. So kommt es, daß der Haß, wie die Liebe, objektgerichtet ist.

Wir wissen bereits, wie auf der Grundlage des Narzißmus ein

magischer Überbau entsteht. Wir wissen ferner, daß der Narzißt den Reiz des Sexualobjektes als Anspruch auf seine magische Kraft betrachtet. Die Angst, durch das Sexualobjekt magisch untüchtig zu werden, ruft den Haß gegen das Sexualobjekt wach. Oder, anders ausgedrückt, der Narzißstische fürchtet durch die Liebe zum anderen in der Liebe zu sich selbst zu kurz zu kommen. Daraus resultiert der Haß gegen das Liebe beanspruchende Objekt[589a]).

Nun ist aber der Narzißt zur Identifikation geneigt. Durch die Identifikation hört das Objekt auf „fremd" zu sein: der Haß wird gegenstandslos, und an seiner Statt tritt nun die Liebe (die Ichlibido geht in Objektlibido über). Wird aber die Liebesbeziehung abgebrochen, so bedeutet das eine Zurückziehung der Objektbesetzung, an deren Stelle die Ichbesetzung tritt. Mit der Regression auf die narzißstische Stufe nimmt wieder die Objektrelation den Charakter des Hasses an. So haben wir die zwei zueinander inversen Affektverwandlungen: von Haß in Liebe und von Liebe in Haß.

Es kann vorkommen, und kommt auch häufig vor, daß in der Objektliebe die narzißstische Einstellung nicht vollkommen überwunden ist, daß der Liebe nicht völlig überwundene Vorstufen des Liebens beigemengt bleiben. Gegen die Liebe können sich auch Ablehnungsinteressen des Ich, das sich irgendwie durch die Objektbindung beeinträchtigt wähnt, geltend machen. Das bewirkt, daß die Liebe „so häufig ‚ambivalent', d. h. in Begleitung von Haßregungen gegen das nämliche Objekt auftritt".[590])

Einen solchen liebe-haß-erfüllten jungen Mann beobachte ich jetzt. Er war der Liebling der Mutter, die ihn vergötterte und dadurch zu ihrem Sklaven machte. Mutter und Vater sind vor ein paar Jahren auseinandergegangen, es gab viel Streitigkeiten zwischen den Gatten. Unser junge Mann schrieb an den Vater haßerfüllte Briefe. Es wird ihm aber jetzt klar, daß er selber die Kluft zwischen Vater und Mutter unüberbrückbar zu machen suchte, daß er sie gewissermaßen auseinander jagte. Und doch haßt er zugleich seine Mutter, weil er sich nicht von der infantilen inzestuösen Bindung losmachen kann. Charakteristisch ist dafür folgender Traum:

Er geht in sein Heimatsdorf. Auf den Telegraphenstangen hängen 10 Blumenkränze.

Der Traum wird verständlich, wenn man erfährt, daß der Träumer am Tage einen Freund traf, und erfuhr, daß diesem seine Mutter unlängst gestorben sei. Jetzt geht er selber in die Heimat und dort hängen die Trauerkränze, d. h. seine eigene Mutter sei gestorben. Warum aber 10 Kränze? Darauf der Einfall: 10 Finger, d. h. die beiden Hände, Onanie. Der junge Mann schwankt nämlich immer zwischen Autoerotismus und Inzest: will er sich von der inzestuösen Bindung lossagen, so verfällt er dem Autoerotismus,

versucht er sich von diesem frei zu machen, so neigt er wieder zum Inzest.

Den Vater haßt er ganz bewußt. Als ich aber diesen Haß einmal anzweifelte, fiel ihm dann mit einmal ein, wie oft er als kleiner Bub mit dem Vater spazierenging, wie liebevoll und zärtlich der Vater zu ihm war, wie glücklich er sich damals fühlte.

Nun hat die Mutter jetzt einen Geliebten, einen jungen Mann, mit dem er früher befreundet war. Diesen Geliebten seiner Mutter haßt er womöglich noch mehr als den Vater. Und von diesem seinen früheren Freund erzählt er mir, wie intim sie früher miteinander waren, wobei es sogar nicht ohne manifeste Homosexualität zuging: sie rauften und balgten sich gern, und einmal kam es zu koitusartigem Versuch unter ihnen.

Und seine Beziehung zu seiner Frau hat auch diesen ambivalenten Charakter. Die junge schöne Frau zieht ihn körperlich stark an. Aber da er doch nun einmal erotisch der Mutter angehört, können seine Gefühle zur Frau nicht tief genug sein. Weil ihn die Frau nicht endgültig fesselt, ziehen ihn auch andere Frauen zu stark an. Dadurch kommt er in Konflikt mit sich selbst, ist er unzufrieden, leidet unter Schuldbewußtsein. Und das weckt in ihm den Haß gegen die Frau.

Diese Beziehung zur Frau kommt z. B. im folgenden Traum zum Ausdruck:

> Er ist mit seiner Frau zum Besuch bei seiner Mutter. Die Frau geht in den Kuhstall und spricht dort mit der (verstorbenen) Großmutter. Er ist unruhig darüber.

Es ist klar, daß hier ein Todeswunsch gegen die Frau zur Darstellung kommt (denn sie befindet sich im Bereiche der toten Großmutter), und zugleich der seelische Zwiespalt. Auch sehen wir hier den „Wiederholungszwang“ zur Geltung kommen: die ambivalente Einstellung zur Frau, die mit Haß untermischte Liebe zu ihr wiederholt die ambivalente Einstellung zur Mutter.

Es leuchtet uns ein, woher die ambivalente Einstellung unseres jungen Mannes zu den verschiedenen Liebesobjekten stammt. Er ist nämlich stark autoerotisch veranlagt, für ihn bedeutet das Aufgeben des (inzestuösen) Liebesobjektes eine neuerliche Verstärkung der autoerotischen Einstellung. Für den Autoerotiker aber gestaltet sich die Objektrelation nur in Form des Hasses.

Ein therapeutischer Erfolg ist auch in solchem Falle nicht ausgeschlossen, wenn es gelingt, den überstarken Autoerotismus zu dämpfen, was bei guter „Übertragung“ möglich ist.

2. Der Haß tendiert dazu, den Gehaßten zu vernichten, ihm jedenfalls Schaden zuzufügen. Seiner Tendenz nach ist der Haß ein destruktiver Affekt. Den nach außen gerichteten destruktiven Trieb nennen wir Sadismus. Den so verstandenen Sadismus sucht Freud

aus dem nach innen gerichteten Destruktionstrieb, dem Masochismus, abzuleiten.

Wir wissen, daß Freud zwei Triebarten im Lebewesen wirksam annimmt: den Todestrieb und den Sexualtrieb. Nun sagt er: „Die Libido trifft in (vielzelligen) Lebewesen auf den dort herrschenden Todes- oder Destruktionstrieb, welcher dies Zellenwesen zersetzen und jeden einzelnen Elementarorganismus in den Zustand der anorganischen Stabilität (wenn diese auch nur relativ sein mag) überführen möchte. Sie hat die Aufgabe, diesen destruierenden Trieb unschädlich zu machen, und entledigt sich ihrer, indem sie ihn zum großen Teil und bald mit Hilfe eines besonderen Organsystems, der Muskulatur, nach außen ableitet, gegen die Objekte der Außenwelt richtet. Er heiße dann Destruktionstrieb, Bemächtigungstrieb, Wille zur Macht[591])."

Auch wenn man die Freudsche Lehre vom Todestrieb nicht in ihrem vollen Ausmaße teilt, muß man die Richtigkeit der obigen Ableitung anerkennen. Unbefriedigte Libido schlägt entweder in Angst oder in Todessehnsucht um. Diese nach innen gerichteten Destruktionskräfte werden dadurch unschädlich gemacht, daß man sie nun nach außen richtet. So wendet sich der Destruktionsaffekt vom Subjekt zum Objekt, aus dem Masochismus entsteht dann Sadismus. (Das war auch bei der oben besprochenen masochistisch eingestellten Frau der Fall: im Laufe der Analyse wurde sie gegen ihren Mann ziemlich aggressiv und gewalttätig, was merkwürdigerweise auf diesen wohltuend wirkte.)

3. Der Haß, sagten wir oben, ist eine narzißstische Reaktionsweise, ein Ausdruck der Introversion und zugleich doch eine Relation zum Objekt. Es muß einleuchten, daß der Haß darum einen disharmonischen, zwiespältigen Seelenzustand darstellt. Und wir machen die Beobachtung, daß der Haß, wenn er länger andauert, wie ein Gift wirkt: obgleich die Intention des Hasses darauf ausgeht, den anderen zu schädigen, schädigt in Wirklichkeit der Hassende sich selbst.

Der disharmonische Charakter des Hasses war schon einem Spinoza klar. Er stellt Liebe und Haß einander in folgender Weise gegenüber: „Liebe ist nichts anderes als Freude, begleitet von der Idee einer äußeren Ursache; und Haß nichts anderes als Trauer, begleitet von der Idee einer äußeren Ursache." (Ethik III. T., Lehrsatz 13, Anmerkung.) Dann sagt er im Lehrsatz 23, ib.: „Wer sich vorstellt, daß das, was er haßt, in Trauer versetzt wird, wird sich freuen . . ." Dazu aber die Anmerkung: „Diese Freude kann kaum rein und ohne Kampf des Gemütes sein. Denn sofern man sich vorstellt, daß ein einem selber ähnliches Ding in den Affekt der Trauer versetzt wird, insofern muß man sich betrüben . . ." D. h. der Haß ist zwar eine narzißstische Reaktionsweise; aber im Narzißmus ist auch die Neigung zur Identifikation mit dem Gegenüber (mit seinem Mitmenschen) begründet. Wenn ich also den anderen hasse

und ihn durch meinen Haß (in der Wirklichkeit oder auch bloß in der Phantasie) leiden lasse, so muß ich doch (durch Identifikation) mitleiden. Es ist eigentlich eine Forderung der Natur, den Haß durch Liebe (d. h. die Destruktionskräfte durch libidinöse) zu überwinden.

4. Unsere ganze Gesellschaftsordnung beruht auf Egoismus, ist ein Ausfluß der Liebe des Menschen zu sich selbst. Ideologen der bürgerlichen Gesellschaft haben offen oder versteckt den Grundsatz aufgestellt, daß der Mensch dem Menschen ein Wolf sei. Praktisch tritt diese Ideologie in Erscheinung in den imperialistischen Kriegen, in der Unterjochung der Kolonialvölker und in der Auspowerung der unteren sozialen Schichten bei sich zu Hause. Die menschliche Welt ist erfüllt von Haß, es sind fortwährend destruierende Kräfte am Werke.

Der Bornholmer Dichter Martin Andersen Nexö schildert in dem Roman „Pelle der Eroberer“ unter anderem folgende charakteristische Episode. Es tobt in Kopenhagen die große Aussperrung. Immer mehr Arbeiter werden aufs Pflaster gesetzt, das Elend wächst, die Not ist groß, die Erbitterung in den Massen und die Verzweiflung sind auch groß. Angefangen hat der Kampf mit dem Streik in einer Metallfabrik, wo man den Arbeitern ihren knappen Lohn, der kaum zum Leben ausreichte, erheblich herunterdrücken wollte.

In der Hitze des Kampfes hat Pelle, der an der Spitze der Bewegung stand, seinen alten gebrechlichen Vater Lasse aus den Augen verloren. Endlich fand er ihn krank in einer Nische des leeren Kellerraumes eines großen Warenspeichers liegen, dort suchten in der Nacht viele obdachlos gewordene Proleten Zuflucht. Und der alte Lasse liegt in den letzten Zügen und spricht zu seinem Sohn: „Es geht doch wunderlich zu hier auf der Welt. Da unten im Speicherkeller lag ein Maurer, der an den feinsten Palästen der Stadt gebaut hatte; und der hatte nicht einmal ein Dach über seinem Kopf.“

Wir verstehen, daß Menschen, die an den feinsten Palästen gebaut haben und selbst kein Dach über ihrem Kopf haben, von Haß erfüllt sein müssen. Unter diesem Hasse müßten die unteren sozialen Schichten ersticken, wenn die Haß-Energie nicht Abfuhr finden könnte im sozialen Kampf. Die destruierende Kraft des Hasses richtet sich nach außen, und indem sie den Feind zur Nachgiebigkeit zwingt, schafft sie auch die Ursache des Hasses aus der Welt.

Dabei ist noch folgendes zu bemerken: Der Haß an und für sich wirkt nur destruierend. Aber der Haß des einzelnen gegen seine Ausbeuter ist kraftlos und kann real nichts ausrichten. Diese Sachlage weckt libidinös-soziale Kräfte: die einzelnen verbinden sich zur gemeinsamen Sache. Die Liebe zum sozialen Ganzen, dem man angehört, dessen Sache man verficht, weckt schöpferische Kräfte, die

berufen sind, eine neue Weltordnung aufzubauen, wo für den Haß kein Platz mehr übrigbleiben wird.

5. Ich möchte hier noch einen liebe-haß-erfüllten jungen Mann vorführen, dessen disharmonischer Seelenzustand nur durch Zuführung sozialer Erkenntnis gelindert werden konnte.

Es handelt sich um einen jungen Mann von stark ausgeprägtem narzißstischen Typus. Aufgewachsen ist er in einer sehr einfachen, halb bäuerlichen, halb proletarischen Umgebung.

Der Vater war Drucker in einer ländlichen Ortschaft; für die sozialen und kulturellen Verhältnisse, in denen er lebte, ziemlich intelligent. Ein Mann mit etwas krankhaft entwickeltem Selbstbewußtsein. Spielte eine Unmenge musikalischer Instrumente, wenn auch alles weniger als virtuös: Geige, Bratsche, Klarinette, Klavier usw. Hatte auf dem Boden seines Hauses eine Werkstatt, wo er in Mechanik verschiedentlich herumdilettantierte. Ein unbedingt begabter Mann, aus dem etwas Tüchtiges werden könnte, der es aber bei dem knappen Lohn und der langen Arbeitszeit zu nichts gebracht hat. Mit fünfzig Jahren war er bereits ausrangiert und dauernd arbeitslos. Der Kapitalismus nahm aus ihm, was er brauchen konnte, und wurf ihn nun schonungslos wie eine ausgepreßte Zitrone auf die Straße.

Die Mutter ist früh gestorben, an deren Stelle eine häßliche mürrische alte Haushälterin trat, die den ganzen Tag Moral predigte (die Leute jener Gegend gehörten nämlich zu den verschiedenen Sekten). Sie suchte den Knaben zu meistern, zwang ihn auch verschiedene Arbeiten im Hause zu verrichten, den Boden scheuern, die Zimmer machen, lauter Frauenarbeiten, die den Jungen in seinem männlichen Gefühl verletzten.

Der Junge konnte zu Hause nicht gut aushalten, wo ihm alles so ungemütlich war. Er befreundete sich aber bald mit der „Doktorfamilie" im Dorfe, wo er freundlich aufgenommen ward und ein neues Heim fand. Er konnte dort tagelang verbleiben, in der Bibliothek des Doktors sich Bücher heraussuchen, und wurde von niemand pedantisch gemeistert. Wenn er zu Hause satt hatte, die Predigten der mürrischen Alten anzuhören, nahm er seine Mütze und sagte: „Jetzt gehe ich heim!" Damit meinte er die „Doktorfamilie". Dort lernte er allmählich Verlangen nach Kultur zu haben.

Später kam er in die Stadt und besuchte eine Handelsschule. Dort befreundete er sich besonders mit einem Mitschüler, dem Sohne eines Hotelbesitzers, und verkehrte in dessen Familie. Da entspinnen sich merkwürdige Beziehungen, die die Seele des Jungen auf Jahre hinaus disharmonisieren. Nach Absolvierung der Handelsschule kam nämlich unser junger Mann in das Bureau des Hotels als Angestellter und verblieb in dieser Eigenschaft viele Jahre, ohne recht zufrieden zu sein und ohne die Kraft zu finden, das Ganze von sich abzuschütteln. Wir wollen nun die hier entstandenen Beziehungen näher ins Auge fassen.

Wir haben oben gehört, daß die Mutter des Analysanden früh gestorben sei. Sehr viel Mutterliebe scheint er nicht genossen zu haben. Denn er sagt von seiner Kindheit: „Ob meine Mutter mich geliebt hat? Wenn sie mich nicht einmal durchgeprügelt hätte, wäre mir jede Erinnerung an sie entschwunden!" Dann kam die mürrische Alte, die ihn gequält. Er fand aber in der „Doktorfamilie" ein zweites Heim, wo er als Kind glücklich war. Als er in die Stadt kam und in die Familie seines neuen Freundes geriet, wo er später als Angestellter mit den anderen Familienangehörigen zusammenwohnte, ergab er sich leicht der infantilen Illusion, es sei sein Heim, er sei in der Familie wie damals beim Doktor. Diese Illusion ward dadurch gestützt, daß er doch mit dem jüngeren Sohne befreundet und zusammen mit ihm durch die Schule gegangen war. Auch die anderen Glieder der Familie waren freundlich zu ihm und behandelten ihn nicht wie einen Fremden. Aber seine infantilen Erwartungen waren überspannt und mußten zu Enttäuschungen führen.

Die Frau des Hauses, eine ältere Dame von „gut bürgerlicher" Gesinnung, in der unser Analysand unbewußt die Mutter sehen wollte, gab ihm öfters zu verstehen, daß er bloß Angestellter sei. Er haßte die Frau, der er unbewußt doch kindlich zugeneigt war, heftig, weil sie ihn zu oft aus dem Himmel seiner Illusionen riß. Ihre Schuld bestand darin, daß sie nicht wußte, welche Rolle ihr in den infantil-phantastischen Träumereien des jungen Mannes zugedacht war. Sie sollte ihm eine liebende Mutter sein und war bloß Prinzipalin! Die infantile Enttäuschung nahm in diesem Falle den Charakter des Klassengegensatzes an.

Unser junger Mann war mit dem Sohne stark befreundet. Aus vielen Briefen, die die jungen Leute bei verschiedener Gelegenheit miteinander wechselten, konnte ich einsehen, daß in früheren Jahren die beiden viel Zärtlichkeit füreinander hatten. Zur Zeit der Analyse hat sich die Sache ziemlich geändert. Die Freundschaft der beiden Jünglinge entbehrte gewiß nicht eines homoerotischen Hintergrundes, wobei aber der Freund die Rolle des Führers dem anderen gegenüber zu übernehmen bestrebt war. Das verletzte gewissermaßen das narzißstische Ichgefühl unseres jungen Mannes. Als er sich nun von der Bindung an den Freund loslösen wollte, ging die Freundschaft (die unbewußte Homoerotik) in Haß über.

Dieser Vorgang wurde noch durch das soziale Moment begünstigt. Unser junger Mann saß all die Jahre im Bureau und machte Arbeit, die ihn langweilte, die er nicht ausstehen konnte. Er schreibt darüber einmal: „Am liebsten wollte ich Tag und Nacht heulen . . . Ich sitze Tag für Tag auf meinem Bureau, stelle Gebäude von Zahlen auf und erhalte wieder Zahlen . . . Zahlen . . . Zahlen, und die Seele, die früher träumen und lieben konnte, wird einem zu Sägemehl dabei. Die Gefühle, die gleich viel wert sind für das Leben, wie für die Rose der Duft, nehmen ab und es bleibt

ein satirisches Klappergerippe zurück. Freilich ist es gut so, ein Kaufmann braucht keine Seele ..." Und er mußte zusehen, wie sein Freund, wie übrigens auch die anderen „Freunde", die alle in keiner Weise begabter waren als er, auf die Universität kamen, ihr „Doktor" machten, wo er in seinem langweiligen Bureau sitzen mußte, und sich ärgern. Denn das tat er reichlich, er ärgerte sich tage-, wochen- und monatelang. Und er fragte sich immer wieder, mit welchem Recht dürfen alle diese Bürgersöhnchen zu Bildung und Ehren kommen, wo er, der mit ihnen zusammen durch die Schule ging und den ungeheuren Bildungshunger hat, davon ausgeschlossen bleiben muß. Er verachtete und haßte die Gesellschaft der vom „Schicksal" so bevorzugten jungen Leute und darunter auch den Freund. Dabei spielte ihm die infantile Illusion einen Streich, denn er konnte es gar nicht begreifen, warum man ihm das nötige Geld zum Studium vorenthält, wo doch solches für seinen Freund immer bereit war. Der Arme wähnte sich nämlich zur Familie gehörig!

In seinen Aufzeichnungen, die er auf kleinen Zettelchen machte, um die Langeweile des Bureaus zu mildern, finde ich folgende Bemerkungen, die für seine Stimmung charakteristisch sind: „Der erzieherische Wille hat in unseren Tagen ungeahnten Aufschwung genommen. Mit welcher Mühe, mit welchem Aufwand von Kapital macht man heute aus jedem Trottel einen Ingenieur, einen Philosophen! Wohl bekomm's der Welt!" „Wenn die Wissenschaft befreiend auf die Menschheit wirken soll, ist es dringend nötig, daß sie nicht das Vorrecht einer Kaste bleibt, sondern allen Fähigen zugänglich wird." „Es läuft mancher in schmutzigen Kleidern herum. Er braucht sie ja nur auszuziehen. Mancher aber trägt saubere Kleider. Womit wollte er sonst seinen Schmutz zudecken?" „Es sollte nicht nur heißen: Mehr Kultur, — sondern auch: Mehr Kulturträger!" — In solchen und ähnlichen Sätzen goß er seine Galle aus über die, die von dem „Schicksal" und dem Geldbeutel des Vaters besser in der Welt gestellt waren als er.

Man darf wohl sagen, daß auf jeden strebsamen und einsichtigen Menschen, wenn er zur unteren sozialen Schicht gehört, unsere bürgerliche Gesellschaftsordnung mit ihrem Bestreben das Dasein der arbeitenden Massen auf ein möglichst niedriges Niveau herabzudrücken als eine heftige Ichverletzung wirkt. Unter dieser Ichverletzung leiden die sozial niedrig Gestellten stark und suchen sich dagegen durch Haß zu wehren (= die Überführung des Masochismus in Sadismus). Aber dieser Haß, insbesondere sofern er noch nicht die Macht besitzt, den Feind zu vernichten, vergiftet allmählich den Hassenden.

Es ist darauf zu achten, daß der aus sozialen Gründen Hassende, ursprünglich bloß aus Neid haßt: der einfache Prolet haßt den Bourgeois, weil er selbst Bourgeois sein möchte und es doch nicht kann. Das Bewußtsein des Proletariers ist dadurch gespalten: er

ist seinem ursprünglichen Begehren nach Bourgeois, und muß doch diesen hassen. Die Aufklärungsarbeit des Sozialismus wirkt sich wie eine Verdrängung der bourgeoisen Bestrebungen des Proletariats aus. Aber zu oft bricht das Verdrängte aus der Verdrängung durch und führt dahin, daß das Proletariat untreu seiner „historischen Mission" wird.

Diese Bewußtseinsspaltung war auch bei unserem jungen Mann wirksam. Er haßte die bürgerlichen Söhnchen, verkehrte doch mit Vorliebe in ihrer Gesellschaft und war bestrebt, in nichts anders als sie zu erscheinen. Diese Inkonsequenz, die Folge der besprochenen Bewußtseinsspaltung, macht den Menschen zu einem Schwächling, führt dahin, daß er im bloßen Jammern steckenbleibt.

Charakteristisch ist noch folgendes: Unser junge Mann war Musikliebhaber, er spielte Geige, versuchte auch Cello zu spielen, blies ein paar Töne auf der Trompete, handhabte auch die Zither. Sehr weit hat er es mit allen diesen Instrumenten nicht gebracht, da ihm Zeit zum Üben fehlte, aber hauptsächlich die Langeweile des Sitzens im Bureau ihn in eine solche schlechte Laune versetzte, daß er abends nicht mehr imstande war, Musik zu treiben. Das war aber nicht das Ausschlaggebende, es wirkte noch etwas mit, was viel wichtiger war. Im Hause stand ein sehr schöner Flügel. Er hatte gerade die größte Lust Klavier zu spielen. Bald aber merkte man, daß er ab und zu auf dem Flügel übt, und nun schloß man das Instrument ab. Das verbitterte ihn noch mehr und verstärkte seine Haßeinstellung. Es wäre aber für ihn nicht schwer gewesen, sich eine andere Gelegenheit zum Klavierspielen zu verschaffen, er konnte ganz gut einfach ein Klavier sich mieten (über soviel Mittel verfügte er jedenfalls). Er hat sich das zwar öfters vorgenommen, tat es dennoch nicht. Denn er konnte sich nicht von der Suggestion freimachen, daß Leute seiner sozialen Position nicht nötig haben Klavier zu spielen. Wir verstehen, woher diese Suggestion die Macht bezog, wirksam zu sein: *Weil er im Innern seiner Seele* (d. h. *dem Begehren nach*) *selbst zur oberen sozialen Schicht gehörte, konnte er nicht anders, als ihre Suggestionen annehmen.* Götter, die man im geheimen liebt, lassen sich nicht leicht entthronen; und solange das nicht geschehen ist, muß man ihren Geboten und Verboten gehorchen!

Das Haftenbleiben an einer Illusion war bei unserem jungen Manne noch durch das Moment einer unglücklichen Jugendliebe bedingt. Die jüngste Tochter des Hauses hat es ihm angetan. Das Mädchen fesselte ihn über alle Maßen. Aber auch hier trat die soziale Schranke hindernd dazwischen. Das Mädchen fühlte sich durch die Liebesbezeugung des jungen Mannes, obgleich sie sonst mit ihm freundschaftlich verkehrte, in ihrer Würde verletzt, und klagte ihrem Bruder, daß sein Freund sie belästige. Es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen den Freunden. Das wirkte wiederum als

neue Ichverletzung, und führte zur Verstärkung der Erbitterung und des Hasses. Aber gerade diese verunglückte Liebesaffäre fesselte den jungen Mann noch stärker an das Haus. Er haßte das ganze Haus, und jedes Glied des Hauses insbesondere. Durch diesen großen Haß war er an das Haus wie mit Ketten gefesselt, er konnte das Objekt seines Hasses nicht entbehren.

Es ist ein häufiges Märchenmotiv, daß ein junger Bauernbursche, ein armer Teufel, in die Welt auszieht, das Herz einer schönen Prinzessin erobert und als Mitgift noch ein Königreich bekommt. Der Neid des Armen gegen den Reichen hat dieses Motiv hervorgebracht: die soziale Differenz wird durch eine träumerische Utopie aufgehoben. In der sozialen Wirklichkeit aber geht es härter zu, die sozialen Differenzen lassen sich da nicht durch Träume lösen. — —

Vieles an dem geschilderten Fall ließ sich nicht gutmachen. Hauptsächlich die Wirkung der Bureauarbeit. Es ist ein Bestreben unserer Kulturentwicklung, das Leben möglichst zu bureaukratisieren, d. h. möglichst wenig der Initiative und Einsicht des Einzelnen zu überlassen. Die offizielle Seite des Lebens bekommt immer mehr den Charakter einer „wohlgeordneten Registratur" (nach einem treffenden Ausdruck Martin Bubers). Es ist für mich ohne Zweifel, daß viele Menschen — und gerade die Begabteren, innerlich Reicheren — in der „wohlgeordneten Registratur" ersticken müssen. Man konnte das auch bei unserem jungen Manne beobachten. Als einmal in dem Geschäfte ein neues Buchhaltungssystem eingeführt werden sollte, und es für kurze Zeit darauf ankam, alles sozusagen auf den Kopf zu stellen, war er ganz aufgewacht und zeigte viel Interesse für die Sache, und seine Vorgesetzten waren voll Lob über seine Intelligenz und Arbeitsamkeit. Sonst aber saß er im Bureau wie im Halbschlaf, ohne innere Teilnahme, widerwillig und voll Haß. Das Bureau aufgeben konnte er aber nicht, weil er nicht nur sich selbst unterhalten, sondern ab und zu noch seinen arbeitslos gewordenen Vater unterstützen mußte. Das Bureau wirkte sich bei unserem jungen Manne in der Verstärkung des Introversionszustandes, zu dem er, wie es scheint, auch sonst starke Neigung hatte, aus[592]).

Das wichtigste schien mir, den Haß des Analysanden, der ihn selbst vergiftete, zu mildern. In erster Linie galt es, den infantilen Hintergrund seiner Illusionen ihm klarzumachen, und ihn dazu zu bringen, mit offenen Augen die soziale Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist. Die Familie, in der er wohnte, war nicht „seine" Familie, diesen infantilen Wahn mußte er unbedingt aufgeben. Er war bloß „Angestellter", sonst nichts. Es ist besser und für seine psychische Gesundheit förderlich, zu der Familie sich rein nüchtern-sachlich, ohne infantile schwärmerische Sentimentalität, einzustellen. Es sei utopischer Wahn zu glauben, eine bürgerliche Familie würde die Leiden eines Proletariers begreifen.

Ferner war es wichtig, seinen Einzelfall aus der Isoliertheit her-

auszuheben und einer sozialen Determiniertheit zu unterstellen. Bis jetzt lebte der junge Mann, wie ein echter Introvertierter, in dem Wahn, als sei sein Schicksal etwas Einzigartiges, nur ihm Zugedachtes, und mußte darum das Ganze als eine Extragrausamkeit erleben. Nun galt es, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß Tausende und Abertausende Proletarier sein Los mit ihm teilen. Mit Jammern und Haß allein ist hier nichts ausgerichtet. Nur durch die Tat läßt sich die Welt verändern. Wie die Lage des einzelnen Proletariers nicht persönliches Schicksal sei, so läßt sich durch Haßaffekte gegen einzelne Personen nichts in der Welt ändern. In dem Haß verpufft er bloß seine ganze Energie und wird kraftlos. Es wäre ratsam, den Haß von den Personen abzulösen und die Energie dieses Affektes in den Dienst der sozialen Sache zu stellen.

Der Erfolg unserer Arbeit konnte nur ein teilweiser sein. Der Analysand lernte allmählich sein Schicksal unter dem Gesichtswinkel der sozialen Determiniertheit zu betrachten und ging nicht mehr in den Idealen des bürgerlichen Wohlseins auf. Die sozialistische Ideenwelt, die ihm früher als „Gift" erschien, war ihm nicht mehr fremd. Der sozialistischen „Tat" blieb er dennoch fern. Denn er war schon zu stark von der Berührung mit der bürgerlichen Welt vergiftet. An diese war er noch durch die Wunde, die von seiner Jugendliebe stammte, gebunden. Aber immerhin hat er die sentimentale Beziehung zu der Familie durch mehr nüchterne ersetzt, und brachte es bald dazu, die Stelle, die er fast ein Jahrzehnt bekleidete, aufzugeben, um sie durch eine andere im Auslande zu ersetzen. Das war der erste praktische Schritt, sich von den infantilen Illusionen zu lösen. Die anderen Schritte werden hoffentlich auch nicht fehlen[598]).

XVI. Der Sexualtrieb und seine Dynamik

1. Mit der populären Meinung, der Geschlechtstrieb trete als etwas Fertiges in einem bestimmten Moment des Lebens (Pubertätszeit) plötzlich auf, müssen wir in der Psychoanalyse brechen. Ebenso müssen wir die populäre Begriffsbestimmung des sexuellen Triebes aufgeben. Denn in der Alltagssprache versteht man darunter jene unwiderstehliche Anziehung, die das eine Geschlecht auf das andere ausübt. Nun wissen wir aber, daß es auch Männer gibt, die nur von Männern, wie auch Frauen, die nur von Frauen in jener eigentümlichen Weise angezogen werden, wie sonst der Mann vom Weibe und umgekehrt. Wir sprechen doch in diesem Falle von der „Homosexualität". Dann haben unsere Beobachtungen gezeigt, daß es auch Menschen gibt, die weder das Weib, noch den Mann, sondern nur sich selbst lieben, von sich selbst sexuell angezogen sind. Wir nannten diese Erscheinung den „Narzißmus". Der sexuelle Trieb braucht also weder von dem einen Geschlecht zu dem anderen zu gehen, noch überhaupt auf ein Objekt gerichtet zu sein, da das Objekt der Liebe mit dem liebenden Subjekt zusammenfallen kann.

Ferner erschöpft die populäre Meinung das Wesen des Sexualtriebes im sogenannten normalen Geschlechtsverkehr, der im Dienste der Arterhaltung steht. Im Gegensatz dazu müssen wir uns auf den entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt stellen, von dem aus der Geschlechtstrieb als ein Prozeß erscheint, der verschiedene Entwicklungsphasen durchmacht. Der „normale" Geschlechtstrieb ist nur der begünstigte Abschluß einer Entwicklungsreihe, deren Anfang im Leben des Individuums selbst begründet sein muß. Um die Vereinigung der Geschlechtsprodukte zustande zu bringen, muß die dazu führende Handlung für die beteiligten Individuen mit Lust verbunden sein. Die sexuelle Handlung besteht aber in einer bewegten Berührung (Reibung) der Geschlechtsteile. Die Lust des sexuellen Aktes zerfällt somit in zwei Komponenten: in eine spezifische Berührungs- und eine Bewegungslust. Sollten die zwei Arten spezifischer (erotischer) Lust erst im Sexualakt ihren Ursprung haben? Es ist doch wahrscheinlicher, anzunehmen, daß die erotische Berührungs- und Bewegungslust ursprünglicher sei als die Lust des „normalen" Geschlechtsverkehrs. Mit anderen Worten, vom ent-

wicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus sind wir gezwungen, eine Haut- und eine Muskelerotik vorauszusetzen.

Daß es eine Hauterotik gibt, wußten schon die alten Griechen. Denn in Demokrits ethischen Fragmenten steht es zu lesen: „Es erregt den Leuten eine angenehme Empfindung, wenn sie sich jucken, und es geschieht ihnen dasselbe, wie bei dem Liebesgenusse[594])."

Eine 51jährige Hysterika Dr. Sadgers bekennt:

> Als Kind haben wir uns gern entweder in der Handfläche oder an der Innen-(Radial-)seite des Vorderarmes hinauf kitzeln lassen, was uns ein besonderes Lustgefühl bereitete. Gewöhnlich machten wir uns Geschwister einander das gegenseitig und am liebsten hätte ich mir das alleweil fortsetzen lassen. Auch in der Fußsohle haben wir uns wechselseitig gekitzelt, aber das hielten wir nicht aus und hauten wild herum. Ähnlich empfindlich war ich unter den Achseln und am Halse, da vertrug ich das Kitzeln ebenfalls nicht. Hingegen kitzelte ich mich häufig um die Brust herum, ferner an den Bauchseiten. An beiden Stellen war es direkt ein wohliges Gefühl . . . Wenn es uns juckte, hatten wir direkt starke Lustgefühle davon. Da kriegt man nicht genug, man hat immer mehr haben wollen. Den anderen wurde es schon zuwider, und ich habe immer von neuem anfeuern müssen: „Noch ein bißchen[595])."

Wenn schon die ganze Haut erogen erscheint, so sind verschiedene Hautstellen in dieser Hinsicht empfindlicher als die anderen. Die besonders empfindlichen Hautstellen (insbesondere die Schleimhautstellen) nennt Freud „erogene Zonen". Das sind Körperorgane, von denen Erregung spezifisch sexueller Natur ausgeht. Die erogenen Zonen sind nur besonders disponierte Hautstellen, denn in abgeschwächter Form ist die ganze Haut als eine erogene Zone zu betrachten. Auch neigen wir zur Auffassung, daß das Sexualorgan im engeren Sinne des Wortes eine erogene Zone ist, die nur in der Entwicklung des Organismus eine prävalierende Bedeutung bekommen hat.

Besonders klar tritt der erotische Charakter der Berührungslust im folgenden Bekenntnis einer anderen Patientin Sadgers zutage:

> Ich habe jetzt immer ein Jucken im Ohr, worauf ich mit Wattepfropf oder Haarnadel in den Gehörgang fahre und so lange reibe, bis eine Flüssigkeit kommt. Diese Gewohnheit habe ich, solange ich zurückdenken kann, und zwar von der Mutter her, die mir in dieser Weise die Ohren putzte, was mir so unangenehm war, daß ich immer schrie. An der Klitoris zu reiben, wagte ich jetzt nicht mehr. Ich täte es sehr gerne, fürchte aber die Verstärkung meiner Beinschmerzen. Hingegen onaniere ich jetzt im Ohre, wenn ich erregt bin. Das ist dann ein Ersatz für die wirkliche

Masturbation und bereitet mir auch ein angenehmes Gefühl. Vielleicht verlege ich es jetzt absichtlich an eine anständige Stelle, wo ich es immer tun kann und vielleicht verbinde ich es mit irgendeiner Sexualphantasie. Wenn ich jetzt im Ohre onaniere, habe ich nachher auch Schmerzen, genau so, wie bei der genitalen Onanie, und eine Flüssigkeit kommt auch. Wenn mich als Kind der (heißgeliebte) Vater schlug und ich also unbefriedigt war, da hab ich mir durch die Onanie geholfen. Ich ging in den Garten oder sonst an einen Ort, wo ich allein war, nahm mir ein Buch oder Süßigkeit und masturbierte, genital oder im Ohre. Das war, solange ich mich zurückerinnere[596]).

Die Patientin gebrauchte ganz bewußt die „Ohronanie" an Stelle der genitalen Onanie. Das Bekenntnis dieser Patientin ist auch sonst beachtenswert. Wir sehen hier, wie durch übertriebene Reinlichkeitsmanipulationen ein auch sonst vielleicht dazu disponiertes Organ überempfindlich gemacht und dadurch in eine stark erogene Zone verwandelt wird. Das enthüllt uns das masochistische Mysterium, wie sich an Schmerzempfindungen Lustgefühle knüpfen können. Durch den schmerzerzeugenden Prozeß wird eine bestimmte Hautstelle in eine erogene Zone verwandelt, die erotische Lust übertönt dann die Unlust der Schmerzempfindung[597])[598]).

2. Eine ausgeprägte oder zu früh gereizte Hauterotik disponiert in hohem Grade zum Masochismus, sie gibt sozusagen den Nährboden ab, auf dem der masochistische Komplex gut gedeihen kann. Die lauernden Strebungen, die bereitliegenden Ideenassoziationen fixieren sich an eine bestimmte erogene Zone. Wir sprechen in solchem Falle von einem „somatischen Entgegenkommen".

Der erste, der auf diesen Zusammenhang aufmerksam machte, war bekanntlich Rousseau. Als Kind war er zu einem Dorfpfarrer in die Erziehung gegeben. Die Schwester dieses Pfarrers, Fräulein Lambercier, hatte ihn einmal körperlich gezüchtigt. Rousseau erzählt darüber: „Ziemlich lange ließ sie es bei der Drohung bewenden, und diese Androhung einer mir ganz neuen Strafe versetzte mich in großen Schrecken; aber nach ihrer Erduldung fand ich sie weniger schrecklich, als ich sie mir in der Erwartung vorgestellt hatte, ja, was noch eigentümlicher ist, diese Züchtigung flößte mir noch größere Zuneigung zu der ein, die sie mir erteilt hatte." Über die Auswirkung dieses infantilen Erlebnisses auf die weitere Entwicklung seines Geschlechtstriebes berichtet Rousseau: „Mit meinen Gedanken nur immer bei dem weilend, was ich empfunden hatte, wußte ich trotz der oft sehr lästigen Wallungen des Blutes meine Begierde auf die Art der Wollust zu lenken, die mir bekannt war, ohne mich je derjenigen zuzuwenden, die man

mir verhaßt gemacht hatte und die doch, ohne daß ich es im geringsten ahnte, mit der anderen im engsten Zusammenhange stand[599])."

Die vom Kinde zu früh genossene Lust der Hauterotik wurde für die fernere Sexualentwicklung ausschlaggebend. Die erzieherischen Einwirkungen in der Richtung einer Sexualverdrängung begegnen sich mit der fixierten Hauterotik (des Gesäßes). Die infantilen Traumen erleichtern die Arbeit der Sexualverdrängung, indem das somatische Entgegenkommen die Fixierung einer primitiven Phase bewirkt und dadurch das Fortschreiten der sexuellen Entwicklung hemmt; auch umgekehrt macht eine spätere Sexualverdrängung die sexuelle Entwicklung rückgängig: die Erotik flutet zurück und bleibt an eine frühere Phase fixiert.

Wir wollen noch folgenden Fall zu unserem Thema anführen:

Ein Knabe von 13 Jahren weilte zum Besuch bei seinem Kameraden auf dem Gute. Die Knaben onanierten abends fast regelmäßig. Eines Abends wurden sie von der Lehrerin hierbei überrascht. Sie holte den Stock, legte jeden der Knaben nacheinander über die Sofalehne, zog ihnen das Hemd hoch und ließ den Rohrstock niederklatschen, bis die Gesäßgegend sich verfärbte. Beide ließen es sich gefallen. „Es brannte hinten, wie wenn man auf Feuer säße, aber dabei stach es so wohlig, wollüstig auf, gerade die Schläge machten es besonders schön, nie war es so schön, wenn wir daran spielten, denn wir taten es doch wieder[600])."

Beim Kinde ist das Primat der Genitalzone noch zu schwach angedeutet, darum läuft es so leicht Gefahr, der Macht anderer erogener Zonen zu verfallen.

3. Zu den erogenen Zonen gehört auch die Mundgegend. Die primitivste Äußerung der infantilen Erotik ist „das Ludeln oder Lutschen, das schon beim Säugling auftritt und bis in die Jahre der Reife fortgesetzt werden oder sich durchs ganze Leben erhalten kann", es „besteht in einer rhythmischen wiederholten saugenden Berührung mit dem Munde (Lippen), wobei der Zweck der Nahrungsaufnahme ausgeschlossen ist".[601]) „Es ist . . . deutlich, daß die Handlung des lutschenden Kindes durch das Suchen nach einer — bereits erlebten und nun erinnerten — Lust bestimmt wird. Durch das rhythmische Saugen an einer Haut- oder Schleimhautstelle findet es dann im einfachsten Falle die Befriedigung. Es ist auch leicht zu erraten, bei welchen Anlässen das Kind die ersten Erfahrungen dieser Lust gemacht hat, die es nun zu erneuern strebt. Die erste und lebenswichtigste Tätigkeit des Kindes, das Saugen an der Mutterbrust (oder an ihren Surrogaten), muß es bereits mit dieser Lust vertraut gemacht haben. Wir würden sagen, die Lippen des Kindes haben sich benommen wie eine e r o g e n e Z o n e, und die Reizung durch den warmen Milchstrom war wohl die Ursache der Lustempfindung . . . Wer ein Kind gesättigt von der Brust zurücksinken

sieht, mit geröteten Wangen und seligem Lächeln in Schlaf verfallen, der wird sich sagen müssen, daß dieses Bild auch für den Ausdruck der sexuellen Befriedigung im späteren Leben maßgebend bleibt[602])."

Im „Neurologischen Zentralblatt" 1919, Nr. 20, veröffentlicht Dr. S. Galant eine Niederschrift eines völlig gesunden Mädchens über seinen Genuß beim Lutschen. Es heißt dort:

„Das Lutscherl".

Es ist viel zu schön, um das wiedergeben zu können.

Wie verschieden das Gefühl der Erwachsenen und der Kinder ist, sehe ich am besten ein, wenn ich an meine Kinderzeit, wo ich noch den Lutscher gelutscht habe, zurückdenke.

Manch Erwachsener denkt: Was gibt's denn eigentlich an einem Lutscher? Wieso kommt es, daß die meisten Kinder so einen Lutscher so gern haben? Ich weiß warum, ich weiß, was so ein Lutscherl alles vermag. Ich glaube, daß ein Lutscher das feinste und seligste Gefühl, das man haben kann, zu verschaffen imstande ist. Vielleicht nicht viele Kinder haben solange wie ich gelutscht, und weil ich selbst, wo ich schon in die Schule gegangen bin, den Lutscher nicht entbehren konnte, weiß ich jetzt noch so gut, wie herrlich so ein Lutscherl ist. Man hat mir zuletzt den Lutscher weggenommen, ich habe noch gleichwohl im Verstecken gelutscht. Manchmal hatte ich noch einen kleinen Stumpf von einem Lutscher in der Tasche gehabt. Wenn aber meine Eltern und Geschwister dahintergekommen sind, haben sie ihn weit, weit weggeschmissen, damit ich ihn nicht mehr finde. Oh, wie manches Mal habe ich bitter geweint und meine Mutter um einen Lutscher angefühlt, denn die Mutter hat am meisten Erbarmen mit mir gehabt. Als ich anfing, in die Schule zu gehen, habe ich noch sehr oft gelutscht, aber so, daß es niemand gesehen hat. Man hätte mich ja nur ausgelacht, sie wissen ja nicht, wie gut ein Lutscherl sei. Ich habe immer gemeint, es gebe nichts Ähnliches wie ein Lutscher. Und doch gibt es etwas, das ihm gleicht: das ist ein Kuß von demjenigen, den man so recht und herzig liebt.

Nicht alle Küsse gleichen einem Lutscherl: nein, nein, lange nicht alle! Man kann nicht schreiben, wie wohlig es einem durch den ganzen Körper beim Lutschen geht; man ist einfach weg von dieser Welt, man ist ganz zufrieden, und wunschlos glücklich. Es ist ein wunderbares Gefühl; man verlangt nichts als Ruhe, Ruhe, die gar nicht unterbrochen werden soll. Es ist einfach unsagbar schön: man spürt keinen Schmerz, kein Weh und, ach, man ist entrückt in eine andere Welt.

Wer die verschiedenen Küsse unterscheiden kann, der kann sich auch das Gefühl, das man beim Lutschen hat, ausmalen. Wenn aber alle Küsse gleich sind, so nützt alles Schreiben nichts[603]).

Charakteristisch für das Lutschen ist die Anlehnung an eine der lebenswichtigen Körperfunktionen, als erotisch betonte Handlung kennt es noch kein Sexualobjekt, ist autoerotisch, und ihr Sexualziel steht unter der Herrschaft einer erogenen Zone[604]).

Die Erogenität der Lippen-Mund-Zone, der Umstand, daß in der ersten Kindheit die Befriedigung der erogenen Zone mit der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses vergesellschaftet war, bedingt die Verschiebung des sexuellen Affektes auf den Eß- und Trinkkomplex: Essen und Trinken können leicht zu Symbolen sexueller Tätigkeit werden. Das sehen wir z. B. auch in folgendem Traume:

> Der Träumende sitzt in einem Restaurant und trinkt Tee mit Milch, den ihm eine Kellnerin gereicht hat. Er hat seinen Tee getrunken und bestellt bei einem hinzutretenden Kellner eine weitere Portion. Der Kellner schlägt ihm vor, Tee mit Rum zu trinken. Er verlangt aber wieder Tee mit Milch. Der Kellner will ihm jedoch nach seinem Vorschlag bedienen; er (der Träumer) fordert darum, die Kellnerin soll kommen, welche ihm das Verlangte wirklich bringt.

Analyse. Tee mit Milch war sein Lieblingsgetränk, als er noch zu Hause bei der Mutter lebte. Er hatte schon seit längerer Zeit keinen Tee mehr getrunken. Am Traumtage besuchte er eine polnische Familie, in der Hoffnung, dort den Tee einnehmen zu können, was jedoch nicht der Fall war.

Tee mit Rum trinkt man öfter in Paris, nach welcher Stadt er große Sehnsucht hat. Übrigens ist Paris die Stadt, wo manche sexuelle Verirrungen so verbreitet sind. Verschiedene Verirrungen begeht man leichter, wenn man von Alkohol angeheitert ist. Beachten wir noch, daß Tee mit Rum ein Mann reicht, Tee mit Milch aber ein Mädchen, so ist der Traum verständlich: er drückt den Kampf zwischen „normaler“ und Homoerotik aus. Die normale Erotik behält die Oberhand: es kommt die Frau, die ihm das Verlangte bringt.

Wir sehen, wie unser Traum die Symbolik des Trinkens im erotischen Sinne gebraucht. Dabei ist noch beachtenswert, daß der Träumer Tee mit Milch verlangt, was sein Lieblingstrank im Hause der Mutter war. Die Beziehung der Erotik zum Saugen an der Mutterbrust ist dadurch unzweideutig angegeben.

Daß ein Zusammenhang auch zwischen Saugen und Küssen besteht, haben wir früher in einem anderen Zusammenhang gezeigt. Auch die eben angeführte Lutscherin bestätigt diesen Zusammenhang.

In der Autoerotik des Saugens selbst liegt schon der Keim des Überganges zur Objekterotik verborgen. Nach dem Erscheinen der Zähne beim Kinde wird die Befriedigung der Erotik von dem Bedürfnis der Nahrungsaufnahme getrennt, die Nahrung wird jetzt

nicht mehr ausschließlich eingesogen, sondern gekaut. „Eines fremden Objektes bedient sich das Kind zum Saugen nicht, sondern lieber einer eigenen Hautstelle, weil diese ihm bequemer ist, weil es sich von der Außenwelt unabhängig macht, die es zu beherrschen noch nicht vermag, und weil es sich solcherart gleichsam eine zweite, wenngleich minderwertige Zone schafft. Die Minderwertigkeit dieser zweiten Stelle wird es später mit dazu veranlassen, die gleichartigen Teile, die Lippen, einer anderen Person zu suchen[605])." Der Übergang von der Autoerotik zu der Objekterotik ist somit ein immanenter Entwicklungsprozeß.

4. Unter den verschiedenen erogenen Zonen spielt die Afteröffnung eine bedeutende Rolle, worauf sich die Analerotik aufbaut.

Ein Herr erzählt aus seinem 7. Lebensjahre: „Er lag krank im Bette. Im Nebenzimmer, wo die Familienangehörigen sich befanden, erzählte ein fremder Herr, wie er eben in einer Droschke fuhr, ihm ein Kosak galoppierend entgegenkam, mit der Droschke zusammenstieß und sie umwurf. Sofort träumt der Kleine:

> Er fährt in einer Droschke. Da kommt ein Kosak im Galopp und wirft die Droschke um. In diesem Moment erhebt sich über ihn ein Luftballon. (Er erwacht, weil er ein Glas Wasser, das nebenan auf einem Stuhl stand, umgestoßen hatte und naß wurde.)

Analyse. Der Analysand gibt an, daß der Luftballon ihn an die Klistiere erinnert, mit denen man ihn in der Kindheit viel geplagt hatte; bei dieser Gelegenheit hatte er die ersten sexuellen Erregungen erlebt.

Der analerotische Charakter des Traumes ist klar. Ein bestimmter Komplex „entlehnt" ein fertiges Thema, um es seinen eigenen Zwekken gemäß fortzusetzen: natürlich muß man umfallen, um die analerotische Manipulation über sich ergehen zu lassen.

Auch dieser Traum zeigt uns, wie die verschiedenen Traumen im Kindesalter die vielleicht auch sonst vorhandene Anlage verstärken. Die jedem Kinde in gewissem Maße anhaftende Analerotik ist bei unserem Träumer schon beträchtlich stark ausgebildet.

Die Analerotik äußert sich auch in Kunst und Mythos. In der erotischen Kunst des 18. Jahrhunderts treffen wir „die auffallende Häufigkeit der Darstellung von — Klistierszenen, die in höchst raffinierter Weise aufgefaßt werden, indem meist eine junge Dame ihre ‚globes d'arrière' in lüsternster Weise dem Kammermädchen für die erleichternde Operation präsentiert, während der Liebhaber diese pikante Szene von der Tür aus belauscht . . . Dieses Sujet war so beliebt, daß die vornehmen Damen es sogar auf ihren Kleidern und Fächern anbringen ließen".[606])

In einer Kunstsammlung, die dem Münster in Freiburg i. Br. angehört, habe ich eine merkwürdige Figur gesehen. Sie stellt einen Menschen dar, der seinen Kopf mit geöffnetem Munde ganz nach unten beugt, so daß der Hintere in die Höhe kommt. Diese Figur diente früher am Münster als Wasserrinne, wobei das Wasser durch den After herein- und durch den Mund herauskam. Offenbar ein Produkt einer analerotischen Phantasie.

Die Analerotik kommt noch in einer verbreiteten Schimpf- und Verachtungsgeste zum Ausdruck. „Seit alten Zeiten erweist der gemeine Mann dem anderen seine souveräne Verachtung dadurch, daß er vor ihm den Hintern aufdeckt und vielleicht dazusetzt: Lecken sie mich am Arsche! — eine Aufforderung, deren Ausführung in rohen Zeiten gelegentlich erzwungen worden ist[607])." Das Ersehnte wird hier, wie im paranoischen Wahne, mit Hilfe des verachteten Mannes zur Darstellung gebracht. In der Geste wird der analerotische Komplex umgedeutet: „Ich bin nicht so pervers, aber jenem verachteten Kerl gelüstet es nach solchen ekelhaften Dingen[607a])."

„Die Afterzone ist ähnlich wie die Lippenzone durch ihre Lage geeignet, eine Anlehnung der Sexualität an andere Körperfunktionen zu vermitteln. Man muß sich die erogene Bedeutung dieser Körperstelle als ursprünglich sehr groß vorstellen." „Kinder, welche die erogene Reizbarkeit der Afterzone ausnützen, verraten sich dadurch, daß sie die Stuhlmassen zurückhalten, bis dieselben durch ihre Anhäufung heftige Muskelkontraktionen anregen und beim Durchgang durch den After einen starken Reiz auf die Schleimhaut ausüben können. Dabei muß wohl neben der schmerzhaften die Wollustempfindung zustande kommen[608])." Der infantile Analerotismus spricht noch aus manchem derben Witz oder Volksspruch. So sagt man in Ostpreußen, wenn man den Drang zum Stuhlgang verspürt: „Mi öß so fründlich ommen Aarsch[609])."

An dieser Stelle reihen wir noch einen Traum ein, der von dem liebe-haß-erfüllten jungen Mann stammt, von dem oben, Kap. XV, 1 die Rede war. Wir sahen dort, daß der junge Mann eine starke Mutterbindung hatte, aus der er sich nicht leicht loslösen konnte. Nun bringt er eines Tages folgenden Traum in die Analyse:

1. Er steigt mit seiner Frau und der Mutter in einen unteren Raum. Er bekommt dort einen Blutsturz, aus dem Munde kommt das rote Ding in Form einer Blutwurst heraus. Es ekelt ihn ungemein.

2. Er steigt mit der Frau in einen oberen Raum.

A n a l y s e. Auf den ersten Blick scheint der Traum die Inzestbindung (im unteren Raum) anzudeuten, und dann den Versuch sich davon zu befreien, indem der Träumer nur mit der Frau in den oberen Raum steigt, von der Mutter ist keine Rede mehr.

Mir war aber auffallend, mit welchem intensiven Ekelaffekt der Analysand das Herauskommen der Blutwurst schilderte! Ich dachte

an ein analerotisches Erlebnis. Und nun erzählt dann der Analysand, daß er als Kind ziemlich an Verstopfungen gelitten und daß die Mutter ihm in den After Zäpfchen einführte. Es war nun klar, daß die intensive Bindung an die Mutter noch einen analerotischen Grund hatte: der junge Mann liebte sie so heftig und konnte sich von ihr nicht frei machen, weil sie diejenige Frau war, die auch bereit war, seine Analerotik zu befriedigen.

Immerhin schien es mir noch merkwürdig, warum die Blutwurst aus dem Munde kam. Zum Teil lag die Erklärung darin, daß seine Frau vor einigen Tagen im Traum einen Blutsturz bekommen hatte. Indem er selbst etwas Ähnliches im Traume erlebt, vollzieht er eine Identifizierung mit der Frau. Der Analysand selbst gibt eine andere Erklärung, indem er sagt: Weil das Zäpfchen doch in den Anus eingeschoben war, konnte es doch nur durch den Mund herauskommen. Hier wiederholt unser Analysand die Situation, wie die oben beschriebene Figur aus dem Freiburger Münster: auch da diente der Anus als Aufnahmeöffnung und der Mund als Kloake. Und das hat seinen Sinn: Der Analerotiker hat das Bestreben „zurückzuhalten", dieser dem Analerotiker eigentümliche „Geiz" führt dazu, der Afterzone den Charakter einer Ausfuhröffnung zu nehmen.

In dem oben angeführten Traum mit dem galoppierenden Kosaken ist das Klistier durch einen L u f t b a l l o n symbolisch dargegestellt. Es liegt die Vermutung nahe, daß die Entweichung des Flatus bei Analerotikern mit (erotischer) Lust verbunden ist. Daran knüpft sich eine merkwürdige „infantile Sexualtheorie". Von einem Zwangsneurotiker erzählt E. Jones folgendes:

Sein Vater, welcher an intestinalen Störungen litt, hatte die Gewohnheit, gewaltsam Flatus auszupressen und daraus wurde ein Familienscherz. Als Kind ergötzte er sich am Geruche des Flatus seines Vaters und daran, sie mit den seinen zu vergleichen, zu welchem Zwecke er stundenlang neben seinem Vater zu sitzen pflegte. Er beobachtete es auch oft, wenn sein Vater unbedeckt im Bette lag . . . So kam er . . . auf den Schluß, d i e H a u p t s a c h e b e i m K o i t u s s e i d a s E i n b l a s e n e i n e s F l a t u s i n d e n A n u s d e r F r a u u n d d i e s e f ü h r e z u r S c h w a n g e r s c h a f t. Wenn er den Koitus der Eltern behorchte oder seines Vaters Flatus, pflegte er es mit seiner Schwester nachzuahmen (die im gleichen Zimmer schlief mit ihm). Dabei pflegte er auf dem Gesichte zu liegen und sie auf ihm, oder auch Rücken an Rücken, um in möglichster Nähe ihres Anus einen Flatus auszupressen[610]).

Dieselbe analerotische Auffassung des Koitus verrät auch eine neurotische Patientin Dr. Reitlers:

Im Alter von etwa 6 oder 7 Jahren bin ich einmal morgens aus meinem Betterl aufgestanden, habe die Türe im Schlafzimmer meiner Eltern geöffnet und mich hineingeschlichen. Die Eltern

schliefen in einem großen Doppelbett. Papa lag auf der Seite, den Rücken dem Bettrande zugekehrt. Die Decke hatte sich verschoben, ebenso das Hemd, und ich sah den nackten, weit herausgestreckten Popo. Ich erschrak heftig, ging auf den Zehen eiligst zurück und schloß die Türe so leise, daß weder Papa noch Mama erwachten. Ins Bett zurückgekehrt, konnte ich nicht einschlafen. Es begann sich folgende Phantasie in meinem Kopfe festzusetzen: „Wenn die Eltern das Geheimnisvolle, das die Kinder nicht wissen dürfen, tun, so pressen sie die nackten Popos aneinander und blasen sich gegenseitig Luft ein[611]).“

Die heftige Angst, die der Anblick des nackten Popos bei dem Mädchen hervorruft, deutet auf verdrängte Analerotik hin; denn sonst ist ein solcher Anblick gar nicht geeignet, Angst einzuflößen. Auf Grund des analerotischen Komplexes baut sich dann eine merkwürdige infantile Sexual- und Geburtstheorie auf: der Geschlechtsakt bestehe im Einblasen von Luft in den Anus der Frau und darauf ist die Schwangerschaft zurückzuführen[612]).

5. Die Muskelerotik (die Bewegungslust) scheint selten von der Hauterotik isoliert aufzutreten. „Daß ausgiebige Muskelbetätigung für das Kind ein Bedürfnis ist, aus dessen Befriedigung es außerordentliche Lust schöpft, ist bekannt. Ob diese Lust etwas mit der Sexualität zu tun hat, ob sie selbst sexuelle Befriedigung einschließt oder Anlaß zu sexueller Erregung werden kann, das mag kritischen Erwägungen unterliegen . . . Tatsache ist aber, daß eine Reihe von Personen berichten, sie hätten die ersten Zeichen der Erregtheit an ihren Genitalien während des Raufens oder Ringens mit ihren Gespielen erlebt, in welcher Situation außer der allgemeinen Muskelanstrengung noch die ausgiebige Hautberührung mit dem Gegner wirksam wird. Die Neigung zum Muskelstreit mit einer bestimmten Person, wie in späteren Jahren zum Wortstreit (‚was sich liebt, das neckt sich‘), gehört zu den guten Vorzeichen der auf diese Person gerichteten Objektwahl. In der Beförderung der sexuellen Erregung durch Muskeltätigkeit wäre eine der Wurzeln des sadistischen Triebes zu erkennen[613]).“

Dr. Sadger berichtet zum Thema der Muskelerotik: „Ich behandle jetzt eine jungverheiratete Gattin und Mutter, die präzis angibt, seit ihrer Ehe von jedem Balle mit Schuldgefühlen nach Hause zu gehen. Trotzdem sie noch keinem Tänzer je das mindeste gewährte, plagte sie doch immer die Empfindung, sich dirnenhaft benommen zu haben, als wäre sie von jenem koitiert worden. Hier und da hat sie direkt ein Rauschgefühl. Der Tanz ist nicht bloß ihr selber ein teilweiser Ersatz des Geschlechtsverkehrs, sondern sie vermutet mit Fug und Grund das nämliche auch bei vielen ihrer Tänzer[614]).“ Ebenso meint Havelock Ellis: „(Der Tanz gewährt) etwas von dem Genusse befriedigten Verlangens. Man kann das besonders bei jungen Mädchen sehen, die manchmal einen großen Kraftaufwand

durch Tanzen treiben und sich so nicht Ermüdung, sondern Glück und Ruhe schaffen; nach dem Beginne geschlechtlichen Verkehrs verlieren Mädchen bezeichnenderweise viel von ihrer Tanzlust[615]).“

Man darf vermuten, daß das Überwiegen der Muskelerotik in der sexuellen Konstitution die verschiedenen Kraftmenschen, von den großen Eroberern bis zum Zirkusathleten herab, schafft. Unter ungünstigen Verhältnissen des infantilen Lebens (die wir in früheren Kapiteln geschildert) entwickeln sich aus den Muskelerotikern Sadisten.

Die Hauterotik in ihren verschiedenen Formen disponiert mehr zum künstlerischen und wissenschaftlichen Leben. Denn der Hauterotiker ist weniger geneigt, die Wirklichkeit durch Taten zu bewältigen. Vielmehr will er sie wahrnehmen, auf sich einwirken lassen (d. h. die Lust der erogenen Zonen genießen). Der Muskelerotiker erledigt sich seiner Komplexe, indem er sie in Taten umsetzt. Der Hauterotiker schwelgt aber in den Bildern seiner Phantasie (der Künstler) und in den abstrakten Schemen des theoretischen Gedankens (der Wissenschaftler, der Denker).

Wenn wir das Gesagte unter einen früher von uns vertretenen Standpunkt bringen, so können wir das auch so ausdrücken: Der Muskelerotiker steht mehr unter der Gewalt der energetischen Entladungstendenz, der Hauterotiker dagegen unter derjenigen der Beharrungstendenz.

6. Die Muskelerotik hat ursprünglich autoerotischen Charakter. Sie nimmt aber, wie uns dies die Raufereien der Kinder zeigen, bald den objekterotischen Charakter an. Es ist auch bekannt, wie die Knaben die Mädchen verschiedentlich zu necken lieben.

Auch die Hauterotik ist ursprünglich autoerotisch. Bei normaler Entwicklung stellt sie sich bald in den Dienst der Objekterotik. „Ein gewisses Maß von Tasten ist wenigstens für den Menschen zur Erreichung des normalen Sexualzieles unerläßlich. Auch ist es allgemein bekannt, welche Lustquelle einerseits, welcher Zufluß neuer Erregung anderseits durch die Berührungsempfindungen von der Haut des Sexualobjektes gewonnen wird[616]).“

Unter den verschiedenen erogenen Zonen nimmt das A u g e eine besondere Stelle ein, da es von vorneherein mehr der Objekterotik zugewendet ist. Das Auge ist, zum Unterschiede von der Haut, ein Fernsinnesorgan. „Der optische Eindruck bleibt der Weg, auf dem die libidinöse Erregung am häufigsten geweckt wird, und auf dessen Gangbarkeit die Zuchtwahl rechnet, indem sie das Sexualobjekt sich zur Schönheit entwickeln läßt[617]).“

Den erogenen Zonen kommt unter den Verhältnissen des Primates der Genitalzone eine wichtige Rolle zu: „Die dem Sexualobjekt entlegenste, das Auge, kommt unter den Verhältnissen der Objektwerbung am häufigsten in die Lage, durch jene besondere Qualität der Erregung, deren Anlaß wir am Sexualobjekt als Schönheit bezeichnen, gereizt zu werden. Die Vorzüge des Sexualobjekts werden

darum auch ‚Reize' geheißen. Mit dieser Reizung ist einerseits bereits Lust verbunden, anderseits ist eine Steigerung der sexuellen Erregtheit oder ein Hervorrufen derselben, wo sie fehlt, ihre Folge. Kommt die Erregung einer anderen erogenen Zone, z. B. der tastenden Hand, hinzu, so ist der Effekt der gleiche, Lustempfindung einerseits . . ., weitere Steigerung der Sexualspannung anderseits, die bald in deutliche Unlust übergeht, wenn ihr nicht gestattet wird, weitere Lust herbeizuführen." Die Rolle, die den erogenen Zonen jetzt zufällt, ist klar: „Sie werden sämtlich dazu verwendet, durch ihre geeignete Reizung einen gewissen Betrag von Lust zu liefern, von dem die Steigerung der Spannung ausgeht, welche ihrerseits die nötige motorische Energie aufzubringen hat, um den Sexualakt zu Ende zu führen. Das vorletzte Stück desselben ist wiederum die geeignete Reizung einer erogenen Zone, der Genitalzone selbst an der Glans penis, durch das dazu geeignetste Objekt, die Schleimhaut der Scheide, und unter der Lust, welche diese Erregung gewährt, wird diesmal auf reflektorischem Wege die motorische Energie gewonnen, welche die Herausbeförderung der Geschlechtsstoffe besorgt. Diese letzte Lust ist ihrer Intensität nach die höchste, in ihrem Mechanismus von den früheren verschieden. Sie wird ganz durch Entlastung hervorgerufen, ist ganz Befriedigungslust und mit ihr erlischt zeitweilig die Spannung der Libido[618])." Freud bezeichnet die Lust, die aus der Erregung erogener Zonen stammt, als Vorlust, zum Unterschiede von der Endlust oder Befriedigungslust des Sexualaktes.

Die ursprünglichen Quellen der erotischen Lust werden mit der Reifung des Geschlechtsapparates nicht außer Tätigkeit gesetzt, was völlig unökonomisch wäre. Vielmehr werden sie in den Dienst des Geschlechtstriebes gestellt und dem Primat der Genitalzone untergeordnet. Einerseits dient zwar die Vorlust als Verlockungsprämie im Prozesse der sexuellen Erregung. Aber die Fixierbarkeit, die jeder erogenen Zone zukommt, bedeutet anderseits ein Aufhalten der Bewegung zum letzten Ziele. Darin ist der Realisierbarkeit der sexualökonomischen Tendenz der Kulturentwicklung der Weg vorgezeichnet. In der Liebe kommt die zeitweilige Fixierung der verschiedenen Formen der Vorlust sehr oft zu ihrem Rechte: man begnügt sich mit dem Anblick der geliebten Person, mit dem Kuß, mit dieser oder jener Zärtlichkeit.

Aus den vorhergehenden Betrachtungen leuchtet es ein, daß die Begriffe: Erotik und Geschlechtstrieb sich nicht völlig decken. Einerseits äußert sich im Geschlechtstrieb nur die besondere Form der Erotik, nämlich diejenige der Endlust. Anderseits ist der Geschlechtstrieb ein Produkt (Verschmelzung) von Erotik und Arterhaltungstrieb. Im präventiven Verkehr ist der Arterhaltungstrieb ausgeschaltet. Daß dieser jedoch im Geschlechtstrieb eine Rolle spielt, ist leicht in kinderlosen Ehen zu beobachten: Viele fühlen sich in einer solchen Ehe nicht ganz glücklich. Die beiden Komponenten

des Geschlechtstriebes sind natürlich bei verschiedenen Individuen in verschiedenem Maße entwickelt.

7. Wir haben bis jetzt von zwei Grundarten der Erotik gesprochen: von Haut- und Muskelerotik, denen Berührungs- und Bewegungslust entsprechen. Diese Einteilung ist vom deskriptiven Standpunkt aus berechtigt. Aber dynamisch lassen sich die zwei Arten in eine einzige Lust auflösen.

„Jede andauernde Sensation hat die Tendenz, allmählich zu verklingen, aufzuhören Sensation zu sein. Wenn man z. B. die Hand auf irgendeine Fläche auflegt, so erlebt man die Berührung nur im ersten Moment intensiv, schnell sinkt die Sensation auf Null. Dagegen kann man durch eine schwache Hin- und Herbewegung die Berührungssensation gleichsam erneuern und sie dadurch auf ihrer Höhe erhalten. Die Bewegung ist nur ein Mittel, die Berührung zu intensivieren.

Wir wollen es genauer analysieren: Die höchste Intensität der Berührungssensation ist nur im Momente der Berührung selbst gegeben. Die dem Berührungsmomente entsprechende intensive Berührungssensation können wir als ein ‚Berührungsdifferential' (= sehr kurz andauerndes Erlebnis) bezeichnen. Die bewegte Berührung stellt dann eine Summierung solcher Berührungsdifferentiale, ein ‚Berührungsintegral', dar. Solange aber die Bewegung der bestimmten Hautstelle in derselben Richtung vor sich geht, entsteht wiederum die Tendenz zur Herabminderung der Intensität des Berührungsintegrals (wegen der Gleichartigkeit der einzelnen Berührungsdifferentiale, der steten Wiederholung also der nämlichen Sensation). Ändert aber die Richtung der Bewegung ihr Zeichen, wie das bei der Hin- und Herbewegung immer der Fall ist, so wird gleichsam das eine Berührungsintegral, dessen Intensität zu fallen anfängt, durch ein anderes, dessen Intensität noch nicht vermindert ist, ersetzt.

Vom Standpunkte also einer ‚Lustmechanik' ist die Bewegungslust nur eine Summierung der höchsten Intensitäten der Berührungslust[619])."

8. Auch die Beziehung der erogenen Zonen zueinander und zu der Genitalzone läßt sich leicht dynamisch begreifen. Wir sahen, daß beim reiferen Individuum unter den erogenen Zonen der Genitalzone das Primat zufällt. Von jetzt an spielen die erogenen Zonen eine zweifache Rolle: bei der Reizung einer erogenen Zone entwickelt sich einerseits Lust („Vorlust"), anderseits aber ist eine Steigerung der sexuellen Spannung damit verbunden, wodurch die motorische Energie aufgebracht wird, die nötig ist, um den Sexualakt zu Ende zu bringen (die „Endlust"). „Richtig verstanden bedeutet das: ein Teil der durch die Reizung der erogenen Zonen geweckten Energie fließt zu der Genitalzone über, wodurch der große Effekt bewirkt wird[620])."

Die Fälle, wo die Erotik an einer erogenen Zone dauernd fixiert bleibt, stellen eine Umkehrung der obigen Beziehung dar. So sahen wir oben, wie z. B. eine Patientin Dr. Sadgers, wenn sie aufgeregt war, „Ohronanie“ trieb. Oder Rousseau, wenn er in „lästige Wallungen des Blutes“ kam, das Begehren hatte, auf das Gesäß geschlagen zu werden. „Die Genitalzone und die übrigen erogenen Zonen stehen also in einer Wechselbeziehung zueinander: die Erregung der einen kann zu der anderen fließen und auch umgekehrt[621]).“

Wir haben oben darauf hingewiesen, daß der Sexualtrieb seinem Objekte nach Variationen zuläßt: er kann entweder objekterotisch, oder an das Subjekt selbst (narzißstisch) gerichtet sein. Wir sehen jetzt, daß auch dem Ziele nach der Sexualtrieb Variationen zuläßt: das Ziel des Sexualtriebes ist nicht nur die Vereinigung der Genitalien im Sexualakt, sondern auch die Betätigung dieser oder jener erogenen Zone. Die sexuelle Triebbefriedigung, die an der Tätigkeit einer erogenen Zone gebunden ist, nennt Freud „Partialtrieb“. Das Wesen des Autoerotismus erschöpft sich darin, daß er an der Tätigkeit einer erogenen Zone gebunden, bloß „Partialtrieb“ bleibt. Unter dem Primat der Genitalzone richtet sich der Sexualtrieb nicht mehr bloß auf die Tätigkeit einer erogenen Zone ein, sondern eine Sexualperson tritt in den Kreis der libidinösen Erlebnisse. Dazwischen liegt der Narzißmus, der mit der Objekterotik das Gerichtetsein auf eine Person gemeinsam hat, unterscheidet sich von ihm nur dadurch, daß diese Person kein Objekt, sondern ein Duplikat des Subjektes ist.

9. Es ist noch wichtig, darauf hinzuweisen, daß mit der Tätigkeit der erogenen Zonen auf das innigste auch die „Wirklichkeitsfunktion“ verbunden ist: die erogenen Zonen (wie die ganze Körperoberfläche überhaupt) sind doch zugleich Wahrnehmungsorgane. So ist z. B. der Mund das Organ der primitivsten Raumerfahrung. „Der ‚Urraum‘ des Neugeborenen ist die Gegend seines Mundes: der Mund ist vermutlich das einzige Organ, das schon vom ersten Tage an auf bestimmte Tasteindrücke mit bestimmten Bewegungen antwortet (Saugen), und nach etwa drei Wochen hat sich hier bereits eine sensomotorische Einstellung ausgebildet, die eine gewisse Raumdistanz überwindet; wird nämlich die Wange des Kindes mit der Brustwarze berührt, so findet eine Kopfbewegung statt, bis der Mund an die Warze hergebracht ist.“ „Durch das oft stundenlange Saugen an den Fingern müssen ja im Urraumorgan spezielle Tastwahrnehmungen von diesem Körperteil erzeugt werden . . .[622]).“ Mit der Saugerotik ist somit die Erkenntnis des Ur- und Nahraumes auf das engste verknüpft. Man kann sagen, der „Nahraum“ ist hauptsächlich an autoerotische Momente gebunden: er besteht aus Wahrnehmungen (Erfahrungen), die an eigenen Körperteilen gemacht worden sind. Das Auge führt uns in die weite Welt ein (in den „Fernraum“), zugleich stellt es uns dem Sexual-

objekt gegenüber: das Auge ist das vornehmste Organ der Objektwahl. Schon aus diesen wenigen Andeutungen muß es einleuchten, daß von der Richtung unserer Erotik am Ende auch das Schicksal der „Wirklichkeitsfunktion“ abhängen muß. Wird die Libido in das autoerotische Stadium zurückversetzt und dort dauernd fixiert, so ist es wahrscheinlich, daß das betreffende Individuum den Sinn für den „Fernraum“ und alles, was sich dort befindet und sich dort abspielt, bald verlieren wird (Introversion). So beschreibt z. B. A. Maeder einen Dementia-praecox-Kranken: „F. R. ist über fünfzehn Jahre in der Anstalt. Er hält sich seit vielen Jahren auf der offenen Abteilung mit vielen anderen chronischen Patienten zusammen. Er wird bei der Hausordnung beschäftigt, ist immer allein; wenn unbeschäftigt, füllt er Hefte mit Notizen, welche er niemandem zeigt. Er spricht halblaut, fast ununterbrochen, antwortet auf seine Stimmen, erteilt Befehle in die Luft, gestikuliert. Dem Anstaltsleben gegenüber bleibt er vollständig gleichgültig, er macht nie ein Fest mit, er geht früh ins Bett, liegt viel tagsüber während der freien Zeit auf einer einsamen Bank. Man trifft ihn nie im Hofe. Spontan hat er nie etwas zu fragen, auch nie zu klagen. Er dreht sich nicht einmal um, wenn ein Arzt vorbeigeht. Er lebt mitten in einer Gruppe von über dreißig Patienten wie ein Einsiedler... Er sieht ziemlich vernachlässigt aus, hat einen befremdenden Blick. Kurz, er bietet das klassische Bild einer Dementia praecox mit ausgebildeter Verblödung.“ „Die eigene Person rückt in den Vordergrund des Interesses, die Eindrücke der Außenwelt sind nur schwach besetzt; dadurch wird die objektive Korrektur immer schwächer. Die Selbstüberschätzung wächst maßlos und ungehemmt[623]).“ Wie der Liebende die Vorzüge der Geliebten überschätzt, so überschätzt auch der Dementia-praecox-Kranke sich selbst. Der Autoerotismus macht ihm die ganze Welt entbehrlich und so wird er in ihr zum Einsiedler.

Gegen eine solche Auffassung machte zwar Jung geltend: „Die Tatsachen liegen so, daß in sehr vielen Fällen die Wirklichkeit überhaupt wegfällt, so daß die Kranken nicht eine Spur von psychologischer Anpassung oder Orientierung erkennen lassen . . . Man muß notgedrungenerweise sagen, daß nicht nur das Erotische, sondern überhaupt das Interesse, d. h. die ganze Realitätsanpassung in Verlust geraten ist[624]).“ Wir müssen aber bedenken, daß das „Interesse“ überhaupt und das „erotische Interesse“ von dem ersten Atemzuge an fast unlöslich miteinander verknüpft sind: die Wahrnehmung der Welt und die erotische Lust fließen durch dieselben Organe.

10. Die bisherigen Betrachtungen erfordern noch eine Ergänzung. Freud sagt: „Mit dem Satz, das Primat der Genitalien sei in der frühinfantilen Periode nicht oder nur sehr unvollkommen durch-

geführt, würde ich mich heute nicht mehr zufrieden geben. Die Annäherung des kindlichen Sexuallebens an das der Erwachsenen geht viel weiter und bezieht sich nicht nur auf das Zustandekommen einer Objektwahl. Wenn es auch nicht zu einer richtigen Zusammenfassung der Partialtriebe unter das Primat der Genitalien kommt, so gewinnt doch auf der Höhe des Entwicklungsganges der infantilen Sexualität das Interesse an den Genitalien und die Genitalbetätigung eine dominierende Bedeutung, die hinter der in der Reifezeit wenig zurücksteht. Der Hauptcharakter dieser ‚infantilen Genitalorganisation' ist zugleich ihr Unterschied von der endgültigen Genitalorganisation der Erwachsenen. Er liegt darin, daß für beide Geschlechter nur ein Genitale, das männliche, eine Rolle spielt. Es besteht also nicht ein Genitalprimat, sondern ein Primat des Phallus[625])."

Der kleine Knabe setzt bei allen lebenden Wesen ein ähnliches Genitale voraus, wie er es selbst besitzt. Einmal kommt aber der Knabe dazu, die Entdeckung zu machen, daß Frauen keinen Penis besitzen. „Es ist bekannt, wie (die Kinder) auf die ersten Eindrücke des Penismangels reagieren. Sie leugnen diesen Mangel, glauben doch ein Glied zu sehen, beschönigen den Widerspruch zwischen Beobachtung und Vorurteil durch die Auskunft, es sei noch klein und werde erst wachsen, und kommen dann langsam zu dem affektiv bedeutsamen Schluß, es sei doch wenigstens vorhanden gewesen und dann weggenommen worden. Der Penismangel wird als Ergebnis einer Kastration erfaßt[626])."

Diese Auffassung von seiten des kleinen Knaben ist vollkommen begreiflich: der kleine Narzißt kann die Welt nicht anders verstehen, als nach dem eigenen Ebenbilde. Wenn er dann in Konflikt mit der Erfahrung kommt, sucht er diesen durch intellektuelle Deutungsarbeit zu beseitigen.

Ferner behauptet dann Freud: „Wir wissen aus der Analyse vieler neurotischer Frauen, daß sie ein frühes Stadium durchmachen, in dem sie den Bruder um das Zeichen der Männlichkeit beneiden und sich wegen seines Fehlens . . . benachteiligt und zurückgesetzt fühlen. Wir ordnen diesen ‚Penisneid' dem ‚Kastrationskomplex' ein[627])."

Wie ist nun diese Einstellung zu erklären? Warum soll sich das Mädchen dem Knaben gegenüber benachteiligt fühlen?

Es lassen sich dafür einige Gründe vermuten. Einer dieser Gründe hängt mit der „Harnerotik" eng zusammen. „Will man den aus dieser Quelle entspringenden Neid in seiner vollen Intensität würdigen, so muß man sich vor allem die narzißstische Überwertung vergegenwärtigen, die die Exkretionsvorgänge beim Kinde erfahren. Allmachtphantasien, besonders solche sadistischer Natur, lassen sich eben tatsächlich leichter an den männlichen Urinstrahl knüpfen, wie etwa — um unter vielen nur eine herauszugreifen — die mir

von einer Knabenklasse berichtete: Wenn zwei Knaben über Kreuz urinieren, sterbe derjenige, an den sie dabei dächten[628]).“

Die magische Quelle spielt beim Entstehen des „Penisneides“ vielleicht eine viel größere Rolle als der angeführte Autor es vermutet. Wir wissen, daß in uralter Zeit und noch heutzutage bei vielen Völkern, die auf primitiver Stufe stehengeblieben sind, in den Ackerbauriten der magische Koitus eine wichtige Stelle einnimmt. Zum Zwecke der Förderung der Fruchtbarkeit der erschöpften Natur werden sexuelle Orgien begangen. In dem magischen Koitus aber, der so wichtig ist für das Gedeihen der zukünftigen Ernte, ist der Mann die Hauptfigur, von seiner Potenz und Aktivität hängt soviel ab! Kein Wunder, daß er im Denken der Frau zu dem werden mußte, was er tatsächlich im Laufe der Geschichte wurde, der zu Beneidende.

Die Spur einer solchen Denkweise läßt sich in einer buddhistischen Sage aus Tibet vermuten. Dort wird erzählt: In einem Lande lebte ein sehr reicher Hausbesitzer, der keinen Sohn besaß, sondern fünf sehr schöne Töchter. Da geschah es, daß der Hausbesitzer starb während der Schwangerschaft seiner Frau. Nach dem dort geltenden Rechte müßten in solchem Falle, wenn kein männlicher Erbe da ist, alle Güter dem König anheimfallen. Die Töchter richteten aber an den König die Bitte, abzuwarten, bis ihre Mutter niederkommen wird, dann wird sich zeigen, ob sie einen Sohn oder ein Mädchen gebiert. Der König willigte ein. Nach Vollendung der neun Monate wurde ein wie ein Fleischklumpen gestalteter Sohn geboren, welcher weder Ohren, noch Augen, noch Nase, noch Zunge, noch Füße, noch Hände, sondern bloß die männlichen Geschlechtsteile hatte. Als man das dem König berichtet hatte, entschied er: „Hätte er bloß Augen, Ohren, Nase, Zunge, Füße, Hände usw., so würde ihn dies noch nicht zum Herrn der Güter machen, indem nur ein mit den männlichen Geschlechtsteilen Versehener dazu befähigt ist, darum mag dieses Kind, weil es die Zeichen der Mannheit besitzt, Eigentümer der Güter seines Vaters werden.“ Zu der Zeit wurde die älteste Tochter an einen Mann von gleichem Stande verheiratet. Sie bediente ihren Mann in allen häuslichen Geschäften, im Hinausbegleiten, Verbeugen, in Worten, mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit, wie eine Sklavin ihren Herrn. Der Mann, den das befremdete, sprach zu ihr: „Da wir nicht die einzigen Eheleute sind, sondern es überall dergleichen gibt, warum handelst du allein in solcher Weise?“ Die Frau erwiderte: „Mein Vater war unermeßlich reich an Gütern und Besitztum. Während es, obgleich nach seinem Tode fünf Töchter nachgeblieben waren, entschieden war, daß der König dieses alles nehmen solle, befand sich meine Mutter im Zustande der Schwangerschaft und gebar nach Vollendung ihrer Monate einen Namenshalter, der zwar weder Augen, noch Nase, noch Zunge, noch Füße, noch Hände hatte, aber deswegen, weil er bloß das Zeichen der Erzeugungsfähigkeit besaß,

Herr der Güter wurde. Aus diesem Grunde, und weil der Besitz aller Sinneswerkzeuge, so viele ihrer sind, gegen den Besitz des alleinigen Zeugungsgliedes nichts gilt, erweise ich dir Aufmerksamkeit und Verehrung[629])."

Wir sehen, wie hier die Frau die bevorzugte Stelle des Mannes auf den Besitz des Penis zurückführt, und wegen dieses Besitzes ihm „Aufmerksamkeit und Verehrung" erweist. Die große magische Bedeutung, die der Mann in den agrarischen Riten hat, hat ihn vermutlich auch zu der höheren sozialen Position verholfen. Als diese soziale Position traditionell wurde, konnte auch umgekehrt auf dieser Grundlage der Neid der Frau gegen den Mann akut werden.

Natürlich gibt es noch andere Gründe für das Benachteiligungsgefühl der Frauen. Auf alle diese kann hier nicht eingegangen werden[630]).

Ich möchte aber noch darauf hinweisen, daß der „Penisneid" des Mädchens außerdem aus der bisexuellen Anlage zu begreifen ist, wie auch der „Kastrationskomplex" des Knaben zum Teil auf dieser Grundlage beruhen muß.

Anmerkungen

[1]) „Je mehr wir uns anstrengen, uns selbst zu beobachten, um so sicherer können wir sein, daß wir überhaupt nichts beobachten. Der Psycholog, der sein Bewußtsein fixieren will, wird schließlich nur die e i n e merkwürdige Tatsache wahrnehmen, daß er beobachten will, daß aber dieses Wollen gänzlich erfolglos bleibt . . .(Die Situation des Selbstbeobachters) gleicht genau der eines Münchhausens, der sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen will. Das Objekt der Selbstbeobachtung ist ja eben der Beobachter selbst." W. Wundt. Die Aufgaben der experimentellen Psychologie. Essays, 2. Aufl., Leipzig, W. Engelmann, 1906, p. 198.

[2]) „Ein Erleben kann nicht gedacht werden, i n d e m, oder in dem M o m e n t e, in welchem es stattfindet. Sondern das Dasein des Erlebens einerseits, und sein Gedachtsein anderseits, das Dasein desselben in mir und sein Dasein für mich, fallen jederzeit zeitlich auseinander. Oder, was dasselbe sagt, die innere Wahrnehmung ist jederzeit r ü c k s c h a u e n d e B e t r a c h t u n g." Th. Lipps. Bewußtsein und Gegenstände. Leipzig, W. Engelmann, 1905, p. 41.

[3]) „Was ist Selbstbeobachtung? Man findet leider in keinem der Werke, welche von dieser vortrefflichen Methode Gebrauch machen, eine Anleitung, worin sie bestehe: Man scheint die Selbstbeobachtung für eine ebenso natürliche, aller wissenschaftlichen Anwendung vorausgehende Fähigkeit zu halten wie das Essen und Trinken. Und dennoch, wie ungeheuer verschieden nehmen sich die psychologischen Darstellungen aus, die von dieser Methode Gebrauch machen!" W. Wundt, a. a. O. p. 196.

[4]) Das gibt auch Wundt unumwunden zu. Er sagt: „Vor allem aber ist das psychologische Experiment auf die Zergliederung verhältnismäßig elementarer Vorgänge angewiesen, einzelner Vorstellungs-, Willens-, Erinnerungsakte; nur in geringerem Umfange vermag es noch die Verbindungen dieser einfachen Vorgänge zu verfolgen. Dagegen bleibt ihm die Entwicklung der eigentlichen Denkprozesse, sowie der höheren Gefühls- und Triebformen verschlossen; im höchsten Falle lassen sich über die äußere zeitliche Aufeinanderfolge auch dieser Prozesse einige unzureichende Beobachtungen anführen" (a. a. O. p. 208).

[5]) Siehe z. B. Henry Watt. Experim. Beiträge zu einer Theorie d. Denkens. Arch. f. d. gesamte Psychologie, Bd. 4. Aug. Messer. Experim.-psychol. Untersuchungen üb. d. Denken. Ebenda, Bd. 8. Ernst Westfahl. Über Haupt- u. Nebenaufgaben bei Reaktionsversuchen. Ebenda, Bd. 21.

[6]) Die Aufgabe, die wir jemand stellen, ist eine Aufforderung. „Jedes Forderungserlebnis gebiert aus sich nach Maßgabe seiner Intensität eine entsprechende E r f ü l l u n g s t e n d e n z." Th. Lipps, a. a. O. p. 108.

[7]) „Das Erlebnis des psychischen Zwanges ist eine letzte Tatsache. Ich kann mich getrieben, gezwungen, beherrscht fühlen, nicht bloß durch ä u ß e r e Mächte und andere Menschen, sondern von meinem e i g e n e n Seelenleben. Dies Merkwürdige, daß ich mich auf diese Weise mir selbst gegenüberstelle, daß ich selbst will und gleichzeitig nicht will, daß ich einer Triebregung folgen will und doch gegen sie kämpfe, müssen wir uns vergegenwärtigen, um die besonderen Phänomene zu verstehen, die wir als Zwangsvorstellungen, Zwangssuchten usw. in der Psychopathologie beschreiben." Karl Jaspers. Allgemeine Psychopathologie, 2. Aufl., Berlin, Jul. Springer, 1920, p. 65 f.

8) In dieser Aussage des Kindes liegt ein sehr wichtiger Wink für den Lehrer verborgen. Warum ist das Kind oft so unaufmerksam und boshaft in der Schule? Nicht, weil es grundsätzlich schlecht oder unfähig zum Lernen ist, sondern weil es meistens in der Schule nicht die Antwort auf brennende Fragen bekommt. Man plagt es mit so ungeheuer wichtigen Daten, wie z. B. die, in welchem Jahre vor Chr. G. Alexander der Große diesen oder jenen Sieg errungen hat. Was soll das Kind mit dieser Schulweisheit anfangen?

9) Ein Lehrer, der zugleich Psychoanalytiker ist, erzählt: Wir haben im Sittenunterricht Lügen der Schüler gesammelt und besprochen. Dabei hielt ich darauf, wo immer möglich das Ideal der Wahrhaftigkeit hochzuhalten . . .

Da fliegt auf einmal eine Hand auf:

„Lehrer, dürfen denn die Erwachsenen lügen?" „Die Erwachsenen? Wen meinst du damit?" „Die Großen — die Eltern — (zaghaft:) die Lehrer!" „Wie hat man euch Kinder denn angelogen?"

„Da gibt es hohnvolles Gelächter: ‚Vom Osterhasen — vom Weihnachtskinde — vom Storch!' Das letzte klingt wie Wut. Und ein Junge, dessen Stimme schon im Stimmbruch schwankt, erklärt trotzig: ‚Die Großen (Erwachsenen) lehren einen das Lügen! Wenn sie einen so blöd mit dem Storche betrügen, so hat man ganz recht, wenn man sie auch belügt und betrügt, wo man kann!'

„Eine neue Perspektive! Die Lügenhaftigkeit der Kinder basiert oft — vielleicht überhaupt — auf der sexuellen Verlogenheit der Erwachsenen. Diese enttäuscht und erbittert stärker, als wir so obenhin anzunehmen geneigt sind. Bei näherem Zusehen wird auch ganz klar, warum das so ist.

„Ich habe einmal, nämlich im Anschluß an die Sittenlektionen über die Lüge, die Klasse gefragt: ‚Warum möchtet ihr denn so gern wissen, wie die Kinder entstehen?' und ich erhielt prompt zur Antwort: ‚Wir wollen wissen, woher wir kommen!'

„Die Frage nach der Herkunft des Menschen ist eine sehr persönliche Frage, eine persönlichere als beispielsweise die der Herkunft des Kaffees oder der Baumwolle. Je persönlicher der Mensch mit einer Frage verhängt ist, desto schmerzhafter und brennender bedrängt sie ihn. Und wenn er weiß: Ich könnte Auskunft erhalten, ich könnte aus dem Dilemma heraus, wenn man mir gut wollte, aber man will nicht, — dann muß er mit Zorn, Haß und Rachegefühlen reagieren." Hans Zulliger. Eltern, Schule und sexuelle Aufklärung. Zeitschrift f. psychoanalytische Pädagogik, her. v. H. Meng u. E. Schneider, Bd. I, p. 232.

10) „Wenn wir es unternehmen, einen Kranken herzustellen, von seinen Leidenssymptomen zu befreien, so setzt er uns einen heftigen, zähen, über die ganze Dauer der Behandlung anhaltenden Widerstand entgegen. Das ist eine so sonderbare Tatsache, daß wir nicht viel Glauben für sie erwarten dürfen . . . Denken Sie doch, der Kranke, der unter seinen Symptomen so leidet . . ., der sollte sich im Interesse seines Krankseins gegen seinen Helfer sträuben. Wie unwahrscheinlich muß diese Behauptung klingen! Und doch ist es so, und wenn man uns diese Unwahrscheinlichkeit vorhält, so brauchen wir nur zu antworten, es sei nicht ohne seine Analogien, und jeder, der wegen unerträglicher Zahnschmerzen den Zahnarzt aufgesucht hat, sei diesem wohl in den Arm gefallen, wenn er sich dem kranken Zahn mit der Zange nähern wollte." S. Freud. Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Gesam. Schr., Bd VII, p. 296. (Internat. psychoanal. Verl.) — „Wenn der Patient gegen die Aufdeckung seiner unbewußten Vorstellungen Widerstand fühlt, warum bleibt er nicht einfach aus? Welch ein Unsinn, zwecks Aufdeckung täglich zu erscheinen und zu bezahlen, um dann Widerstand zu leisten! Antwort: Der Widerstand ist eben so unbewußt wie die krankmachenden Vorstellungen. Er gehört zur Krankheit und zeigt sich nur in seiner Wirkung. Es geschieht ja häufig genug, daß der Patient die Behandlung tatsächlich abbricht . . . Wir wissen früher als der Patient selbst, daß er abbrechen will. Wenn man ihm auf den Kopf zusagt, daß er mit solchen

Gedanken umgehe, dann leugnet er gewöhnlich, und das mit Recht; er weiß ja noch nichts davon. Ein Traumfragment als Beispiel: „Der Herr Doktor haben gesagt: Es fehlt Ihnen nichts. Darauf haben mir der Herr Doktor den Rücken gekehrt." Fritz Wittels. Sigmund Freud. Leipzig, Wien, Zürich, E. P. Tal & Co., 1924, p. 80 f.

11) „Laien wie Ärzte, welche die Psychoanalyse immer noch gern mit einer Suggestivbehandlung verwechseln, pflegen hohen Wert auf die Erwartung zu legen, welche der Patient der neuen Behandlung entgegenbringt. Sie meinen oft, mit dem einen Kranken werde man nicht viel Mühe haben, denn er habe ein großes Zutrauen zur Psychoanalyse und sei von ihrer Wahrheit und ihrer Leistungsfähigkeit voll überzeugt. Bei einem anderen werde es wohl schwerer gehen, denn er verhalte sich skeptisch und wolle nicht glauben, ehe er nicht den Erfolg an seiner eigenen Person gesehen habe. In Wirklichkeit hat aber diese Einstellung der Kranken eine recht geringe Bedeutung; sein vorläufiges Zutrauen oder Mißtrauen kommt gegen die inneren Widerstände, welche die Neurose verankern, kaum in Betracht. Die Vertrauensseligkeit des Patienten macht ja den ersten Verkehr mit ihm recht angenehm; man dankt ihm für sie, bereitet ihn aber darauf vor, daß seine günstige Voreingenommenheit an der ersten in der Behandlung auftauchenden Schwierigkeit zerschellen wird." S. Freud. Zur Einleitung der Behandlung, Ges. Schr., Bd. VI, p. 87.

12) Der Kranke nützt „alle Zufälligkeiten, die sich während der Behandlung ergeben, im Sinne einer Störung aus, jedes ablenkende Ereignis außerhalb, jede Äußerung einer der Analyse feindseligen Autorität in seinem Kreise, eine zufällige oder die Neurose komplizierende organische Erkrankung", „ja selbst jede Besserung seines Zustandes (verwendet er) als Motiv für ein Nachlassen seiner Bemühung". S. Freud. Vorles. usw. G. Schr. Bd. VII, p. 361.

13) S. Freud. Erinnern, Wiederholen u. Durcharbeiten. G. Schr. Bd. VI, p. 112.

14) Manche Träume greifen den Ereignissen des Seelenlebens voraus, andere dagegen folgen ihnen auf den Fersen, diese letzteren nenne ich „nachhinkende".

15) W. Bechterew. Reflexologie. Übers. v. Prof. Martin Pappenheim. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke, 1926, p. 1—2.

16) Ibid., p. 13.

17) Ibid., p. 22.

18) Ibid., p. 25.

19) Leo Kaplan. Psychoanal. Probleme. Wien, Franz Deuticke, 1916, p. 154.

20) Karl Gustav Carus. Psyche. 2. Aufl., Stuttgart 1851, p. IV.

21) S. Ferenczi. Glaube, Unglaube u. Überzeugung. Populäre Vorträge über Psychoanalyse. Leipzig, Wien, Zürich, Intern. psychoanal. Verl., p. p. 181 u. 183 f.

22) Ausführlicher darüber siehe Leo Kaplan. Hypnotismus, Animismus und Psychoanalyse. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke, 1917, Kap. I.

23) Breuer u. Freud. Studien über Hysterie. 2. Aufl., Wien, Franz Deuticke, 1909 (1. Aufl. 1895), p. 30.

24) Ibid., p. 189.

25) Ibid., p. 1.

26) Freud. Die Freudsche psychoanalytische Methode. Gesam. Schr., Bd. VI, p. 3.

27) Freud. Über d. psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene. Ges. Schr., Bd. I, p. 20.

28) Jeder gewaltsam unterdrückte („verdrängte") starke Affekt führt zur Neurose. Ein Arzt erzählt: „Einer meiner Patienten im Alter von 24 Jahren litt seit der Teilnahme am Weltkriege an . . . Fallsucht, infolge deren er unter anderen Leiden mehrmals am Tage das Bewußtsein verlor. Die zur Heilung dieses schweren Leidens angewandte Psychoanalyse brachte im Halbschlaf das Wiedererleben sämtlicher schwerer Kriegserlebnisse in Begleitung der beim ersten Erleben aus Gründen der Soldatenzucht unterdrückten Angstgefühle." (Dr. med. Rhaban Liertz. Wanderungen durch das gesunde und kranke Seelenleben bei Kindern und Erwachsenen. München, Kösel & Pustet 1923, p. 12.)

Es ist natürlich, in einer gefährlichen Situation Angst zu haben. Sucht man die gewaltsam zu unterdrücken, rächt sich das nachträglich in neurotischer Form.

[29]) Breuer u. Freud. Studien über Hysterie, p. 86.

[30]) Studien über Hysterie, p. 22/23.

[31]) Ein katholisch gesinnter Arzt sagt (in einem Vortrag, gehalten in der wissenschaftlich-pastoralen Vereinigung der Erzdiözese Köln): „Durch nichts sind die Menschen mehr auf sich selber gewiesen und von der Gemeinschaft der anderen abgeschnitten als durch den ‚Besitz' persönlich wichtiger Geheimnisse, die ängstlich und eifersüchtig verborgen gehalten werden. Sündhafte Taten und Gedanken sind es sehr oft, die Menschen auseinander hält und einander entfremdet. Beim Seelischgesunden bringt hier die Beichte wahre Erlösung. Das beträchtliche Erleichterungsgefühl, das der Beichte zu folgen pflegt, ist der Wiederaufnahme des Verlorenen in die menschliche Gesellschaft, mehr noch in die Gotteskindschaft, zuzuschreiben. Seine bisher so schwer ertragene moralische Einsamkeit und Abgeschlossenheit hat mit der Beichte ein Ende gefunden. Darin liegt der psychologische Vorteil der Beichte. So ist die Einrichtung der Beichte als eine glänzende Methode nicht nur übernatürlicher, sondern auch sozialer Führung und Erziehung zu preisen, welche im Laufe von fast zwei Jahrtausenden eine gewaltige erzieherische Aufgabe erledigt hat."

„Allein zwischen der Beichte und der psychoanalytischen Behandlung ist ein Kardinalunterschied: bei der Beichte auf Grund einer Gewissensforschung erfolgt eine Anklage oder sogar eine Aussprache nur der bewußten Erlebnisse, dagegen bleiben die im Unterbewußtsein ‚eingeklemmten', krankmachenden Erlebnisse unausgesprochen." Rhaban Liertz, a. a. O. p. 14 und 13. —

„Man hat oft die analytische Kur sich begreiflich zu machen versucht durch einen Vergleich mit der Beichte. Man hat sich vorgestellt, daß ihre Wirkung verständlich sei durch die Entlastung des sich Aussprechens.

„Nun ist es nicht zu leugnen, daß dieses Element auch innerhalb der psychoanalytischen Kur eine Rolle spielt. Aber das Wesentliche ist mit diesem Vergleich nicht getroffen. Denn an das, was im Leben des Analysanden störend gewirkt hat, kann er sich zumeist nicht erinnern, er weiß nichts davon, kann es sich also nicht ohne weiteres von der Seele heruntersprechen; oder umgekehrt, das, was er ohne weiteres bewußt mitzuteilen versteht, reicht nicht in jene Tiefen hinein, aus denen sein Schicksal verständlich, und aus deren Wiederbelebung, Bewußtmachung und Neuverarbeitung heraus allein der Zwang seines Schicksals gebrochen werden kann." Carl Müller-Braunschweig. Das Verhältnis der Psychoanalyse zu Ethik, Religion und Seelsorge (Arzt und Seelsorger, H. 11), Schwerin i. Mecklenburg, Verl. Friedr. Bahn, 1927, p. 25.

[32]) Studien über Hysterie, p. 233 und 235. Freud. Ges. Schr., Bd. I, p. 193 f.

[33]) Ibid., p. 194.

[34]) Ibid., p. 195.

[35]) S. Freud. Ges. Schr., Bd. VI, p. 7 („Die Freudsche psychoanal. Methode").

[36]) S. Freud. Ges. Schr., Bd. I (Stud. üb. Hysterie), p. 211.

[37]) Ibid., p. 222.

[38]) „Zur Zeit der kathartischen Kur setzten wir uns die Aufklärung der Symptome zum Ziel, dann wandten wir uns von den Symptomen ab und setzten die Aufdeckung der ‚Komplexe' . . . als Ziel an die Stelle; jetzt richten wir aber die Arbeit direkt auf die Auffindung und Überwindung der Widerstände und vertrauen mit Recht darauf, daß die Komplexe sich mühelos ergeben werden, sowie die Widerstände erkannt und beseitigt sind." S. Freud. Die zukünftigen Chancen d. psychoanal. Therapie. Ges. Schr., Bd. VI, p. 28.

[39]) S. Ferenczi. Popul. Vorträge usw., p. 72.

[40]) Ibid., p. 71.

[41]) Ibid., p. 76.

[42]) Ibid., p. 83.

[43]) Über den „Narzißmus" wird ein späteres Kapitel ausführlicher handeln. Vorläufig genügt die Definition, es sei die Liebe des Ich zu sich selbst.

[44]) Jonas Cohn. Voraussetzungen u. Ziele d. Erkennens. Leipzig, 1908, p. 16.

[45]) Ibid., p. 19.

[46]) Th. Lipps. Bewußtsein und Gegenstände, p. 35 f.

[47]) J. Cohn, a. a. O. p. 47.

[48]) Schopenhauer. Welt als Wille u. Vorstellung, Bd. I, § 34.

[49]) S. Ferenczi. Über passagère Symptombildung während d. Analyse. Zentralblatt f. Psychoanalyse, Bd. II, H. 10/11, p. 592.

[50]) S. Freud. Bruchstücke einer Hysterieanalyse. Ges. Schr., Bd. VIII, p. 120.

[51]) S. Ferenczi, a. a. O. p. 590.

[52]) S. Freud, a. a. O. p. 121.

[53]) Carl Müller-Braunschweig, a. a. O. p. 30.

[54]) Auch Ferenczi sagt: „(Die Freudsche Psychoanalyse) geht von der Tatsache aus, daß wirkliche Überzeugung nur aus affektbetonten Erlebnissen zu holen sind und daß ihr Zustandekommen durch verdrängte Affekte des Hasses und Unglaubens gehindert wird." (S. Ferenczi. Glaube, Unglaube u. Überzeugung. Populäre Vorträge usw., p. 187.) D. h. die positive Übertragung ist die Basis der wahren Erkenntnis, wie die negative ihr Grab ist.

[55]) So betont z. B. auch Otto Rank, daß es „nicht das intellektuelle Wissen, sondern das unmittelbar affektive Erlebnis in der analytischen Situation (ist), welches das wesentliche therapeutische Agens in der Kur ausmacht". Otto Rank. Die analytische Situation. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1926, p. 7. — Wenn alles nur auf ein „affektives Erlebnis" ankommt, wozu dann überhaupt noch psychoanalytische Wissenschaft treiben?! — Fritz Wittels, Sigmund Freud, p. 81 schreibt: „Wie kommt es aber, daß die Patienten sich im allgemeinen die Bekämpfung ihres Widerstandes gefallen lassen? Weil eine Bindung an den Arzt vorhanden ist. Grob gesprochen: Der Patient verliebt sich in seinen Arzt. Feiner und besser gesagt: Der Patient überträgt Gefühle, die ursprünglich anderen gegolten haben, auf den Arzt." — D. h. also, weil der Patient den Arzt liebt, nimmt er seine Behauptungen gläubig auf!! Wo ist da der Unterschied, zwischen Analyse und Suggestion? Es scheint, daß, nachdem die Analytiker tiefe Einblicke in den Abgrund der menschlichen Seele getan haben, sie nun vor den gewonnenen Erkenntnissen schaudern und darum die Erkenntnisfunktion der Analyse auf ein Minimum reduzieren wollen.

[56]) Ricarda Huch. Luthers Glaube. Leipz., Insel-Verl., 1920, p. 22.

[57]) Arth. Kopp. Alter Kernspruch usw. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. 12, p. 12.

[58]) Rud. Kleinpaul. Sprache ohne Worte. Leipz., W. Friedrich, 1888, p. 169.

[59]) A. Maeder. Psychol. Untersuch. an Dementia-praecox-Kranken. Jahrb. f. psychopathol. u. psychoanal. Forschungen, Bd. II, p. 198.

[59a]) E. Recke. Tangaloa. Ein Beitrag zur geistigen Kultur d. Polynesier. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1926, p. 14. In dem Buche findet man noch weitere Beispiele solcher Wortzerlegungen.

[60]) Rud. Kleinpaul. Modernes Hexenwesen, p. 105 u. 106.

[61]) Fr. S. Kraus. Der Tod usw. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. I, p. 152; Bd. II, p. 179.

[62]) Ibid., Bd. II, p. 184.

[63]) Davidson. Isländ. Zauberzeichen. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. XIII, p. 272.

[64]) W. Wundt. Logik, Bd. III, p. 136, 3. Aufl. Stuttgart 1908.

[65]) Demokrits ethische Fragmente, übers. v. K. Vorländer. Zeitschr. f. Philos. u. phil. Kritik. Bd. 107.

[66]) Josef Hickson. Der Kausalbegriff in d. neueren Philosophie. Vierteljahrschr. f. wissensch. Philos., Bd. 25, p. 318, Fußn.

[67]) Simmel. Einleitung in die Moralwissenschaft, Bd. II, p. 297.

[68]) Karl Lamprecht. Die kulturhistorische Methode. Berl., R. Gaertners Verl., 1900, p. 28.

[69]) Diskussionen d. Wiener psychoanal. Vereins, H. 1. Wiesbaden, Bergmann, 1910, p. 4.

[70]) J. Hickson, a. a. O. p. 317.

[71]) Jonas Cohn, a. a. O. p. 287.

[72]) S. Freud. Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Ges. Schr., Bd. IV.

[73]) R. Wagner. Zentralblatt f. Psychoanalyse, Bd. I, p. 594.

[74]) Freud meint, bei einem Versprechen genügt es nicht zu fragen, „wann, unter welchen Bedingungen man sich verspricht". „Man kann aber auch sein Interesse anders richten und wissen wollen, warum man sich gerade in dieser Weise verspricht und in keiner anderen; man kann das in Betracht ziehen, was beim Versprechen herauskommt. Sie sehen ein, solange man nicht diese Frage beantwortet, den Effekt des Versprechens aufklärt, bleibt das Phänomen nach seiner psychologischen Seite eine Zufälligkeit, mag es auch eine physiologische Erklärung gefunden haben." S. Freud. Vorles. usw., Ges. Schr., Bd. VII, p. 25.

[75]) Theod. Reik. Über kollektives Vergessen. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse. Bd. VI, H. 3.

[76]) S. Freud. Der Witz u. seine Beziehung zum Unbewußten. Ges. Schr., Bd. IX, p. 24.

[77]) S. Freud. Zur Psychopathol. usw. Ges. Schr., Bd. IV, p. 27.

[78]) Klara u. William Stern. Erinnerung u. Aussage in der ersten Kindheit, p. 60.

[79]) Wundt. Logik, Bd. III, p. 140.

[80]) H. Groß, Kriminalpsychologie, 1898, p. 54.

[81]) Ibid., p. 54.

[82]) S. Freud. Der Witz. Ges. Schr., Bd. IX, p. 68, 133 u. 116.

[83]) Über den „Geständniszwang" siehe auch Leo Kaplan. Der Verbrecher und der tragische Held. Imago, Bd. IV, H. 2.

[84]) Auch der Selbstmord kann manchmal durch eine Fehlleistung zur Geltung kommen. So erzählt ein älterer Schriftsteller (aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts) folgendes: „In dem Dorfe Lindholm lebte vor wenigen Jahren ein Flurhirte namens Volquart Bahesen, der auch mit dem Vermögen des zweiten Gesichts begabt war. Dieser sah unter anderen mehrere Morgen nacheinander, in aller Frühe einen Mann in den an seinem Hause liegenden Wassergraben stürzen, konnte aber die Person selbst nicht erkennen, da sie ihm immer den Rücken zukehrte. Dies Gesicht teilte er seiner Frau und einigen anderen mit. Wenige Tage danach, als er eines Morgens früh ins Feld gehen wollte, hatte er das Unglück, auf dem längs dem Rande des Grabens laufenden Fußstege, der vom Regen schlüpfrig geworden war, auszuglitschen, wobei er in den Graben stürzte und ertrank. Die Art des Unglücksfalls konnte man mit ziemlicher Sicherheit aus seinen sichtbar gebliebenen Fußstapfen schließen." (Bende Bendsen. Beiträge zu d. Erscheinung d. zweiten Gesichts. Arch. f. d. thier. Magnetismus, Bd. 8, H. 3, p. 76 f.) — Wir können diesen Fall folgendermaßen begreifen: Der Mann trug sich im stillen vielleicht mit Todesgedanken herum, die er jedoch von sich zurückwies. Bei solcher Stimmung kommt es öfters vor, daß irgendwelche begünstigende äußere Umstände, wie in unserem Falle der schlüpfrige Rand des Wassergrabens, den Ausschlag geben. Denn eine gefährliche Situation fordert einen größeren Aufwand von Achtsamkeit und Vorsicht. Ist aber der Selbsterhaltungstrieb geschwächt, so ist der Mensch nicht imstande, der äußeren Gefahr, wie sonst, Herr zu werden. So entsteht oft ein „Unglücksfall", der in Wahrheit nur ein verkappter Selbstmord ist. Unter dieser Voraussetzung darf man — wie es auch die Hausgenossen des Verunglückten zu tun scheinen — die Vision des sich in den Graben stürzenden Mannes mit abgewandtem Gesicht, als die Projektion des Ich des später Verunglückten selbst auffassen. Der Selbstmordkandidat erkennt sich selbst nicht in jener Vision, weil ihm dieser Gedanke noch unbewußt ist, weil ein Widerstand gegen diesen Gedanken noch vorhanden ist, darum kehrt ihm jene Vision stets nur den Rücken zu.

[85]) Rudolf Schneider. Zu Freuds analyt. Untersuchungsmethode des Zahleneinfalls. Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse, Bd. VI, H. 1.

[86]) Siehe dazu Leo Kaplan. Psychoanalytische Probleme, Kap. V. (Über die Umkehrung psychischer Prozesse.) Wien, Franz Deuticke, 1916.

[87]) S. Freud. Vorlesungen usw., Ges. Schr., Bd. VII, p. 21.

[88]) C. G. Jung. Über d. Psychol. d. Dementia praecox. Halle a. S., Carl Marhold, 1907, p. 44.

[89]) W. Wundt. Grundriß d. Psychologie. 1907. 8. Aufl., p. 281. Leipzig, W. Engelmann.

[90]) Derselbe Gedanke kann auch folgende Worteinkleidung bekommen: „Erkenntnis und Irrtum fließen aus denselben psychischen Quellen; nur der Erfolg vermag beide zu scheiden." (Ernst Mach. Erkenntnis und Irrtum, p. 116.) Ebenso meint Nietzsche: „Ja, was zwingt uns überhaupt zur Annahme, daß es einen wesenhaften Gegensatz von ‚wahr' und ‚falsch' gibt?" (Jenseits von Gut und Böse. Werke I. Abt., Bd. VII, p. 55, Leipzig, 1910.)

[91]) W. James. Psychologie. Übers. v. Marie Dürr. Leipzig, Quelle u. Mayer, 1909, p. 257 u. 262.

[92]) S. Freud. Die Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 449.

[93]) Ernst. Jolowicz. Die Persönlichkeitsanalyse. Leipzig, G. Thieme, 1926, p. 26.

[94]) Walter Poppelreuter. Über die Ordnung des Vorstellungsablaufes. Arch. f. d. ges. Psychologie, Bd. XXV, p. 217.

[95]) Leo Kaplan. Psychoanalytische Probleme. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1916, p. 115 f. (Das ganze Kapitel IX dieses Buches handelt über „Die Assoziationspsychologie". Zu den „determinierenden Tendenzen" siehe noch Leo Kaplan. Hypnotismus, Animismus u. Psychoanalyse, p. 125 ff.)

[96]) S. Freud. Vorlesungen usw. Ges. Schr., Bd. VII, p. 47.

[97]) Fr. S. Krauß. Der Tod in Sitte, Brauch u. Glauben d. Südslaven. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. 2, p. 187.

[98]) J. Bacher. Von d. Deutschen Grenzposten Lusern im Südtirol. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. 11, p. 448.

[99]) Ibid., p. 447.

[100]) Paul Drechsler. Sitte, Brauch u. Volksleben in Schlesien. Bd. I, Leipzig, B. G. Teubner, 1903, p. 258, 261 u. 262.

[101]) Paul Drechsler. Sitte usw. in Schlesien, Bd. II, Leipzig 1906, p. 15 u. 17.

[102]) Konrad Maurer. Isländische Volkssagen. Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchh. 1860, p. 104.

[103]) S. Freud. Zur Psychopathologie d. Alltagslebens. Ges. Schr., Bd. IV, p. 240.

[104]) Franz Paul Piger. Geburt, Hochzeit u. Tod in d. Iglauer Sprachinsel in Mähren. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. 6, p. 408.

[105]) H. Carstensen. Totengebräuche aus Dithmarschen. Am Ur-Quell, Bd. I, p. 10.

[106]) N. Ossipow. Psychoanalyse und Aberglaube. Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse, Bd. VIII. Angeführt bei S. Freud. Zur Psychopathol. usw. Ges. Schr., Bd. IV, p. 287, Fußn.

[107]) S. Freud, ibid., p. 287 f.

[108]) K. Jaspers. Allgem. Psychopathol., 1920, p. 170, 171 u. 172 f.

[109]) Julius Pikler. Die Stelle d. Bewußtseins in der Natur. Leipzig, J. A. Barth, 1910, p. 17 f.

[110]) „. . . Jaspers sieht in dem Zwingenden der physischen Zusammenhänge (im Gegensatz zu den psychischen) einen prinzipiellen Unterschied, den er . . . mit dem Unterschied von kausal und nur verständlich identifiziert. Diese Ansicht fängt an Schule zu machen, und es ist hohe Zeit, ihr energisch entgegenzutreten.

Für den Naturwissenschaftler ist es keine Frage mehr, daß alle unsere Handlungen eindeutig bestimmt sind durch unsere Anlage und unsere Erfahrungen; er ist Determinist. Es ist hier nicht die Stelle, die Gründe für diese Ansicht anzuführen; ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß nicht einmal Kant in der einzigen Welt, die wir kennen, der der Erscheinung oder der Erfahrung, eine besondere psychische Kausalität gefunden hat, und er war ein gescheiter Mann, und hatte so guten Willen, eine zu finden, daß er sich zu dem Schnitzer

verführen ließ, den freien Willen in eine andere Welt zu verlegen, von der er selbst sagt, man könne nichts von ihr wissen. Damit ist gesagt, daß die psychischen Vorgänge im Prinzip ebenso kausal bedingt, und folglich kausal zu erklären seien wie die physischen, und die prinzipielle Frage ist erledigt, und zwar gegen Jaspers." E. Bleuler. Naturgeschichte der Seele. Berlin, Julius Springer, 1921, p. 215.

111) Jaspers, a. a. O. p. 176 f.

112) H. Groß, a. a. O. p. 88.

113) Er. Wulffen. Psychol. d. Verbrechers. Bd. II, p. 465.

114) Rud. Kleinpaul. Modernes Hexenwesen, Leipzig, Naumann, 1900, p. 150.

115) Weinhold. Über die Bedeutung des Haselstrauchs. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. 11, p. 15.

116) Fr. S. Krauß. Der Tod in Sitte usw. d. Slaven. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. 2, p. 178.

117) G. Sartori. Der Schuh im Volksglauben. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. 4, p. 42.

118) R. Kleinpaul, ibid., p. 149.

119) Rud. Kleinpaul. Sprache ohne Worte. Leipzig, W. Friedrich, 1888, p. 271.

120) W. Wundt. Völkerpsychologie. Bd. I, 1. Buch („Die Sprache"), Leipzig, W. Engelmann, 1900, p. 125.

121) G. Hochstetter u. G. Zehden. Mit Hörrohr u. Spritze. Berl. 1916, p. 167 und 209.

122) S. Freud. Der Witz. Ges. Schr., Bd. IX, p. 40 u. 44.

123) H. Höffding. Psychologie. Leipzig 1887, p. 136.

124) Ernst Kretschmar. Über Hysterie. Leipzig, Georg Thieme, 1923, p. 8—15.

125) Maudsley. Die Physiol. u. Pathol. d. menschl. Geistes. Zit. nach M. Offner Das Gedächtnis. Berlin, Reuter u. Richter, 1909, p. 213.

126) Freud. Die Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 16.

127) W. Wundt. Grundriß d. Psychologie. 8. Aufl., p. 251.

128) Clara und William Stern. Erinnerung und Aussage in der ersten Kindheit. „Beiträge zur Psychol. d. Aussage", II. Folge, H. 2, p. 41. — Auch Freud, „Der Witz usw.", Ges. Schr., Bd. IX, p. 192, Fußn., bemerkt: „Singuläre Eindrücke setzen dem Vergessen Schwierigkeiten entgegen; irgendwie analoge werden vergessen, indem sie von ihren Berührungspunkten aus verdichtet werden. Die Verwechslung analoger Eindrücke ist eine der Vorstufen des Vergessens." — Der singuläre Eindruck befindet sich noch im starken Gegensatz zu den anderen Erlebnissen, das ist aber, wie wir wissen, die Voraussetzung für das Zustandekommen des Bewußtseins. Dagegen stehen analoge Erlebnisse nicht mehr in Gegensatz zueinander, die Stärke des Eindrucks ist dadurch abgeschwächt.

129) Siehe auch Leo Kaplan. Psychoanal. Probleme, Kap. VI.

130) W. Wundt. Grundriß usw., p. 246.

131) W. v. Bechterew. Was ist Suggestion? Journ. f. Psychol. u. Neurol., Bd. III, p. 106 u. 107.

132) Th. Lipps. Grundtatsachen des Seelenlebens. Bonn 1883, p. 35.

133) M. Offner, a. a. O. p. 125.

134) W. James, a. a. O. p. 301.

135) Hugo Friedmann. Bewußtsein u. bewußtseinverwandte Erscheinungen. Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik. Bd. 139 (1910), p. 55.

136) Freud. Zur Psychopathol. usw. Ges. Schr., Bd. IV, p. 48.

137) Zu den ängstlichen Geistern, die das Wort unbewußt vermeiden möchten, gehört auch Josef Müller, der sagt: „. . . dagegen gestehe ich offen, nicht zu verstehen, wie eine einmal aufgenommene Vorstellung absolut vergessen werden könne . . . keine Vorstellung wird absolut vergessen; in gesteigerten Bewußtseinszuständen, in Fieber, Somnambulismus usw. wachen Empfindungen auf, die fast ein ganzes Leben geschlummert haben." Wie ist das zu erklären, wenn man das Unbewußte nicht anerkennen will? „Die Theorie des bewußten, aber unbemerkten psychischen Fortwirkens ist die einzige vollgenügende Erklärung des Erinnerungsphänomens" („Das Erinnern". Zeitschr. f. Philosophie,

Bd. 107). Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man unter „bemerken" soviel wie „zum Bewußtsein bringen"; dann ist „bewußt", aber „unbemerkt" einfach ein Nonsens. Versteht man aber unter „bewußt" dasselbe wie „psychisch", so ist dann „bewußt, aber unbemerkt" identisch mit „unbewußt, aber bewußtseinsfähig", d. h. „vorbewußt". Charakteristisch für die Unklarheit, die auf diesem Gebiet vorherrscht, ist es, daß derselbe Autor etwas später sich folgendermaßen ausdrückt: „Erinnern ist nichts als dunkle Vorstellungen deutlich machen." Dunkel und unbemerkt sind keinesfalls identische Begriffe! — Übrigens ist noch zu bemerken, daß der ganze Streit über die Berechtigung ein Unbewußtes anzunehmen, das eigentliche Unbewußte Freuds überhaupt nicht berührt, und somit der Streit meistens nur ein solcher um Worte bleibt. — Freud meint von seinen Kritikern: „Sie hatten nie den Gedanken realisiert, daß das Unbewußte etwas ist, was man wirklich nicht weiß, während man durch zwingende Schlüsse genötigt wird, es zu ergänzen, sondern etwas Bewußtseinsfähiges darunter verstanden, an was man gerade nicht gedacht hatte, was nicht im ‚Blickpunkt der Aufmerksamkeit' stand. Sie hatten auch nie versucht, sich von der Existenz solcher unbewußter Gedanken in ihrem eigenen Seelenleben durch eine Analyse eines eigenen Traumes zu überzeugen, und wenn ich eine solche mit ihnen versuchte, konnten sie ihre eigenen Einfälle nur mit Verwunderung und Verwirrtheit aufnehmen. Ich habe auch den Eindruck bekommen, daß der Annahme des ‚Unbewußten' wesentlich Affektwiderstände im Wege stehen, darin begründet, daß niemand sein Unbewußtes kennenlernen will, wo es dann am bequemsten ist, dessen Möglichkeit zu leugnen." (S. Freud. Der Witz. Ges. Schr., Bd. IX, p. 185.)

138) „Für psychische Vorgänge, die sich aktiv benehmen und dabei doch nicht zum Bewußtsein der betreffenden Person gelangen, haben wir vorläufig keinen besseren Namen, und nichts anderes meinen wir mit unserem ‚Unbewußtsein'." S. Freud. Der Wahn u. d. Träume in W. Jesens „Gradiva". Ges. Schr., Bd. IX, p. 316.

139) S. Freud. Die Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 146.

140) G. Bohn. Die Entstehung d. Denkvermögens. Leipzig, Theod. Thomas Verl., p. 103.

141) Max Verworn. Allgem. Physiologie. 5. Aufl., Jena, Gustav Fischer, 1909, p. 543.

142) G. Bohn, a. a. O. p. 101.

143) Ibid., p. 102.

144) Leo Kaplan. Die Erscheinungsformen des Eros. Julius Umbach Verl., Lörrach-Baden 1928, p. 25.

145) Ibid., p. 15.

146) Roschers ausführl. Lexikon d. griech. u. römisch. Mythologie.

147) Karl Haberland. Der Spiegel im Glauben u. Brauch d. Völker. Zeitschr. f. Völkerpsychol., Bd. 13, p. 345.

148) Roschers Lexikon.

149) Ein witziger psychoanalytischer Schriftsteller läßt seinen fingierten Helden an eine Freundin schreiben: „Vielleicht ist es auch Neid, der mich über die Mütter spotten läßt, Neid, daß ich nicht selbst Weib bin und Mutter werden kann."

„Lachen Sie nur nicht, es ist wirklich wahr und nicht nur mir geht es so, sondern allen Männern, selbst denen, die sich gar männlich vorkommen. Die Sprache beweist es schon, der männlichste Mann scheut sich nicht zu sagen, daß er mit dem oder jenem Gedanken schwanger geht, er spricht von seinem Geisteskinde und nennt die mühevoll beendete Tat eine schwere Geburt." Georg Groddeck. Das Buch vom Es. Leipzig, Wien, Zürich, Intern. psychoanal. Verl., 1923, p. 13.

150) Fr. Wittels. S. Freud, p. 195.

151) Ausführlicher darüber siehe Leo Kaplan. Das Problem der Magie. Heidelberg, im Merlin-Verlag, 1927.

[152]) Eduard Hermann. Gebräuche bei Verlobung u. Hochzeit im Herzogtum Koburg. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. 14, p. 285.

[153]) K. Th. Preuß im „Globus“, Bd. 86, p. 356.

[154]) Ibid., p. 358.

[155]) Preuß im Arch. f. Religionswissensch., Bd. 9, p. 122.

[156]) Rich. Lasch im Globus, Bd. 86, p. 138.

[157]) Preuß, Globus, Bd. 86, p. 356.

[158]) Schweiz. Arch. f. Volkskunde, Bd. 2, p. 269.

[159]) de Jong. Das antike Mysterienwesen, p. 89.

[160]) Zu diesem Thema siehe auch Gésa Roheim. Spiegelzauber. Leipzig und Wien, Psychoanal. Verl., 1919.

[161]) Joh. Hertel. Indische Märchen, Nr. 29. Jena 1921, p. 92.

[162]) Gust. Jungbauer. Märchen aus Turkestan. Jena 1923, Anmerk. zu Nr. 10, p. 311.

[163]) Von den Eingeborenen auf Formosa erzählt eine Reisende: „Unter diesen Stämmen . . ., die am wenigsten in Berührung mit fremden Kulturen, der chinesischen, japanischen oder europäischen, gekommen sind, scheint die religiöse Seite der Ehezeremonie hauptsächlich in reinigenden Riten zu bestehen, Riten, die danach streben, sozusagen den Unterschied zwischen den Geschlechtern zu neutralisieren. Geschlechtsverkehr ist für die Eingeborenen dieser Insel, wie für viele primitive Völker, etwas Geheimnisvolles, das mit einer Gefahr verbunden ist, die nicht nur die zwei Eheleute selbst heimsucht, sondern auch die Stammesgruppe oder sogar den ganzen Stamm. Das Wohl- oder Übelbefinden der Stammeseinheit ist eine Sache, die immer mit in Betracht gezogen wird, selbst in Zusammenhang mit Angelegenheiten, die Menschen in einem anderen Evolutionsstadium als rein persönlich und privat betrachten würden . . .“ Janet B. Montgomeri McGovern. Unter den Kopfjägern auf Formosa. Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1923, p. 84 f.

[164]) Chinesische Geister- u. Liebesgeschichten (her. v. Martin Buber), Frankf. a. M., Rütten & Loening, 1922 („Das Blätterkleid“), p. 126.

[165]) So „halten (die Kamtschadalen) alles für recht und gut, was ihre Wünsche und Begierden befriedigt; und halten das nur für Sünde, wodurch sie sich in Gefahr oder gar in den Untergang stürzen.“ (Stephan Krascheninnikow. Beschreibung d. Landes Kamtschatka. Lemgo 1766, p. 246.) — „Unter den heutigen Semiten ist (der Ausdruck Sünde) oft gleichbedeutend mit Unglück: Sünde und Unglück sind bei den Ungebildeten tatsächlich korrealtive Begriffe“ (Sam. Ives Curtiss. Ursemitische Religion im Volksleben des heutigen Orients. Leipzig 1903, p. 128). — „Der Begriff der Sünde geht in den Ritualtexten der späteren Zeit (Babylon) und in den assyrischen historischen Texten in dem des kultischen Versehens . . . auf. Der Klient des Priesters hat unwissentlich irgend etwas versehen, er hat ein tabu der Gottheit berührt, ein Opfer nicht rite vollzogen, er ist gleichsam in eine Falle geraten. Nur der Priester kennt die Geheimnisse, er kann von ‚Sünde‘ bewahren . . .“ (Alfr. Jeremias. Handbuch d. altoriental. Geisteskultur. Leipzig 1913, p. 329.)

[166]) H. H. Ewers. Die Besessenen. München, Georg Müller, 1919.

[167]) S. Freud. Über d. Berechtigung, von d. Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als „Angstneurose“ abzutrennen. Ges. Schr., Bd. I, p. 324 u. 325.

[168]) Ibid., p. 329 u. 330.

[169]) Fritz Wittels. S. Freud, p. 44 u. 46 f.

[170]) In W. Jensens „Gradiva“ findet sich ein Angsttraum, der unserer Aufmerksamkeit wert ist. Der Held dieser Erzählung, ein junger Archäologe, hat in einer Antikensammlung Roms ein Relief entdeckt, das ihn ausnehmend angezogen hat. Das Bild stellt ein junges Mädchen im Schreiten dar. Im Laufe der Erzählung erfahren wir, daß das antike Mädchenbildnis Ähnlichkeit hatte mit

der Spielgenossin des Archäologen, die er vergessen hat. Nun träumt er bald folgendes: Er ist nach Pompei am Tage des Vesuvausbruches versetzt und Zeuge des Unterganges der Stadt. „Wie er so am Rande des Forums neben dem Jupitertempel stand, sah er plötzlich in geringer Entfernung die Gradiva (so hat er jenes antike Mädchenbild getauft) vor sich; bis dahin hatte ihn kein Gedanke an ihr Hiersein angerührt, jetzt aber ging ihm auf einmal und als natürlich auf, daß sie ja jene Pompejanerin sei, lebe sie in ihrer Vaterstadt und, ohne daß er's geahnt habe, gleichzeitig mit ihm." Angst um das ihr bevorstehende Schicksal entlockt ihm einen Warnruf, auf den die gleichmütig fortschreitende Erscheinung ihm ihr Gesicht zuwendet. Sie setzt dann unbekümmert ihren Weg bis zum Portikus des Tempels fort, setzt sich dort auf eine Treppenstufe und legt langsam den Kopf auf diese nieder, während ihr Gesicht sich immer blasser färbt, als ob es sich zu weißem Marmor umwandelt. Als er nacheilte, fand er sie mit ruhigem Ausdruck wie schlafend auf der breiten Stufe hingestreckt, bis dann der Aschenregen ihre Gestalt begrub. — Der Archäologe hat die Erinnerung an seinen Kinderverkehr mit dem schönen Mädchen, das dieselbe Gangart hatte wie die Gradiva, verdrängt. D. h. er hat seine erotischen Gefühle verdrängt, er kümmerte sich auch sonst um keine Frau. Nun das antike Bild hat seine erotischen Gefühle aus der Kindheit wieder geweckt. Und weil diese Erotik gehemmt ist, verwandelt sie sich in Angst. Das ist der Sinn des angeführten Traumes. So die Deutung Freuds. (Ges. Schr., Bd. IX.) Mir scheint aber, daß dieser Traum sich etwas anders deuten läßt: Die Angst vor dem Erotischen ist hier das Primäre; diese Angst ist jene hemmende Kraft, die ihn die Liebe aus der Kindheit vergessen läßt. Weil er vor der erotischen Situation flüchten möchte (auch in Wirklichkeit flüchtet er vor der unbestimmten Unruhe, die in ihm erwacht, aus seiner Vaterstadt, wo die Geliebte aus der Kindheit ihm gegenüber, ohne daß er sich dessen bewußt ist, wohnt, fort), wird in seinem Traum die Gradiva vom Aschenregen bedeckt. Es ist der symbolische Ausdruck für die Verdrängung.

171) Leo Kaplan. Die Erscheinungsformen d. Eros, p. 33.

172) Leo Kaplan. Die göttliche Allmacht, Heidelberg, Merlin-Verl., 1928, p. 96.

173) Ibid., p. 98 f.

174) Leo Kaplan. Psychoanalyt. Probleme, p. 166 f.

175) Leo Kaplan. Die göttl. Allmacht, p. 84.

176) Ibid., p. 85.

177) Bereits bei der Besprechung der Beziehungen zwischen Symptomhandlung und Aberglauben haben wir die Vermutung ausgesprochen, daß mit dem Abstreifen des magischen Glaubens den Kulturschichten das Verständnis für das Psychologische zum Teil verlorengegangen sei. (S. 65.) Die magische Kausalität und diejenige, die sich im Unbewußten auswirkt, ist dieselbe. D. h. unsere Wünsche und Befürchtungen haben immer die Tendenz sich zu realisieren. Der magisch Denkende setzt nun jene Kräfte bewußt in Bewegung; nach der Abstreifung des magischen Glaubens wirken sich die Wunschtendenzen ebenso aus, nur ist es uns nicht mehr klar, weil der Unwille gegen alles Magische die Aufmerksamkeit auf das Gebiet der „natürlichen" Zusammenhänge verschiebt. Oder auch anders ausgedrückt, durch die Verschiebung der psychischen Akzente wird der Zusammenhang zwischen Motiv und Handlung unkenntlich gemacht.

178) H. Höffding. Ethik, übersetzt v. Bendixen. Leipzig. 1888, p. 25.

179) Ibid., p. 30.

180) Diese Stimmung des Zerfließens im Kosmos ist z. B. von Rilke zum Ausdruck gebracht, wenn er sagt:

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendlang;
und ich weiß nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.

(Das Stundenbuch, p. 3.)

[181]) B. Jülg. Kalmückische Märchen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866.

[182]) Buddhos Reden aus d. längeren Sammlung usw. 2. T. übers. v. Eug. Neumann, p. 270. — Zum Thema selbst siehe noch Leo Kaplan, Schopenhauer und der Animismus (Kap. „Die Verneinung d. Willens"), Wien u. Leipzig, Franz Deuticke, 1925.

[183]) J. Spieth. Die Ewestämme. Berlin, Dietr. Reimer, 1906, p. 414.

[184]) W. Golther. Handbuch d. german. Mythologie, p. 209. — Tiuz war vermutlich der älteste germanische Gott.

[185]) Fritz Wittels. Tragische Motive. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1911, p. 46.

[186]) „Das Recht ist die Ordnung der im Staate organisierten Gesellschaft; es besteht in einem System von Zwangsnormen, die den Einzelnen wie die Gesamtheit binden und die Erreichung der gemeinsamen Zwecke gewährleisten." v. List. Lehrbuch d. deutsch. Strafrechts, 1908, p. 64.

[187]) Er. Wulffen. Psychologie d. Verbrechers, Bd. II, p. 91.

[188]) Zitiert bei Er. Wulffen, a. a. O. p. 100.

[189]) Wer die Möglichkeit hatte, einen Einblick in die Seele des Verbrechers zu gewinnen, nicht als Beamter, sondern, wie es z. B. in Rußland vor Jahren so oft vorgekommen, als politischer Mitgefangener, konnte leicht die Wahrnehmung machen, daß die verschlagensten Verbrecher meist die Zweckmäßigkeit und Unentbehrlichkeit der bestehenden Rechtsnormen anerkennen. Sie sind Verbrecher, nicht weil sie anarchistisch das Recht nicht anerkennen, sondern weil sie zu schwach sind, es zu befolgen.

[190]) Felix Dahn (Das Werden und Wesen des Rechtes, „Bausteine", Bd. II, p. 305) meint: „Der prinzipielle Unterschied zwischen Recht und Ethos liegt darin, daß das Recht die vernünftige Friedensordnung äußerer, das Ethos die vernünftige Friedensordnung innerer Beziehungen der Menschen zueinander ist." Wie soll man aber „äußere" und „innere" Beziehungen voneinander unterscheiden? Ist der Diebstahl z. B. eine Verletzung der Rechts- oder der ethischen Norm? Der eine stiehlt nicht, weil es der Staat verboten hat, der andere nicht, weil sein Gewissen es ihm verbietet. Der Unterschied liegt nicht in der Beziehung der Menschen zueinander, sondern in dem, wohin man die normierende Autorität setzt.

[191]) Kate Gordon. Über d. Gedächtnis f. affektiv bestimmte Eindrücke. Arch. f. d. ges. Psychologie, Bd. 4, 457.

[192]) Auch Freud meint, daß „den Mechanismen der Verdrängung wenigstens eines gemeinsam ist, die Entziehung der Energiebesetzung". (S. Freud. Die Verdrängung. Gesam. Schr., Bd. V, p. 475.) Die „Entziehung der Energiebesetzung" geschieht aber mit Hilfe der „Verschiebung".

[193]) S. Spielrein. Über d. psycholog. Inhalt eines Falles v. Schizophrenie. Jahrb. f. Psychoanal. u. psychopathol. Forschungen, Bd. III, p. 366. Wien, Franz Deuticke.

[194]) Paul Piger. Geburt usw. in Mähren. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., Bd. 6, p. 409.

[195]) Diesen Gedanken verdanke ich J. Cohn. Voraussetzungen u. Ziele d. Erkennens.

[196]) Siehe auch S. Freud. Über den Gegensinn der Urworte. Ges. Schr., Bd. X.

[197]) S. Freud sagt, daß die Zwangsneurose darauf beruht, daß „eine sadistische Strebung an die Stelle der zärtlichen getreten ist. Dieser feindselige Impuls gegen eine geliebte Person ist es, welcher der Verdrängung unterliegt." „Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Ambivalenzverhältnis (= das Verhältnis der Polarität), in welches der zu verdrängende sadistische (feindliche) Impuls eingetragen ist, den ganzen Vorgang ermöglicht." S. Freud. Die Verdrängung. Ges. Schr., Bd. V, p. 477 u. 478.

[198]) E. Kretschmer. Über Hysterie, p. 76 f.

[199]) Ibid., p. 78.

[200]) Ibid., p. 79 f.

[201]) Zit. nach Freud. Traumdeutung.

[202]) Krüger. Experimentalseelenlehre. Zit. nach Stärke. Neue Traumexperimente. Jahrbuch f. psychoanal. u. psychopathol. Forschungen, Bd. V, p. 250.

[203]) Leo Kaplan. Psychoanal. Probleme, p. 65.

[204]) S. Spielrein, a. a. O. p. 342.

[205]) A. Maeder. Psychologische Untersuchungen an Dementia-praeco-Kranken. Jahrb. f. psychoanal. usw. Forsch., Bd. 88, p. 190.

[206]) S. Spielrein, ibid., p. 349.

[207]) E. Bleuler. Bewußtsein und Assoziation. Journ. f. Psych. u. Neurol., Bd. VI, p. 138.

[208]) Leo Kaplan. Psychoanal. Probleme, p. 5.

[209]) Clara u. William Stern, a. a. O. p. 63.

[210]) Wernicke. Grundriß d. Psychiatrie, 1900, p. 307.

[211]) Rud. Kleinpaul. Sprache ohne Worte, p. 33. Das Bild ist wiedergegeben bei Ch. Cahier. Caracteristiques de Saint dans l'art populaire. Paris 1867. — Das Horn als Phallussymbol findet man z. B. auch in folgendem Sprichworte: „Die alten Böcke haben die steifsten Hörner (= sind am geilsten)." Haase. Sprichwörter und Redensarten aus der Grafschaft Ruppin. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., Bd. II, p. 439.

[212]) Rud. Kleinpaul, a. a. O. p. 28/29.

[213]) Alb. Hellwig. Religiöse Verbrecher. Zeitschr. f. Religionspsychologie. Bd. II, p. 389.

[213a]) Ein Mann, der unter meiner Beobachtung steht, ist mit seiner Frau nicht ganz zufrieden. Er meint, sie hänge zu stark an ihm, das zeuge doch von Charakterschwäche, sie sei zu sklavisch gesinnt, er hätte mehr Freude an ihr, wenn sie sich einmal in ein Abenteuer mit einem anderen Mann hineinließe. In Wirklichkeit ist der Mann ziemlich polygamisch eingestellt, hat aber nach jedem Abenteuer Schuldgefühl seiner Frau gegenüber. Wäre aber seine Frau ebenso flatterhaft wie er, so könnte ihn das rechtfertigen. Der polygame Mann will, zur eigenen Rechtfertigung, auch die Frau polygam haben. Wo aber dieser polygame Trieb stark verdrängt ist, tritt er in Erscheinung als umgedeutete Projektion: „Nicht ich bin meiner Frau untreu und gebe ihr berechtigten Grund zur Eifersucht, sondern sie ist mir untreu und ich bin darum eifersüchtig."

[214]) Fr. Schultze. Psychologie der Naturvölker, 1900, p. 188.

[215]) Dagegen meint Otto Rank, Die analytische Situation, p. 211, es sei ein „schwerwiegender Denkfehler", „zu glauben, daß das, was nicht offenbar ist (das Unbewußte, Verdrängte oder wie man es nennen will), etwas Infantiles sein müsse". Gewiß kann z. B. ein bestimmter krimineller Gedanke, der verdrängt wurde, seinem Inhalte nach nichts Infantiles an sich haben. Aber der Hang zur Rücksichtslosigkeit und Machtlosigkeit dem Gelüste des Momentes gegenüber, sind doch Merkmale des Infantilismus und primitiver psychischer Verfassung. Nur in diesem Sinne ist oben im Texte vom Infantilismus der Urtriebe im Unbewußten gesprochen.

[216]) W. Stekel. Berufswahl und Kriminalität. Arch. f. Kriminal-Anthropologie u. Kriminalistik. Bd. XLI, p. 272.

[217]) Clara u. William Stern, a. a. O. p. 56.

[218]) W. Stekel. Arch. f. Kriminalanthropol. u. Kriminalistik, Bd. XLI, p. 275.

[219]) Die Unterscheidung von Introversion und Extraversion stammt von Jung.

[220]) Dr. Max Schmidt. Indianerstudien in Zentralbrasilien. Berlin, Dietr. Reimer, 1905, p. 309,

[221]) Ibid., p. 310.

[222]) Ibid., p. 91.

[223]) Ibid., p. 431.

[224]) Ibid., p. 306.

[225]) Ibid., p. 299 f.

[226]) Ibid., p. 300.

[227]) Nach der Übersetzung von Richard Garbe. Leipzig 1905 (H. Haessel Verl.).

[228]) Ferenczi erzählt etwas Ähnliches. Er sagt: „Ich bemühte mich gerade, einer Patientin ihre von der narzißstischen Fixierung herrührende übermäßige Ambition klarzumachen und sagte ihr, daß sie glücklicher sein könnte, wenn sie das einsehen, auf einen Teil der Geltungsphantasien verzichten und sich mit kleineren Erfolgen zufrieden geben könnte. In diesem Augenblick ruft sie mit strahlendem Gesicht: ‚Es ist wunderbar, jetzt sehe ich plötzlich alles, das Zimmer, den Bücherkasten so dinglich klar vor mir stehen, alles hat helle und natürliche Farben und ist im Raum so plastisch neben- und hintereinander'. Bei näherer Befragung erfuhr ich von ihr, daß sie seit Jahren nicht so ‚dinglich' sehen konnte, sondern ihr die Außenwelt matt und fahl und wie flächenhaft erschien. Die Erklärung war die folgende: Als verzogenem Kinde wurde ihr die Befriedigung aller Wünsche gewährt; seitdem sie herangewachsen ist, nimmt die tückische Welt keine solche Rücksicht auf ihre Wunschphantasien und seitdem ‚gefällt ihr die Welt nicht'; sie projiziert dieses Gefühl ins Optische, indem sie seitdem die Welt in der beschriebenen Weise verändert sieht. Die ihr gestellte Aussicht, durch Verzichtleistung auf einen Teil der Wunscherfüllungen zu neuen Glücksmöglichkeiten gelangen zu können, wurde gleichfalls ins Optische projiziert und äußerte sich dort als Aufhellung und dinglichere Wirklichkeit der Wahrnehmungswelt." S. Ferenczi. Bausteine zur Psychoanalyse, Bd. II, Leipzig, Wien, Zürich. Intern. psychoanal. Verl., 1927, p. 19. — Wir werden, im Sinne des oben im Texte Ausgeführten, den Fall so deuten: Die Patientin mit ihrer übertriebenen narzißstischen Ambition wandte sich von der Welt, die ihr nicht gefällt, ab, d. h. sie verfiel in einen Introversionszustand. Infolgedessen war ihre Wahrnehmung der Welt matt, farbenlos, nicht dinglich genug. In dem Moment, wo sie sich entschließt, aus ihrer Introversion herauszutreten, nicht mehr ihrer Eigenliebe sich übermäßig zu ergeben, erscheint ihr auch die Welt dinglich, plastisch.

[229]) „Die Schweiz", Bd. XXIII, H. 2, p. 59.

[230]) Siehe noch Leo Kaplan. Die göttliche Allmacht, Kap. II.

[231]) Th. H. Mayer. Von Menschen u. Maschinen. Leipzig, L. Stackmann, 1915.

[232]) Es sind jedoch zwei Arten des Denkens zu unterscheiden, worüber Näheres unten.

[233]) Nach der Übersetzung von Paul Deußen. Sechzig Upanishads des Veda. 2. Aufl., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1905.

[234]) Yogavâshista, nach H. Oldenberg. Die Lehre d. Upanishad, p. 256.

[235]) Leo Kaplan, Schopenhauer und der Animismus, p. 173.

[236]) C. Fr. Köppen. Relig. d. Buddha. 2. Aufl., Bd. 2. Berlin 1906, p. 25.

[237]) Übersetzt von Rich. Garbe. Der Mondschein d. Wahrheit. München 1892, p. 585 f.

[238]) Jung. Die Psychologie d. unbewußt. Prozesse. Zürich, Rascher, 1917, p. 58.

[239]) C. G. Jung. Psycholog. Typen. Zürich, Rascher, 1921, p. 12 f.

[240]) Th. Lipps. Bewußtsein u. Gegenstände, p. 54.

[241]) Ibid., p. 61.

[242]) Jung. Psychol. Typen, p. 490.

[243]) S. Freud. Psychoanalyse und Tatbestandsdiagnostik. Ges. Schr., Bd. X, p. 200.

[244]) F. Kramer u. W. Stern. Selbstverrat durch Assoziationen. Beiträge zur Psychologie d. Aussage, her. v. W. Stern, II. Folge, H. 4. p. 1 f.

[245]) C. G. Jung u. Fr. Ricklin. Experimentelle Untersuchung über Assoziationen Gesunder. Journ. f. Psychol. u. Neurol., Bd. III (1904), p. 204 f.

[246]) Ibid., p. 285.

[247]) W. Strohmayer. Zur Analyse und Prognose neurotischer Symptome. Zeitschr. f. Psychotherapie u. mediz. Psychol., Bd. II (1910).

[248]) Otto Selz. Über d. Gesetze d. geordneten Denkverlaufes. Stuttgart 1913, p. 46.

[249]) Ibid., p. 57.

[250]) Ibid., p. 66.

[251]) C. G. Jung. Die psychologische Diagnose des Tatbestandes. Halle a. S. Carl Marold (Juristisch-psychiatr. Grenzfragen, Bd. IV, H. 2), p. 10 f.

[252]) Diese Rubrik wird später ihre Erklärung bekommen.

[253]) Otto Selz, a. a. O. p. 64.

[254]) S. Freud. Zur Psychotherapie der Hysterie. Ges. Schr., Bd. I, p. 207.

[255]) C. G. Jung. Über d. Verhältnis d. Reaktionszeit usw. Journ. f. Psychol. u. Neurol., Bd. VI, p. 13.

[256]) Jung u. Ricklin, a. a. O.

[257]) Zum Problem der Perseveration bemerkt Jung noch folgendes: „Nicht selten sehen wir, daß nach absichtlich oder unabsichtlich angebrachten Komplexreizen bei anscheinend apathischen Frühdementen nachträglich eine deutlich auf den Reiz zu beziehende Erregung eintrat. Der Reiz wirkte also nach einer gewissen Inkubation. Ich habe bei Hysterischen oft erlebt, daß die Kranken im Gespräch mit anscheinend gesuchter Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit von gewissen kritischen Punkten sprachen, so daß ich mich über diese Pseudoselbstbeherrschung wundern mußte. Einige Stunden nachher wurde ich aber auf die Abteilung gerufen, weil die betreffende Patientin einen Anfall bekommen hatte, wobei es sich herausstellte, daß der Inhalt des Gespräches nachträglich doch zum Affekt gelangt war." Jung. Über die Psychologie der Dementia praecox, p. 83.

[258]) Oskar Pfister. Analyt. Untersuchungen zur Psychol. d. Hasses u. Versöhnung. Wien, Franz Deuticke, 1910.

[259]) M. Offner. Das Gedächtnis, p. 136.

[260]) S. Freud. Über Deckerinnerungen. Ges. Schr., Bd. I, p. 485.

[261]) S. Freud. Die Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 438.

[262]) S. Freud. Tatbestanddiagnostik. Ges. Schr., Bd. X, p. 207. „Gewiß wird die Reaktion bei ein und derselben Person vielfach verschieden sein, je nachdem sie sich schuldig fühlt oder nicht; aber auch das ist sicher, daß auch eine Person, die sich dessen, was ihr zur Last gelegt wird, nicht bewußt ist, sich im konkreten Fall genau so benehmen kann, als wenn sie sich schuldig fühlen würde. Ganz besonders gilt das dann, wenn sie sich zwar nicht schuldig fühlt, aber mehr oder weniger deutlich erkennt, daß der Verdacht gegen sie spricht. Einen feinfühligen oder ängstlichen Menschen kann schon das bloße Aussprechen eines Verdachtes so verwirren, daß er sich nicht anders benimmt, als wenn die gegen ihn erhobene Beschuldigung zu Recht bestände." Landesgerichtsdirektor Dr. Albert Hellwig. Psychol. u. Vernehmungstechnik bei Tatbestandermittlung. Berlin, P. Langenscheidt, 1927, p. 66.

[263]) Phil. Stein. Tatbestanddiagnostische Versuche bei Untersuchungsgefangenen. Zeitschr. f. Psychol., Bd. 52 (1909).

[264]) Ibid., p. 183.

[265]) Jung. Das Verhalten d. Reaktionszeit. Journ. f. Psychol. u. Neurol., Bd. VI, p. 33.

[266]) „. . . vor allem sind auch die Reaktionen auf die Reizworte so vieldeutig, daß sich irgendein sicherer Schluß aus dem Verhalten der Versuchsperson kaum jemals ziehen läßt." A. Hellwig, a. a. O. p. 288.

[267]) Otto Lippmann. Spuren v. interessebetonten Erlebnissen. Leipzig 1911. p. 16.

[268]) Adolf Jacoby. Der Ursprung des Judicum offae. Arch. f. Religionswissensch., Bd. XIII, p. 534.

[269]) Ibid., p. 539.

[270]) Davidsson. Isländ. Zauberzeichen. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., Bd. XIII, p. 274.

[271]) Tauern. Keram. Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 43, p. 177.

[272]) Rich. Schröder. Lehrbuch d. deutschen Rechtsgeschichte, 5. Aufl., Leipzig, Veit & Co. 1907, p. 377, Fußn.

[273]) Auch das Schwören vor Gericht ist als Ordal zu betrachten und ist vom Volke mit magischen Gedanken umgeben. In dem Romane des Martin

Andersen Nexö: Pelle, der Eroberer, unterhält sich der kleine Pelle mit seinem Vater, Lasse, darüber: „Wie schwört man denn? — Sagt man: hol mich der Deubel?" Lasse mußte lachen: „Nee, es is nich so ganz leicht für jemand, der falsch schwört. Ach nee! Denn da in' Gericht, da sitzen die ganze hohe Obrigkeit Gottes um einen Tisch, der ganz so is wie ein Hufeisen, und inwendig darin steht ein Altar mit dem gekreuzigten Christus leibhaftig da auf. Auf dem Altar liegt ja nu ein großes, großes Buch, das mit 'ner eisernen Kette an die Wand festgemacht is, damit der Böse es nich bei nachtschlafender Zeit wegholt — und das is Gottes Heilige Schrift. Wer schwört, muß seine linke Hand auf das Buch legen, und die rechte soll er in die Höhe halten, die drei Finger ganz frei — das sind Gott der Vater und der Sohn und der Heilige Geist. Aber wenn er falsch schwört, kann der Landeshauptmann es gleich sehen, denn dann sind da rote Blutflecke auf den Blättern der Schrift." „Und was denn?" fragte Pelle gespannt. „Ja, denn welken seine drei Finger hin, und es frißt sich ihm weiter in den Körper 'rein. Solche Leute leiden schrecklich, sie verfaulen ganz und gar." (Übertragen von Mathilde Mann, Leipzig, Insel-Verl., 1912, 1. Band, p. 113 f.) — Das Schwören vor Gericht wird hier als eine magisch schädigende Handlung aufgefaßt, wenn es falsch geschieht; und eben darum muß es als tatbestanddiagnostisches Mittel dienen.

274) Ad. Jacoby, a. a. O. p. 529.

275) Felix Dahn. Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile. „Bausteine", Bd. II, Berlin, 1880, p. 21.

276) Schlesische Sagen, herausgegeben v. R. Kühnau, Bd. II, Leipzig, B. G. Teubner, 1911, p. 230.

277) Ibid., p. 231.

278) Roscher. Lexikon der griech. u. römisch. Mythologie, I, 1045.

279) W. Golther. Handbuch d. germ. Mythol., p. 514.

280) Brüder Grimm. Deutsche Sagen. 4. Aufl., Berlin, Nikolaische Buchh., 1905, p. 4 u. 5.

281) „In Köln werden die Kinder aus dem Brunnen der St. Kunibertskirche geholt. Dort sitzen sie um die Mutter Gottes herum, welche ihnen Brei gibt und mit ihnen spielt . . . In Jugenheim an der Bergstraße sitzt Maria mit Johannes im Brunnen, geigt den darin befindlichen Kindern und spielt mit ihnen." W. Golther, Handb. d. germ. Mythol., p. 489. — Daß die Wasserfrau eine Mutterimago ist, folgt aus dem „Ammenglauben", daß die Kinder aus Brunnen und Teichen geholt werden. Darauf stützen sich z. B. folgende Kinderliedchen:

Hop, hop, Heserlmâñ!
Unsa Kâza hâd Stiferln âñ.
Rennt dâmid af Hollabrunn,
Fiñd't a Kiñd'l in da Sunn usw.
(Reitliedchen aus Nieder-Österreich.)

Putsche, putsche, Rößchen,
Fahr über Schlößchen,
Fahr übers Glockenhaus,
Gucken drei schöne Puppen heraus.
Die eine spinnt Seide,
Die andere wickelt Weide,
Die dritte geht an Brunnen,
Die hat ein Kindlein funden usw.
(Aus Nassau.)

Stork, Stork, Steine
Mit de lange Beine,
Mit de korze Knie!
Jungfrau Marie
Hat e Kind gefunne
In dem kleine Brunne usw.
(Dietzenbach, Kr. Offenbach, Gr.-Hessen.)

Zitiert bei A. Landau. Holekreisch. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Bd. 9, p. 72—75. — Weitere Belege findet man in der Zeitschr. „Am Urquell", Zeitschr. f. Vk., herausgegeb. v. Fr. S. Kraus, Bd. IV—VI, in der Rubrik „Woher kommen die Kinder?"

282) Brüder Grimm. Deutsche Sagen, p. 43.

283) Eine hübsche Durchführung der analytisch-vergleichenden Methode findet man bei Otto Rank. Der Mythus v. d. Geburt des Helden (Schriften zur angew. Seelenk., H. 5, Wien, Franz Deuticke) und desselb.; Die Lohengrinsage (Schrift. zur angew. Seelenk., H. 13).

284) W. Wundt. Logik, Bd. III, p. 315.

285) Ibid., p. 332.

286) Edv. Lehmann. Die Anfänge der Religion usw. „Kultur d. Gegenwart", I, Abt. III, 1. Hälfte, p. 11. Leipzig, B. G. Teubner.

287) Martha Silber. Was die Usche sagt u. denkt. Zeitschr. f. Kinderforsch. Bd. 17 (1911), p. 158.

288) Mitgeteilt von Stekel. Die Beziehungen des Neurotikers zur Zeit. Zentralblatt f. Psychoanalyse, Bd. II, H. 5, p. 248.

289) Martha Silber, a. a. O. p. 161.

290) W. Stekel, Zentralbl. f. Psychoanalyse, Bd. II, p. 248.

291) Fr. Schultze. Psychologie d. Naturvölker, 1900, p. 159.

292) Sutherland, zit. bei Schultze, ibid., p. 136.

293) Leo Frobenius. Schwarze Seelen, p. 427 u. 439 f.

294) Leo Kaplan. Die Erscheinungsformen d. Eros, p. 100.

295) Stekel im Arch. f. Kriminalanthropologie, Bd. 41, p. 269.

296) S. Freud. Die „kulturelle" Sexualmoral u. d. moderne Nervosität. Ges. Schr., Bd. IV, p. 154.

297) Der starre Blick und die krampfhaften Bewegungen der Hand sind als „passagère Symptome" zu beurteilen. Darüber sagt Ferenczi: „Die freie Assoziation und die analytische Durchforschung der Einfälle wird bei Hysterischen nicht selten durch das unvermittelte Auftreten körperlicher Erscheinungen unterbrochen. Man wäre zunächst geneigt, diese Zustände für unliebsame Störungen der Analysenarbeit anzusehen und sie danach zu behandeln. Macht man aber mit dem Satz von der strengen Determiniertheit alles Geschehens wirklich Ernst, so wird man auch für diese Erscheinungen Erklärungen suchen müssen. Entschließt man sich dazu, unterzieht man also auch diese Symptome der Analyse, so stellt es sich heraus, daß sie eigentlich symptomatische Darstellungen von unbewußten Gefühls- und Gedankenerregungen sind, die durch die Analyse aus ihrer Inaktivität (Ruhezustand, Gleichgewicht) aufgerüttelt wurden und der Bewußtseinsschwelle nahegerückt sind, aber ihres für das Bewußtsein unlustvollen Charakters wegen noch vor dem Bewußtwerden, gleichsam im vorletzten Moment, zurückgedrängt wurden, wobei ihre nicht mehr ganz unterdrückbare Erregungsmenge zum Hervorbringen körperlicher Symptome verwendet wurde . . . (Richtet man nun seine Aufmerksamkeit auf die Aufdeckung des Sinns des Symptoms), so entpuppt sich jenes körperliche Symptom als symbolischer Ausdruck einer durch die Analyse angeregten unbewußten Gedanken- und Gemütserregung." S. Ferenczi. Üb. passagère Symptombildungen während d. Analyse. Bausteine zur Psychoanalyse. Bd. II, Leipzig, Wien, Zürich, Internat. psychoanal. Verl., 1927, p. 10 f.

298) Morgan. Die Urgesellschaft, 1891, p. 323.

299) Fr. Schultze, a. a. O. p. 200.

300) Erich Wulffen. Psychol. d. Verbrechers, Bd. II, p. 49.

301) Stephan Krascheninnikow. Beschreibung d. Landes Kamtschatka. Lemgo 1766, p. 280.

302) M. Alexander Castrén. Reiseerinnerungen aus den Jahren 1838—1844. St. Petersburg 1853, p. 88, Fußn.

303) Otto Rank. Das Inzestmotiv in Dichtung u. Sage. Wien, Franz Deuticke, 1912, p. 38.

304) Ibid., p. 438.

[305]) S. Freud. Drei Abhandl. zur Sexualtheorie. Ges. Schr., Bd. V, p. 46.

[306]) Eug. Schwarzwald. Achtjährige Schriftsteller. Wien 1909. Zitiert von Mesmer. Die neueren experimentellen Untersuchungen des Willensaktes. Zeitschr. f. pädag. Psych. u. exper. Pädagogik, Bd. XIII, H. 2, p. 94.

[306a]) Nelly Wolffheim. Erotisch gefärbte Freudschaften i. d. frühen Kindheit. Zeitschr. f. psychoanal. Pädagogik, Bd. II, H. 8/9, p. 270 f.

[307]) Martha Silber, a. a. O. p. 18 u. 157.

[308]) Ibid., p. 258 u. 261.

[309]) Ibid., p. 258.

[310]) Ibid., p. 161.

[311]) Ibid., p. 258.

[312]) S. Freud. Die Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 60. — In einer mir bekannten Arbeiterfamilie nennt das sechsjährige Töchterchen den Vater: „mein Mann". Wenn er manchmal angeheitert nach Hause kommt, spielt die Kleine die entrüstete Gattin.

[313]) O. Anton. Über die Formen krankh. moral. Abart. Zeitschr. f. Kinderforschung, Bd. XVII, p. 385.

[314]) Ibid., p. 386.

[315]) S. Freud. Die Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 263—265.

[316]) Rich. Wagner. Oper und Drama, II. Teil, p. 110 f. — Bei Strindberg finden wir die folgenden beachtenswerten Worte. Axel („Beichte eines Toren") nimmt Abschied von seiner Geliebten, der Baronin. Axel schildert seine Gefühle, wie folgt: „. . . dieser Augenblick ruft in mir die süßen Erinnerungen an die ersten Tage unserer Verbindung zurück, als sie die anmutige, zärtliche, weibliche Mutter war, die mich wie ein kleines Kind liebkoste und hätschelte. Und doch liebe ich sie, begehre ich sie, will die Leidenschaftliche leidenschaftlich zum Weibe haben. Ist das eine Ausnahme des Triebes? Bin ich ein Produkt einer Laune der Natur? Sind meine Gefühle widernatürlich, weil ich meine Mutter besitzen möchte? Ist das die unbewußte Blutschande des Herzens? . . ." (Verdeutscht von Emil Schering, 3. Aufl., München, Georg Müller, 1912, p. 185.) — Dagegen verkennt Karl Kautsky völlig den Sinn der Freudschen Deutung der Ödipus-Sage. Kautsky sagt: „Freud behauptet . . ., das geschlechtliche Verlangen nach der Mutter erzeuge in dem Knaben nicht bloß Haß gegen den Vater, den Nebenbuhler, sondern sogar den Wunsch, ihn zu töten. Für diese Denkart hat Freud eine besondere Bezeichnung gewählt, die bereits zum geflügelten Wort geworden ist. Er nennt sie den Ödipuskomplex. Ödipus hat nämlich seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheiratet. Es geniert Freud wenig, daß Ödipus am wenigsten in der Lage war, die seelischen Motive des Ödipuskomplexes zu entwickeln. Denn er wuchs als Findelkind auf, ohne Vater und Mutter zu kennen. Als erwachsener Mensch kommt er bei einer Wanderung in Streit mit einer ihm begegnenden Gesellschaft, wobei er alle erschlägt. Einer unter ihnen ist sein Vater, wovon er keine Ahnung hat. Er wandert dann weiter, besiegt die Sphinx, die Thebens Umgebung verheert, und gewinnt als Siegespreis die Hand der Witwe des Königs von Theben — seiner Mutter. Er war also ganz außerstande, wegen des Verlangens nach seiner Mutter den Vater zu hassen und zu töten, da er die Mutter erst kennenlernte, nachdem der Vater schon tot war." „Die seelischen Motive des Ödipus passen auf den Ödipuskomplex wie die Faust aufs Auge . . ." (Karl Kautsky. Die materialistische Geschichtsauffassung. Bd. I, Berlin, J. H. W. Dietz Nachf., 1927, p. 335). Diese Kritik wäre berechtigt, wenn Ödipus von Freud als geschichtliche Persönlichkeit betrachtet worden wäre: wie soll Ödipus, der weder Mutter noch Vater kennt, dazu kommen, die eine zu lieben und den anderen zu hassen?! Die Psychoanalyse behauptet etwas ganz anderes: Wie kommt es dazu, daß das Orakel den Eltern voraussagt, ihnen wird ein Sohn geboren werden, der den Vater erschlagen und die Mutter heiraten wird? Die Psychoanalyse meint nun, dieses Orakel formuliert das, was im Unbewußten jeder von uns will. Da jeder Wunsch sich realisieren will, so kommt es in der Sage dazu, daß Ödipus wirklich das Orakel erfüllt. Da aber dieser Wunsch eben ein unbe-

wußter ist, so kann es nicht anders geschehen, als es in der Sage geschildert wird: Ödipus begeht seine Greueltaten unwissend, d. h. unbewußt. Und darum herrscht in dem Sophoklischen Drama eine Stimmung des Unheimlichen und der Schuld. Besonders das letztere wäre gänzlich unverständlich, wenn das Ganze bloß die Folge wäre einer Verkettung zufälliger Umstände. Mit Recht bemerkt einmal Dr. R. Drill im Literaturblatt der „Frankfurter Zeitung" (3. April 1927) gegen Prinzhorn: „Daß beispielsweise ein Kind unter Umständen die Mutter zu sehr liebt und deshalb dem Vater den Tod wünscht, das hat man längst gewußt; aber die Psychoanalyse hat erklärt, was daraus entstehen kann. Und glaubt man, daß ein so geistreiches Volk wie die alten Griechen die Ödipussage gedichtet hätte, wenn nicht das Gefühl vorhanden gewesen wäre, daß es sich um etwas Typisches handle?" Kautsky, der doch weiß, wie gründlich der Marxismus von seinen Gegnern mißverstanden ward, sollte doch gegenüber einer neuen vielfach verpönten und verfeindeten Lehre etwas vorsichtiger sein und nicht zu einer Kritik greifen, ohne in die Tiefe der kritisierten Lehre eingedrungen zu sein! Besonders deplaciert (um nicht mehr zu sagen) erscheint mir folgende Bemerkung Kautskys: „Die Urmenschen, wie Freud sie sich vorstellt, sind eine seltsame Bastardierung wutschnaubender, robuster Hengste und dekadenter Schwächlinge aus der Wiener Literaten- und Lebewelt" (ib., p. 338). Solche Worte „moralischer" Empörung sind wir gewohnt von spießbürgerlicher Seite zu hören, aber nicht von ernstdenkenden Sozialisten. (Es tut mir leid, diese harten Worte einem Manne gegenüber zu gebrauchen, dessen Schriften ich ein Stück meiner sozialistischen Erziehung verdanke.)

317) S. Freud. Totem und Tabu. Gesam. Schr., Bd. X, p. 130—175.

318) Manche Forscher wollen die ehemalige Existenz der Gruppenehe bestreiten. Merkwürdigerweise haben sich aber Sitten bis heute erhalten, die an die überwundene Gruppenehe erinnern. So herrscht z. B. in der bergischen Gegend noch heute die folgende Sitte bei bäuerlichen Hochzeiten: „Junge Burschen müssen unbemerkt, vor allen Dingen ohne Wissen des Bräutigams, die Braut entführen. Sobald der Hochzeitler das Fehlen der Braut gewahrt, fordert er die anwesenden Männer auf, ihm bei der Suche nach derselben behilflich zu sein. In einem mehr oder weniger entfernten Wirtshause haben es sich die Entführer der Braut mit dieser inzwischen wohl sein lassen, während der Bräutigam mit dem anderen Teile der Hochzeitsgesellschaft oft stundenlang sucht, bis er endlich die Entführte findet. Nachdem der Bräutigam die Zeche beglichen, begeben sich alle zum Hochzeitsschmause zurück" (O. Schell. Bergische Hochzeitsgebräuche, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., Bd. 10, p. 171). In diesem scherzhaften Raub der Braut äußern sich die ehemaligen Ansprüche der Gentilgenossen des Bräutigams. Auch von den Gossenern wird ein ähnlicher Brauch berichtet: „Die Braut ist bei der Tafel die Gefeierte, sie wird dem Bräutigam sogar noch gestohlen und versteckt, er muß sie suchen und, hat er sie gefunden, mit Geld auslösen" (Marie Rehsener. Aus dem Leben der Gossener. Zeitschr. d. Ver. f. Vk., Bd. 10, p. 401).

319) Carl Strehlow. Die Aranda- u. Loritja-Stämme, IV. T., 1. Abt., p. 62/64, Frankf. a. M. 1913.

320) Siehe auch Leo Kaplan. Die Erscheinungsformen d. Eros, Kap. IX.

321) Leo Kaplan. Das Problem d. Magie, p. 172.

322) Hugo Greßmann. Tod und Auferstehung des Osiris. (Der alte Orient, Bd. 23, H. 3), Leipzig 1923, p. 3 u. 8.

323) Ibid., p. 8.

324) Ibid., p. 11 f.

325) Angeführt bei Baudissin. Adonis und Esmun. Leipzig, Hinrichsche Buchhandl., 1911, p. 74.

326) Ibid., p. 18.

327) Jakob Grimm. Deutsche Rechtsaltertümer. 4. Aufl. Leipzig, Dieterichsche Buchh., 1899, p. 628, 629 u. 635.

328) S. Freud. Die Traumdeutung. Gesam. Schr., Bd. II, S. 258.

329) Rainer Maria Rilke. Das Stundenbuch. Leipzig, Insel-Verl., 1916, p. 53. —

Der Gedanke, daß man als Vater von seinen Söhnen im geheimen gehaßt sein muß, ist natürlich ein sehr bitterer. Aber man muß der Wahrheit doch in die Augen schauen! Hat man sie einmal eingesehen und begriffen, so wird man sich als Vater zu seinen Kindern anders einstellen als es bis jetzt geschah und nicht hauptsächlich seine väterliche Autorität hervorkehren. Auf dieser Grundlage werden sich die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern anders gestalten.

[330]) Hugo Greßmann, a. a. O. p. 19.

[331]) Jakob Grimm. Deutsche Mythologie, 4. Aufl., Bd. III, Berlin, Dümmlers Verlag, 1878, p. 150.

[332]) Ibid., Bd. I, Berlin 1875, p. 439.

[333]) Ibid., Bd. I, p. 436.

[334]) Ibid., Bd. III, p. 152.

[335]) Ibid., Bd. I, p. 535, Fußn.

[336]) Edda. Übers. v. Fel. Genzmer. Bd. I, Jena, Eug. Diederichs, 1912, p. 125.

[337]) Nach der Übertragung v. Karl Pannier (Reclam).

[338]) Übrigens erklärt z. B. Hans Sachs in einem Gedichte, betitelt „Herr Tristanez Kampf mit Morhold": „Morhold ein Held, der vier mans strecke hat." W. Golther meint darüber: „Vielleicht klingt im Namen Morhold irisch fo-môr = ein wenig groß nach. Die Fomore waren ursprünglich Riesen der irischen Sage; später verstand man darunter die Riesengestalten der nordischen Wikinger. So wäre Morhold ein Fomor . . ." W. Golther. Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neueren Zeit. 1907, p. 17.

[339]) In einer isländischen „Tristramsage" ist Markes Namen „vergessen" und „dafür Morold gesetzt". W. Golther, a. a. O. p. 185. Wenn Golther diese Namenverschiebung als eine „Verwirrung" auffassen will, so ist damit für das psychologische Verständnis nichts getan. Diese „Verwirrung" ist wohl ein Komplexmerkmal, das die Identifikation: Marke-Morold verrät. Bezeichnenderweise findet sich dieselbe Identifikation auch in einer spanischen Romanze aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Romanze von Don Tristan.
(Übersetzt von Geibel.)

Schwergetroffen liegt Don Tristan
An der Lanzenwunde krank,
Die mit giftgetränktem Speere
Ihm sein Oheim, der König, gab,
Gab sie ihm von einem Turme,
Weil er nah es nicht gewagt.
In dem Körper steckt das Eisen,
Draußen zittert noch der Schaft.
Also krank fühlt sich Don Tristan,
Daß er Gott den Geist befahl;
Kam zu ihm da Donna Isolde,
Die sein holdes Liebchen war,
Tief verhüllt in schwarze Schleier,
Wie in Trauer angetan.
„Sei zu Raserei verwundet,
Tristan, wer Euch also traf,
Und zu heilen seinen Schaden
Mög' er finden keinen Arzt!"
Mund am Mund ruhn sie solange,
Wie man eine Messe sagt.
Beide weinen, von den Tränen
Wird das ganze Lager naß.
Aus dem Wasser ihrer Augen
Sprosset eine Lilie klar.
Welche Frau davon genießet
Fühlt in Hoffnung sich alsbald.

(Angeführt bei Golther, a. a. O. p. 135.) Was der Literaturhistoriker für eine Verschuldigung gegen die Tradition hält, ist, als Komplexmerkmal, von hohem psychologischen Wert.

[340]) Daß auch der Drache ein Vertreter des Vater-Riesen sei, kann man vermuten. „Schlangen werden in manchen Bauernhöfen gehegt als eine Art von Hausgeistern, weil sich die Seelen der Ahnen . . . darin offenbaren." W. Golther. Handb. d. germ. Mythol., p. 81. — Die Sitte, Grabgefäße mit plastischen oder bemalten Totenschlangen auszustatten, war sehr verbreitet. „Auf einem Altar (Museum von Heraklion auf Kreta) steht eine Schale, die für den Toten bestimmte Nahrung enthaltend. Der Tote ist in Schlangengestalt aus der Erde gekrochen und hat sich dem Altar genähert, den er geschickt er-

klimmt. Schon scheint er mit dem Munde die Schale erreicht zu haben und schickt sich an, die dort eingegossene Spende zu genießen." Sam Wilde. Grabspende und Totenschlange. Arch. f. Religionswissensch., Bd. 12, p. 221. Auch ein Literaturhistoriker stellt sich auf den nämlichen Standpunkt, indem er den Drachenkampf nur als eine Variante zu Tristans Kampf mit Morhold erklärt. „In beiden Fällen muß Tristan seine Siege mit schweren Verwundungen bezahlen; die Heilung erfolgt in beiden Fällen durch Isolde." M. Deutschbein. Studien zur Sagengeschichte Englands. Cöthen, Verl. Otto Schulze, 1906, p. 172 u. 173.

341) Ende des 9. Jahrhunderts in Norwegen gedichtet. W. Golther, Handb. d. germ. Mythol., p. 266.

342) Nach der Übersetzung von Leopold Weber, „Kunstwart", Bd. XXV (1912), H. 1.

343) J. Grimm. Deutsche Mythol., Bd. I, p. 150.

344) Ibid., p. 149.

345) Der Phalloscharakter des Miölnir verrät sich noch durch seine wunderbare Eigenschaft: „Der Hammer kehr von selbst in die Hand des Werfenden zurück und kann so klein gemacht werden, daß man ihn unter dem Rock zu tragen vermag." W. Golther. Handb. d. germ. Mythol., p. 262.

346) C. G. Jung. Die Bedeutung d. Vaters usw., Wien, Fr. Deuticke, 1909.

347) Die letzte Szene des Ur-Tristan dürfte nach W. Golther folgende Gestalt haben: Tristan war nach einem Liebesabenteuer seines Freundes von den Verfolgern dieses mit vergifteten Waffen verwundet. „Tristans Wunde konnte aber niemand heilen. Da sandte Tristan seinen treuen Gorneval zur blonden Iselt um Hilfe. Zum Wahrzeichen gab er ihm den Ring mit. Er sollte ein weißes Segel führen, wenn er sie mitbrächte, ein schwarzes aber, wenn sie nicht käme . . . Als das Schiff mit dem weißen Segel in Sicht kam, wurde es der Frau Tristans (Iselte-Weißhand) gemeldet. Tristan fragte nach der Farbe des Segels, Iselt sagte, es sei schwarz. Da neigte Tristan sein Haupt und verschied . . . Als die blonde Iselt vernahm, daß Tristan tot ist, legte sie sich auf die Bahre zu Tristan und starb alsbald . . ." (Tristan und Isolde in d. Dichtung usw., p. 57 f.) Merkwürdigerweise erzählt aber eine bretonische Ballade „Der gefangene Held Bran" folgendes: „Ein junger Held ist gefangen und sendet einen Boten an seine Mutter. Als Bettler verkleidet, weist sich der Bote durch einen Ring bei der Mutter aus, die sich sofort mit dem Lösegeld zur Befreiung des Sohnes aufmacht. Der treulose Wächter sagt dem harrenden Bran, das Segel des nahenden Schiffes sei schwarz und tötet ihn mit dieser falschen Kunde. Als die Mutter ans Land steigt, läuten die Glocken und ein alter Mann antwortet auf Befragen, Bran sei gestorben. Da eilt die Mutter durch die Straßen der Stadt bis zum Kerker, wirft sich über die Bahre des Toten und stirbt . . ." Dazu bemerkt W. Golther, ibid., p. 242: „Die Verwandlung von Tristan und Isolde zu Bran und seiner Mutter ist sehr ungeschickt und unpoetisch." Wir glauben aber, daß es nicht Sache wissenschaftlicher Forschung ist, den Dichtern Lob und Tadel in Schulmeisters Art auszuteilen. Das Problem besteht vielmehr darin, zu begreifen, wieso der Dichter zu seinem „ungeschickten und unpoetischen" Einfall gekommen sei. Vom psychoanalytischen Standpunkt aus können wir wohl die Antwort darauf erteilen: es ist ein Trick des Unbewußten („Selbstverrat durch eine Fehlleistung"), Isolde ist Tristans Mutter. Golther hat es wohl dunkel geahnt, aus dieser Quelle (der moralischen Entrüstung) dürfte sein Tadel stammen.

348) Afrikan. Märchen, herausg. v. Carl Meinhof. (Märch. Nr. 24.) Jena 1921.

349) Leo Frobenius. Das Zeitalter d. Sonnengottes, p. 61, 65, 77, 90 u. a. v. anderen Stellen.

350) Darum heißt es bei den alten Indern, Brihad-âran.-upan. 1, 2, 1: „Am Anfang war hier nichts; denn diese Welt war verhüllt von dem Tode . . . Da

schuf er das Manas (Begehren); denn er begehrte, selbsthaft (körperlich) zu sein . . ."

[351]) Leo Frobenius, a. a. O. p. 89.

[352]) Ibid., p. 110 ff.

[353]) Hugo Greßmann. Tod u. Auferstehung d. Osiris, p. 22;

[354]) Martin Buber. Die Legende d. Baal-Schem, p. 30.

[355]) Brüder Grimm. Deutsche Sagen, p. 253.

[356]) A. Adler. Beitrag zur Lehre vom Widerstand. Zentralblatt f. Psychoanalyse, Bd. I, p. 214.

[357]) Jos. Klapper. Eine Weltchronik d. ausgehenden Mittelalters. Mitteil. d. schles. Gesellsch. f. Volksk., Bd. XI, p. 133.

[358]) Wilh. Bäumker. Das kathol. deutsche Kirchenlied. Bd. IV, Freib. i. Br., Herdersche Buchh., 1911, p. 576.

[359]) Zu diesem Thema: S. Freud. Bruchstücke einer Hysterienanalyse. Ges. Schr., Bd. VIII.

[360]) Preuß. Arch. f. Religionswissensch., Bd. 11, p. 384.

[361]) Morgan, a. a. O. p. 45.

[362]) Ibid., p. 387.

[363]) Ibid., p. 384 f.

[364]) Grete Meisel-Heß. Die sexuelle Krise. Jena, Eug. Diederichs, 1909, p. 22.

[365]) Leo Kaplan. Zur Psychologie des Tragischen (Tannhäuser u. d. erotische Dualismus), Imago, Bd. I, H. 2 (1912).

[366]) Sigm. Freud. Die Traumdeutung, Vorwort, Ges. Schr., Bd. II.

[367]) W. Wundt. Vorlesungen über Menschen- u. Tierseele. 3. Aufl., Leipzig, 1897, p. 368.

[368]) Vold. Expérience sur les rêves usw. Christiania 1896. Angeführt bei Freud. Traumdeutung, Ges. Schr., Bd. II, p. 43.

[369]) S. Meyer. Zum Traumproblem. Zeitschr. f. Psychol., Bd. 53 (1909), p. 211.

[370]) Ibid., p. 213.

[371]) Ibid., p. 217.

[372]) W. Wundt. Vorlesungen usw., p. 369.

[373]) S. Freud. Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 135, Fußn.

[374]) Rh. Liertz. Über d. Traumleben. Zeitschr. f. psychoanal. Pädagogik, Bd. I, H. 2, p. 46 f.

[375]) S. Freud. Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 127.

[376]) „Die kulturelle Moralheuchelei führt schließlich dazu, daß die Menschen vor sich selbst Theater spielen müssen und sich besser fühlen wollen, als sie sind." W. Steckel. Die Polyyphonie des Denkens. Fortschritte d. Sexualwissensch. u. Psychoanalyse, Bd. I (1924), p. 5.

[377]) Odenwälder Spinnstube, Lied Nr. 16, p. 11. Darmstadt 1910. — Eine Patientin Dr. Wittels sagt zum Arzt: „Mich freut gar keine Arbeit; ich möchte immer so liegen und schlafen." Der Arzt erklärte ihr, „daß sie deshalb schlafen wolle, weil sie im Traume erlebe, was sie im Leben entbehren müsse." Fritz Wittels. Eine Epilepsie-Analyse. Fortschritte d. Sexualwissensch. u. Psychoanalyse, Bd. I, p. 190.

[378]) Der Traum war vorher mündlich erzählt und dann sofort vom Erzähler auf meine Bitte hin niedergeschrieben.

[379]) Das Wort „nackte" befand sich in der mündlichen Erzählung, fehlte aber in der Niederschrift.

[380]) Nachträglich vom Erzähler in die Niederschrift eingeschoben.

[381]) Wörtliche Übersetzung aus dem Russischen: žiwite ne telom.

[382]) Ähnlicher Natur ist die Zweideutigkeit im Witze: „Der Arzt, der vom Krankenbett der Frau weggeht, sagt zu dem ihn begleitenden Ehemann kopfschüttelnd: Die Frau gefällt mir nicht. Mir gefällt sie schon lange nicht, beeilt sich dieser zuzustimmen."

„Der Arzt bezieht sich natürlich auf den Zustand der Frau, er hat aber seine Besorgnis um die Kranke in solchen Worten ausgedrückt, daß der Mann in ihnen die Bestätigung seiner ehelichen Abneigung finden kann." S. Freud. Der Witz. Ges. Schr., Bd. IX, p. 38.

[383]) S. Freud. Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 167 f.

[384]) Dr. J. H. Schultz, Fragmente einer Psychoanalyse. Zeitschr. f. angewandte Psychologie, Bd. III.

[385]) Zur therapeutischen Wirkung der Analyse: „Hierauf hielt ich mich berechtigt," sagt Herr Schultz, „ihm zu erklären, er liebe die Person und sei an der Niederkämpfung dieser Liebe erkrankt, was er mir nach kurzem Zaudern zugab . . . Als ich nach vier Monaten Gelegenheit hatte, ihn wiederzusehen, war er dauernd frei von allen Zwangsvorstellungen geblieben." — Der Fall hat für uns noch darum besonderen Wert, weil Herr Schultz eher zu den Gegnern als zu den Anhängern der Psychoanalyse zu zählen ist.

[386]) O. Anton. Über d. Formen krankh. moral. Abart. Zeitschr. f. Kinderforschung, Bd. XVII, p. 394.

[387]) M. Alex. Castrén. Reiseerinnerungen aus d. Jahren 1838—1844. St. Petersburg 1853, p. 131 f.

[388]) Eine ähnliche Identifikation findet sich in Goethes Verhältnis zu Frau von Stein, an die er am 14. April 1776 schrieb:

Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten,
Meine Schwester oder meine Frau!

[389]) Es sei noch folgender Ausspruch Nietzsches angeführt: „In den Ausbrüchen der Leidenschaft und im Phantasieren des Traumes und des Irrsinns entdeckt der Mensch seine und der Menschheit Vorgeschichte wieder: die Tierheit mit ihren wilden Grimassen; sein Gedächtnis greift einmal weit genug rückwärts, während sein zivilisierter Zustand sich aus dem Vergessen dieser Urerfahrungen, also aus dem Nachlassen jenes Gedächtnisses entwickelt." (Morgenröte, Aphor. 312.)

[390]) S. Freud. Die Traumdeutung.

[391]) Stekel und seine Schüler machen den Freudianern den folgenden Vorwurf: „Der lebende und leidende Kranke tritt immer mehr in den Hintergrund; er wird zum Vergleichsobjekt degradiert, an dem sich ethnographische, philologische und literaturhistorische Gelehrsamkeit austoben." (Fortschritte der Sexualwissenschaft und Psychoanalyse, Bd. 1, Vorwort.) Zu meiner Rechtfertigung gegen diese Vorwürfe will ich darauf hinweisen, daß die obigen Traumanalysen nicht aus einer Krankenanalyse stammen, sondern lediglich zum Zwecke der Forschung durchgeführt wurden. Aber auch abgesehen davon, sind die Vorwürfe, als mache man die Kranken nur zum Objekt vergleichender ethnographischer, philologischer und literaturhistorischer Gelehrsamkeit nicht stichhaltig. Denn man darf ruhig, nachdem eine Individual-Analyse durchgeführt ist, ihre Ergebnisse mit denjenigen anderer Betrachtungsweise vergleichen. Darin besteht ja das Wesen aller wissenschaftlicher Arbeit. Die einzelnen Gebiete lassen sich nur abstrakt voneinander abgrenzen. In Wirklichkeit hängen sie eng miteinander zusammen. Nicht der einzelne Kranke wird zum Objekt vergleichender Betrachtung gemacht, sondern die Ergebnisse aus seiner Analyse! D. h. nicht in der Analyse selbst, sondern nachträglich in der denkenden Verarbeitung des Materials.

[392]) S. Freud. Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 245.

[393]) Ibid., p. 246.

[394]) „Die Freiheit, Kleidung anzulegen, mannigfach zu verändern, oder auch unbekleidet zu erscheinen, mag geradezu als Symbol menschlicher Eigenart gelten können." „Durch den Kontrast von Bekleidung und Nacktheit erklimmt der Mensch eine bemerkenswerte Stufe der Freiheit, die den nacktlebenden Völkern fehlt. Mag immerhin das biologische Bedürfnis des Kälteschutzes den Antrieb zur Erfindung des Kleides zivilisierter Völker gewesen sein: die metaphysische Wesensbedeutung des Kleides ist feiner und tiefer. Das Kleid schafft den Kontrast zwischen Natur und Künstlichkeit. Dadurch erzeugt es nicht nur die Mannigfaltigkeit der Bekleidungsmöglichkeiten, sondern erst auch das bewußte Erlebnis der Nacktheit und damit eine wesentliche Form

der Differenzierung sympathischer Gefühle. Das Tier ist stets bekleidet. Der Wilde ist stets nackt. Die spezifisch menschliche Freiheit entsteht erst durch die Möglichkeit des Wechsels zwischen den Zuständen, welche den einen in unbewußten Kontrast zum anderen setzt und dadurch eigenartig macht. Kulturerzeugnisse und Naturkunstwerte erhöhen gegenseitig ihren Reiz, wenn die einen die Kontrastfolie für die anderen abgeben." Ernst Barthel. Philosophie des Eros. München, Ernst Reinhardt, 1926, p. 18 u. 19.

395) W. Stekel führt von einem Patienten einen ähnlichen Traum an. Dieser Traum lautet: „Ich schwimme in einem Teiche, der sich immer mehr verengt und in einen Kanal übergeht. Ich komme an einer schmalen Stelle, wo ich mich durch ein Gitter durchzwinge. Ich komme auf eine Wiese, wo viele nackte Menschen sich im Sonnenschein tummeln." Stekel deutet in folgender Weise: „Das Durchzwängen durch den engen Kanal und durch das Gitter symbolisiert die Geburt. Er kommt in ein neues Land — in das Paradies." „Auch sonst bietet (der Patient) alle Zeichen einer Mutterleibsphantasie." W. Stekel. Der epilept. Symptomenkomplex. Fortschr. d. Sexualwissensch. u. Psychoanalyse, Bd. I, p. 44.

396) Karl Abraham. Traum und Mythus (Schriften zur angew. Seelenkunde, H. 3), p. 71.

397) Rich. Kühnau. Schlesische Sagen, Bd. II, p. 322.

398) Paul Drechsler. Der Wassermann im schlesischen Volksglauben. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Bd. 11, p. 204.

399) Rud. Kleinpaul. Sprache ohne Worte, p. 27.

400) Emanuel Wertheimer. Dialoge. „Der Zeitgeist", Nr. 76, Beiblatt zum Berlin. Tageblatt vom 24. Juni 1912.

401) S. Ferenczi. Bausteine zur Psychoanalyse, Bd. II („Die Nacktheit als Schreckmittel"), p. 222.

402) Jan. B. M. McGovern, a. a. O. p. 68.

403) Ferenczi, a. a. O. p. 225.

404) Fr. S. Kraus. Slav. Volkforschung. Leipzig, 1908, p. 100.

405) Havelock Ellis. Sexo-ästhetische Inversion. Zeitschr. f. Psychotherapie u. med. Psychol., Bd. V, p. 152 u. 155.

406) Martha Silber, a. a. O. p. 157.

407) Zu diesem Thema: S. Freud. Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. Ges. Schr., Bd. IX.

408) J. Grimm. Deutsche Mythol., 4. Aufl., Bd. I, p. 534, Fußn.

409) B. Guttmann. Die Opferstätten d. Wadschagga. Arch. f. Religionswissenschaft, Bd. 12, p. 92.

410) W. Golther. Tristan und Isolde in d. Dichtung, p. 216.

411) S. Freud. Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 63.

412) Konst. Österreich. Die Entfremdung d. Wahrnehmungswelt. Journ. f. Psychol. u. Neurol., Bd. VIII, p. 61.

413) Ibid., Bd. VII, p. 262.

414) Ibid., Bd. VIII, p. 63.

415) Max Halbe. Der Ring des Gauklers. Alb. Langen, München.

416) J. Grimm. Deutsche Mythologie.

417) Konrad Maurer. Isländische Volkssagen. Leipzig, Hinrichsche Buchh., 1860, p. 81 f.

418) M. Alex. Castrén. Reiseerinnerungen usw., p. 129 f.

419) Nach der Übersetzung von Paul Deußen. Sechzig Upanishad's. Siehe noch Leo Kaplan. Schopenhauer u. d. Animismus, p. 5—7 und 163—180.

420) Jak. Grimm. Deutsche Mythologie, Bd. I, p. 207.

421) J. Spieth. Die Eweestämme, p. 464.

422) R. Kleinpaul. Sprache ohne Worte, p. 308.

423) A. Storfer. Zur Sonderstellung d. Vatermordes. (Schrift. zur angewandt. Seelenkunde, H. XII). Wien, Fr. Deuticke, 1911, p. 28.

424) O. Rank. Die Symbolschichtung im Wecktraum. Jahrb. f. psychoanal. und psychopathol. Forschung, Bd. IV, p. 55.

425) „Man darf behaupten, wo Sadismus besteht, dort findet sich mindestens in

Einzelzügen auch stets Masochismus und vice versa." J. Sadger. Über d. sadomasochistischen Komplex. Jahrb. f. psychoanal. u. psychopathol. Forschungen, Bd. V, p. 157, Fußn.

[426]) Ibid., p. 177.

[427]) „Wenn das Kind von den Eltern bestraft wird, so empfindet es die Strafe als eine Abwendung der Elternliebe und wirbt um so mehr um diese. Auch die Eltern ihrerseits suchen ihre Härte dem bestraften Kinde gegenüber durch nachträgliche Zärtlichkeiten wieder gutzumachen. Das Kind gewöhnt sich dadurch die Strafe als eine Vergeltung zu betrachten, durch die es ein Recht erwirbt, neue Liebesbezeugungen zu beanspruchen. In religiöser Einkleidung drückt sich dieser infantile Gedanke folgendermaßen aus: je mehr der Sünder hier auf Erden Leiden erduldet, desto eher darf er auf das jenseitige Glück rechnen." Leo Kaplan. Der tragische Held und der Verbrecher. Imago, Bd. IV, p. 105.

[428]) Die Feindseligkeit des älteren Kindes gegen das jüngere, das als Störer in das Familienidyll plötzlich eintritt, hat Wilhelm Busch humorvoll in einem Gedicht geschildert. Das Gedicht lautet:

Die Tante winkt, die Tante lacht:
He, Fritz, komm mal herein!
Sieh, welch ein hübsches Brüderlein
Der gute Storch in letzter Nacht
Ganz heimlich der Mama gebracht.
Ei ja, das wird dich freun!
Der Fritz, der sagte kurz und grob:
Ich hol 'n dicken Stein
Und schmeiß ihn an den Kopp! —

Ich glaube die Beobachtung gemacht zu haben, daß dies feindselige Verhältnis dann stark auftritt, wenn der Unterschied zwischen dem älteren und jüngeren 4—5 Jahre entspricht. Ist der Unterschied kleiner oder größer, in beiden Fällen wirkt der neue Ankömmling nicht mehr pathogen. In dem einen Fall ist, wie es scheint, der ältere noch nicht imstande das Ereignis richtig zu begreifen, im anderen Falle dagegen sind schon bereits jene moralischen Qualitäten da, um mit dem Ereignis sich abfinden zu können.

[429]) In einem alten Weihespruch über das Taufwasser am Karsamstag heißt es: „Aus unbeflecktem Mutterleib göttlichen Wassers soll, zu neuem Wesen wiedergeboren, eine himmlische Nachkommenschaft hervortauchen." Herm. Usener. Heilige Handlungen. Arch. f. Religionswissensch., Bd. 7, p. 295.

[430]) Georg Groddeck. Das Buch vom Es, p. 43 f.

[431]) Ibid., p. 45.

[432]) Ibid., p. 46.

[433]) Leo Kaplan. Die Erscheinungsformen d. Eros, p. 16.

[434]) S. Freud. Ergänzungen zur Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. III, p. 9.

[435]) Fortschritte d. Sexualwissenschaft u. Psychoanalyse, Bd. I, Vorwort.

[436]) Leo Kaplan. Schopenhauer u. d. Animismus, p. 127.

[437]) Mitgeteilt von Brandt im Arch. f. Religionswissensch., Bd. II, p. 153.

[438]) S. Freud. Das Ich u. das Es. Ges. Schr., Bd. VI, p. 359 f.

[439]) Ibid., p. 370.

[440]) Freud leitet, wie wir bald sehen werden, das Schuldbewußtsein vom Inzestkomplex ab. Obgleich ich diese Ableitung nicht voll gelten lassen kann, so erkenne ich jedenfalls an, daß ein Teil des Schuldbewußtseins damit zusammenhängt. Nun sagt Freud: „Man kann . . . die Voraussetzung wagen, daß ein großes Stück des Schuldgefühls normalerweise unbewußt sein müsse, weil die Entstehung des Gewissens innig an den Ödipuskomplex geknüpft ist, welcher dem Unbewußten angehört." Ibid., p. 397.

[441]) Nach S. Freud. Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 15.

[442]) Carl du Prel. Philosophie d. Mystik. 2. Aufl., Leipzig, Max Altmann, 1910, p. 74.

[443]) Ibid., p. 68.
[444]) Ibid., p. 69.
[445]) Ibid., p. 70.
[446]) Ibid., p. 71.
[447]) Ibid., p. 121.
[448]) Ibid., p. 133.
[449]) Schopenhauer. Werke, her. v. P. Deußen, Bd. 3, p. 741. Leo Kaplan. Schopenhauer u. d. Animismus, p. 149.
[450]) Ausführlicher dargestellt ist diese Spekulation bei Leo Kaplan. Schopenhauer u. d. Animismus, Kap. „Mâyâ, Joga, Nirvâna", p. 163—180.
[451]) S. Freud. Das Ich u. d. Es. Ges. Schr., Bd. VI, p. 367 u. 368 f.
[452]) Ibid., p. 368.
[453]) Rud. Kleinpaul. Sprache ohne Worte, p. 108.
[454]) W. Stekel berichtet folgendes: „Ein stotternder Knabe, den ich im letzten Jahre behandelte, teilte mir mit, daß er nicht stottere, wenn er die Hand auf die Nase lege. Er drückte den Zeigefinger auf den Nasenrücken und kann sofort fließend und deutlich sprechen. Dieser Knabe war ein arger Onanist . . . Sein Vater hatte ihm einmal aufgetragen, die Hände im Bette immer auf der Decke ruhen zu lassen. Also schien sein Vater Onanie zu befürchten. Was drückte er nun durch diese symbolische Handlung aus? Wenn er die Hand in der Tasche hatte, so konnte er onanieren. Dadurch, daß er die Hand auf die Nase legte, demonstrierte er aller Welt: Seht nur her, ich onaniere nicht, ich habe ja nicht die Hand in der Tasche, sie liegt auf meiner Nase. Dabei war ihm die Nase das Symbol des Gliedes und er drückte durch diese Zwangshandlung dem Kundigen so viel von seinem Geheimnis aus, als er verbergen wollte." Diskussionen d. Wiener psychoanalyt. Vereins, H. 1, p. 38 f.
[455]) S. Freud. Zur Einführung d. Narzißmus. Ges. Schr., Bd. VI, p. 178.
[456]) Ibid., p. 180.
[457]) Ibid., p. 180. — Wittels erzählt folgenden Fall: „Der kleine Franzl geht zwanzig Schritte hinter seiner Großmutter auf der Straße, dem Eisengitter eines öffentlichen Parkes entlang. Die Großmutter ruft wiederholt: ‚Franzl, komm, Franzl, komm schneller!' Mit der großartigen Annullierungsfähigkeit von Kindern läßt Franz die Großmutter rufen und schreien, hört nichts und nähert sich ihr auch nicht. Er ist unfolgsam und also — das weiß er wohl, denn er ist schon vier Jahre alt — schlimm. Er weiß wohl auch aus Erfahrung, daß der Großmutter Zwangsmittel zur Verfügung stehen. Die unangenehme Notwendigkeit, schließlich doch etwas tun zu müssen, was er nicht will, nämlich sich einem fremden Willen zu beugen, soll aus der Welt geschaffen werden. Franzl zählt aufmerksam die einzelnen Stangen des eisernen Gitters. Da er nur bis drei zählen kann, tut er das nach Art der primitiven Völker. Er sagt sich: noch eine Stange und noch eine Stange und noch eine Stange. Er läßt aber keine Stange aus und benimmt sich in dieser Hinsicht wie ein Zwangsneurotiker. Er kann die Großmutter nicht hören, weil er Stangen zählen muß. Er muß Stangen zählen, weil er die Großmutter nicht hört. Er verwandelt den Zwang der Großmutter, dem er passiv unterliegt, in einen anderen Zwang, dem er zwar auch unterliegt, den er sich aber selbst geschaffen hat. Er folgt ja; er ist folgsam. Nur aber nicht der Großmutter, sondern sich selbst." (Wittels. Verdrängung und Zwangsideen in der Kindheit. Zeitschr. f. psychoanalytische Pädagogik, Bd. II, H. 8/9, p. 252 f.) Diese Darstellung scheint Freuds Gedanken zu bestätigen: Die äußere zwingende Instanz wird ins Innere aufgenommen, das äußere Gebot in ein inneres, sich selbst gegebenes umgewandelt. In Wirklichkeit ist aber im betrachteten Fall die Sachlage so zu beschreiben: Der Kleine hört auf die Großmutter nicht, er ist ungehorsam und widerspenstig, darin äußert sich seine Selbstbehauptung gegenüber der Tyrannei der Erwachsenen. Anderseits aber liebt er die Großmutter und hat Respekt vor ihr. So entsteht ein Konflikt zwischen Ich-Libido und Objekt-Libido: das Ich des Kleinen wird uneinig mit sich selbst. Er sucht sich durch ein Kompromiß aus dem Konflikt zu ziehen. Der Konflikt und der zwangsneurotische Versuch seiner Lösung, das alles setzt bereits das Vorhandensein der kritischen Instanz, des Über-Ich voraus.

Weil der Kleine ein Über-Ich längst besitzt, kann er sein Ungehorsam gegen die Großmutter als Schuld empfinden, folglich haben wir kein Recht, diese kritische Instanz als Umwandlungsprodukt seines Ungehorsams erst zu betrachten. Das Gewissen läßt sich nicht von außen her ableiten, es gehört zum Wesen des Menschen wie sein „böser" Trieb. — Wittels sagt auch einmal: „Das Gefühl der Schuld wird den Kindern eingebleut". (Fritz Wittels. Die Welt ohne Zuchthaus. Stuttgart, Hippokrates-Verl., 1928, p. 55.) Zur Entkräftigung dieser ungeheuerlichen Ansicht möchte ich nur folgende kleine Episode anführen. Ein japanischer Schüler schreibt in einem Aufsatze: „Ich war acht Jahre alt, als ich zum ersten Male in die Schule ging. Ich war ein ausgelassener Junge. Ich erinnere mich, daß ich auf dem Heimweg von der Schule mit einem kleinen Kameraden in Streit geriet. Er warf ein kleines Steinchen nach mir, das mich traf. Ich las einen auf dem Wege liegenden Baumzweig auf und versetzte ihm damit mit aller Kraft einen Schlag ins Gesicht. Dann lief ich spornstreichs davon und ließ ihn weinend mitten auf der Straße stehen. Mein Herz sagte mir, was ich getan hatte — und als ich unser Haus erreichte, glaubte ich ihn noch weinen zu hören. Mein kleiner Spielgenosse ist nicht mehr in dieser Welt. Kann jemand meine Gefühle verstehen?" (Angeführt bei Lafcadio Hearn. Kyushu. Frankfurt a. M., 1910, p. 42.) Ich glaube, jeder vorurteilslose Mensch wird doch den Eindruck von dieser kleinen Schilderung empfangen haben, daß das Schuldgefühl des Kindes hier etwas ganz Spontanes ist, das auftritt, weil ein ihm ähnliches Wesen von ihm geschlagen wurde (Identifikation und Mitleiden).

Die, die die Sittlichkeit auf den Vater und seine Drohungen zurückführen, übersehen, daß dadurch die Sittlichkeit ihren inneren Sinn verliert. Statt den Vater kann man (wie es die theologische Ethik tut) Gott, den himmlischen Vater, setzen, und dann mit Recht fragen: „Sind die Lüge, der Totschlag, der Ehebruch Übel nur durch das göttliche Verbot, oder ist dieses Verbot wegen des schon bestehenden Übels erfolgt?" (Miguel de Unamuno. Das tragische Lebensgefühl. München, Meyer & Jessen Verlag, 1925, p. 208). „Wenn der Schmerzensschrei meines Bruders ertönt, erwacht mein eigener Schmerz und erhebt seine Stimme in der Tiefe meines Bewußtseins. Und in gleicher Weise fühle ich den Schmerz des Tieres und sogar eines Baumes, dem ein Zweig ausgerissen wird, vor allem, wenn ich eine lebendige Phantasie besitze, diese Intuition, Gabe des inneren Gesichtes (Ibid., p. 179)." Wie es scheint, haben die meisten Psychoanalytiker so stark jede „Phantasie" eingebüßt, daß sie nicht mehr begreifen, daß man den fremden Schmerz als den eigenen erleben kann und daß in diesem Phänomen die ganze Sittlichkeit verwurzelt ist.

458) S. Freud. Das Ich u. d. Es. Ges. Schr., Bd. VI, p. 373 f.

459) Ibid., p. 377.

460) Ibid., p. 378 f.

461) Ibid., p. 382.

462) G. Groddeck. Das Buch vom Es, p. 39.

463) So erzählt ein Schriftsteller aus dem Ende des 18. Jahrhunderts aus einer jüdischen Gemeinde in Polen: „Es hatten die Blattern in diesem Orte grassiert, wodurch viele Kinder hingerafft worden waren. Die Ältesten der Gemeinde versammelten sich, um die geheimen Sünden ausfindig zu machen, um derentwillen sie diese Strafe (wofür sie es ansahen) litten. Nach angestellter Untersuchung fand es sich, daß eine junge Witwe aus der jüdischen Nation mit einigen Hofbeamten einen zu freyen Umgang pflegte. Man schickte nach ihr, konnte aber durch alles Inquirieren von ihr nichts mehr herausbringen, als daß sie zwar diese Leute, die bey ihr Meth tranken, wie billig, mit einem zuvorkommenden Wesen aufnähme, übrigens aber sich dabey keiner Sünde bewußt sey. Man wollte, da man keine andern Indizien hatte, sie schon loslassen, als eine ältliche Matrone . . . wie eine Furie geflogen kam und schrie: peitscht sie! peitscht sie so lange, bis sie ihr Verbrechen gestanden haben wird! tut ihr es nicht, so treffe euch die Schuld des Todes von so viel unschuldigen Seelen." Salomon Maimon. Lebensgeschichte. Berlin 1792, p. 190. — Wir sehen hier, warum Geschlechtslust als Sünde betrachtet wird, weil man von der Übertretung eines bestimmten Tabu Unheil erwartet. Mit Recht sagt einmal Nietzsche: „Das, was

ehedem dazu bestimmte, gewisse Handlungen zu verwerfen, war nicht das Gewissen: sondern die Einsicht (oder das Vorurteil) hinsichtlich ihrer Folgen . . ." (Der Wille zur Macht.)

464) v. Negelein. Eine Quelle der indischen Seelenwanderungsvorstellung. Arch. f. Religionswissensch., Bd. 6, p. 320 u. 327.

465) Ibid., p. 329.

466) Merimsohn. Erzählungen eines Soldaten. Jewreiskaja Starina, Bd. 4, H. 3, p. 290 (russisch).

467) Ellen Key. Über Liebe und Ehe. Berlin 1905, p. 30.

468) Fritz Wittels. Tragische Motive. Berlin, Eg. Fleischel & Co., 1911, p. 30.

469) S. Freud. Massenpsychologie u. Ich-Analyse. Ges. Schr., Bd. VI, p. 304.

470) H. Silberer. Bericht über eine Methode, gewisse symbol. Halluzinationserscheinungen hervorzurufen und zu beobachten. Jahrbuch f. psychoanal. u. psychopathol. Forschungen, Bd. I.

471) Die Begründung dieses Gedankens siehe bei Max Graf. Rich. Wagner im „Fliegenden Holländer". Schriften zur angewandten Seelenkunde, her. von Freud, H. 9, Wien u. Leipzig, Franz Deuticke, 1911.

472) Silberer. Über Symbolbild. Jahrb. f. psychoanal. usw. Forsch., Bd. III, p. 718.

473) Ibid., p. 685.

474) W. Golther. Handbuch d. germ. Mythol., p. 72.

475) R. M. Meyer. Mytholog. Studien aus der neuesten Zeit. Arch. f. Religionswissensch., Bd. 13, p. 270.

476) W. Wundt. Völkerpsychologie, Bd. I, erste Hälfte, p. 171 u. 172.

477) Ibid., p. 195.

478) Rud. Kleinpaul. Sprache ohne Worte, p. 24 f.

479) Herb. Silberer. Über Symbolbildung. Jahrb. f. psychoanal. usw. Forsch., Bd. III, p. 675.

480) G. Sartori. Der Schuh im Volksglauben. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., Bd. 4, p. 173.

481) J. Grimm. Deutsche Rechtsaltertümer. 4. Aufl., Leipzig 1899, p. 161.

482) Rud. Kleinpaul. Sprache ohne Worte, p. 307.

483) G. Sartori, a. a. O. p. 173.

484) Ibid., p. 153.

485) Wutke. Deutscher Volksaberglaube, p. 555. Zit. nach Sartori, ibid., p. 760.

486) Grimm. Deutsch. Wörterbuch, VII, Sartori, ibid., p. 158.

487) Bei einem Jugend-Dichter fand ich die Phrase: „Neue Schuhe und neue Geliebte sind unbequem."

488) S. Ferenczi. Bausteine zur Psychoanalyse. Bd. I, p. 102 („Zur Ontogenese d. Symbols".)

489) Sprichwörter und Redensarten aus der Grafschaft Ruppin, gesam. v. K. E. Haase. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., Bd. 2, p. 439.

490) Semi Meyer. Zum Traumproblem. Zeitschr. f. Psychol., Bd. 53, p. 223.

491) J. Grimm. Deutsche Rechtsaltertümer, p. 159.

492) Ibid., p. 531.

493) Weinhold. Über die Bedeutung d. Haselstrauchs. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Bd. 11, p. 11.

494) S. Freud. Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 463.

495) Ibid., p. 469.

496) Zentralblatt f. Psychoanalyse, Bd. III, p. 533.

497) S. Freud. Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II, p. 434 f.

498) S. Freud. Ges. Schr., Bd. II, p. 437.

499) Ibid., p. 417.

500) O. Behaghel. Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen. Leipzig, Freytag, 1907, p. 23 f.

501) Selma Lagerlöf. Ein Stück Lebensgeschichte. Ges. Werke, Bd. 9 (deutsch v. Marie Franzos), München, Albert Langen.

502) Goethes Werke, Erste Abteil., Bd. I, Weimar, Herm. Bühlau 1887, p. 64 u. 383.

503) Ibid., p. 21 u. 373.

504) Ibid., p. 78 u. 387.

505) Nach einer Tradition des jerusalemischen Talmuds erzählt man von einem „Waldmenschen, der bis zum Nabel in der Erde steckt und durch diesen seine Nahrung aus der Erde zieht, von dieser losgerissen aber alsbald stirbt". K. Kohler. Seltsame Vorstellungen in der biblischen und rabbinischen Literatur. Arch. f. Religionswissensch., Bd. 13, p. 75. Hier tritt die Erde ganz deutlich als die Mutter-Erde oder einfach als die Mutter auf. Ebenso ist im Goetheschen Gedicht die Natur, an dessen Nabelschnur der Mensch seine Nahrung saugt, als Mutter-Imago zu fassen.

506) „Bei Wahrnehmungen sowohl wie bei Vorstellungen unterscheiden wir drei Elemente: das Empfindungsmaterial (z. B. rot, blau, Ton in der Höhe usw.), räumliche und zeitliche Ordnung und den intentionalen Akt. Das Empfindungsmaterial wird durch den Akt gewissermaßen beseelt, gewinnt erst durch ihn Gegenständlichkeit und Bedeutung, ist uns durch ihn ein bestimmter Gegenstand in bestimmter Weise . . . Es besteht nun weiter die phänomenologische Tatsache, daß diese intentionalen Akte auch ohne die Basis von Empfindungsmaterial vorkommen. Uns kann etwas ganz unanschaulich gegenwärtig sein als bloßes Wissen von etwas . . . Dieses unanschauliche-gegenwärtig Haben eines Inhaltes nennt man Bewußtheit." Karl Jaspers. Allgemeine Psychopathologie, Berlin 1920, p. 34.

507) S. Freud. Ein Traum als Beweismittel. Ges. Schr., Bd. III, p. 273.

508) S. Freud. Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. III, p. 307 (Absch. III).

509) „In manchen Analysen oder während gewisser Strecken einer Analyse zeigt sich eine Sonderung des Traumlebens vom Wachleben . . . Es knüpft dann ein Traum an den anderen an, nimmt ein Element zum Mittelpunkt, welches im vorhergehenden beiläufig gestreift wurde, u. dgl. Viel häufiger trifft aber der andere Fall zu, daß die Träume nicht aneinanderhängen, sondern sich in aufeinanderfolgende Stücke des Wachdenkens einschalten." Ibid., p. 308 (Absch. IV). Die oben im Texte betrachteten zwei Träume (α) und (β) sind solche, die aneinander anknüpfen.

510) Otto Groß. Über psychopathische Minderwertigkeit. Wien u. Leipzig, Wilh. Braunmüller, 1909, p. 10.

511) Eug. Mogk. Mythologie, im „Grundriß d. germ. Philologie", her. v. Herm. Paul, 2. Aufl., Straßburg. K. J. Trübner, 1897, Bd. III, p. 267. Gotländisch druda = liederliches Frauenzimmer. Rietz. Svensk Dialektlexikon 99, bei Mogk, ibid., p. 268.

512) W. Golther. Handbuch d. germ. Mythol., p. 80.

513) Mitget. von Paulsen. „Am Ur-Quell", Bd. II, p. 191.

514) Am Ur-Quell, Bd. II, p. 169.

515) Siehe auch S. Freud. Über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia. Ges. Schr., Bd. VIII, p. 414, wo der oben geschilderte Mechanismus gegeben ist.

516) Magnus Hirschfeld. Vom Wesen der Liebe. Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen. Bd. VIII.

517) E. Wulffen. Psychol. d. Verbrech. I, p. 36.

518) S. Freud. Vorlesungen zur Einführung in d. Psychoanalyse. Zit. S. Freud. Ergänzungen zur Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. III, p. 168.

519) Ibid., p. 162.

520) Alfr. Haas. Brummshagensch u. Vater Bümke, zwei pommersche Sagengestalten. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Bd. 21, H. 3.

521) R. Reichardt. Sagen aus Nordthüringen. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., Bd. 11, p. 72 u. 73.

522) Zedlers Universal-Lexikon, Bd. 3, K. 1827. Halle u. Leipzig, 1733.

523) Thomas a Kempis. Von der Nachfolge Christi. 2. Buch, Kap. 12, 3.

524) Leo Kaplan. Psychoanal. Probleme, p. 38.

[525]) In der ersten Auflage dieses Werkes (im Jahre 1914) habe ich die Gewissensangst in folgender Weise abgeleitet: „Die Angst ist ursprünglich mit der Liebessehnsucht eng verbunden, die assoziative Zusammengehörigkeit ist in diesem Falle klar und deutlich. Dann stellt sich die Angst in den Dienst der Sexualverdrängung. Der einmal entstandene Mechanismus dient später jeder Verdrängung überhaupt. Vermittelnd tritt auch hier das Verhältnis des Kindes zu den Eltern auf. Der Knabe verdrängt seine homosexuelle Anziehung zum Vater, die verdrängte Libido verwandelt sich in Angst, die sich als Angst vor dem Vater rationalisiert. Der Vater ist aber zugleich die verkörperte Zensur, die normgebende Autorität. Dadurch bekommt die Angst vor dem Vater ihren bestimmten Inhalt, indem sie zur Gewissensangst wird." („Grundzüge der Psychoanalyse", 1. Aufl., p. 242 f.) Der aufmerksame Leser wird hoffentlich einsehen, daß diese Theorie, wenn mit etwas anderen Worten, dasselbe ausspricht, wie die Theorie Freuds vom Ideal-Ich. Was ich Gewissensangst nenne, ist nach der obigen Auseinandersetzung entstanden durch „Einbeziehung des aufgegebenen Liebesobjektes in das Ich".

[526]) S. Freud. Ergänzungen zur Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. III, p. 120, Fußnote.

[527]) „Haben Sie schon einmal versucht, sich in die Gedankengänge eines ungeborenen Kindes hinein zu versetzen? Tun Sie es einmal . . . Tatsächlich wird ja auch unser ganzes Leben, ohne daß wir es wissen, von diesem Wunsch, in die Mutter zu gelangen, geleitet. Ich möchte in dich hineinkriechen, wie oft hört man dieses Wort! Nehmen wir an, es gelänge Ihnen, wieder in den Mutterschoß zurückzukehren. Ich denke mir, es müßte einem dabei zumute sein, wie jemandem, der nach einem bunt verlebten Tage voll schöner und finsterer Gedanken und Erlebnissen, voll Sorgen, Mühe, Arbeit und Last und Gefahr zu Bette geht, allmählich schläfrig wird und mit dem angenehmen Empfinden, sicher und ungestört zu sein, vielleicht ähnlich dem, das hie und da ein sensitiver Mensch beschreibt, wenn er von einer Ohnmacht erzählt, oder dem, was wir so gern bei sachte in den Tod gleitenden Freunden als Einschlummern voraussetzen." Groddeck. Das Buch vom Es, p. 85. Hier ist das Verlangen, in den Mutterleib wieder zu gelangen, richtig als eine Introversionserscheinung beschrieben.

[527]a) „Freud lehrte uns, daß die Symptome der Angst mit den besonderen physiologischen Veränderungen in Zusammenhang stehen, die den Übergang aus dem Leib der Mutter in die Außenwelt mit sich bringt. Einer seiner früheren Schüler (gemeint ist Otto Rank) machte diese Ansicht neuerdings zum Ausgangspunkt einer Theorie, in der er von psychoanalytischen Ansichten abweichend, alle Neurosen und Psychosen einfach aus diesem ersten großen Trauma zu erklären sucht; er nannte es das ‚Trauma der Geburt'. Ich habe mich selbst sehr eingehend mit dieser Frage beschäftigt, aber je länger ich beobachtete, desto klarer wurde es mir, daß das Individuum für keine der Änderungen und Entwicklungen, die das Leben mit sich bringt, so gut vorbereitet ist wie gerade für die Geburt. Physiologische Vorsorge und der Instinkt der Eltern machen diesen Übergang so sanft wie möglich. Es würde tatsächlich ein Trauma sein, wären nicht Lunge und Herz so gut vorgebildet; so aber ist die Geburt eine Art Triumph, der normalerweise für das ganze Leben vorbildlich bleibt. Bedenken sie die Einzelheiten: Das drohende Ersticken hört sofort auf, denn die Lungen sind da und beginnen in dem Moment zu funktionieren, wo die Zirkulation durch die Nabelschnur aufhört; die linke Herzkammer, die bis jetzt untätig war, übernimmt energisch ihre Aufgabe. Nebst dieser physiologischen Hilfe veranlaßt ihr Instinkt die Eltern, die Situation des Neugeborenen so angenehm als möglich zu gestalten; das Kind wird warm gebettet, gegen störende optische und akustische Reize soweit als möglich geschützt; sie lassen tatsächlich das Kind vergessen, was geschehen ist, es ist, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Es ist fraglich, ob eine so schnell und gründlich beseitigte Erschütterung als ‚Trauma' gelten darf. Die Nachwirkung anderer wirklicher Traumen ist schwerer zu beseitigen — sie sind nicht von physiologischer Natur, sondern betreffen den Eintritt des Kindes in die Gesellschaft seiner Mitmenschen;

für diesen Vorgang scheint der Instinkt der Eltern vielfach zu versagen. Ich erwähne die Traumen der Entwöhnung, der Reinlichkeit, des Ausmerzens ‚schlechter Gewohnheiten', und schließlich das Wichtigste von allen, den Übergang von der Kindheit zum Leben der Erwachsenen. Das sind die schwersten Traumen der Kindheit, und weder die Eltern im besonderen noch die Zivilisation im allgemeinen haben bis jetzt hier genügende Vorsorge getroffen." S. Ferenczi. Die Anpassung der Familie an das Kind. Zeitschr. f. psychoanal. Pädagogik, Bd. II, H. 8/9, p. 242.

[528]) J. Grimm. Deutsche Mythol., Bd. II, p. 700.

[529]) W. Golther. Handb. d. germ. Mythol., p. 315.

[530]) Eug. Mogk. Mythologie, im „Grundriß d. germ. Philologie", her. v. Herm. Paul, 2. Aufl., 1897, Bd. III, p. 252.

[531]) Sonntag. Totenbestattung, p. 37 ff. Zit. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., Bd. 13, p. 156.

[532]) K. Kohler. Seltsame Vorstellungen usw. Arch. f. Religionswissensch., Bd. 13, p. 79.

[533]) S. Freud. Ergänzungen zur Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. III, p. 45. — Unsere Kinder haben aber auch bereits gelernt, doch den Unterschied zwischen Tod und Fortsein zu merken. Ein vierjähriges hochentwickeltes Mädchen „machte Schwierigkeiten beim Essen und fühlte sich von einer der Aufwärterinnen in der Pension unfreundlich beobachtet. ‚Die Josefine soll tot sein', äußerte sie darum gegen den Vater. ‚Warum gerade tot sein?' fragte der Vater beschwichtigend. ‚Ist es nicht genug, wenn sie weggeht?' ‚Nein,' antwortete das Kind, ‚dann kommt sie wieder.'" Ibid., p. 45.

[534]) A. Adler in den „Diskussionen d. Wiener psychoanal. Vereines", H. 1, p. 49.

[535]) Zit. bei Wilh. Mannhardt. Wald- und Feldkulte. 2. Aufl., Berlin 1904, Bd. I, p. 6.

[536]) Dr. Reitler in den „Diskussionen d. Wiener psychoanal. Ver.", H. 1, p. 23. — Auch Nietzsche meint: „Der Gedanke an den Selbstmord ist ein starkes Trostmittel: mit ihm kommt man gut über manche böse Nacht hinweg." („Jenseits von Gut und Böse." Aphor. 157.)

[537]) „Das liebeshungrige Kind, welches die Zärtlichkeit der Eltern ungern mit seinen Geschwistern teilt, bemerkt, daß diese ihm voll wieder zuströmt, wenn die Eltern durch seine Erkrankung in Sorge versetzt werden. Er kennt jetzt ein Mittel, die Liebe der Eltern hervorzurufen und wird sich dessen bedienen, sobald ihm das psychische Material zu Gebote steht, um Kranksein zu produzieren." S. Freud. Bruchstücke einer Hysterienanalyse. Ges. Schr., Bd. VIII, p. 43 f.

[538]) W. Stekel in d. „Diskussionen d. Wiener psychoanal. Ver.", H. 1, p. 42.

[539]) „Neben meiner Kunst." Flugstudien, Briefe und Persönliches von und über Arn. Böcklin. Von Ferd. Runkel u. Carlo Böcklin. Berlin-Charlottenburg, Vita-Verl., p. 43.

[540]) Ibid., p. 60.

[541]) H. Carstensen. Totenbräuche aus Dithmarschen. „Am Ur-Quell", Bd. I, p. 33.

[542]) Ibid., p. 49. — Die Festlichkeiten bei Begräbnissen haben noch einen magischen Sinn. Das Fröhlichsein ist ein Ausdruck des Lebens, das muß magisch-abwehrend gegen den Tod wirken. Denselben Sinn hat auch das Tanzen. Bei vielen primitiven Völkern wird an den Trauerfestlichkeiten viel getanzt.

[543]) Carstensen, a. a. O. p. 49.

[544]) H. Frischbier. Totengebräuche. „Am Ur-Quell", Bd. III, p. 299.

[545]) W. Stekel in den „Diskussionen d. Wiener psychoanal. Ver.", H. 1, p. 37.

[546]) Pirke de Rabi Eli'ezer, Kap. 40: „Der Stab, welcher im Zwielicht erschaffen worden ist, wurde dem ersten Menschen im Paradiese überliefert. Adam überlieferte ihn Enoch, Enoch überlieferte ihn Noah, Noah überlieferte ihn dem Sem, Sem überlieferte ihn dem Abraham, Abraham überlieferte ihn dem Jakob, Jakob zog mit ihm nach Ägypten hinab und überlieferte ihn dem Josef, seinem Sohn. Nachdem Josef gestorben war, wurde sein ganzes Haus geplündert

und (der Stab) wurde in den Palast Pharaos gebracht. Pharao aber war einer von den ägyptischen Zauberern. Als er den Stab sah und die Zeichen darauf, fand er Lust daran und nahm ihn und pflanzte ihn mitten in den Garten Jethros. Und er sah den Stab an, es konnte sich aber kein Mensch ihm nahen. Als Moses in sein (Pharaos) Haus kam, ging er in den Garten Jethros, sah den Stab, las die Zeichen darauf und streckte seine Hand aus und nahm ihn. Als Jethro Moses sah, sprach er: Dieser wird einst die Israeliten aus Ägypten erlösen. Deshalb gab er ihm seine Tochter Zippora zum Weibe." (A. Wünsche. Schöpfung u. Sündenfall, 1906, p. 42.) Der Sinn ist der: Weil Moses den Stab fassen konnte, bekam er Zippora zum Weibe. Darin offenbart sich, wie in unserem Traume, die Phallosnatur des Stabes.

547) J. Chr. Heer. Vater und Sohn. Lebenserinnerungen. Jahrbuch der literarischen Vereinigung, Winterthur 1921, p. 16.

548) Martin Andersen Nexö. Pelle der Eroberer, I. Teil, p. 308 u. 309.

549) S. Freud. Über die Berechtigung, von der Neurasthenie die . . . „Angstneurose" abzutrennen. Ges. Schr., Bd. I, p. 316.

550) „Der Beginn einer Mahlzeit macht nämlich auf alle Dajaken großen Eindruck, sie wagen es daher nur sehr selten, einen beim Essen zu stören, dagegen kommen sie nie auf den Gedanken, daß einem auch beim Ankleiden und Zubettegehen ein allzu großes Interesse der Umgebung unliebsam sein könnte." A. W. Nieuwenhuis. Quer durch Borneo, Bd. I, p. 204. Leiden 1904.

551) Nach Grimms „Wörterbuch d. deutsch. Sprache", Bd. 8.

552) Heinr. W. Klutzschak. Als Eskimo unter d. Eskimos. Wien, Pest, Leipzig 1881, p. 70.

553) Ibid., p. 134.

554) Nieuwenhuis, a. a. O. p. 399.

555) J. Wellhausen. Reste arabisch. Heidentums. Berlin 1887, p. 119.

556) Er. Wulffen. Der Sexualverbrecher, p. 332.

557) Demme. Buch der Verbrechen, Bd. VII, p. 281. Zit. nach Er. Wulffen, Der Sexualverbrecher, p. 335.

558) Deutsch. Wörterbuch, 2. Aufl., Bd. IV, p. 556.

559) F. Ricklin. Wunscherfüllung u. Symbolik in Märchen. Schriften zur angewandten Seelenkunde, H. 2, p. 46.

560) Eine sehr gut durchgeführte Analyse der „Judith" findet sich bei Fritz Wittels. Tragische Motive (Kap. „Judith"), Berlin, Egon Fleischl & Co., 1911. Nur sind diejenigen Zusammenhänge, die uns hier interessieren, weniger scharf gezeichnet. Ferner gibt auch J. Sadger, Von der Pathographie zur Psychographie, „Imago", Bd. I, H. 2, eine Analyse des Dramas. Sadgers Ergebnisse liegen aber abseits von den uns hier interessierenden Problemen; im Unterschied von mir und von Wittels untersucht Sadger nicht den Seelenzustand der Judith, sondern denjenigen Hebbels.

561) Diese Stelle ist auch von Wittels herangezogen.

562) Zit. bei Dr. Eugen Düren. Neue Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit. Berlin, Verl. v. M. Harrwitz, 1904, p. 362.

563) S. Freud. Drei Abhandl. zur Sexualtheorie. Ges. Schr., Bd. V, p. 31.

564) Paul Federn. Beiträge zur Analyse des Sadismus und Masochismus. Internat. Zeitschr. f. Psychoanalyse, Bd. II, p. 106.

565) Zit. bei Dühren, a. a. O. p. 286.

566) Zit. bei Dühren, a. a. O. p. 41.

567) Ibid., p. 399 f.

568) S. Freud. Über infantile Sexualtheorien. Ges. Schr., Bd. V, p. 179.

569) Eug. Dühren, a. a. O. p. 442.

570) Paul Federn, a. a. O. p. 112.

571) Ibid., p. 113.

572) S. Freud. Das ökonom. Problem d. Masochismus. Ges. Schr., Bd. V, p. 385.

573) Weißfeld. Über d. Umwandlung des Affektlebens. Internat. Zeitschr. f. Psychoanalyse, Bd. II, p. 429 f.

574) S. Freud. Jenseits vom Lustprinzip. Ges. Schr., Bd. VI, p. 209.

575) S. Freud. Jenseits vom Lustprinzip. Ges. Schr., Bd. VI, p. 226.

576) Ibid., p. 228.

577) Ibid., p. 229.

578) Ibid., p. 229 f.

579) Ibid., p. 225.

580) Leo Kaplan. Psychoanal. Probleme, p. 106.

581) Bṛhad-âran.-upanishad 1, 2, 1 heißt es: „Am Anfang war hier nichts, denn diese Welt war verhüllt von dem Tode . . . Da schuf er das Manas (Begehren); denn er begehrte, selbsthaft (körperlich) zu sein . . ." (Paul Deußen. Sechzig Upanishads des Veda. 2. Aufl. Leipzig 1905.) Die Welt befand sich also ursprünglich im Schoße des Todes. Der Tod bedeutet somit das mütterliche Element.

582) S. Freud. Jenseits vom Lustprinzip. Ges. Schr., Bd. VI, p. 234.

583) Ibid., p. 243 f.

584) Ibid., p. 244.

585) Ibid., p. 245.

585a) Eine solche Metaphysik, die den Tod wegdiskutieren will, liefert uns z. B. Miguel de Unamuno. Jedes Bewußtseinserlebnis geht doch nicht zugrunde, sondern bleibt als potenzielles Erlebnis, als Gedächtnisspur, bestehen; in der Erinnerung wird jenes Erlebnis wieder aktuell. Unamuno wendet nun diese Betrachtungsweise auf Gott an. Er sagt: „Und sind wir vielleicht nicht alle vorgestellt in jenem Allbewußtsein, das uns Dasein gibt, indem es uns seiend denkt? Heißt Dasein für uns nicht: von Gott vorgestellt und gefühlt werden?" „Wenn es ein höchstes Allbewußtsein gibt, bin ich eine seiner Vorstellungen, und kann denn eine Vorstellung des Alls in ihm erlöschen? Wenn ich gestorben sein werde, wird Gott mich weiter im Gedächtnis behalten, und daß Gott meiner gedenkt, daß mein Bewußtsein im höchsten Bewußtsein erhalten bleibt, heißt das etwa nicht Sein?" (M. de Unamuno. Das tragische Lebensgefühl, p. 196 u. 191.)

586) Friedr. Warnecke. Seele u. Leib im Faust. Euphorion, Bd. 15, p. 455.

587) Rich. Wagner u. Mathilde Wesendonk, p. 30 u. 33.

588) Laotse Tao te king (Das Buch des Alten vom Sinn und Leben). Aus dem Chines. übersetzt v. Rich. Wilhelm. Jena, Eug. Diederichs, 1923.

589) Ausführlicher handle ich über das zuletzt Ausgeführte in einer Arbeit, betitelt: „Versuch einer Psychologie der Kunst", die im Manuskript fertig vorliegt (erscheint im Laufe des Jahres im Merlin-Verlag).

589a) Strindberg schildert eine solche selbstverliebte Frau. In den „Gotischen Zimmern" erzählt er von Dr. Borg, der in der ersten Ehe mit einer sehr schönen Frau verheiratet war. „Sie aber war sich dieser Schönheit so bewußt, daß sie ihr eine vollständige Verehrung widmete. Sie konnte stundenlang halbangekleidet vorm Spiegel sitzen und sich bewundern; ihre runden Arme küssen, ihren Busen modellieren, sich selber die Zähne zeigen, ihre Nase kneten, um die schönste Krümmung an der rechten Stelle hervorzubringen. . . . Sie liebte sich selbst und ihre Schönheit so objektiv, daß sie auf den Doktor eifersüchtig war, daß er sie bekommen hatte . . . Aber diese Selbstliebe ging so weit, daß sie sich dem Manne nicht hingeben konnte; sie gönnte ihm ihre Liebe nicht, sondern war noch im Augenblick der Zärtlichkeit so eifersüchtig, daß sie nicht empfangen konnte. Und dann klagte sie." — Eine solche selbstverliebte Frau muß den Mann hassen: durch seine Ansprüche auf ihre Liebe kommt sie mit der Liebe zu sich selbst zu kurz.

590) S. Freud. Triebe u. Triebschicksale. Ges. Schr., Bd. V, p. 465.

591) S. Freud. Das ökonomische Problem des Masochismus. Ges. Schr., Bd. V, p. 379.

592) Ein sozial denkender Geistlicher schreibt: „Aber wo ist diese Arbeitsfreude, dieses höchste Gut unserer Seelenkultur, heute beim Fabrikarbeiter, beim Bureauangestellten, beim Geschäftsreisenden? Die Arbeitsteilung, die die industrielle Entwicklung zur Steigerung der Produktion mit sich gebracht hat, hat die Arbeitsfreude etwa zwei Dritteln unsres Volkes geraubt. Wer keine Uhr

mehr macht, sondern in einer Fabrik Uhrrädlein stanzt, wer kein Möbelstück mehr schreinert, sondern in einer Fabrik Stuhlbeine drechselt, wer überhaupt nichts mehr produziert, sondern nur noch als ein Bestandteil unserer, in unzähligen Branchen zerfaserten Geschäftswelt Waren an den Käufer zu bringen sucht, Muster im Land herumfährt, Geschäftsbriefe schreibt, Buchhaltungsziffern einträgt, — kann der von der Schaffensfreude des produktiven Menschen noch etwas haben?" Rudolf Schwarz. Kirche und Kapitalismus. Kirchenblatt f. d. reformierte Schweiz. 43. Jahrgang, Nr. 35, p. 137 (23. August 1928).

593) Es werden sich wahrscheinlich Kritiker finden, die mir den Vorwurf machen werden, ich war in der Analyse nicht voraussetzungslos, wie es der Analytiker sein sollte, und verfolgte eine sozialistische Tendenz. Darauf antworte ich: Ich kam in dem Falle zu denselben Resultaten auf Grund der Analyse eines einzelnen Schicksals, zu denen der Sozialismus auf Grund der Analyse der ganzen sozialen Wirklichkeit kommt. Der Unterdrückte, vom Leben Ausgeschlossene, kann nicht anders als hassen. Der Sozialismus und eine sozial gesinnte Psychotherapie suchen diesen Haß auf ein höheres Niveau zu bringen (Sublimierung). Dadurch wird unbedingt ethisch Wertvolles geleistet. Wer das nicht verstehen will, der ist eigentlich „tendenziös", und es lohnt sich nicht weiter, mit ihm darüber zu diskutieren.

594) Zeitschr. f. Philosophie u. philos. Kritik, Bd. 107 (übers. v. Vorländer).

595) J. Sadger. Haut-, Schleimhaut- u. Muskelerotik. Jahrb. f. psychoanal. u. psychopathol. Forschungen, Bd. III, p. 547.

596) Ibid., p. 540, Fußnote.

597) Wir machen wieder darauf aufmerksam, wie die Strafen auf die Kinder verderblich wirken können: die Kleine sucht durch Ohr- oder genitale Onanie die erduldeten Demütigungen zu kompensieren. Das sollten sich Eltern und Erzieher merken!

598) Um den Masochismus zu begreifen, braucht man nicht zu der mystischen Auffassung eines angeborenen Destruktionstriebes zu greifen. Was sich im Masochismus abspielt, ist etwas, was auch sonst im Leben vorkommt: wegen einer großen Lust nimmt man eine im Verhältnis dazu kleine Unlust mit in Kauf.

599) Rousseau. Bekenntnisse (Reclam), p. 16 u. 19.

600) Merzbach. Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtslebens. Zit. bei Wulffen, Der Sexualverbrecher, p. 321.

601) S. Freud. Drei Abhandl. zur Sexualtheorie. Ges. Schr., Bd. V, p. 54.

602) Ibid., p. 56.

603) Zit. Internat. Zeitschr. f. Psychoanalyse, Bd. VI, H. 2, p. 164 f.

604) S. Freud. Drei Abhandl. usw. Ges. Schr., Bd. V, p. 57.

605) S. Freud, ibid., p. 56 f.

606) Eugen Dühren, a. a. O. p. 269.

607) Rud. Kleinpaul. Sprache ohne Worte, p. 271.

607a) Die Geste hat auch einen magischen Sinn, wie man aus einem arabischen Brauch leicht ersehen kann. „Zum Trutz, aber wohl auch zum Schutz gegen die belagernden Feinde stellten die Thaqif eine Hexe auf die Mauer ihrer Burg, die jenen den blanken Hintern weisen mußte." (Jul. Wellhausen. Reste arabischen Heidentums. Berlin 1887, p. 143.) Wie der nackte Körper überhaupt magisch wirksam ist, so kann es bereits ein winziger Teil des Körpers sein. Insbesondere greift der Mensch unter der Macht der Analerotik zum „blanken Hintern", wenn er seinem Feinde Schaden zufügen will.

608) S. Freud. Drei Abhandlungen usw. Ges. Schr., Bd. V, p. 60 u. 61.

609) Ostpreußische Sprichwörter, gesam. v. J. Sembrzycki. „Am Ur-Quell", Bd. II, p. 211.

610) E. Jones. Einige Fälle von Zwangsneurose. Jahrbuch f. psychoanal. u. psychopatholog. Forschungen, Bd. IV, p. 368.

611) Rud. Reitler. Eine infantile Sexualtheorie. Zentralblatt f. Psychoanalyse, Bd. II, p. 117.

612) Zum Thema Analerotik siehe noch S. Freud. Charakter u. Analerotik. Ges. Schr., Bd. V, ferner auch desselben, über Triebumsetzung, insbesondere der

Analerotik, ibid. Siehe auch Leo Kaplan. Bruchstücke einer Analyse. Fortschritte d. Sexualwissenschaft u. d. Psychoanalyse, Bd. I, her. v. Stekel.

613) S. Freud. Drei Abhandl. usw. Ges. Schr., Bd. V, p. 77.

614) Sadger, a. a. O. p. 542, Fußnote.

615) Zitiert von Sadger.

616) S. Freud. Drei Abhandlungen usw. Ges. Schr., Bd. V, p. 29.

617) Ibid., p. 29.

618) Ibid., p. 85 f.

619) Leo Kaplan. Die Erscheinungsformen des Eros, p. 4 f.

620) Ibid., p. 6.

621) Ibid., p. 7.

622) W. Stern. Die Entwicklung der Raumwahrnehmung in der ersten Kindheit. Zeitschr. f. angewandte Psychologie, Bd. 2 (1909), H. 5 u. 6, p. 413.

623) A. Maeder. Psychol. Untersuch. usw. Jahrb. f. psychoanal. u. psychopathol. Forschungen, Bd. II, p. 227 u. 239.

624) C. G. Jung. Wandlungen u. Symbole d. Libido. Jahrb. f. psychoanal. u. psychopathol. Forschungen, Bd. IV, p. 174.

625) S. Freud. Die infantile Genitalorganisation. Ges. Schr., Bd. V, p. 233.

626) Ibid., p. 235.

627) S. Freud. Das Tabu d. Virginität. Ibid., p. 226.

628) Karen Horney. Zur Genese d. weibl. Kastrationskomplexes. Intern. Zeitschrift f. Psychoanalyse, Bd. IX, p. 14.

629) Dsanglun, Kap. 17. In der deutschen Übersetzung von Schmidt (St. Petersburg 1845), p. 141—143.

630) Siehe dazu den oben angeführten Aufsatz von Horney.

Vom gleichen Autor erschien in unserem Verlag:

Das Problem der Magie

Eine ethnopsychologische und psychoanalytische Untersuchung

von

Leo Kaplan

190 S. Broschiert M. 5.50, in Ganzleinen geb. M. 7.50

Kaplans Werk ist das Ergebnis tiefster ethnologischer und psychoanalytischer Studien und zeigt in lichtvoller Weise, wie magisches Denken lebendig geblieben ist im sogenannten »Aberglauben« des Volkes, wie es eine Vorstufe zum religiösen Denken und oft ein Schlüssel zum Verständnis religiöser Riten ist.

Inhaltsverzeichnis

*

Die göttliche Allmacht

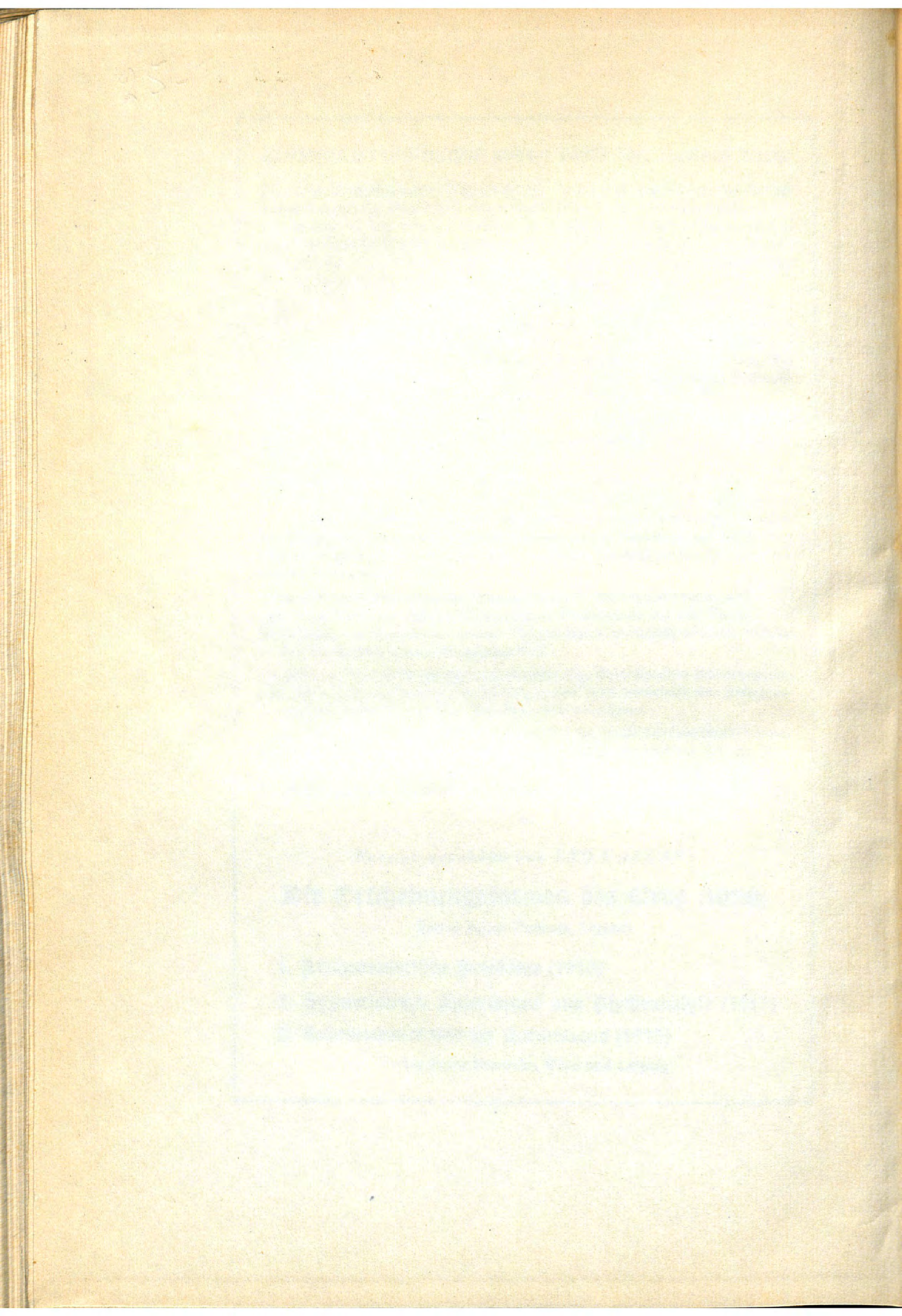
Ein religionspsychologischer und psychoanalytischer Versuch

von

Leo Kaplan

147 S. Broschiert M. 5.50, in Ganzleinen geb. M. 7.50

Inhaltsverzeichnis



KAPLAN
Einführung
in die
Psycho-
analyse

K A P L A N

EINFÜHRUNG IN DIE PSYCHOANALYSE